Italien.

Erster Theil.

Italien.

Beiträge zur Kenntniß dieſes Landes

von

Friedrich von Raumer.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Die nachstehenden Blätter enthalten nichts weniger als eine alles umfassende Reisebeschreibung, sondern berühren nur gewisse Gegenstände auf welche man die Aufmerksamkeit zeither in der Regel weniger richtete. Meine Mittheilungen sind also bloß ein Nachtrag, ein Anhang zu anderen Darstellungen, und trachten selbst in dieser Beziehung keineswegs nach einer erschöpfenden Vollständigkeit *). Andererseits habe ich durch die große Gnade hochgestellter Personen, sowie durch die nicht genug zu rühmende Freundschaft und Dienstfertigkeit gründlich unterrichteter Männer aller Art (Gesandte, Consuln, Beamte und Gelehrte u. s. w.) binnen kurzer Zeit weit mehr Zuverlässiges und Denkwürdiges

*) Erst nach Beendigung meiner Handschrift habe ich Schuberts Staatskunde von Italien zu sehen bekommen, ein Werk, welches seiner Gründlichkeit und Vollständigkeit halber, das größte Lob verdient.

erfahren und gelernt, als ohne dieſe Gunſt des Schickſals irgend möglich geweſen wäre.

Deßungeachtet glaubten mehre meiner Freunde: es ſey rathſam in den Ernſt dieſer Mittheilungen, durch den Abdruck eines Theiles meiner Reiſebriefe, mehr Mannichfaltigkeit und Unterhaltung hineinzubringen. Geſtrichen iſt jedoch faſt Alles was ſich auf perſönliche und geſellige Verhältniſſe, und auf die mir erzeigten Gefälligkeiten bezog. Das letzte geſchah wahrlich nicht aus Undankbarkeit, ſondern weil ich unzählige Male Veranlaſſung hatte, die Güte und Dienſtfertigkeit der oben genannten Perſonen zu rühmen. Den durch das Ausſtreichen bisweilen entſtandenen Mangel an Zuſammenhang und Übergang, ſowie die, trotz aller Sorgfalt unvermeidlichen Irthümer, bitte ich geneigt zu entſchuldigen.

Diejenigen, welche überhaupt nur die eine, oder die andere Hälfte meines Büchleins leſen wollen, werden durch das Inhaltsverzeichniß und die Überſchriften ohne Mühe das auffinden können, was ihnen zuſagt, und das überſchlagen, was ſie nicht anzieht.

Berlin, den erſten Januar 1840.

Inhaltsverzeichniß.

Wien . . . . . S. 1—12

Fahrt von Dresden nach Wien. Don Karlos. Fürst Metternich. Mendelsohns Paulus. Norma. Wien und Berlin.

Trieſt . . . . . S. 12—16

Fahrt über Grätz nach Trieſt. Aufnahme daſelbſt.

Venedig . . . . . S. 17—39

Anblick der Stadt. Markuskirche, Markusplatz. Pieta. Archiv. Osterfest. Muſik. Tombola. Prozeſſion. Demokratie im Jahre 1797. Kirchen. Gemälde. Atenco. Dante.

Trieſt . . . . . S. 39—72

Italien im Allgemeinen. Trieſt. Größe. Bevölkerung. Wälder. Geſchichte der Stadt. Franzöſiſche Herrſchaft. Rückkehr der Öſterreicher. Finanzen. Beſteuerung. Geiſtliche. Schulen.

Armenwesen. Handel. Börse. Lloyd. Schiffahrt. Handelsverträge. Einfuhr und Ausfuhr. Handelsgesetze. Stadtverfassung.

Venedig . . . . . S. 72—107

Untergang der Republik. Gründe. Freihafen. Schifffahrt. Einfuhr, Ausfuhr. Steuern. Einnahmen und Ausgaben der Stadt. Verhältnisse von Triest und Venedig. Fortschritte in Venedig. Verdienst der Regierung. Armenwesen. Findelhäuser. Eisenbahnen. Schulen. Heer und Flotte.

Mailand . . . . . S. 107—137

Fahrt von Venedig nach Mailand. Verona. Brescia. Lage Mailands. Theater Stradella. Dem. Marchesi. Archive. Die Scala. Donizetti. Manzoni. Palast des Vicekönigs. Triumphbogen. Namenstag des Kaisers. Gemäldesammlung. Manzoni. Ambrosianische Bibliothek. Miß Kemble. Dem. Fahrt von Mailand nach Turin.

Lombardei . . . . . S. 137—189

Frühere Verhältnisse der Lombardei. Verdienste der österreichischen Regierung. Maria Theresia. Graf Firmian. Größe und Eintheilung des Landes. Der Vicekönig. Der Statthalter. Regierungs-, Finanz- und Gerichtsbehörden. Steuerwesen. Gemeindeordnung. Handelskammern. Landschaftliche Versammlungen. Centralversammlung. Bevölkerung. Grundsteuer. Kataster. Gewerbsteuer. Kopfsteuer. Einnahmen und Ausgaben der Stadt Mailand. Verbrauchssteuern. Zölle. Staatsmonopole. Lotto.

Domainen und Forsten. Staatseinnahmen. Staatsschulden.

Lombardei . . . . . S. 190—242

Landbau. Grundfläche. Ertrag. Viehzucht. Seidenbau. Verbrechen. Findelhäuser. Uneheliche Kinder. Schulen. Gymnasien. Lyceen. Universitäten. Akademie. Kunstausstellung. Censurgesetze. Geistlichkeit. Fortschritte der Lombardei.

Turin . . . . . S. 243—265

Bekehrungen. Bluthochzeit. Gemäldesammlung. Akademie. Geselligkeit. Festtage. Klima. Hofstaat. Kirchliche Verhältnisse. Waffensammlung. Der König. Die Waldenser. Akademie.

Genua . . . . . S. 265—278

Fahrt von Turin nach Genua. Lage der Stadt. Marchese di Negro. Sicilianerinnen. Ballet. Theater Carlo Felice. Mercadantes Schwur. Pfingstfest. Schweißtuch. Politik. Die Königinn von England.

Piemont . . . . . S. 278—329

Geistlichkeit. Soldaten. Verwaltung. Staatsrath. Rechtspflege. Städteordnung. Turin. Einnahmen und Ausgaben der Stadt. Gesetzbuch. Kirchenrecht. Waldenser. Juden. Eherecht. Domainen. Majorate. Heer. Schulen. Gymnasien. Universitäten. Fortschritte aller Art. Bevölkerung. Polizei. Gefängnisse. Straßen und Gewässer. Innere Einrichtungen. Findelhäuser.

Piemont . . . . . S. 330—343

Finanzen. Steuern. Zölle. Regierungsmonopole. Eintragungsgebühren. Staatsschulden.

Genua . . . . . S. 343—365

Kultur des Landes. Ölbau. Orangen. Citronen. Wälder. Bevölkerung. Steuern. Einfuhr und Ausfuhr. Handel. Schiffahrt. Stadtordnung. Einnahmen und Ausgaben Genuas. Universität.

Sardinien . . . . . S. 365—373

Ältere Zustände. Mißbräuche. Große Veränderungen und Verbesserungen in der neueren Zeit.

Norditalien . . . . . S. 373—388

Über den Zustand des Landvolkes. Gesetze. Pachtungen. Halbler. Mezzadria. Viehbenutzungsverträge. Lob und Tadel dieser Verhältnisse.

Parma . . . . . S. 389—392

Gesetzgebung des Herzogthums.

Erſter Brief.

Wien, den 13ten März 1839.

Sonnabend den 9ten März um 11 Uhr Vormittags fuhr ich, beim ſchönſten auf Frühling hindeutenden Sonnenſchein, ab von Dresden nach Prag. Die mit Schnee leicht beſtäubten Fichten und die ſchwerer belaſteten Tannen, machten den Eindruck einer ſchönen Winterlandſchaft; ellenlange Eiszapfen welche eng aneinandergereiht die Strohdächer einfaßten, bis an die Dächer zuſammengewehter Schnee u. dgl. ließ ich mir als Staffage der Winterlandſchaft gefallen, kam um 5 Uhr nach Töplitz, aß mäßig zu Abend, und behielt noch Muth genug, für die bevorſtehende Nacht. Daß ich allein im großen Poſtwagen ſitzen ſollte, hatte, in Hinſicht auf den Raum, ſeine gute Seite. Da ſich aber mit jedem Augenblicke die Kälte vermehrte, ſo habe ich davon in dieſer Nacht mehr ausgeſtanden, als je in meinem Leben. Hemde, Jacke, Überrock, Pelz und waſſerdichter Mantel übereinander gezogen,

konnten dawider nicht ſchützen, und eben ſo wenig Strümpfe, Stiefeln, Überſchuh und Pariſer. In Prag angelangt, kroch ich auf ein Paar Stunden ins Bette, konnte mich aber kaum erwärmen, ſo war ich ausgekältet und durchgefroren. Zum folgenden Tag war nur noch ein Platz im offenen Kabriolet frei, den ich aus zureichenden Gründen nicht mochte. Länger in Prag verweilen, ſtimmte um ſo weniger mit meinen ſonſtigen Planen, da das Wetter höchſt unangenehm blieb. Alſo nach ſechsſtündigem Aufenthalte in Prag, wiederum in einen Beiwagen eingepfercht mit zwei Frauen von —. Bald ergab ſich, daß der Adel nur wiener Schein, oder vielmehr uralt iſraelitiſch war: zwei Kauffrauen, keine ſchön, und die eine ſo breit als hoch, und Mutter von 10 Kindern. Ich dachte: es ſind doch warmblütige Geſchöpfe, auch haben ſie Pelze bei ſich. Deßungeachtet blieben die Leiden bis Wien groß genug. Von Sonntag den 10ten um 3 Uhr Nachmittags, bis Dienſtag den 12ten Vormittags, nichts geſehen als unermeßliche, äußerſt blendende Schneefelder und drüber grauen Himmel; überall ſchlechtes Eſſen, und immerdar geängſtet durch die Blaſebälge des Windes, (da weder Fenſter noch Thüren ſchloſſen), immerdar frierend trotz der wechſelſeitigen Anleihen, welche jeder beim Anderen an Pelzwerk, Überwind u. ſ. w. zu machen ſuchte. Alſo bis Wien iſt an der Reiſe

nichts zu beneiden; es müßte denn das sonnenrothe Angesicht seyn, was ich wie gewöhnlich davon trug, und nun mit Crême de Perse abzudämpfen suche. — Trotz all der Leiden behielt ich guten Humor, auch waren die beiden Frauen gesprächig genug, über ihre vornehmen Kunden, Kleider und Moden, häusliches Glück und Unglück, große Anlagen ihrer Kinder, besonders des einen Kindes Levi für Gesang. Wie dieser Mutter ein anderer Sohn, durch gefärbtes Zuckerwerk vergiftet worden, machte selbst auf einen halb erfrornen Zuhörer, rührenden Eindruck. Nur einmal erhoben wir uns in höhere Regionen und ich ließ mir berichten: wie die Götter zu den Töchtern der Erde hinabstiegen, Selbstherrscher sich nicht beherrschen, die Deae minorum gentium (d. h. adliche Damen) verschmähen, und Absolutismus sich mit der Demagogie vermählt. — — —

Bestehe ich in Italien die Feuerprobe so gut, als diesmal die Frostprobe und die Fahrt von Sonnabend bis Dienstag, ohne Rast und Ruh, so kann ich von Glück sagen. Jeden Falls hat sich meine Reisekraft bis jetzt wieder bewährt gezeigt. Die größte Gefahr entstand mir in der letzten Nacht durch die kleine runde Frau. Sie reichte mit den Beinen nicht bis zur Erde, und suchte deshalb gewöhnlich eine Stütze auf der entgegengesetzten Bank. Diesmal warf sie die Beine zu hoch in die Luft, setzte sie gegen

meinen Leib und trat so tapfer darauf los, daß ich um Hülfe rufen mußte.

In Peterswalde war die Visitation rasch und leicht. Vor Wien hingegen ergriff der Visitator meinen Reisesack, und wickelte Alles und Jedes bis aufs Kleinste auseinander; selbst den falschen Zahn, den ich als Reserve mitgenommen habe. Diese Aufdeckung meiner Schwäche, kam zwar nur dem maulaufsperrenden Postillion zu Gesicht; doch hielt ich mich für berechtigt die erlittene Beleidigung dadurch zu rächen, daß ich die Zwanziger wieder in meine Tasche steckte. —

In Wien trat ich in der Stadt Frankfurt ab, welche das von Anderen ihr ertheilte Lob, vollkommen zu verdienen scheint. Stube, Bette und Mittagbrot waren, oder sind sehr gut. Auch danke ich Alles was ich zeither auf der Reise gelernt habe, lediglich diesem Wirthshause: ich weiß nun was Fleckerlsupp ist, daß Rindsbraten mit Makaroni gut schmeckt, und Hucher ein Donaufisch ist, der mit Essig und Öl verspeiset wird.

Donnerstag den 14ten März.

Ich habe mich sonst wohl (besonders unterwegs) für fleißig gehalten, und Ihr stimmtet bei, ohne mich verhätscheln zu wollen. Aus der gestrigen wiener Zeitung habe ich mich aber überzeugen müssen, daß ich eine Schnecke, eine Schildkröte, ein Faulthier bin;

im Vergleiche mit dem Cesarewitsch, Großfürsten-Thronfolger. Er hat in einem Vormittage gesehen, abgeärndtet, sich zu eigen gemacht (so daß er Nachmittags wegreisen konnte): die Antikensammlung, die Münzsammlung, die Naturaliensammlung, die Bibliothek, die Stephanskirche, die Augustinerkirche und einige wohlthätige Anstalten. —

— — Daß ich kein Großfürst und Thronfolger sey und die Welt nicht mit Riesenbeinen und Siebenmeilenstiefeln durchschreiten könne, hatte mir kein Herzeleid gemacht; mein Kollege — den ich auf der Polizei fand — brachte mich aber von Neuem zum Bewußtseyn, daß ich auch nicht einmal das Zeug zum rechten Professor habe: so gleichgültig ist mir eine gewisse Gelehrsamkeit, so gering das Wohlgefallen an meiner eigenen Weisheit, so schwach der Glaube: in diesen bannalen Professorkreisen sey das Centrum menschlicher Bildung und menschlicher Fortschritte. — —

Abends ging ich ins Burgtheater und sah 3 Akte von Don Karlos. Abgesehen davon, daß geschichtlich eigentlich im ganzen Stücke nichts wahr ist, bleibt das Meiste auf dem selbstgewählten, angeblich dichterischen Boden unnatürlich, unglaublich, unmöglich. So z. B. die fabelhafte Etikette, neben den Grobheiten, des Königs Verschlossenheit neben rathlosem Umherfragen und Ausplaudern seiner Angst um Karlos, (in Gegenwart des ganzen Hofes), die Privatvorlesung

des unpraktischen Posa, das Stelldichein bei der Eboli u. s. w. — Wie Menschen so schwebelnder, unsicherer Art darzustellen seyen, ist schwer zu sagen. Fichtner (Karlos) that sein Möglichstes Einheit in die Darstellung zu bringen und die disjecti membra poetae zu verbinden; Korn (Posa) ein geübter Künstler, aber heiser, tonlos, jetzt ohne Stimme; die Reichel (die Königinn) besser als sie sonst wohl hergebemmelt wird; die Fournier (Eboli) fließend, ohne Accente und die sonst einige Male getadelten Künste; doch kann keine Schauspielerinn die natürlichen Zweifel über den ganzen Charakter austilgen. Liebt die Eboli wirklich den Prinzen? ist sie bloße Kokette, versucht sie ob mit Karlos, oder Philipp der beste Handel abzuschließen sey? u. s. w.

Freitag den 15ten März.

Gestern früh ging ich zuerst zu Hrn. Gubernialrath Burger, dem Verfasser der lehrreichen Reise nach Oberitalien. Wir sprachen viel über Landbau, Pachtungen, bäuerliche Verhältnisse u. s. w.

Um 12 Uhr zum Fürsten Metternich; — der Hauptzweck meiner Reise nach Wien. Nach all den erhaltenen Lehren und Warnungen (von denen ich das gerade Gegentheil zu thun entschlossen war) hätte ich wohl ängstlich und zweifelhaft seyn sollen. Ich war es indessen gar nicht, überzeugt, daß mit einem

wahrhaft überlegenen Staatsmanne, der offene, gerade Weg der beste ist. Des Fürsten erste Frage betraf den Zweck meiner Reise, den ich kurz und offen angab. Der Fürst ergriff hierauf das Wort und sagte ungefähr Folgendes *).

So der wesentliche Inhalt einer Audienz von 1½ Stunden. Ich sprach so wenig als möglich und der Fürst hielt einen fortlaufenden Vortrag, mit der Offenheit, der Klarheit, dem praktischen Sinne, der Entfernung von leeren Abstraktionen, die den überlegenen Staatsmann charakterisiren. In der That ein ganz anderer und ein viel edlerer und grandioserer Styl, als die Finessen, Reticenzen, Zweideutigkeiten und Lügen T—'s und seiner Sophistenschule.

Mehre Male fragte der Fürst: sind Sie nicht meiner Meinung? Ihm konnte an meiner sehr aufrichtigen Beistimmung nichts gelegen seyn; wohl aber freute ich mich, das was ich von Anfang an über die kirchlichen Angelegenheiten in Berlin vergebens gepredigt habe, in allen wesentlichen Punkten durch den ersten

*) Der Fürst sprach hauptsächlich über die kirchlichen, dann auch über die französischen und italienischen Angelegenheiten. So anziehend und lehrreich all das Gesagte war, würde die öffentliche Mittheilung desselben, doch eine große Indiscretion seyn, welche ich um so weniger begehen darf, da ein solches Verfahren mir an Anderen höchlich mißfällt.

Staatsmann Europas beſtätigt zu hören. Wenn ich vielleicht mehr Beſorgniß fühle vor prieſterlichem, adlichem, königlichem Abſolutismus, ſo iſt dies die natürliche Folge davon, daß ich kleiner Menſch nur dem Herrſchen zuſchaue; der Fürſt aber fühlt, er ſey im Stande als Herrſcher die Gefahren zu bändigen.

Sonntag den 17ten März.

Freitag den 15ten beſuchten mich Herr B— und Herr W—. Mit jenem ſetzte ich meine ſchon erwähnten Geſpräche fort und kam auch auf die theologiſchen Heirathsangelegenheiten. Er bemerkte, daß nach dem Beiſpiele der preußiſchen, auch die öſterreichiſche Geiſtlichkeit anfange Forderungen zu machen und Grundſätze auszuſprechen, welche über den Buchſtaben des Geſetzes hinausgingen, aber an manchen Orten allerdings durch den Gebrauch unterſtützt würden. Im Ganzen habe hier der proteſtantiſche Geiſtliche mehr Einfluß in den Familien, ſey thätiger und auch wohl ſtrenger als der katholiſche. (Das gewöhnliche Verhältniß der Zurückgedrängten, zu den Herrſchenden.) Übertritt vom Proteſtantismus habe gewöhnlich äußere Gründe; zum Proteſtantismus gingen faſt nur Bauern über, bisweilen Anſtoß am laxen Leben ihrer Geiſtlichen nehmend.

— Abends lernte ich bei der Kronſer Fournier die Schröder und Weißenthurn kennen, beide theilnehmend und intereſſant. — An Mittheilung theatraliſcher

Anekdoten fehlte es nicht. Zur Probe folgende. Böttiger ſitzt der H — bei Tiſche gegenüber, nimmt eine Roſe aus einem Blumenkorbe und ſagt: dieſer zarten Pflanze gleicht unſere gefeierte Freundinn! In demſelben Augenblicke fallen alle Blätter der Roſe zu Boden. — Nachdem die Händel Schütz die Maria Stuart dargeſtellt, klagt ſie gegen die Schröder über Erſchöpfung. Allerdings, erwiedert dieſe, wird das Gemüth von den Worten des Dichters lebhaft ergriffen. — Nicht die Worte, fährt die Schütz fort, haben mich fatiguirt, ſondern daß ich die lange Scene hindurch mich unbeweglich in der Attitüde habe halten müſſen, in welcher Vandyk die Königinn gemalt hat.

Geſtern, den 16ten früh, zeigte das Thermometer neun Grad unter Null, und es wüthete ein furchtbarer, mehr als eiskalter Sturm. Heut iſt die Kälte geringer, aber Alles weiß von liegenbleibendem Schnee. Einerſeits ſprechen die Leute, als gehe man der ärgſten Lebensgefahr entgegen, wenn man nach Trieſt reiſe; andererſeits ſind alle einig, der Briefcourier ſey weit die bequemſte, ſicherſte, ſchnellſte Gelegenheit, beſſer als Extrapoſt und eigener Wagen. — Am Tage der gefürchteten Tag- und Nachtgleiche fuhr ich von Rotterdam nach London, und das Meer war ſo glatt wie ein Spiegel; vielleicht geht auch diesmal Froſt und Sturm meiſt vor der Abreiſe vorüber. Wie dem auch ſey: ich laſſe mich nicht einſchüchtern

und irre machen, und Ihr ſeyd gottlob auch keine ängſtliche Naturen, ſonſt würde ich Euch derlei Lamentationen und Weiſſagungen nicht ſchreiben.

Montag den 18ten März.

Geſtern war ein muſikaliſcher Tag. Von halb 1 Uhr bis gegen 3 ward im großen Redoutenſaal (bei Lichte) Mendelsſohns Paulus aufgeführt. Man hatte zur Abkürzung allerhand, insbeſondere alle Choräle weggelaſſen, wodurch dem Werke, ich möchte ſagen der antik beruhigende Chor, oder die Gemeine fehlte. Müßte ich kürzen, würde ich vielleicht etwas Anderes geſtrichen haben, wodurch nicht ein Hauptglied, eine ganze Gattung der Compoſition verloren geht. Sonſt war die Aufführung löblich, die Aufnahme günſtig, und der große Saal ganz gefüllt. Hr. Krauſe trug die Baßpartie mit ſchöner, würdiger Stimme vor, und Dem. Tuczek ſang, beſonders das Jeruſalem, mit einer zu Herzen gehenden Stimme auf die innigſte, rührendſte Weiſe. Auch die Chöre verdienten Beifall: der Alt war z. B. ſo ſtark beſetzt wie es ſich gebührt, aber ſelten geſchieht, und beim Diskant klangen die hohen Töne (g, a) rein und weich, während ſie bei uns oft ſchwanken, gequetſcht oder herausgeſchrien werden. Iſt dies Folge der ſchlechteren Schule, oder der ſchlechteren Kehlen? Das ganze Werk machte auf mich wiederum einen großen, wahr-

haft künſtleriſchen Eindruck, und Mendelsſohn hat doch das beſſere Theil gewählt, daß er (wie einſt der große Sebaſtian Bach) in dem ſtillen Leipzig aus dem Brunnenquelle ächter Kunſt ſchöpft und nicht ſein Talent vergeudend — — —.

Abends im Kärnthner Thor Theater, Norma. — Wild, eine Ruine, der ſich mit Accentuiren und Preſſen hilft; Staudigel, eine ſtarke treffliche Baßſtimme. Die Lutzer mehr Ton und Klang als die Löwe, aber weniger Eleganz und Spiel. — Die Compoſition halte ich ferner für ſchlechter, als manche andere Belliniſche. Dieſe bekünderte, verſchlimmbeſſerte Veſtalinn, iſt ein geringes Machwerk im Vergleich mit Spontinis dauerndem Kunſtwerke. Das Gegurgele, Maulausſpülen, Hinauf- und Hinabſpringen, chromatiſches Umherlaufen, Überſchreien und Lispeln, und zwar beim Lieben, Klagen, Haſſen, Wüthen, Beten, ohne Unterſchied, iſt für mich das non plus ultra der Antimuſik, der Dramatik, eine bettelhafte, zuſammenflickte Lumpenpracht. —

— — — In Wien, wo die größten Genien, Haydn, Mozart, Beethoven, neue muſikaliſche Welten entdeckten, wo ſo ſchöne Talente wie Salieri, Winter und ſelbſt der heitere Wenzel Müller bekanntere Gegenden anbauten, — ſcheint jetzt der leerſte Klingklang zu herrſchen, oder die falſche Münze curſirt doch ohne Rüge neben der ächten als vollgültig.

Die Zeit hat mir nicht erlaubt diesmal die Merkwürdigkeiten und Kunſtſchätze Wiens wieder zu ſehen, die Stadt ſelbſt hat aber auf mich den früheren Eindruck gemacht. Berlin erſcheint dagegen wie ein Emporkömmling, der ſich ſchön und geſchmackvoll eingerichtet hat. Hier hat Alles tiefere Wurzeln, der Staat iſt viel größer, das Land trägt viel mehr zu, der Reichthum übertrifft weit den preußiſchen und ſteht nur dem engliſchen nach. Wir pochen auf eins, weil wir fühlen daß wir darohne Nichts ſind, den Geiſt! Iſt denn der aber wirklich ſo viel größer in Berlin, als hier; und haben nicht manche, die ſich für Wächter des preußiſchen Zions ausgeben, gar viel gethan um ihn in den letzten Jahren zu hemmen, zu beſchränken, zu beſchneiden, einzuſchüchtern, zu neutraliſiren? — —

Dienſtag den 19ten März.

— Aber auch in der Wiſſenſchaft finden wir manche wunderliche Abgränzung der Fähigkeit und Unfähigkeit, ja der Kenntniß und Unkenntniß auf demſelben Felde. Beim Grafen S. Aulaire ſprach ich z. B. einen Franzoſen, der war in Ägypten, Syrien und Konſtantinopel zu Hauſe, glaubte aber doch: der nächſte Weg von Berlin nach England gehe über Stettin, durch das baltiſche Meer.

Trieſt, den 23ſten März.

Man muß aufs Schlimmſte gefaßt ſeyn, iſt ein ſehr gutes und von mir auch diesmal bewährt gefundenes Sprüchwort. Zuvörderſt fand ſich, daß der Briefeilwagen zwar nicht hermetiſch verſchloſſen, aber doch viel dichter und ohne Vergleich bequemer war als diejenigen, in welchen ich mich von Dresden bis Wien hatte abquälen müſſen. Ferner ſaß neben mir, in dem bloß für zwei Perſonen eingerichteten Vorderſitze, ein Kaufmann D —; wir hatten Raum vollauf für Oberleib und Beine. Auch fuhr man ſo raſch als die Umſtände es irgend verſtatteten. Aber freilich, dieſe Umſtände verſtärkten die Schattenſeite. Schon von Wien aus waren die Wege ſchlecht; nun verwandelte ſich der Froſt als wir dem Sömmering nahten, in Schnee und Eis, und dies hat uns (wenige Stellen ausgenommen) begleitet bis vor Trieſt. Ja ſeit Berlin, vom erſten bis 22ſten März, hat es keinem Tage an dieſem Wintervergnügen gefehlt; nun kommt der Lehrcurſus des Regnens, dann wahrſcheinlich ſogleich der Hitze.

Was den ganzen Weg von Wien bis hieher anbetrifft, ſo iſt er unter den vielen, welche ich kenne, ohne Zweifel der am wenigſten ſchöne und anziehende. Schon der über Klagenfurt nach Italien verdient den Vorrang, noch mehr der über den Brenner, und in noch größerem Maaße alle die übrigen, welche abendlicher

liegen. Dennoch mußte ich ihn wählen, weil er mir unter allen unbekannt, und in dieſer Jahreszeit zugänglich war, weil ich den F. M. und einige andere Perſonen in Wien ſehen und Trieſt kennen lernen wollte. Wer nicht durch ähnliche Gründe beſtimmt wird, hat Unrecht über Wien und Grätz nach Italien zu gehen.

Einzelnes verdient jedoch auch hier Lob. Trotz der ungünſtigen Jahreszeit erfreuten mich die Thäler der Mürz und Muhr, mit ihren mannigfaltig geſtalteten Bergen. Bald höher, bald niedriger, bald hervor-, bald zurücktretend, von Thälern durchſchnitten; — Vorzüge, deren ſich z. B. das ſonſt ſo ſchöne Thal von Meißen nach Dresden nicht rühmen kann.

Mittwoch den 20ſten hatten wir das ſchönſte Wetter, ja die Sonne ſchien ſo hell auf Eis und Schnee, daß die bläuliche Brille ſehr gute Dienſte leiſtete. Abends kamen wir nach Grätz, das in einer weiteren Ebene liegt und mit ſeiner Burg anſehnlich genug erſcheint. Das ſchönſte was ich daſelbſt ſah, war ohne Zweifel das Dienſtmädchen, welches Abends im Wirthshauſe aufwartete. Der Verſuch, mit ihr ein Geſpräch anzuknüpfen, hatte jedoch Schwierigkeiten; nicht der Verſchiedenheit des Alters halber, ſondern weil jeder ſein eigenes Deutſch redete. Übrigens ließ ich in aller Stille in ſteierſchem Weine meine bewährte Freundinn v. B— leben, deren Geburtstag in der Umgegend heut zwar den Frühling

verkündete, den Winter aber nicht ganz aus dem Felde schlagen konnte.

Von Laybach bis Sessana schneite es, dann folgte starker Regen. Durch die oft beschriebenen Steinwüsten hindurch, erreichte ich Optschina, und obgleich Himmel und Erde trübe waren, erfreute es mich doch sehr, hinabzublicken auf den Eingang Italiens und das adriatische Meer. Die fest gebaute, sich an den Bergen hinabwindende Straße, gewährte die mannigfachsten Gesichtspunkte. Vom Frühlinge (mit Ausnahme wenigen Grases und einiger blühenden Aprikosenbäume) war aber gar keine Spur. In der Locanda grande hat mein Zimmer die Aussicht auf Meer und Hafen. Übrigens freute auch ich mich in den den Hafen eingelaufen zu seyn. Würden die mich Beneidenden 2½ Tage und 3 Nächte ununterbrochen im Wagen wie Füchse geprellt und wach erhalten, sie würden (der Leiden des Wetters nicht zu gedenken) großentheils gern umkehren und sich zu Nikolais Partei schlagen.

Zweiter Brief.

Trieſt, den 25ſten März.

Wahrlich, der Anfang der Reiſe als Reiſe, war von Berlin bis Trieſt ſehr ſchwer; aber hier iſt auch erſt der eigentliche Anfang meines Forſchens und Lernens. Darf ich nun von Trieſt auf ganz Italien ſchließen, ſo iſt es unmöglich eine beſſere Aufnahme zu finden, oder ſich zu erſinnen. Conſuln, Kaufleute, Geſchäftsmänner, Gelehrte, ſelbſt Damen wetteifern mir Belehrungen zukommen zu laſſen und mir den Aufenthalt angenehm zu machen. In einer Stunde ſehe, höre und lerne ich mehr, als ein auf Gaſtwirthe und Lohnbediente angewieſener Fremder, in langer, langer Zeit zu erfahren im Stande iſt. Die Ergebniſſe meiner Fragen und Forſchungen über Trieſt ſind bereits ſo reich, daß ich ſie überdenken und mit venetianiſchen Anſichten vergleichen muß, bevor ich im Stande bin ſie überſichtlich zuſammenzuſtellen. Deshalb begnügt Euch heute mit dem einfachen, aber doch charakteriſtiſchen Tagebuche. — —

Die neue Stadt (und der größte Theil iſt neu), hat gerade, hinreichend breite Straßen, und iſt mit den größten Quadern trefflich gepflaſtert. Geſtern zum Palmſonntage waren viel Landleute mit Ölzwei-

gen und Portogalli geschmückt in der Stadt. Die Männer meist mit wärmenden Mützen und braunen Röcken; die Weiber gewöhnlich gekleidet, ausgenommen daß die Schuhe den oberen Theil des Fußes fast ganz bedecken und nur einen schmalen Einschnitt haben (vielleicht der steinigen Wege halber) und daß ein weißes hinten herabhängendes und geschmücktes Tuch, um den Kopf gewickelt ist. — — —

Dritter Brief.

Venedig, den 28sten März.

Dienstag den 26sten Abends um 11 Uhr ging das Dampfboot bei günstigem Wetter von Triest ab. Nach gesundem durch keine Seekrankheit gestörten Schlafe, war ich mit Tagesanbruch auf dem Verdecke und sah wie die Sonne aus dem Meere aufstieg, und mit ihren Strahlen Venedig erleuchtete.

Sowie schon dreimal, hat Venedig auch dies vierte Mal den größten, einen unwiderstehlichen, mit keinem andern zu vergleichenden Eindruck auf mich gemacht. Auch sind die Gründe, die Bestandtheile, es ist das Gedachte, Gesehene, Gefühlte anders als irgendwo

in der Welt. Himmel und Erde, Leben und Tod, Geſchmack und Ungeſchmack, Vorzeit, Gegenwart und Zukunft begegnen ſich auf die eigenthümlichſte Weiſe. So Vieles iſt außer aller Regel, ja wider alle Regel, und doch wiederum über aller Regel. Wenn ſich, dem von Lido Kommenden, der Dogenpalaſt, die Säulen, die Piazzetta, der Campanile, der Orologio, die Procuratien und S. Marco vor den Augen entfalten, wenn ſo viele Wunder dem Meere entſteigen; — wer könnte da vor Freude, Erſtaunen und Begeiſterung zur trockenen Kritik etwa über Säulen- und Fenſterſtellung kommen! Ich bin wenigſtens, gottlob, weder vor 22 Jahren, noch jetzt ein ſolcher Stockfiſch geweſen. — Doch mußte ich, nach der Landung, auch der gewöhnlichen Bedürfniſſe gedenken, und wandte mich, die übertheuern Wirthshäuſer verſchmähend, zu der mir von Männern meines Gleichen empfohlenen Luna. Ich verlangte (was in Venedig doppelte Bedeutung hat) eine helle, wenn auch hoch gelegene Stube. Man brachte mich in eine ſolche; ſie war aber vom Fußboden bis zur Decke ſo niedrig, daß Perſonen von der Leibeslänge unſeres Neffen, auch ohne die Ampliſikation der kriegeriſchen Hauptbedeckung, auf den Knien darin herumſpazieren müßten. Deshalb erniedrigte ich mich, um die Stube zu erhöhen. Die mir hierauf vorgeſchlagene gab in jener Beziehung nichts zu erinnern, war rein und

zweckmäßig meublirt, Bette, (hinreichend für die Milder) Sopha, Polſterſtühle, zwei Spiegel u. ſ. w. Ausſicht neben der Wohnung des Statthalters hinweg, über deſſen Garten (dem einzigen innerhalb der Stadt) weiter rechts jenſeit des Waſſers S. Georgio maggiore, die Sonne täglich vor meinen Augen aus dem Meere emporſteigend. Was man in Venedig nirgends ſieht, der Frühling, entwickelt ſich vor meinen Augen. Ich fand es ſehr natürlich, daß der Wirth ſagte: dieſe Stube ſey ſehr theuer; und beſchloß (Nikolais gedenkend) trotz meiner Begeiſterung/ reſolut zu handeln und zu dingen. Als aber der Mann für den Tag zwei Zwanziger forderte (drei machen einen Gulden) verſchwanden plötzlich alle feindſeligen Vorſätze und ich antwortete (der Wahrheit gemäß) kurzweg: ich ſey zufrieden. Von einem Lohnbedienten durch das Labirinth der Stadt geführt, habe ich eine große Zahl von Empfehlungsbriefen ausgeſäet, die hoffentlich Früchte tragen werden. — —

Freitag den 29ſten März.

Ich halte den Brief zurück, da ihr von mir aus Trieſt Nachricht habt, und der Stoff zu Reiſeberichten gering ausfallen dürfte, ſofern ich nicht von allbekannten Dingen ſpreche. Warum aber pedantiſch den Vorſatz feſthalten hierüber zu ſchweigen, wenn ſich Eindrücke, Gedanken und Urtheile aufdrängen?

So erinnert die Markuskirche allerdings an die Sophienkirche in Konstantinopel; ist aber doch wiederum so ursprünglich, so voll von unzähligen, eigenthümlichen Kunstwerken, aufgeführt unter so außerordentlichen Umgebungen, daß von ihr Bücher zu schreiben wären und geschrieben worden sind. Weniger grandios wie S. Peter, weniger ernst wie der mailänder Dom; doch darf sie sagen: anch' io sono chiesa, und geht unbesiegt, ja in gewisser Beziehung unvergleichlich, aus dem Wettkampfe hervor. Vergestern Abend sah ich sie mit Lichtern und Lampen erleuchtet, wo sich das als Wahrheit bot, was man sonst höchstens als Dekoration zu erreichen sucht. Einerseits wirkt außerdem die Pracht, die Feierlichkeit, die Festlichkeit und der äußerlich heraustretende Glaube des Katholicismus; andererseits störte mich, wie so oft, das Schwatzen, Hin- und Herlaufen, und das, man kann wohl sagen Geplärr des Geistlichen. Reiner klang der dazwischen einfallende Chor, wo die obenliegende Terz am Schlusse, auf ein weiteres geistliches Gespräch hinweiset. — Als ein wohlgekleidetes schönes Mädchen, vor einem ganz kleinen, unter Glas verwahrten Heiligenbilde in gläubigem Eifer niederkniete, war ich im Begriff sie mit Hintansetzung alles Protestantismus zu loben, ja zu beneiden. Sobald sie aber in ihr Schnupftuch spukte und das Glas

reinigte, um es hierauf zu küssen, entschwand mir schnell diese fata morgana.

Hierauf ging ich zur Pietà, und hörte (gleichwie sonst) sehr mittelmäßige Compositionen, sehr mittelmäßig singen. Auch das ehemalige Taktschlagen, daß die Kirche wiederhallt, ist noch an der Tagesordnung; deßungeachtet waren die Anführerinn und ihr Heer selten ganz beisammen. Ich eilte ins Freie, wo Himmel und Erde ganz andere Chöre aufführten. In Purpur war die Sonne jenseit S. Maria della Salute untergegangen, und der große Kanal spiegelte ernster und dunkler zurück, was der Himmel ihm darbot. Gegen Morgen über Lido erhob sich der Mond mit blender Strahlenkrone, und ihm zur Seite stand Jupiter in glühenderem Lichte. Gerade über dem Campanile endlich bewegte sich Venus, gleichsam tanzend je nachdem man seine Schritte so oder so wandte. Diesem himmlischen Schauspiele gegenüber machten die sich umtreibenden, lumpigen, schreienden, zankenden Menschen, einen geringen, demüthigenden Eindruck.

Sonnabend den 30sten März.

Der Markusplatz und die Piazzetta sind das Paradies Venedigs; dann folgt fast auf allen Seiten das Purgatorium, und zwar im medicinischen weit mehr als theologischen Sinne. Doch haben die Österreicher be-

wirkt, daß die italieniſche Unreinlichkeit aus jenem Paradieſe vertrieben worden. Wie es meiſt in den häuslichen Purgatorios ausſieht, läßt ſich mit Anſtand nicht beſchreiben.

Mit dem Namen derer die ich beſucht habe und die mich beſuchten, will ich Euch nicht ermüden. Von jeden habe ich etwas gelernt und werde durch weitere Mittheilungen noch mehr lernen. Das Oſterfeſt bringt jedoch einigen Stillſtand in dieſe Bemühungen. Nun bin zwar nicht der Meinung eines aus Süditalien zurückkehrenden Holländers, welcher mir geſtern ſagte: wenn er von Kirchen und Cäremonien höre, begebe er ſich auf die Flucht; wohl aber gemahnt es mich hier, als ſey der Markusplatz unter Dach und Fach gezogen und der Markt in der Markuskirche zur Meſſe geworden. Es ſcheint ungefähr daſſelbe Thema variirt, nur draußen im $^3/_8$ Takte und drinnen tempo di Minuetto. Wenigſtens war der ſogenannte Geſang in der Markuskirche geſtern in der That horribel und zum Davonlaufen.

Beſſer befand ich mich vorgeſtern Abend in der Familie des Hrn. Rath T—, hatte aber (ſo wie oft) Gelegenheit zu bemerken, daß es italieniſche, ja deutſche Dialekte giebt, die ich nicht verſtehe. Doch bin ich ein homo doctissimus im Vergleich mit manchen anderen Reiſenden. Ich ſah hier einen Deutſchen,

welcher sehr wenig Französisch und gar kein Italienisch verstand.

Dem Leibe ergeht es übrigens hier schlechter, als der Seele. Man wies mich in eine angeblich vortreffliche Trattoria, wo aber das Essen so erbärmlich war, daß ich nur wenig genießen konnte und mir doch den Magen verdarb. Gestern in der Europa war es besser, aber auch nichts weniger als ausgezeichnet. Heute gab es: Wasserſuppe (mit Käse zu veredeln), getrocknete Fische (Stinten vergleichbar), sehniges Rindfleisch mit Kohlrüben, steinhartes gekochtes Hammelfleisch mit sauren Kartoffeln u. s. w. Eine Portion Rostbeaf ist zehn Mal so viel werth als die ganze Reihe von schlecht erfundenen, schlecht angeordneten und schlecht gekochten Gerichten. Auch hätte ich meine ganze Erstgeburt der Berühmtheit, für eine gute Portion Brühsuppe verkauft; wird doch überhaupt diese Berühmtheit in Triest zum letzten Male aufgeflackert haben, wie eine ausgehende Lampe. Wenigstens habe ich meinen literarischen Paß, als remplaçant hervorgesucht. Zur Minderung des guten Humors drängt sich ferner mehre Male die Bemerkung hervor: daß ich unter allen mich umgebenden Reisenden der älteste und grauhaarigste bin, und jeder mich zu fragen scheint: warum ich nicht in ruhiger Zufriedenheit daheim bleibe. Auf die Antwort: ich wolle mich über Städteordnungen, Fleischsteuer,

Straßenreinigung, Bettelei, kleine Kinderschulen u. s. w. u. s. w. unterrichten, liegt die Entgegnung nahe: auch daran fehle es zu Hause nicht. — Also besser lautet der Vorwand: ich will das venetianische Archiv kennen lernen! Gestern sah ich dasselbe zum ersten Male: eine in unzähligen Stuben und Sälen aufgestapelte so ungeheure Masse, daß Millionen Würmer daran Jahrhunderte zu zehren haben, und tausend literarische Vielfraße sie in tausend Jahren nicht durchlesen können. Ehemals hätte mich hiebei wohl Schmerz über die menschliche Schwäche ergriffen; kühner geworden, solcher Papierweisheit gegenüber, klage ich jetzt vielmehr die menschliche Thorheit an. Die Anordnung im Ganzen und Großen ist vortrefflich und löblich; aber Inhalt und Werth des Einzelnen bleibt terra incognita, und kann von den wenigen angestellten Seglern nicht entdeckt werden. Diese Massen liegen wahrscheinlich lange, lange Zeit unbenutzt, bis ein Unfall oder ein Anhänger des Chalifen Omar sie zerstört. Denn daß ein Paar berliner Professoren hie und da Einiges benagen, ist nicht der Rede werth. Wäre der Gesammtinhalt wirklich Geschichte, und müßte wenigstens ein professor Historiarum ihn kennen; so hätte ich Anspruch so lange zu leben wie der ewige Jude. In meine hohenstaufische Zeit fallen aber nur etwa vier Bände, von denen obenein vieles gedruckt ist. Zur näheren Durchsicht wird sich hoffentlich noch Zeit finden.

Sonntag den 31sten März.

Zur Musik in der Markuskirche hatte man heute, am ersten Osterfesttage, Musiker zu Hülfe genommen; so klang es besser als an den vorigen Tagen, wo die Theologie auch die Kunst ersetzen sollte. Störend war aber, der vielen Menschen halber, zum ersten Male der Knoblauch, welcher mit dem Weihrauch eine unaufgelöste Dissonanz bildete. — Nachmittags ging ich in die öffentlichen Gärten. Keine Vornehmen, aber viel Volk. Nichts Ausgezeichnetes; man müßte denn die eigenthümlich gekleideten Wasserträgerinnen hervorheben. Einige Mädchen hübsch, oder pikant; keine Schönheit im höheren Sinne. Weder Musik, noch Essen, noch Trinken, noch Tanz; aber viel Geschrei. Der venetianische Dialekt in voller Blüthe; weich, sofern z. B. ce und ci wie ße und ßi ausgesprochen wird; aber klanglos durch Verschlucken, oder Verkürzen der Silben und Vokale. Er verhält sich zum Römisch-florentinischen, wie das Portugiesische zum Spanischen. Mag sich in Florenz Pedanterie eingemischt haben; doch bleibt es ein Gewinn, daß das Italienische nicht in gleichgestellte Dialekte zerbröckelt ist, sondern Einer altioris indaginis die literarische Oberleitung übernommen hat.

Gegen Abend fuhr ich, im Pelze wohlverhüllt, erst nach der Giudekka, dann durch den großen Kanal zurück. Einzelne Gebäude sind an diesem gereinigt und ha-

ben ein wohnliches Ansehn; aber was will dies sagen gegen die Masse derer, welche zu erhalten die Mittel fehlen? Ehemals stiegen die Paläste aus den Fluthen empor, wurden mit unzähligen Kunstwerken geschmückt, durch glänzende Feste verherrlicht: — und jetzt gilt es schon für etwas Außerordentliches, wenn eine zerbrochene Fensterscheibe eingesetzt, und eine ausgefallene Thür wieder eingerenkt wird. Tausend Gründe werden dafür angegeben; der größte, nachhaltigste, fortwirkendste (sagen ernster Gesinnte) ist die Faulheit. Wird Müßiggang auch nicht immer aller Laster, dann doch des Elends Anfang.

Vierter Brief.

Venedig, den ersten April.

Heute vor einem Monate verließ ich (dem Datum nach) Berlin. Wie viel des Unangenehmen und Angenehmen, ist mir in dieser kurzen Zeit widerfahren, und doch stehe ich erst am Eingange Italiens. Das zeigt auch heute Morgen wieder mein Thermometer. 9° über Null in der Stube und 4½° draußen. Das geöffnete Kamin giebt mehr Zug, als Wärme; so muß

der Pelz nebst Zubehör meist den Ofen ersetzen, und ich warte auf die späteren Stunden des Tages. Mir scheints: die Italiener können mehr Kälte und mehr Hitze, ohne Gegenmittel, ertragen, wie die Nordländer. So war z. B. gestern Abend kein Zimmer des Casinos geheizt, wohin mich Herr T — führte; obwohl es so kalt war, daß man in Deutschland einen allgemeinen Jammer erhoben hätte. An 300 Herren und Damen waren versammelt, um der tombola, des Lottos willen, welches hier (wie ich höre) leidenschaftlich geliebt wird. Jeder kauft sich Täfelchen mit leeren, und mit verschiedenen Zahlen bedeckten Fächern. Wer zuerst die 15 zählenden Fächer besetzt hat, gewinnt einen Geldpreis (gestern etwa 40 Gulden); die beiden nächstfolgenden Gewinne sind andere, vorzugsweise für Damen brauchbare, Gegenstände. Erst um halb 11 Uhr begann die Ziehung, und weit die meisten der 90 Nummern waren schon heraus, bevor der eine 15 Nummern angelegt hatte. Nach einer Stunde ward auch der letzte Gewinn gewonnen, — oder verloren. Denn es verloren ja Alle, bis auf Drei, und die Lotteriegewinnsbewegungen entwickeln und steigern sich in dem Maaße, als man auf 12, 13, 14 steht, und zuletzt doch leer ausgeht.

Von Schönheiten, wie sie die alte venetianische Schule zeigt, war nichts zu schauen. Dieses Geschlecht (sagte mir jemand) ist ganz ausgestorben. Und

doch ſah ich in Brügge, in Florenz, in Rom noch Geſichter und Geſtalten umhergehen, wie ſie auf Bildern dieſer Schulen für immer leben.

Mittwoch den 5ten April.

Die Feſttage, welche nichts Ausgezeichneteres darboten, und den Gang des gewöhnlichen Lebens unterbrachen, ſind nun vorüber, und Läden, Sammlungen, Bibliotheken und Geſellſchaften öffnen ſich wieder. Eine Votivprozeſſion der Seeſoldaten am Sonntage, zeigte geiſtliche und kriegeriſche Exercizien in ſonderbarer Miſchung. Als die Hoſtie vorbeikam, zweifelte ich nicht, ob ich mit Allen den Hut abziehen ſollte; wohl aber: ob ſich in der Lehre von der Brotverwandlung das tiefſte Geheimniß des Glaubens, oder die größte Abgeſchmacktheit des Aberglaubens offenbare? Herr hilf meinem Unglauben!

Ich ſtudire ſehr fleißig in der lombardiſchen Geſetzſammlung, und habe (neben wichtigeren Dingen) auch gefunden, daß die Homöopathie des Dr. Nahremann (sic) verboten ſey, und die Kinder in den Schulen das Converſationslexicon nicht leſen, und den Abtritt nicht verunreinigen ſollen. Jenes Verbot ward aufgehoben (wegen Hahnemann); das letzte wird von Alten und Jungen tagtäglich arg übertreten.

Freitag den 5ten April.

Überall wohin ich komme hat Graf S—, in Folge der Empfehlung des Fürsten M—, mich bereits angekündigt und ich finde die zuvorkommendste Aufnahme. So auch gestern im Archiv. Für das 12—13te Jahrhundert sind jedoch nur 2—3 Bände vorhanden, die ich in wenigen Stunden durchlaufen konnte. Indessen war die Ausbeute für die geringe Masse und Zeit, sehr erfreulich. Ich fand einen Vertrag der Venetianer mit Manfred, welcher ganz die Grundsätze der englischen Schiffahrtsakte enthält; ferner einen Vertrag Gregors IX mit Venedig, auf Bekriegung und Theilung des sicilischen Reichs; endlich eine Urkunde Konrads, worin er Manfred als Vormund und Regenten Apuliens anerkennt und bestätigt. — So ward ich aus der Gegenwart zu meinen Hohenstaufen zurück versetzt.

Über die arge Weise, wie hier zur Zeit der französischen Freiheit die literarischen und Kunstschätze mißhandelt, ja vernichtet wurden, höre ich von allen Seiten klagen. Die in S. Georgio eingelegten Soldaten bezahlten z. B. ihre Überfahrt über den großen Kanal jedesmal mit einem Buche, was der Gondolier sogleich als Macularur in den Kramladen verkaufte.

Ich durchblättere die Gesetze und Bekanntmachungen der demokratischen Republik Venedig vom Jahre

1797. Welche trunkene Hoffnungen, welch gränzenloſes Entzücken, welche überrhetoriſche Sprache; und dann fallen in dieſes Paradies hinein: Raub, Plünderung, Einquartierung, erzwungene Steuern, mit höflichen Reden verdeckter Hohn der Franzoſen, und Bonapartes Greifenhand. Doch waltete damals Bewunderung für ihn noch vor, und die destinées Venedigs waren noch nicht accomplis. Ein Credo, was ſich ähnlich in Bezug auf das Direktorium findet, ward ſchon den 16ten April 1797 in Botzen gedruckt. Ich theile es Euch der Merkwürdigkeit halber mit: Libertà, Eguaglianza. Credo repubblicano. Credo nella Repubblica francese una e indivisibile, Creatrice dell' Uguaglianza e della libertà. Credo nel General Bonaparte suo figlio unico diffensore nostro, il quale fu conceputo da gran spirito, nacque da madre virtuosissima. Pati sopra monti e colli, fu da tiranni vilipeso e sepolto. Discese nel Piemonte, il terzo di risuscitò in Italia. Sali in Mantova, ed ora siede alla destra di Vienna, capitale dell' Austria. Di là ha da venire a giudicare i violenti Aristocrati. Credo nello spirito della Generalità francese e del Direttorio di Parigi, la distruzione de' nemici della virtù nima remissione alla tirannia, la risurrezione del diritto naturale dell' Uomo, la futura pace, libertà, eguaglianza, fratellanza eterna; cosi sia!

Giebt es jetzt nicht noch ähnlichen Aberglauben? Wollen die Umtriebe und Intriguen in Paris nicht noch Vielen für das höchste des développement humain und das edelste Zeugniß ächter Freiheit? — Trefflich hat Rothomb in Brüssel die Wahrheit über Belgiens und Deutschlands Verhältniß zu Frankreich gesagt, und woher den Franzosen (den süßfrommen, geschäftsunkundigen Lamartine mit eingeschlossen) der ennui kömmt, hear him! — Daß Villiers mit seinem Antrage auf Abschaffung der Korngesetze ganz durchfallen würde, habe ich ihm in meiner Stube bestimmt vorausgesagt. So geht es nicht. Ich habe ferner 1833 wiederholt behauptet: das den Pächtern gegebene Stimmrecht bei Parlamentswahlen, verstärke die Kraft der großen Grundbesitzer weit mehr, als sie durch Vernichtung der rotten boroughs verlören. Jetzt müssen es auch die Zweifler einräumen. —

Sonntag den 7ten April.

Wenn ich bedenke was mich bei meiner viermaligen Anwesenheit in Venedig jedesmal vorzugsweise beschäftigte, so muß ich anerkennen daß ich mich weit mehr geändert habe, als die Dinge rings um mich her. An Alles was jetzt Gegenstand meiner eifrigsten Forschungen ist, dachte ich im Jahre 1816 nicht, sondern ging dem nach, was jedem Reisenden ohne Ausnahme als das Anziehendste empfohlen wird und

auch so erscheint. Ich möchte dies Verfahren nicht tadeln; es ist natürlich und beginnt mit dem allgemein Menschlichen (der Humanität würde Herder sagen). So wie ich aber schon damals über diesen Kreis hinausging um in Kunstwerken, Büchern, Handschriften die Vergangenheit zu erforschen, habe ich mir ihn diesmal erweitert um die Gegenwart in vergrößertem Maaßstabe und mannichfaltigeren Beziehungen kennen zu lernen. Ohne Fürst M — und seine Getreuen würde ich aber beim besten Willen nicht weit gekommen seyn, während mir jetzt die Schätze von allen Seiten und aus den reinsten Quellen zuströmen. Ich arbeite nicht mit beschränkten Kräften allein, sondern darf mich wie einen Anführer betrachten, dem mehre zu Gebote stehen, oder (da der Vergleich zu anmaßend und kaum halbwahr ist) wie einen Schüler welchen mündlich und schriftlich zu belehren, überall besser Unterrichtete freundlich bereit sind.

Ich muß fürchten, daß Mancher alle diese Beschäftigungen untergeordnet, ja philisterig findet, und behauptet: mit mir sey es sehr rückwärts gegangen, weil ich insbesondere für den Gipfel menschlicher Entwickelung, für die Kunst erblindete. Dem ist aber nicht so: ich habe Kirchen, Bildsäulen, Gemälde mit größter Theilnahme wieder betrachtet, und könnte darüber so lang und so breit berichten, wie Manche die kein größeres Interesse daran nehmen, nicht mehr da-

von verstehen, und noch weniger gesehen haben — als ich. Wenn ich jedoch täglich erlebe, daß Viele über Dinge deraisonniren, auf welche ich viel Zeit und Mühe verwandt habe und die ich zu verstehen glaube, so scheue ich mich in ähnliche Fehler zu verfallen. Waagen sollte hier seyn, und dann wollten wir (wie einst in England) zusammen Etwas zu liefern suchen; suum cuique.

Trotz dieser ablehnenden Prediat, habe ich aber in Wahrheit doch keine Lust, über jene Dinge ganz zu schweigen. Darum in aller Kürze Folgendes, sey es nun wahr, halbwahr, wunderlich, oder thöricht. Die Markuskirche steht mir mit ihrer, aller Regel spottenden, poetischen Originalität obenan. (S. Sophia trieb auf anderem Boden hervor, und duo cum faciunt idem, non est idem.) S. Paolo und Giovanni groß, merkwürdig, aber ohne Äußeres, und in keiner glücklichen Mitte zwischen verschiedenen Bausystemen stehend. Z. B. Säulen, und drüber Bogen, und drüber eine Mauer, und die Säulen durch hölzerne Kreuzbalken mit dem inneren und äußeren Schiffe, sowie mit den zur Seite stehenden Säulen verbunden. Diese Holztakelage ist gewiß ein Nothmittel, eine Unvollkommenheit. — S. Giorgio maggiore. Die gebrochene Façade sagt mir nicht zu, die Seiten eingeklemmt, ohne alle Zier und Schönheit. Im Inneren der heitere Styl der Peterskirche, obwohl ihr nicht

gleichkommend. — Maria della Salute. Eine ansehnliche Kuppel, aber der florentinischen und römischen sehr nachstehend. Insbesondere kann ich mich mit den großen Schnecken nicht befreunden, welche wohl die Kuppel befestigen und tragen sollen. Mit wie viel schöneren Mitteln sind ähnliche Zwecke in Köln und Mailand erreicht!

Die Akademie der schönen Kunst. — Man hat mir gesagt: ein überfeiner Kenner habe herausgebracht, das eigentliche Wesen und Kennzeichen der venetianischen Schule, sey das Herbe, Schroffe u. s. w.: ich bleibe bei dem alten, handgreiflichen Satze: es sey die Farbe und das Fleisch. Allerdings habe ich hier auch Kindermord, und Prügeleien, und solch Mengemuß von Armen und Beinen gesehen, daß man nicht weiß wem jeder Theil gehört. Dies ist aber gewiß nicht Natur und Wesen der venetianischen Schule; sondern öfter schwächliche Nachahmung des Michel Angelo, ohne dessen Kraft und Genius. Tizians berühmte Bilder (Maria zum Tempel gehend, ihre Himmelfahrt, der Johannes u. s. w.) so wie andere von Bellin, Bonifacio, Palma, Pordenone u. s. w., sprechen dagegen einen jeden an, ohne daß es nöthig wäre die Anschauung und unmittelbare Wirkung, durch abstrakte Reflexion zu Verstande zu bringen.

Die Zeichnungen von Michel Angelo, Rafael, Leonardo erweisen den Fleiß, die Besonnenheit, die

Unermüdlichkeit dieser Meister. Sie glaubten nicht, daß sich die Schönheit durch ein Wunder auf der Leinwand verkörpere; sondern machten viele Entwürfe, stellten Glieder, legten Falten bald so, bald in anderer Weise, bis sie der Vollkommenheit immer näher kamen, ja sie erreichten. Den Genius giebt der Himmel, den Fleiß kann sich jeder selbst geben. Gehet hin und thut desgleichen. — Die reiche und schön aufgestellte Sammlung der Bildsäulen und Abgüsse, ist besonders durch die großen londoner Marmore vermehrt worden. Gegen diese edelsten Gestalten des Phidias, erscheint der Apoll, die kleine Venus aus Neapel u. s. w. wie —; doch ich schweige, um mich nicht mit Kotzebue auf eine Linie zu stellen. Wer kann indeß einen wesentlichen Unterschied der Auffassung und Bearbeitung läugnen, welche von idealen, übermenschlichen Götterbildern einer höheren Schöpfung, durch alle Stufen bis zur Pein Laokoons hindurchläuft? Für die letzte habe ich nie eine Vorliebe gehegt.

Der Gang der Kunst (wie der Wissenschaft, des Staats u. s. w.) ist offenbar, und doch ein Geheimniß. Wie kann der menschliche Geist, oder wie können so viele menschliche Geister, die bis zur Schönheit, zur Vollendung, zum Geschmacke im besten Sinne des Wortes durchgedrungen waren, sich allmählig ganz davon trennen und am Häßlichen,

Fratzenhaften, Ekelhaften, oder Nüchternen und Geiſtloſen Gefallen finden? So ſtaune ich z. B. über die Reihefolge der venetianiſchen Kirchen, die von der fantaſiereichen Markuskirche, im Ablaufe ſpäterer Jahrhunderte hinabſinken bis zur aberwitzigſten Überladung, oder zur kahlſten Entkleidung, welche ſie Ställen und Scheunen gleich ſtellt.

Erleben wir nicht Ähnliches, wenn nicht in Malerei und Baukunſt, dann doch in Poeſie und Muſik? Daß ich Abends um 9 Uhr nicht Luſt habe, von einer kaum mittelmäßigen Schaar, Donizettis Emma di Vergy aufführen zu ſehen, werdet Ihr gewiß nicht tadeln. Dieſen Kelch habe ich ſchon zu oft austrinken müſſen.

Wäre eine Erfahrung, welche ich dieſer Tage im Einzelnen gemacht, auf die ganze Reiſe anzuwenden, ſo müßte ich eiligſt und beſchämt zurückkehren, Göthes Worte eingedenk: das Gute liegt ſo nah u. ſ. w. — Nachdem ich mich überall in der Stadt mit Eſſen und Trinken herumgequält, fordere ich endlich in dem Gaſthofe wo ich wohne, der Luna ein Mittagsbrot, und finde es ohne Vergleich beſſer als irgendwo. Ein Deutſcher hatte mir geſagt: man eſſe hier ſchlecht und ich vergaß allzu gläubig des Spruches: Prüfet Alles. Der Wein bleibt allerdings nostrano, aber die Gerichte, die ich zu jeder Stunde bekommen kann, halten mich feſt. Freilich habe ich über den

Preis keinen Vertrag geschlossen; werde aber ohne nikolaitische Gemüthsbewegungen zahlen und bedenken 1) daß es in Berlin das Doppelte kosten würde, und 2) das ersparte Leibweh in Einnahme stellen. Freund H— soll mir einst erklären: warum ich mich nach einem mannichfaltigen, aber gutem Mittagbrot und guten Weinen wohl befinde, und eine Portion schlechten Essens mich aus Takt und Ordnung bringt. Wahrscheinlich wird er viele physiologische Gründe angeben; ich betrachte hingegen die Sache aus einem ästhetisch-moralischen Standpunkte. Der gute Geschmack wird als verdienstlich belohnt, und das Erniedrigen zum Thiere durch elende Nahrung, bestraft.

Seit den 12 Tagen meines Aufenthaltes in Venedig, hat sich im Garten vor meinen Fenstern nichts geändert; ja Gras und Kräuter sehen (in Folge der Stürme und der Kälte) schlechter aus als bei meiner Ankunft. Die Witterung, sagt man, sey ungewöhnlich; doch wiederholen sich diese Ausnahmen überall sehr oft, und man sollte vielleicht nur sagen: die Witterung mißfällt mir!

Dienstag den 9ten April.

Gestern ward ich durch Hrn. D— in das Ateneo, eine Art venetianischer Akademie geführt. Hr. Prof. Paravia aus Turin, las eine interessante und wohlgeschriebene Abhandlung über Dante und bewies: daß Beatrice

keineswegs ein bloßes Wesen der Fantasie, sondern eine wirklich vorhandene Jungfrau gewesen sey, an deren Andenken (besonders nach ihrem Tode) Dante allerdings viel Schönes und Allegorisches angereiht habe. Und warum sollte sie ihm nicht als Inbegriff und Bild aller Weisheit und Güte erscheinen? Ferner behauptete der Lesende: daß Dante, trotz seines Ernstes und seiner fantasiereichen Treue, wenigstens noch dreimal im Leben verliebt gewesen sey, für welche Trias aller guten Dinge, es auch nicht an Beweisen zu fehlen schien. Endlich erörterte Hr. Paravia die Schwierigkeit, Dantes ächte lyrische Gedichte, von unächten zu scheiden, die auf seinen Namen gingen. Aber auch die ächten würden ihn nicht viel höher stellen, als einige Lyriker jener Zeit; erst durch die göttliche Komödie trete er aus diesen Kreisen in eine höhere, eigenthümliche Region. — Hierauf ward ein Gutachten des Ateneo über das Buch eines bolognesischen Arztes vorgetragen, worin er die Entstehung der Cholera, superkleinen Thierchen zuschreibt. Ein Paar Abstimmende erklärten sich für diese bestialischen Umtriebe; während andere nicht über Gestank, Fäulniß und andere chemische Ergötzlichkeiten hinauswollten.

Heute Abend um 8 reise ich ab nach Mailand. Wo ich Pelz, Pelzschuh und Fußsäcklein hinthun soll, leidet keinen Zweifel; habe ich doch Alles in der Stube noch übereinandergezogen, bis das Kamin den Ther-

mometer von 8°, auf mehr hinauftreibt. Vor dem Fenſter zeigt er kaum 4°. In Mailand, ſagt man, ſey es noch kälter; ich hoffe aber auf die täglichen Fortſchritte des Kalenders. Als dieſer in der Kinderwarteſchule umſtändlich erklärt wurde, ging Alles trefflich, bis die Lehrerinn einen Jungen fragte: welche Jahrszeit haben wir jetzt? Er antwortete reſolut: den Winter! Und ich ſtimmte ihm bei.

Fünfter Brief.

Venedig, den 28ſten März.

Sie klagen mit Recht, verehrter Freund, daß man trotz der unzähligen Reiſebeſchreibungen, Italien noch keineswegs hinreichend kenne. Iſt es aber nicht natürlich, wenn die meiſten Reiſenden zunächſt nur den Eindruck beſchreiben, welchen das laut angeklagte, oder bewunderte Land auf ſie machte; daß ſie eher als Lyriker und Satiriker, denn als Epiker und Hiſtoriker auftreten? Daher unzählige Wiederholungen über die bekannteſten Dinge, aus den trivialſten Quellen. Auch ſind ja die Meiſten auf Reiſehandbücher und

Lohnbediente angewiesen; und wenn ich im Stande seyn sollte, neben den Berichten über mein tägliches Leben, etwas Ihnen mehr Zusagendes und Lehrreiches einzusenden; so ist dies nicht mein Verdienst, sondern der Personen, welche mir die wichtigsten Empfehlungen gaben, sowie derer, welche sich meiner annahmen, und mich mit einer beispiellosen, nicht genug zu rühmenden Dienstfertigkeit belehrten. Denn was ich weiß, das bin ich Anderen schuldig.

Der Plan, nicht auf den mir schon bekannten Straßen, sondern diesmal über Wien und Triest nach Italien zu gehen, hat sich als der beste bewährt. Dort fand ich bei dem Staatsmanne, welchen auch seine Feinde jetzt als den ersten in Europa anerkennen, eine Aufnahme meine Hoffnungen übersteigend; gewiß günstiger als ich sie verdiene. Oder auch nicht; — denn der redliche Wunsch zu lernen, und das vorwärts treibende Gefühl des Nichtwissens, ist wenigstens der Keim, aus dem das Wissen hervorwächst und welcher der Pflege nicht unwürdig ist.

Der elegische Ausruf, mit welchem jetzt so Viele ihre Darstellungen schließen: Italien ist eine Ruine! hat schon seit langer Zeit nicht minder meine Zweifel, als meine Theilnahme erweckt. Sie wissen, daß der Wunsch eigene Vorurtheile in dieser Beziehung bestätigt, oder widerlegt zu finden, mich hauptsächlich von neuem nach Italien treibt; sowie mich früher ein ähnlicher

geistiger Zustand nach England getrieben hat. Nun ist aber Land, Volk und Regierung in den einzelnen Theilen Italiens so verschieden, daß unmöglich für das Ganze dieselben Ergebnisse hervorgehen können; weshalb gewiß abwechselnd von Fortschritt, Stillstand, oder Rückschritt wird zu berichten seyn. Damit der Anfang leicht und erfreulich, und der Fortschritt unläugbar erscheine, sey es mir erlaubt Triest zu Italien zu rechnen und über diese merkwürdige Stadt einiges Wichtigere zusammenzustellen. Gewiß beruhen meine Nachrichten auf den besten Quellen, und den Belehrungen gründlich unterrichteter Männer. Wollen Sie Umständlicheres darüber lesen, so verweise ich Sie auf Costas Freihafen von Triest, welches Werk nicht dankbar zu benutzen, ein großes Unrecht gewesen wäre. Doch ist seit dessen Erscheinung Mehreres nachzutragen; auch hat ja jeder seinen eigenen Standpunkt und Zweck.

Jedesmal wenn ich die österreichische Monarchie betrete, werde ich an den Gedanken und das Wesen des Kaiserthums im Mittelalter erinnert. Also (sagen Manche) an etwas ganz Veraltetes, ja immerdar und von jeher Verkehrtes und Unverständiges! — Haben sich denn aber diese Tadler wirklich Mühe gegeben, ihre Vorurtheile über Vergangenheit und Gegenwart in Urtheile zu verwandeln? Ist denn die Mannichfaltigkeit des Organismus in den Reichen der Natur und des Geistes das Geringere, und steht der Wurm

höher als der Mensch, weil Anatomie und Physiologie ihn als einfacher, und ohne so bedeutende Verschiedenheiten und Gegensätze der Qualification zeigen? Auf dem Standpunkte der neufranzösischen Staatsweisheit erschienen freilich die Niederlande, die Schweiz, Deutschland, und auch Italien, nur als Mißgeburten der Verwirrung und des Unsinns. Es galt für die rechte Belebung und Auferstehung, dies Alles nach antikem Ausdrucke auf das Bett des Prokrustes zu bringen, oder nach dem ungelehrteren, aber immerdar passenden Sprichworte, über einen Leisten zu schlagen. Alles Lebendige, Eigenthümliche, Volksthümliche, Landschaftliche, Örtliche, verschwand vor den eisernen, mit Freiheitshandschuhleder überzogenen Händen; statt aller Qualification (womit jegliches Leben erst beginnt) blieben nur abstrakte Quantitäten in Ehren. Man wollte nur ein Haupt, ohne eigenthümliche Thätigkeiten der Glieder, nur eine centralisirende capitale du monde, unbekümmert, daß die Welt ringsum immer mehr dem Tode anheimfiel. Wissen doch viele angebliche Freiheitshelden des letzten Tages kaum etwas Besseres; und wenn Talleyrand schon nichts Anderes war, als ein heruntergekommener, bloß pfiffiger Schüler des römisch gesinnten Machiavell; so ist die Weisheit mancher kleinen Leute, welche sich für seine Erben ausgeben, auf das dürftigste Schema der trockensten Bureaukratie zusammengeschrumpft.

Diese, leicht weiter auszudehnenden Betrachtungen, sind hier nicht unpassend, weil die Grundsätze und Ansichten des oben erwähnten Staatsmannes jenen neufranzösischen wesentlich und diametral entgegengesetzt sind, und er Eigenthümlichkeit, Kraft und Leben der österreichischen Monarchie darin sucht und sieht, daß man die lebendigen Verschiedenheiten (jedoch mit Abstellung des unläugbar Krankhaften und Erstorbenen) anerkenne, erhalte, und dadurch die Gemüther gewinne, sowie den Fortschritt erleichtere. Nur das so Getrennte, ist gleichzeitig das zu höherer Einheit Vereinte.

Was Triest unter französischer Herrschaft war, und unter österreichischer ward, bietet ein lehrreiches Beispiel zur Beurtheilung der verschiedenen Regierungssysteme. Triest gehört nebst seinem Gebiete zur Statthalterschaft der Küstenlande. Diese zählte (vor einigen neuen Veränderungen auf welche ich hier nicht eingehen kann) 33 Städte, 21 Märkte und 1806 Dörfer. Der Flächeninhalt beträgt zufolge des neuen Katasters (in Jochen zu 1600 □Klaftern) an bebautem Lande,

Triest (ich gebe überall runde Summen)	15,000	
Görzer Kreis . .	465,000	
Istrien . . .	811,000	
In Summa	1,291,000	Joch.
Hiezu unbebautes Land . . .	91,000	„
In Summa	1,382,000	Joch.

Der rohe Ertrag ward bei der neuen Schätzung berechnet auf 8,311,000
der reine Ertrag auf . . . . 3,857,000 Fl.
Auf ein Joch käme (mit Weglassung der Kreuzer)
in Triest: roher Ertrag 19 Fl.; reiner 7 Fl.
Istrien „ „ 5 Fl.; „ 2 Fl. 13 Kr.
Görz „ „ 7 Fl.; „ 3 Fl. 18 Kr.
woraus sich die verhältnißmäßige Schwierigkeit der Bebauung hinreichend ergiebt. Dennoch zählte eine österreichische Quadratmeile von 10,000 Quadratjochen bebauten Landes im Jahre 1827
im Görzer Kreise 2414 Menschen
und in Istrien 3545 Menschen, oder mit Einschluß von Triest etwa 420,000 Menschen; wobei sich die Leichtigkeit des Lebens im Süden, sowie die Wichtigkeit der Handelsstadt Triest wieder geltend macht. Die Höhe der Grundsteuer für Görz und Istrien wird ungefähr auf 8 1/2 Procent des Ertrages berechnet.

Die Fläche des eigentlichen triestiner Gebiets beträgt nur etwa 1 7/10 □Meilen und wäre, trotz der gerühmten Aussichten von den Bergen herab und vom Meere aufwärts, ohne Stadt und Handel, nur von äußerst geringem Grundwerthe. Wenn also eine Quadratklafter Land an den Plätzen in der Stadt mit 200 bis 250 Gulden bezahlt, ja einmal bis zu dem ungeheuren Preise von 700 Gulden gesteigert

worden ist, und die Gebäude durch hohe Miethen noch 6 — 7 vom Hundert Zinsen tragen, so ist dies nur möglich durch die eigenthümlichsten Verhältnisse, welche wiederum Folge der menschlichen Thätigkeit sind.

Hat denn aber wirklich der Himmel Triest so stiefmütterlich behandelt? hat die Natur (abgesehen von der allgemeinen geographischen Lage) so gar nichts für die Gegend gethan? Ich möchte dies läugnen. Freilich etwas Unfruchtbareres, Unheimlicheres, Wüsteres als diese Steinfelder auf den Höhen, möchte innerhalb Europas kaum zu finden, kein Sturmwind schrecklicher seyn als die berüchtigte Bora. War es denn aber immer so? Reichten die Steine mit ihren bleichen Angesichtern in wilder Unordnung immer so weit über den Boden hervor, daß von Boden und Erdreich eigentlich nicht mehr zu sprechen ist? Konnte die Bora immer ohne Hinderniß mit ihren Siebenmeilenflügeln dahinrasen? Wie gesagt, ich glaube es nicht. Eigennutz und Unvorsichtigkeit der Menschen haben die alten Wälder zerstört. Drauf fehlte Schutz und Befeuchtung: der Regen spülte das durchnäßte, der Wind stürmte das trockene Land hinab; und so erhoben die Steine immer mehr ihr Haupt empor, und nach dem Falle der Bäume konnten auch Gras und Moos sich nicht mehr erhalten. Ähnliche bittere Erfahrungen zeigen viele Länder Europas, auch

Italien; worüber ich ſpäter zu berichten nicht unterlaſſen werde. Für Trieſt hat Hr. Roſſini geſchichtlich erwieſen, daß die Höhen einſt mit Waldung bedeckt waren; an einzelnen Stellen iſt ſie erhalten, und wo nur eine Hand voll Erde ſich zeigt, fehlt es nicht an Sträuchern und Bäumen. Von dieſem Kerne, dieſen Anfängen aus, läßt ſich die Vegetation gewiß wieder allmählig verbreiten, ſobald man nur nicht dem Viehe die kümmerliche Alleinherrſchaft in dieſen Wüſten zugeſteht. Nicht bloß die Schönheit des Landes gewönne, ſondern auch der Ertrag, und der wilden Bora würde ein ermäßigender Zaum angelegt. So wende ſich denn die unermüdliche Thätigkeit der Trieſtiner auch einmal nach dieſen Höhen der Landſeite. Bereits ſteigen jene mit ihren Landſitzen immer weiter hinauf, plus ultra!

Die Zahl der Landleute kann in dem Gebiete von Trieſt nur klein ſeyn, doch ſind ſie (ſowie meiſt in Iſtrien) Eigenthümer ihrer Grundſtücke. Deßungeachtet würden ſie bei deren geringem Ertrage, großer Armuth anheimfallen, wenn ihnen nicht die Stadt vielfache Beſchäftigung und Erwerb darböte; ſo z. B. als Maurer, Wagenführer, Träger u. dgl.

Vom Jahre 949 bis 1382 finden wir Trieſt unabhängig, obwohl in Fehden mit manchem Nachbar. Im Jahre 1382 begab ſich die Stadt durch

freiwilligen Vertrag in den Schutz Österreichs. Beide Theile glaubten durch die wechselseitig angenommenen Bedingungen zu gewinnen, auch wurden diese nur hin und wieder nach vorheriger Übereinkunft geändert. Die Verfassung erinnert in mancher Beziehung an die venetianische, und neben dem Stadthauptmann gab es einen großen und einen kleinen Rath. Gesetze waren (wie überall) gewiß seit der ältesten Zeit vorhanden; daß aber ein Statut, worin unter Anderem die Grundsätze der Regierung durch einen Podesta entwickelt sind, vom Jahre 1150 herrühre, muß ich bezweifeln. Einzelnes mag noch älter seyn, Anderes ist gewiß jünger.

Im Jahre 1717 ward Triest durch Karl VI zu einem Freihafen erhoben, woran sich (besonders unter Maria Theresia) manches weitere Gesetz anreihte. Die Macht des Stadthauptmanns erhöhte und verwandelte sich z. B. in die einer Landesstelle, die beiden Räthe, die Wahlen und Berathungen, mit einem Worte die Stadtverfassung trat (von den Staatseinrichtungen zurückgedrängt) in den Hintergrund, das allgemein Österreichische dagegen in den Vordergrund. Doch blieben noch viele Rechte unaufgehoben und in Übung: so die Freiheit von Accise, Kriegsdienst und Einquartierung, freie Einfuhr und geringe Steuer bei Ausfuhr und Durchgang, Vorzüge in Rechts- und Handelssachen, Steuererhebung durch die Stadtbehörde,

und eine Zahlung von jährlich nur 16,000 Gulden an den Staat.

Den 16ten Mai 1809 zogen die Franzosen in Triest ein und verließen die Stadt am 8ten November 1813. Es ist um so nothwendiger von der Art und Weise, sowie von den Folgen ihrer Herrschaft zu sprechen, da nur zu Viele in unseren Tagen (um Scharfsinn und Tiefsinn zu zeigen) mit der Gegenwart unzufrieden sind, oder sich so anstellen, und darüber die Mangelhaftigkeit alles Menschlichen und insbesondere die Nachtseiten der Vergangenheit vergessen. In der festen überall geltend gemachten Überzeugung, daß es nur ein Richtiges gebe, und dies schlechthin das Französische des letzten Jahres, oder Tages sey; wurden also in Triest sogleich alle alten Verträge, Gesetze, Einrichtungen, Bedingungen zur Seite geworfen, und Jegliches mit napoleonischer Willkür durchgesetzt. Eingeführt wurden Kopfsteuer (ohne Klassen), Grundsteuer, Zölle, Accise, Stempel, Eintragungsgebühr, Kriegspflichtigkeit und Einquartierung. Statt des Freihafens (dieser Lebensquelle der Stadt) finden wir das Continentalsystem *), Wegnahme und Ver-

*) Die begünstigte levantische Baumwolle, zahlte damals wenn sie zu Lande einging, vom Zentner 42, wenn zu Wasser 84 Gulden und mehre Kreuzer.

brennen der Waaren, Sinken aller Preise, gezwungene Anleihen, Kriegssteuern, und Verhaftung vieler Kaufleute behufs der Gründung einer neuen Art von Freiheit. Die Folge von dem Allem war: daß zwischen 1809 und 1811, einundsechzig Kaufmannshäuser bankerott wurden, die Zahl der Schiffe von 900 auf 200, der jährliche Umsatz von 13—14 Millionen Gulden auf 2—3 Millionen, die Zahl der Einwohner von 40,000 (1808) auf 20,000 (1812) herabsank.

Als die Österreicher im Jahre 1813 wieder nach Triest zurückkehrten, ward Vieles von dem durch die Franzosen Eingeführten abgeschafft, Anderes beibehalten, und noch Anderes neu eingeführt. Abgeschafft wurden z. B. die Kopf- und Gewerbsteuer, der größte Theil der Verbrauchssteuern, sowie der Eintragungssteuer und ein Theil der Stempel; hergestellt die Befreiung von Kriegspflicht und Einlagerung, und vor Allem der Freihafen mit seinen großen Rechten und Vortheilen.

Einzelne wünschten gewiß eine Rückkehr zur unveränderten Stadteinrichtung des Mittelalters, oder doch eine Beschränkung aller Zahlungspflichten auf jene jährliche Summe der 16,000 Gulden. War denn aber ein solches Zurückschreiten möglich? War es in Betracht der übrigen Theile der österreichischen Monarchie auch nur billig? Triest hatte sich durch

ſeine Verbindung mit dieſer gehoben, und konnte ſich allein dadurch heben. Eine völlige Selbſtändigkeit, eine republikaniſche Abſperrung hätte es zu Grunde gerichtet; während Öſterreich im Beſitze von Fiume und Venedig, Trieſts entbehren konnte. Die höhere Aufgabe war: das Wohl der Stadt und des Staates gleichmäßig zu befördern und beides miteinander auszuſöhnen. Dieſe Aufgabe iſt auf eine, durchaus antifranzöſiſche Weiſe gelöſet worden; indem man das Eigenthümliche, örtlich Nothwendige und Heilſame anerkannte und beförderte, ohne durch dieſe Trennung, jene Vereinigung aufzuheben. Ein Hauptpunkt in dieſer Beziehung iſt: daß die Stadtbehörde das geſammte Finanzweſen Trieſts leitet, und jährlich nur eine runde Summe an die Staatsbehörde abliefert. Freilich beträgt dieſe nicht mehr 16,000, ſondern an 500,000 Gulden, (ſo 60,000 für die abgeſchaffte Kopf- und Gewerbſteuer, 80,000 ſtatt der Grundſteuer, 350,000 ſtatt der Zölle und Accise); aber jeden Falls hat die Stadt ſehr gewonnen, daß jenes franzöſiſche Regierungsſyſtem aufhörte, und iſt jetzt eher im Stande die größere, als ehemals die kleinere Summe zu zahlen. Dies zeigen die erſtaunlichen Fortſchritte des Handels und Reichthums, wovon ich weiter unten noch ſprechen werde.

So eigenthümlich die Stellung der Finanzverwaltung Trieſts zu der des ganzen Staats iſt, ſo eigen-

thümlich ist die zum Theil schon alte, zum Theil berichtigte Besteuerungsweise in der Stadt. Dies ergiebt sich schon daraus, daß über die Hälfte der gegen eine Million Gulden betragenden Stadteinnahme, allein durch eine Weinsteuer erhoben wird. Lassen Sie mich, in der Hoffnung, daß Sie sich nicht zu sehr dabei langweilen, etwas mehr ins Einzelne gehen.

Seit dem 14ten Jahrhunderte bildete die Steuer vom Ausschank des Weines (dazio educilio, Zapfenbaz) die Haupteinnahme der Stadt. Im Jahre 1769 trat zum Besten der neuen Kranken- und Armenanstalten, eine zweite Steuer von eingeführtem Weine hinzu (dazio dei poveri), welche im Jahre 1829 für den Eimer, von einem Gulden auf zwei erhöht wurde. Überhaupt fanden in diesem Jahre, um die Gefahr einer Einführung der für Triest unpassenden österreichischen Accise abzuhalten, manche neue Einrichtungen und Verträge mit der Regierung statt. Jene zwei Gulden und ein Meßgeld von 3 Kreuzern vom Eimer, zahlen alle diejenigen, welche den Wein in größeren Quantitäten beziehen, oder einführen; jene Zapfensteuer tritt dagegen bei allem Verkauf und Ausschank unter einem halben Eimer ein, und beträgt 22 ½ vom Hundert des Werthes. Auch von frischen und gepreßten Trauben wird eine verhältnißmäßige Steuer erhoben, um

die Lasten auszugleichen und Umgehungen der Zahlungspflicht zu verhindern.

Es war der Plan jene Abgabe der 22½ vom Hundert auch von allen anderen geistigen Getränken zu erheben; die großen Schwierigkeiten solch eine Maßregel in dem Freihafen anzuwenden, führte jedoch zu dem Auswege, daß zwischen den einzelnen Verkaufsberechtigten und den Steuerpächtern (von ihnen sogleich mehr) Abkommen, nach Maßgabe des Verschleißes, getroffen werden.

Bier, fremdes wie einheimisches, zahlt einen Gulden 20 Kr. vom Eimer, und Maaßgeld; Essig bloß dieses Maaßgeld von 3 Kreuzern für den Eimer. Öl und alle anderen Flüssigkeiten sind steuerfrei.

Mit Rücksicht auf die Verkaufspreise des Weines läßt sich annehmen, daß der Großhandel etwa mit 25 vom Hundert des Werthes, der Ausschank mit 39 vom Hundert besteuert ist. Die Einnahmen von allen Getränken, sind jetzt für 563,600 Gulden verpachtet, und der Verbrauch des Weines mag jährlich 180,000 Eimer (für die Bevölkerung eine bedeutende Menge) betragen. Zu der abweichenden Erscheinung, daß die Weinsteuer über die Hälfte der gesammten Einnahme erträgt, tritt die noch auffallendere: daß das geringere Volk (welches etwa die Hälfte des Weines trinkt) durch den Zapfenzins viel stärker getroffen wird, als

die Vornehmeren und Reicheren. Man ist jedoch seit so langer Zeit daran gewöhnt, daß hierüber gar keine Klagen gehört werden; auch ist nirgends Mangel an Beschäftigung und das Tagelohn (zum Theil mit Bezug auf Zapfenzins und hohe Miethe) sehr ansehnlich.

Verhandlungen, welche gerade jetzt hinsichtlich einer Verbesserung der Gesetzgebung über die Getränkesteuer geflogen werden, bezwecken 1) Befreiung des im Gebiete von Triest erzeugten Weines, von der 1829 eingeführten Erhöhung mit einem Gulden vom Eimer, und 2) Deckung des hiedurch entstehenden Ausfalls, durch Erhöhung der Steuer von geistigen Getränken, fremden Weinen und dem Biere. Jene Bevorzugung Triests dürfte aber Klagen Istriens hervorrufen, und die Deckung der Ausfälle auf die angedeutete Weise, im Freihafen sehr große Schwierigkeiten finden. Vielleicht hilft eine Erhöhung der, auf drei Jahre neu einzugehenden Pacht, dem letzten Übel ab.

Nächst der Getränkesteuer ist die Fleischsteuer die wichtigste. Sie ist für 101,100 Gulden verpachtet und wird an fünf Eingangsstellen erhoben:

von Ochsen, Stieren, Kühen, Fersen über ein Jahr alt (ohne Rücksicht auf Gewicht) mit	7	Fl.	
vom Kalbe, unter einem Jahr	„ 1	„	40 Kr.
Schaaf, Hammel, Ziege	„ —	„	24 „

von Lämmern und Ferkeln . . — Fl. 15 Kr.
vom Schweine von 9 — 35 Pfund — „ 45 „
Schweine über 35 Pfund . . 1 „ 30 „

Die Grund- und Haussteuer beträgt etwa 85,000 Gulden. Eine Steuer von Wagen und Pferden in der Stadt und an den Thoren (hauptsächlich für die treffliche Pflasterung erhoben) mag an 38,000 Gulden betragen. Kleinere Einnahmen verdienen hier keine Erwähnung.

Daß alle diese Steuern nicht drückend sind, zeigt zunächst die Zunahme der Bevölkerung. Sie betrug:

1717	(bei Eröffnung des Freihafens)	5,600
1758	. . . . .	6,400
1777	. . . . .	20,000
1804	. . . . .	40,000
1808	. . . . .	33,000
1812	. . . . .	20,000
1826	. . . . .	40,000
1837	. . . . .	51,000
1838	. . . . .	53,400

und 1839 wahrscheinlich über . 54,000
und mit Hinzufügung des Gebietes 74,000.

Wiederum ein augenfälliger Beweis der Wirkungen des Friedens, und einer ächten, gesetzlichen Entwickelung.

Das Kathedralkapitel von Triest zählt zehn Stiftsherrn und zwölf Consistorialräthe. Die

Stadt hat nur zwei Parochien mit zwei Hauptpfarrern und 14 Gehülfen, deren Vermehrung durch den Anwachs der Bevölkerung gewiß gerechtfertigt wäre. So ſehr die Vorzüge und Verdienſte einzelner Geiſtlichen auch anerkannt werden, klagt man doch, daß ihre Bildung im Allgemeinen den gerechten Forderungen noch nicht entſpreche.

Eben ſo billig ſcheint der Wunſch, den beiden deutſchen Normalſchulen eine italieniſche zuzugeſellen und für eine Stadt wie Trieſt ein eigenes Gymnaſium zu gründen, damit Ältern nicht gezwungen ſeyen ſich von ihren Kindern zu trennen. Das was die Franzoſen in dieſer Beziehung begannen, iſt wieder zu Boden gefallen, und die nautiſche Akademie, welche ſeit 1820 aus der alten Handelsſchule emporgewachſen iſt, kann die Bildung nur in einer Richtung befördern, welche in Trieſt allerdings die wichtigere, aber doch immer eine einſeitige iſt. Die Akademie zählt etwas über 100 Zöglinge, und würde (wie behauptet wird) noch mehr zählen, wenn man nicht verlangte daß die Aufzunehmenden ſtatt drei, fünf volle Jahre in den Normalſchulen zugebracht hätten. Die Profeſſoren bekommen jährlich 800 — 1000 Gulden, die übrigen Lehrer (z. B. der Sprachen) 400—600, der Director 1200 Gulden Gehalt. Handel, Schiffahrt, Baukunſt und Sprachen ſind Hauptgegenſtände des Unterrichts, wel-

cher wöchentlich in der Regel 30 — 31 Stunden füllt. Auch die Religion ist in den Lehrplan aufgenommen, und Christen, welche ihres Bekenntnisses wegen nicht daran Theil nehmen wollen, so wie Juden, müssen ein Zeugniß beibringen daß sie anderwärts unterrichtet werden.

Bei dem steigenden Wohlstande der Stadt und der überall sich darbietenden Beschäftigung, macht das Armenwesen in Triest nicht so viele Noth als an vielen anderen Orten; doch zeigt sich auch in dieser Beziehung eine löbliche Thätigkeit. Im Jahre 1817 trat ein Wohlthätigkeitsverein zusammen, an dessen Spitze 16 Abgeordnete für die acht Abtheilungen der Stadt stehen. Den Hauptzweck, die Abschaffung der Straßenbettelei, sucht man auf dreifache Weise zu erreichen: durch Anweisung zur Arbeit, Verabreichung einer gesunden Nahrung, und Unterstützung mit Gelde. Jeder, der arbeiten kann und Arbeiten findet, hat keinen Anspruch auf die beiden letzten Hülfsmittel. Die jedesmal nicht über einen Monat bewilligte Kost, besteht gewöhnlich in zwei Seidel rumforder Suppe und 16 Loth Brot. Fremde Bettler werden, sofern sie zur Arbeit zu schwach sind, ernährt bis sie hiezu Kräfte gesammelt haben, und dann beschäftigt oder nach ihrer Heimath gewiesen. Kranke finden Aufnahme in den Krankenhäusern. Das Verzeichniß der freiwilligen Beiträge wird jährlich gedruckt und bekannt gemacht.

Für die Jahre 1836 und 1837 steigerten sich die Ausgaben durch die Cholera und deren Folgen. Es wurden 1837 vertheilt Portionen Suppe 591,834,

Fleisch	56,951,
Brot	330,563,
Wein	57,816.

Es gingen ein von Wohlthätern 6250 Gulden

Schenkungen	2273
Zinsen von Kapitalien	6343
Von Schauspielen	716
Weinsteuer	9315
Erlaubniß zu Bällen	189
Dotation des Hospitals	12,000 u. s. w.

Die Gesammt-Einnahme und Ausgabe betrug an 38,000 Gulden.

Ich komme jetzt zur Lebensquelle Triests, zum Handel. Vor Allem hat zur Vermehrung desselben der Freihafen beigetragen, wo die Thätigkeit ohne tausenderlei Lasten, Beschwerden, Abgaben, Scherereien u. s. w. ungestört Früchte tragen konnte. Auch hinderte die Zolllinie nach dem Inneren des Landes weit weniger als gewöhnlich, weil Triest selbst eigentlich nichts producirt, oder fabricirt. Überall tritt es nur durch Handel vermittelnd auf: zugleich eine Selbständigkeit und eine Abhängigkeit, welche für Gegenwart und Zukunft, zu manchen Betrachtungen Veranlassung giebt.

Zwei Einrichtungen haben ferner den Handel wesentlich befördert: die Börse und das österreichische Lloyd. Nach dem Gesetze über die Börse vom 18ten September 1804 bildet dieselbe eine Vereinigung und einen Mittelpunkt für die gesammte Kaufmannschaft. An ihrer Spitze stehen sechs, auf drei Jahre erwählte Abgeordnete, von denen jeder auf sechs Monate die Oberleitung der Angelegenheiten übernimmt. Nur Großhändler können Mitglieder der Börse werden, und von den Abgeordneten etwa Zurückgewiesene, dürfen sich an die Versammlung aller Mitglieder wenden, wo die Frage durch Ballotirung entschieden wird. Die Abgeordneten, oder die Deputation verwaltet die Einnahmen der Börse, ist vermittelnde Behörde zwischen der Regierung und der Kaufmannschaft, bringt die Dinge zum Vortrag und die Beschlüsse zur Ausführung, prüft die Mäkler, entscheidet viele Handelsstreitigkeiten, theilt viele Handelsnachrichten mit u. s. w. Bei Stimmengleichheit, entscheidet die des ersten Abgeordneten.

Aus allen Mitgliedern wird ein Ausschuß, eine Consulta von 40 Personen erwählt, welchen die Deputation wichtige Angelegenheiten zur Mitberathung vorträgt. In der letzten Woche des Decembers legt die Deputation, vor einer allgemeinen Versammlung, über ihre Geschäftsführung Rechnung ab. Ein Rechtsgelehrter steht überall der Deputation als Rathgeber zur Seite. Viele Streitigkeiten können zum Vergleich

an die Börse gebracht werden, sowie Abschätzungen, Versteigerungen u. dgl., was zugleich als Einnahmequelle dient. Bei der Aufnahme zahlt jeder 40 Gulden, und ebensoviel beträgt der jährliche Beitrag für den Kaufmann.

Ein anderes Gesetz vom 18ten September 1804 bestimmt genau die Kenntnisse, Rechte, Pflichten, Einnahmen u. s. w. der Mäkler. Insbesondere ist vorgeschrieben wie sie ihre, Beweiskraft habenden, Bücher führen und daß sie nie in irgend einer Weise, unmittelbar, oder mittelbar Handel treiben sollen.

Der sogenannte österreichische Lloyd entstand im Jahre 1833 und hat jetzt zwei Hauptabtheilungen. Die erste beschäftigt sich mit Herbeischaffung aller irgend nützlichen Handels- und Seeberichte, die zweite bildet eine Dampfschiffahrtsgesellschaft. Die Verwaltungsbehörde jeder Abtheilung erwählt zwei Mitglieder zur Generaldirektion, und abwechselnd den, sechs Monate im Amte bleibenden, Präsidenten. Die erste Abtheilung des Lloyd hält Verzeichnisse der ankommenden und abgehenden Schiffe, der Schiffe unter Ladung, der ein- und ausgeführten Waaren; sie giebt Kunde über die Handelsverhältnisse in allen Theilen der Welt; sie besitzt eine Sammlung von Karten, Sanitäts- und Zollgesetzen, Handels- und Schiffahrtsverträgen u. s. w. Jedes einzelne Mitglied des Lloyd zahlt jährlich 30 Gulden Beitrag. Eine allgemeine Ver-

ſammlung wählt jährlich 15 Perſonen, welchen die Leitung für dieſe Abtheilung anvertraut iſt. Fremde haben Zutritt unter ſehr billigen Bedingungen. Der große Nutzen welchen eine ſolche Einrichtung wie das Lloyd haben muß, und (ſo auch durch die gedruckte Zeitung) gehabt hat, iſt ſo augenfällig, daß es nicht nöthig iſt darüber irgend etwas hinzuzufügen.

Die Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft des Lloyd ging großentheils aus der Überzeugung hervor: daß der Aufſchwung Ägyptens, die Freiheit Griechenlands, die bekannten Vorgänge in der Türkei und mannichfaltige andere Umſtände, einen großen Wendepunkt im Handel herbeigeführt hätten, und dieſem die Rückkehr in die alte Heimath nach Aſien bevorſtehe. Daher Englands Bemühungen im rothen Meere und auf dem Euphrat eine Dampfſchiffahrt zu begründen, Frankreichs ähnliche Beſtrebungen, Öſterreichs Donauſchiffahrt u. ſ. w. Dies Alles werde den Handel im mittelländiſchen Meere erweitern, ja einen Theil des indiſchen Handels dahinziehen.

Durch Aktien ward das Kapital der Geſellſchaft (zunächſt eine Million Gulden) zuſammengebracht und ein Verwaltungsrath erwählt, beſtehend aus einem Präſidenten und ſechs Direktoren. Jener bleibt 15 Jahre in ſeinem Amte, von dieſen ſcheidet nach ſechs Jahren jährlich einer aus. Alle Streitigkeiten zwiſchen der Geſellſchaft und ihren Mitgliedern, werden unpri-

derruflich von einem, durch die Parteien erwählten Gerichte entschieden. Die Küstenfahrt mit Dampfschiffen zwischen österreichischen Häfen, sowie zwischen Triest und Venedig, ist bis 1842 der Gesellschaft ausschließend übertragen, fofern nicht bestehende Rechte dadurch verletzt werden. Sechs Dampfschiffe gehen abwechselnd nach Ankona, Corfu, Patrasso, Candia, Athen, Sira, Smyrna, die Dardanellen, Konstantinopel, Alexandrien. Welch unschätzbarer Gewinn an Zeit hieraus entsteht, ergiebt sich schon daraus, daß man in 9 Stunden von Triest nach Venedig und in 16 Stunden nach Ankona fährt, mithin Rom in 4 und Neapel in 6 Tagen erreichen kann. Es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß sich bei diesen Verhältnissen die Zahl der Reisenden mit jedem Jahre mehren, und die Gesellschaft künftig den Vortheil beziehen werde, welchen ihre mit Ausdauer fortgeführte Unternehmung verdient. Im Jahre 1838 wurden durch 312 Fahrten, 14,288 Personen zwischen Triest und Venedig befördert.

Abgesehen von der großen politischen Bedeutsamkeit des am dritten Julius 1838 zwischen England und Österreich abgeschlossenen Handelsvertrages, wird derselbe auch für die Kaufleute beider Staaten die nützlichsten Folgen haben. Wohin sich das Übergewicht des Vortheils neigen dürfte, hängt vielleicht weniger vom Buchstaben, als von der zu entwickeln-

den Thätigkeit ab. Eine volle Gleichstellung ist jedoch noch nicht eingetreten und konnte auch, bei den obwaltenden Verhältnissen, nicht erreicht werden. Daher dürfen die Erzeugnisse von Asien, Afrika und Amerika, keineswegs unmittelbar aus allen Häfen der Welt auf österreichischen Schiffen nach England gebracht werden; wohl aber aus allen, auch nicht österreichischen Häfen des Mittelmeers und von der Donau her. Eben so darf man Erzeugnisse jener Welttheile nach England verschiffen, sobald sie vorher in einen österreichischen Hafen gebracht wurden. Die Zahl der österreichischen nach Konstantinopel gehenden Schiffe, übersteigt weit die Zahl derer von allen anderen Völkern, und ist in stetem Zunehmen.

Zur näheren Aufklärung über die Gegenstände, die Zunahme, und die Theilnehmer des Handels von Triest muß ich nothwendig eine Reihe von Ziffern mittheilen, welche aber für den aufmerksamen Beobachter, nicht stumm und trocken, sondern beredt und lehrreich erscheinen.

Die Einfuhr in Triest betrug im Durchschnitt von

	18$^{15}/_{20}$.	18$^{31}/_{35}$.	Zunahme von 100 zu
Kaffe (wiener Zentner)	42,542,	163,198,	383
Baumwolle	44,759,	142,535,	318
Getraide, (Staji zu 1,35 wiener Metzen)	817,879,	907,604,	111

	18$^{38}/_{39}$.	18$^{31}/_{32}$.	Zunahme von 100 zu
Wolle (Zentner)	11,241,	24,767	220
Öl, (Fässer zu 107 wiener Pfund)	92,288,	204,153,	221
Zucker (Zentner)	130,734,	378,388,	289.

Es liefen ein größere Schiffe

1834, — 939 mit 183,767 Tonnen Inhalt
1835, — 1091 — 225,538
1836, — 1256 — 261,331
1837, — 1731 — 234,212
1838, — 1778 — 229,178

Rechnet man den Küstenhandel hinzu, so betrug bei der Einfuhr der gesammte Tonneninhalt in runden Summen

1834 — 321,000
1835 — 305,000
1836 — 330,000
1837 — 313,000 (Cholera)
1838 — 363,000.

Unter den größeren eingelaufenen Schiffen waren

	1834.	1838.
Amburghesi	—	5
Americani	17	39
Annoveresi	2	3
Austriaci	175	383
Belgi	—	1

	1834.	1838.	
Brasiliani	—	3	
Bremesi	3	6	
Danesi	3	19	
Francesi	12	12	
Gerosolimitani	1	1	
Greci	136	212	
Jonici	13	32	
Inglesi	127	136	
Norvegiani	—	17	
Oldemburghesi	—	1	
Olandesi	8	13	
Ottomani	5	13	
Pontificj	22	297	(1838 mit Einſchluß der Küſtenfahrer)
Portoghesi	—	5	
Prussiani	2	4	
Russi	8	18	
Suedesi	8	18	
Spagnuoli	4	7	
Sardi	30	47	
Samiotti	—	1	
Siciliani	31	274	(1838 mit Einſchluß der Küſtenfahrer)
Toscani	2	7.	

Aus dieser Tafel ergiebt sich, wie die Theilnahme der einzelnen Staaten am triestiner Handel gestiegen ist, oder sich vermindert hat.

Zur vollständigeren Übersicht des gesammten, auch des kleineren Handels, giebt das Lloyd für 1838 noch folgende Tafel:

Es liefen ein: Seeschiffe mit Segeln

	1778	und 229,478	Tonnen
Dampfschiffe	28	— 9,040	—
Große Küstenfahrer mit Segeln	2329	— 90,805	—
Dampfschiffe	166	— 33,880	—
Kleinere Küstenfahrer und Barken mit Segeln	5675	— 131,875	—
In Summa	10,176	— 495,078	—
Die Zahl der ausgelaufenen Schiffe betrug	10,121	— 489,912	—

Eine Tonne wird zu 18 Zentner und 10 Pfund wiener Gewichts angenommen.

Im Jahre 1838 gingen ein:

Kaffe . . .	213,500 Zentner
Baumwolle, (Ballen zu 2 Centner . .	180,057
Hafer (Staji) . .	32,681
Waihen (Staji) .	555,394
Mais (Staji) . .	333,033

Gerſte (Staji) . .		21,370	
Roggen (Staji) . .		58,808	
Mehl . . .		185,800	Zentner
Kartoffeln . .		131,050	„
Öl, (von Oliven Eimer)		205,950	
Zucker raffinirt	145,160	548,650	Zentner
roh	403,490		
Wolle (Ballen) .		20,141	
Thee (Kiſten) . .		300	
Bier (Fäſſer) . .		10,430	
Salz . . .		169,481	Zentner
Tabak . . .		48,070	„
Schwefel . . .		25,510	„
Wein (Colli) . .		14,819.	

Die Preiſe der meiſten Waaren wechſeln dergeſtalt, daß es ſchwer iſt den Geldwerth derſelben anzugeben; doch ſteht Zucker obenan, dann folgt Baumwolle, Getraide, Kaffe, Öl u. ſ. w. Man berechnete für 1838 den Werth der eingehenden Waaren: aus Braſilien (in runden Summen) auf 9,000,000 Gulden

Aus Frankreich . .	3,000,000	
Ägypten . . .	5,500,000	
Türkei . . .	7,200,000	
Rußland . .	3,500,000	
England . .	8,400,000	
Holland . . .	2,800,000	
Nordamerika . .	3,500,000	

Österreichischer Küstenhandel	9,900,000 Gulden
Neapel und Sicilien desgl.	3,900,000
Kirchenstaat desgl. . .	850,000
Preußen	291,000
Triester Erzeugnisse . .	4,000,000
Landhandel . . .	15,000,000 u. s. w.

Der Umsatz im gesammten Land- und Seehandel wird auf 88,000,000 Gulden angegeben, während er im Jahre 1800 nur 14 Millionen betragen haben soll. Hoffentlich werden die natürlich günstigen Verhältnisse und die außerordentliche Thätigkeit der Triestiner, auch künftige Fortschritte herbeiführen; mancher künstlichere Handelszug könnte aber auch ungünstige Veränderungen erleiden, oder es bedarf wenigstens näherer (hier unpassender) Erläuterungen, um ihn zu erklären. So z. B. daß über Triest, Kaffe nach der Levante, Zucker nach Apulien, Getraide und Baumwolle nach England, Kolonialwaare nach Venedig und der Lombardei geht. Jene Ausfuhr nach Apulien hängt z. B. mit dem Kontrebandehandel, die der Baumwolle nach England damit zusammen, daß der Vicekönig von Ägypten seinen monopolistischen Handel nach Triest verlegt hat und die Quarantaine daselbst am bequemsten abgehalten wird. Getraide läßt sich (bei wohlgetroffenen Einrichtungen und wohlfeiler Fracht) bequemer über Triest, als über Neapel und Sicilien beziehen u. s. w.

Daß Trieſt ſich gar nicht auf Spekulationen in Staatspapieren und Aktien einläßt, iſt gewiß ein Gewinn. Die Anlegung einer Bank (wozu die anderwärts beſchäftigten Kapitalien noch nicht hinreichen) wird von Manchem gewünſcht, der Mangel eines Handelsgeſetzbuchs von Allen beklagt. Hoffentlich führen die deshalb bereits getroffenen Vorbereitungen, bald zum Ziele.

Ein ganz neues, für Trieſt äußerſt wichtiges Geſetz, iſt die Städteordnung vom 22ſten September 1838. Nach dem Verſchwinden, oder doch Zurücktreten, aller alten Communaleinrichtungen, mußte in dieſer Beziehung etwas Weſentliches geſchehen, und jenes neue Geſetz weiſet, im Vergleich mit dem bisherigen Zuſtande, einen erheblichen Fortſchritt nach. Ich theile den Hauptinhalt mit.

Dem Stadtmagiſtrate gegenüber, wird eine berathende Körperſchaft begründet, welche an der Verwaltung des Vermögens, ſowie der Einnahmen Theil nimmt, und über die wichtigen Angelegenheiten Trieſts und ſeines Bezirkes gehört wird. Dieſe Stellvertretung (Repräſentation) theilt ſich in einen größeren und einen kleineren Rath. Jener beſteht aus 40 Gliedern. Das erſte Mal ſchlagen der Magiſtrat und die zeither als vorläufige Repräſentanten in Thätigkeit geſetzten Perſonen, hiezu der Regierung 80 Männer zur Auswahl und Beſtätigung vor. Von dieſen ſollen 60

Grundbeſitzer mit wenigſtens 20,000 Gulden Betriebskapital ſeyn. Die übrigen 20 können aus Männern erwählt werden, die ſich durch Wiſſen und perſönliche Eigenſchaften auszeichnen oder akademiſche Grade gewannen. Von der Wahl ſind ausgeſchloſſen: Geiſtliche, Officiere, Beamte, Bankerottirer deren Gläubiger über 12 aufs Hundert verloren, Minderjährige, peinlich Angeklagte u. dgl. Die 40 Mitglieder bleiben 6 Jahre im Amte, und jährlich ſcheidet ein Sechstel aus (im 6 Jahre 10). Die Ausgetretenen können wieder gewählt, und die Beſtätigung der Vorgeſchlagenen ſoll ohne ſehr erhebliche Gründe nicht verweigert werden.

Der große Rath erwählt (nach Berufung durch den Magiſtrat und unter Vorſitz deſſelben) aus ſeiner Mitte und nach Mehrheit der Stimmen, den kleinen Rath von 10 Perſonen. Dieſe Zehn bleiben ein Jahr in ihrem neuen Amte, und zugleich Mitglieder des großen Raths. Unter dem Vorſitze des von der Regierung ernannten Bürgermeiſters und Magiſtrats, verſammelt ſich der große Rath jährlich, um den Rath zu wählen, die Rechnungsführung des abgelaufenen Jahres zu prüfen, über den Bedarf des nächſten Jahres zu rathſchlagen, Anträge zum Beſten der Stadt vorzulegen, und geforderte Gutachten abzugeben.

Der kleine Rath verſammelt ſich, ſo oft ihn der Magiſtrat beruft, und rathſchlagt unter deſſen Leitung

über die Ausführung angenommener Pläne und Arbeiten, Verwaltung der einzelnen Zweige des öffentlichen Einkommens, anzustellende Prozesse, der Regierung zu machende Vorschläge u. s. w. Im Fall der Magistrat und der kleine Rath uneinig sind, wird die Sache dem großen Rathe vorgelegt; dasselbe kann geschehen wenn sie einig sind, die Wichtigkeit der Sache aber eine allgemeinere Berathung ersprießlich erscheinen läßt. Wenigstens 30 Mitglieder des großen Rathes müssen in den Sitzungen gegenwärtig sein: wer dreimal ohne gegründete Entschuldigung ausbleibt, verliert seine Stelle.

Dieser Auszug des Gesetzes ergiebt, daß die Bürgerschaft auf die Wahl des Magistrats keinen Einfluß hat, und den Repräsentanten überall nur berathende Stimme unter dessen Leitung zusteht. Im Vergleich mit den Rechten und Freiheiten welche im Preußischen den Städten ertheilt sind, erscheinen die von Triest nur sehr gering. Alle Entscheidung kommt von oben herab, und die an jeder Stelle mitwirkenden Magistratspersonen behalten ein natürliches, hoffentlich heilsames Übergewicht. Ferner ist die neue Städteordnung wohl nur als ein Anfang, und schon als großer Gewinn zu betrachten daß die öffentliche Meinung sich in anständigem, gesetzlichem Wege aussprechen darf. Endlich, muß das zeither ganz Unbestimmte: wer denn in Triest Bürger sey, und welche

Eigenschaften und Bedingungen dazu gehören es zu werden? — es muß der Begriff des Bürgerthums nothwendig von dem Augenblick an näher erörtert und gesetzlich festgestellt werden, wo die Stadt als ein größeres Ganzes hervortritt, und von Wahlen, oder Vorzügen die Rede ist, auf welche der bloße Einwohner keinen Anspruch hat. Die Aufgabe: den Weltbürgersinn des Kaufmannes, mit dem Stadtbürgersinne zum Besten Triests zu versöhnen und in Harmonie zu bringen, ist zweckmäßig und nicht unlösbar.

Jener Weltbürgersinn und das Herzuströmen thätiger und reicher Familien aus vielen Ländern, hat allem Aristokratismus, aller Faulheit, aller Geckerei ein Ende gemacht; jeder will und soll arbeiten. Diese Gleichstellung befördert die Geselligkeit; obgleich anderseits darin eine Hemmung liegt, daß sich die Theilnehmenden untereinander nicht immer verstehen und eine allgemeine, anerkannte Muttersprache fehlt. Reisen nach vielen fremden Ländern, oder Erziehung in denselben, vertilgt übrigens die Einseitigkeit der Bildung welche in vielen Handelsstädten vorzuherrschen pflegt; und so darf man zuversichtlich hoffen, es werde auch Wissenschaft und Kunst immer tiefere Wurzel fassen, und Triest alsdann das in der Gegenwart besitzen, was Venedig jetzt als bloße Erbschaft großer Vorfahren aufzeigt.

Über das Verhältniß Venedigs zu Triest, schreibe

ich ein andermal umſtändlich; ſobald ich noch mehr Zeugen abgehört, und Zweifel und Widerſprüche möglichſt beſeitigt habe.

Sechster Brief.

Venedig, den 7ten April.

In meinem vorigen Briefe habe ich Ihnen mancherlei Nachrichten über Trieſt mitgetheilt; heut möge von Venedig als Stadt, und ihrem Verhältniſſe zu Öſterreich, insbeſondere zu Trieſt die Rede ſeyn.

Venedigs Gegenwart iſt ohne Rückblick in die Vergangenheit nicht zu begreifen. — Thätigkeit und Vernachläſſigung, Unglück und Gewalt, Schuld und Unſchuld wirken ſo mannichfaltig auf einander, daß ich die Wichtigkeit der anzuſtellenden Unterſuchungen hier wohl andeuten, die Aufgabe ſelbſt aber nicht löſen kann. Man hat geſagt: meine Darſtellung des Untergangs von Venedig, in der Herbſtreiſe, ſey zu günſtig für die alte Republik. — Gewiß iſt mancherlei zu vervollſtändigen und zu berichtigen; dennoch habe ich mir weder damals in der Jugend, noch jetzt im Alter

ein dreifaches Erz umgelegt, welches das Herz zerdrückt, oder selbst in Eisen verwandelt. Ich will mich mit keiner Geschichte befassen wo Religion und Sitte, Tugend und Laster, Größe und Kleinheit, Aufopferung und Gewalt, von der blinden Nothwendigkeit oder der abstrakten Substanz oder der force des circonstances verdunstet, aufgelöset, in Nichts verwandelt werden; oder höchstens das graue, kalte Einerlei, nach Aufhebung alles Persönlichen und Volksthümlichen hervortritt. Wenn das Leben in Allem außer mir entweicht, so verliert auch das eigene Werth und Zweck, und durch die Langeweile, den ennui, gerathen Einzelne, wie Völker erst in Überspannung, dann in Erschlaffung. Der Selbstmord ist das allein Positive, was übrig bleibt.

Die Schuld Venedigs wird durch die Schuld Anderer weder gerechtfertigt, noch werden ihre Folgen aufgehoben. Wer in der bewegtesten Zeit nicht mit fortschreitet, bleibt zurück, und der Sturm der Begebenheiten brauset über ihn hinweg. Eine theilnahmlose, unbewaffnete Neutralität, galt nach Osten, wie nach Westen für ein Zeugniß venetianischer Nichtigkeit; solch ein testimonium morum, ward nothwendig zum testimonium mortis. Im Jahre 1815 hegte Mancher eine natürliche, löbliche Sehnsucht nach einer Auferstehung des geliebten Vaterlandes. War denn aber die Form einer geschlossenen Erbaristokratie

nicht veraltet, verhaßt und ihre Herſtellung ganz unmöglich? Wer kann ſagen: ob, und welcher Zuſatz von Demokratie die Lebenskraft erhöht, — oder geſtört hätte? Lag eine größere Bürgſchaft der Dauer und des Fortſchritts in einer erneuten Vereinzelung Venedigs, oder in einer Verbindung mit der mächtigen öſterreichiſchen Monarchie? Konnte man ſich wundern wenn Öſterreich das, was es durch eigene Kraft gewonnen hatte, nun auch behalten und behaupten, und ſeine Länder und Gränzen gegen das mächtigſte und unruhigſte Volk Europas ſichern wollte? — Es zeigt ſich hier die Kraft der Umſtände; aber nicht ohne Beibehaltung der Lehre von Urſachen und Wirkungen, von Verſtand und Unverſtand, Möglichkeit und Unmöglichkeit. Was und wieviel die öſterreichiſche Regierung für das Venetianiſche gethan hat, wie das lombardiſch-venetianiſche Königreich organiſirt iſt, davon ſpreche ich ein andermal, bleiben wir heut bei Venedig ſtehen.

Durch den Handel war Venedig groß geworden, durch neue Handelseinrichtungen und Geſetze glaubten die Einwohner ihre Vaterſtadt wieder zu heben, und der Wunſch daß ſie in einen Freihafen verwandelt werde, ſprach ſich ſo laut aus, daß die Regierung darauf einging, ohne alle daran geknüpften Hoffnungen zu theilen, oder theilen zu können. Die ſeit

dem ersten Februar 1830 zur Anwendung gekommenen Hauptgrundsätze sind folgende:

1) Alle Waaren, welche in den Hafen eingehen oder ausgehen, sind frei von Zöllen; diejenigen Gegenstände ausgenommen mit welchen der Staat selbst ausschließlich handelt, also: Salz, Tabak, Salpeter und Schießpulver.

2) Alle Waaren, welche in das Innere der österreichischen Monarchie, oder durch dieselbe in fremde Länder gehen sollen, werden in Magazinen niedergelegt.

3) Gewisse Fabrikate Venedigs (und ihre Zahl ward allmählig ausgedehnt) zahlen beim Eingang in die österreichischen Staaten, nicht mehr als die rohen Stoffe gezahlt haben würden, aus denen sie gefertigt sind. Diese Begünstigung gilt aber weder für fremde Fabrikate, noch für venetianische sobald sie nach anderen Ländern gehen. In jener Weise begünstigt sind: Glas, Spiegel, Goldschlägerarbeit, Wachslichte, Webereien, Handschuhe, Cremor Tartari, Theriak. Ferner (seit dem December 1830) Filzhüte, Saiten, Orgeln, Glocken, optische Instrumente, Masken, Pinsel, Stärke u. s. w.

4) Die alte Verbrauchssteuer dauert fort, ja sie ist bei einigen Gegenständen (schon weil andere ganz frei wurden) sogar erhöht. Hingegen werden die meisten zur Ernährung nothwendigen Gegenstände zollfrei

vom festen Lande nach Venedig gebracht. So z. B. Butter, Fische, Gemüse, Obst, Zwiebeln, Holz, Getraide, Stroh, Mehl, Eier, Landwein, Kohlen u. s. w.

So die Hauptgrundsätze; vergleichen wir damit frühere und spätere Thatsachen. Im Jahre 1829 (dem letzten vor Eröffnung des Freihafens) liefen in Venedig ein:

	Schiffe.	Tonnenzahl.
Österreichische . .	2059	151,361
Neapolitanische . .	18	1,542
Päpstliche . . .	54	2,495
Englische . . .	7	932
Schwedische . .	1	108
Jonische . . .	1	44
Französische . .	1	99
Russische . . .	1	230
Griechische . . .	4	99
Zusammen	2146 Sch.	156,910 T.

Hierunter sind alle Küstenfahrer mitbegriffen. Ein amtliche Tabelle für 1838 sondert die kleineren Küstenfahrer von größeren Seeschiffen, giebt aber die Tonnenzahl jener nicht an.

Laut derselben sind angekommen	Schiffe.	Tonnenzahl
Hannöversche . . .	2	252
Österreichische . . .	218	33,588
Bremische	1	160

	Schiffe.	Tonnenzahl.
Dänische . .	2	230
Griechische .	14	1382
Englische . .	30	4301
Jonische . .	2	471
Neapolitanische	65	4646
Norwegische .	3	300
Päpstliche . .	4	286
Russische . .	1	220
Schwedische .	9	1464
Zusammen	351 Sch.	47,698 T.
Hierzu ferner Küstenfahrer von Triest (mit Öl, Getraide, Kolonial- und Manufakturwaaren, Wolle, Baumwolle u. s. w.)	723	—
Andere kleine Küstenfahrer	2424	—
Zusammen	3498 Schiffe.	

Ausgelaufen waren 345 größere Schiffe
492 triestiner Schiffe
1742 kleinere Küstenfahrer

Zusammen 2579 Schiffe.

Laut einer anderen, nach etwas verschiedenen Grundsätzen entworfenen Tabelle, stellt sich für das Jahr 1838 die Schiffahrt wie folgt.

Es liefen ein:	Schiffe.	Tonnenzahl.
Öſterreichiſche . .	3319	210,586
Däniſche	2	290
Bremiſche . . .	1	308
Griechiſche . . .	8	620
Toskaniſche . . .	1	99
Neapolitaniſche . .	72	5596
Päpſtliche . . .	107	4960
Engliſche . . .	29	3891
Joniſche . . .	2	163
Schwediſche . .	15	2399
Sardiniſche . .	4	557
Ruſſiſche . . .	2	734
Holländiſche . .	1	100
Franzöſiſche . .	1	125
Zuſammen	3564 Sch.	230,128 T.
Es liefen aus *) . .	2546 „	180,963 „

Im Jahre 1838 liefen Dampfſchiffe ein und aus zu 307 Fahrten, mit 14,643 Reiſenden; zum Theil eine Folge der Kaiſerkrönung in Venedig.

*) Die Verſchiedenheit der eingelaufenen und ausgelaufenen Schiffe entſteht größtentheils daher, daß ſehr viele der letzten durch Chioggia, die Etſch oder den Po davonſegeln und in dem Verzeichniſſe für Venedig nicht aufgeführt ſind.

Unter den eingeführten Waaren schlug man an

	Zentner.	Werth Lire austr.
den Kaffee auf	5,000	830,000
Zucker .	28,000	2,500,000
Öl . .	72,000	8,500,000
Fische .	11,000	2,390,000

und den ganzen Handelsumsatz Venedigs auf 25 Millionen Gulden.

Die Verbrauchssteuer wird in Venedig von mehr Gegenständen erhoben, als in Triest, und zwar theils für den Staat, theils für die Stadt. Es giebt der metrische Zentner (ein metrisches Pfund ist gleich 1 Pfund 25 Loth wiener Gewicht)

	dem Staate,		der Stadt.	
	Lire	Cent.	Lire	Cent.
Wein, Essig, Bier .	3	69	2	75
Fremder Wein . .	13	69	2	75
Trauben	2	50	2	—
Fremde Trauben . .	12	50	2	—
Branntwein . . .	28	5	—	—
Mehl und Brot nach Verschiedenheit der Güte und Mischung				
von	3	75	1	83
bis	1	33	2	15
Von Reis wird die Abgabe erlassen.				

	dem Staate, Lire	Cent.	der Stadt. Lire	Cent.
Ochsen das Stück .	30	78	10	—
Kühe	21	98	8	—
Kälber	8	21	2	—
Schweine	8	80	5	—
Schaafe, Ziegen, Hammel, Lämmer . .	1	2	—	35.

Die Zahl der Einwohner von Venedig betrug
1824 — 100,000 *)
1838 — 110,000
Zunahme — 10,000.

Im Jahre 1834 wurden in Venedig versteuert:

Mehl und Brot aller Art, metrische Zentner	102,829
Wein	248,372
Stiere und Ochsen, Stück . .	5,333
Kühe	4,892
Kälber	4,378
Schweine	3,627
Schaafe, Ziegen u. s. w. . .	29,393 u. s. w.

*) Die Angaben über die Bevölkerung Venedigs, weichen untereinander sehr ab. Ich gebe, was man jetzt für das Wahrscheinlichste hält, obgleich andere Ziffern geringer lauten.

Der neueste Überschlag (preventivo) der Einnahmen und Ausgaben der Stadt Venedig lautet also:

I. Einnahmen in Conventionsgulden.

1) Pächte (fitti)	486
2) Erbzins (livello) . . .	4,763
3) Einnahme für Licenzen . .	4,700
4) Handels- und Gewerbssteuer	9,479
5) Polizeiabgaben	14,206
6) Verbrauchssteuer . . .	340,458
7) Zuschlag zur Grundsteuer (estimo)	86,922
In Summa	460,014 Fl.

II. Ausgaben.

1) Gehalte (einschließlich 3000 Fl. für den Podesta) . . .	35,534
2) Bureaukosten	3,161
3) Pensionen	5,018
4) Miethe und Pacht . . .	4,329
5) Erhaltung der Straßen, Brücken und Leuchtthürme . .	25,257
6) Straßenpolizei	6,511
7) Stadtbeleuchtung	54,787
8) Religiöse Feste	3,262
9) Arme, und wohlthätige Anstalten	113,385

Davon erhalten:

a) das Krankenhaus	64,091	
b) zwei Waisenhäuser	36,671	
c) Industrieanstalt	9,612	
d) Kinderwarteschulen	3,101	
10) Militairbedürfnisse . . .		17,084
11) Neubaue an Straßen und Brücken		72,173
12) Öffentlicher Unterricht . .		1,225
13) Feuerlöschanstalten . . .		15,788
14) Das Theater Fenice . .		26,858
15) Verschiedene gewöhnliche Ausgaben		12,705
16) Erwerbungen (acquisti stabili)		12,000
17) Außerordentliche Ausgaben (z. B. neues Kataster, Numerirung der Häuser u. s. w.)		11,667
18) Geld zur Deckung . . .		6,270
Summa		460,014 Fl.

Wenn der Betrag der Verbrauchssteuer von 340,158 Fl. oder in runder Summe von 340,000 Fl. auf 110,000 Einwohner vertheilt wird, so kommen auf den Kopf etwas über 3 Gulden.

Siebenter Brief.

Venedig, den 8ten April.

Sollten auch Sie, verehrter Freund, Geduld genug gehabt haben, die Ihnen gestern mitgetheilten Ziffern durchzusehen, so muß ich doch fürchten, daß viele Leser (und wie weit mehr Leserinnen) klagen werden: statt unterhaltender Briefe, sende ich nur Langweiliges, Bedeutungsloses in die Heimath. Und doch enthalten jene Ziffern und Nachrichten, die Kennzeichen oder die Diagnose über Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft, gerechte oder ungerechte Behandlung Venedigs, dieser in ihrer Art merkwürdigsten Stadt der Welt. Mich können jene trockenen Ziffern eher zur Theilnahme, ja zu Thränen rühren, als die Marterkammern verbrecherischer Romane; und wenn sich hier viele Leser versammeln, weil sie ein Aas wittern, so bin ich zufrieden, wenn nur Einzelne mich an das Krankenbett des sterbenden — oder wieder gesundenden Venedigs begleiten. Doch werden auch die, welche jene Thatsachen keines Blickes würdigten, die folgenden Bemerkungen zu verstehen im Stande seyn; nur müssen sie etwas Glauben mitbringen, weil sie nicht sehen wollen.

Zuvörderſt ergiebt ſich aus einer Vergleichung der Schiffe und der Tonnenzahl des Jahres 1829, mit denen von 1837 und 1838, daß beide ſeit Gründung des Freihafens zugenommen haben; obwohl daraus noch nicht mit voller Sicherheit zu entnehmen iſt, weſſen Thätigkeit und Kapital in Wahrheit den Handel betrieb. Ein hieran ſich reihender Zweifel wird bald näher berührt werden.

Die Laſt der Steuern dürfte ſeit 1829 (Erhöhungen und Befreiungen gegeneinander aufgerechnet) weder erheblich zugenommen, noch abgenommen haben. Weil indeß die ungemein großen Hoffnungen nicht ganz in Erfüllung gingen, ſtellt man jetzt theils allgemeine Gründe gegen alle Freihafen, theils beſondere gegen die Art der Behandlung Venedigs auf. Jene Gegner aller Freihäfen ſprechen: gewähren dieſelben den damit begabten Städten keine Vortheile, ſo iſt ihre Bewilligung eine Thorheit; gewähren ſie Vortheile, dann eine Ungerechtigkeit gegen alle nicht begünſtigten Städte. Was die eine gewinnt, verliert die andere. Ferner wird dadurch die Einnahme des Staates vermindert, die Contrebande und der Verbrauch fremder Waaren aber erhöht. Der Freihafen trennt ſich vom übrigen Vaterlande, und verwandelt ſich in eine eigennützige, geſinnungsloſe Faktorei fremder Kaufleute.

Dieſe Gründe ſind allerdings erheblich, und weiſen auf die Nothwendigkeit einer gleichen und gerech-

ten Behandlung aller Staatsbürger hin. Sie würden aber noch weit mehr Gewicht haben, wenn die Zollsysteme einfach und natürlich, und nicht von der Art wären daß sie den Handel mancher Orte zu Grunde richten, ja unmöglich machen, sobald man sie unbedingt und ohne Rücksicht auf eigenthümliche Verhältnisse anwendet. Gerade die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse und der Wunsch Venedig einen neuen Schwung zu geben, entschied zuletzt für den Freihafen.

Bald aber machte sich der wichtige Umstand geltend: daß Venedig nicht bloß eine handeltreibende, sondern auch eine fabricirende Stadt sey; ja Etliche meinten, sie solle sich von dem jetzo nur erkünstelten Handel ab-, und ganz der Fabrikation zuwenden, wozu die Menge wohlfeiler Häuser und Arbeiter so günstige Gelegenheit biete. Durch freie Ausfuhr und Einfuhr auf der Meeresseite, gewinne die Stadt nicht so viel, als sie durch Absperrung vom festen Lande einbüße.

Die Regierung (mit Recht schnellen Änderungen und äußersten Maßregeln abgeneigt) schlug einen Mittelweg ein, erleichterte den Absatz der Fabrikate und verminderte die Eingangssteuern auf der Landseite. Sie that an dieser Stelle so viel als möglich war: ein Freihafen zugleich nach der Fremde und nach dem Inlande, ist ein Ding der Unmöglichkeit, oder (beim jetzigen Zustande des Steuerwesens) der größten Ungerechtigkeit.

Hiebei drängt ſich die Bemerkung auf, daß Venedig bis jetzt kein fabricirender Ort im neuen großen Style iſt: Spiegel, Strohhüte, Wachslichte, Darmſaiten u. dgl. ſind nur Kleinigkeiten, im Vergleich mit den Gegenſtänden allgemeineren Bedarfs und Verbrauchs.

Alle dieſe Zuſtände Venedigs erſcheinen um ſo unangenehmer, wenn man ſie mit denen Trieſts vergleicht. Das was ich Ihnen über dieſe Stadt mittheilte, erweiſet: daß ihre Bevölkerung im raſchen Wachſen iſt; daß ihre Schiffs- und Tonnenzahl mehr als das Doppelte, ihr Handelsumſatz mehr als das Dreifache des venetianiſchen beträgt; daß mit einem Worte die neue illyriſche Stadt, die altitaliſche täglich mehr überflügelt. Welches ſind die Gründe dieſer merkwürdigen Erſcheinung? Geographiſche Lage, Verbindungsmittel, Vorrechte, Steuern, Kapitale, Thätigkeit, oder was ſonſt? Sind die Verhältniſſe natürlich oder unnatürlich, gerecht oder ungerecht, abänderlich oder unabänderlich? Ich habe hierüber in Trieſt und Venedig mit ſehr vielen und verſchiedenen Perſonen geſprochen, und bin dabei an ähnliche Auseinanderſetzungen über Briſtol und Liverpool erinnert worden. Nur muß ich billigerweiſe bemerken, daß ſich keineswegs alle Trieſtiner und Venetianer hiebei leidenſchaftlich gegenüber ſtehen, ſondern wechſelſeitig viele Gründe und Thatſachen anerkennen. Dennoch dürfte das Ver-

ständniß leichter werden, wenn ich versuche Behauptungen und Widerlegungen in einem Gespräche zwischen einem Venetianer und einem Triestiner aneinander zu reihen.

Venetianer. Die geographische Lage Triests ist für den Handel, besonders mit den altösterreichischen Staaten und mit Ungern, weit vortheilhafter, als die Lage Venedigs; und daher entsteht meistentheils der größere Verkehr jener Stadt.

Triestiner. Wenn Triest für jene Richtung im Vortheil ist, so Venedig für die Lombardei, Tirol, die Schweiz und das südliche Deutschland. Mithin dürften sich die Vortheile und Nachtheile der geographischen Lage in Beziehung auf das feste Land ausgleichen.

Venetianer. Triests Verbindung mit dem festen Lande erleichtert den Handel, während Venedig in Kriegszeiten ringsum kann blokirt werden.

Triestiner. Der Waarentransport die Berge hinauf nach Optschina ist nicht minder unbequem als der Wassertransport nach Fusine, und eine Blokade in Kriegszeiten schließt einen außerordentlichen Fall in sich, welcher auf die neueren Fortschritte, oder Rückschritte keinen Einfluß gehabt hat.

Venetianer. In den Hafen von Triest kann man mit verschiedenen Winden und größeren Schiffen

hineinſegeln; wogegen nur kleinere, mit Zeitverluſt und Gefahr in Venedig einlaufen können.

Trieſtiner. Jenem Vorzuge Trieſts ſteht der Nachtheil gegenüber, daß es eigentlich keinen Hafen, ſondern nur eine Rhede hat, welche keineswegs genügend gegen Stürme ſchützt; wogegen der Hafen Venedigs (ſobald man ihn einmal erreicht hat) volle Sicherheit gewährt. Überdies werden obige Schwierigkeiten verſchwinden, ſobald man den Hafenbau bei Malamocco beendet hat; laufen doch ſchon jetzt Schiffe von 250 bis 300 Tonnen in Venedig ein.

(Zuſatz. Der Eingang des Hafens bei Lido iſt minder tief als der bei Malamocco, deshalb wenden ſich alle größeren Schiffe hieher. Doch iſt ſeine Tiefe von 16½ Fuß um ſo weniger zureichend, da die Strömungen des adriatiſchen Meeres und das Auf- und Abwogen der Ebbe und Fluth, auf jene Tiefe wirken und ſie verändern, ja vermindern. Deshalb iſt jetzt der Plan: vom Ufer Malamoccos aus in der Gegend des Forts Alberoni einen Damm ins Meer hinein zu bauen, welcher die Strömung des adriatiſchen Meeres bricht und aufhält, ſo daß ſie nicht mit der Ebbe und Fluth aus den Lagunen zuſammenſtößt und Erde und andere Dinge zur Verminderung der Tiefe fallen läßt. Die Strömung der Ebbe und Fluth zwiſchen dem neuen Damm und dem Ufer von Paläſtrina wirkt hingegen künftig ſtärker, ungeſtörter und

den Schiffskanal vertiefend. So Zweck und Erwartung. Ob für Lido nachtheilige Rückwirkungen entſtehen dürften, ſchien wohl minder beachtenswerth, als ein entſcheidender Gewinn bei Malamocco. Manche behaupten: der ganze Plan werde weniger zum Beſten der Handelsſchiffe, als der größeren Kriegsſchiffe betrieben. Beides hängt indeß zuſammen.)

Venetianer. In Trieſt herrſcht größere Religionsfreiheit als in Venedig; auch iſt jene Stadt von der Kriegspflicht befreit, dieſe hingegen ihr unterworfen.

Trieſtiner. Das preiswürdige Toleranzedikt Joſephs II (und ohne Duldung kann freilich kein Welthandel geführt werden) gilt in Venedig eben ſo als Geſetz, wie in Trieſt. Im Fall die Venetianer es mit weniger Duldſamkeit anwendeten, ſo hätten ſie ſich die Schuld ſelbſt beizumeſſen. — Die Freiheit vom Kriegsdienſte iſt bei den Verhältniſſen Trieſts, dem hohen Tagelohne, dem Mangel an Händen und den von außen herbeiſtrömenden Fremden, allerdings ein Gewinn; die Kriegspflicht aber um deswillen für Venedig noch keine ſchwere Laſt. Vielmehr ließe ſich darüber ſtreiten, ob nicht eine ſtärkere Aushebung für Venedig ein Gewinn wäre, und der unbeſchäftigten, verarmten Menge, einen Gegenſtand der Thätigkeit, aufdränge. Nach Abzug der Freiwilligen ſtellt Venedig in einem Jahre nur etwa 50 Mann.

Venetianer. Die Stadtverwaltung, oder vielmehr die ſtädtiſche Finanzverwaltung iſt in Trieſt ganz unabhängig von der Regierung, in Venedig dagegen ihr unterworfen; was auf Handel, Controlle, Vereinfachung ſtörend einwirkt.

Trieſtiner. Allerdings ſieht Trieſt in jener Unabhängigkeit einen bedeutenden Gewinn; allein er iſt, in Vergleich mit früheren Zeiten, durch große Geldzahlungen erkauft worden. Auch entſcheidet jene Form noch nicht über den Inhalt, über Maaß und Laſt der Steuern.

Venetianer. Gerade dieſe Laſten und Steuern ſind bei uns viel ſchwerer als in Trieſt. So die Steuer vom Schlachtvieh; ja von der Mahl- und Brotſteuer ſind die Trieſtiner ganz befreit.

Trieſtiner. Dieſe Bemerkung über die Schlacht- und Mahlſteuer iſt richtig, nur folgt daraus noch nicht, daß der Trieſtiner im Allgemeinen weniger zahle. Zum Beweiſe dürfen wir nur daran erinnern, daß die Steuer von allen Gegenſtänden des Verbrauchs für die Stadt Venedig nur 340,000 Gulden, in Trieſt aber die von Getränken allein 565,000 Gulden beträgt.

Venetianer. Dies beweiſet wenig oder nichts, da in Trieſt Stadt- und Staatsſteuer zuſammenfallen; jene Summe der 340,000 Gulden aber nur die Stadtſteuer ausmacht.

Triestiner. Triests Gesammteinnahmen betragen jährlich etwa eine Million Gulden, wovon die Hälfte an den Staat geht, und die Hälfte der Stadt verbleibt. Das was also die 30,000 Triestiner für ihre Stadt aufbringen, ist mehr, als was 110,000 Venetianer für Venedig zahlen. Und dasselbe dürfte sich zeigen, wenn die Abgaben an den Staat verglichen würden.

Venetianer. Vergleichungen solcher Art sind schwierig, und die Ziffern und Summen erweisen zuletzt weit weniger als man glaubt. Wer sich aber in Triest und Venedig umsieht, wird augenscheinlich finden daß dort mehr Wohlstand, hier mehr Armuth herrscht, Steuern und Lasten also (wie auch die Tarifssätze und die Summen lauten mögen) hier mehr drücken, wie dort.

Triestiner. Man kann, ja man muß die Wahrheit dieser Erscheinungen zugeben; nur folgt nicht, daß sich danach die Steuerrollen für jede Stadt abändern lassen. Vielmehr soll man die tieferen Gründe jener Thatsachen erforschen; wobei sich ergeben dürfte: daß der wesentlichste Grund der Verarmung Venedigs in Unthätigkeit und Mangel an Betriebsamkeit, der wesentlichste Grund des Steigens von Triest in seiner Thätigkeit und seiner kühnen Betriebsamkeit liegt. Auf diesen Hauptpunkt drängt sich

die Unterſuchung zuſammen, alles Andere ſind nur Nebenſachen.

Venetianer. Wäre dies wahr, ſo müßten doch auch die Urſachen dieſes Hauptpunktes erforſcht werden. Denn die Faulheit und Unthätigkeit der Venetianer (welche Jahrhunderte lang das thätigſte Volk waren) kurzweg präſumiren weil ſich Armuth zeigt, oder unthätige Leute auf dem Markusplatze und an dem Ufer der Slavonier ſitzen, heißt doch zu oberflächlich und cavalierement den Stab brechen. Oder ſind die Engländer etwa faul, weil in London Kutſcher und Kabrioletführer eben ſo unthätig warten, wie hier die Gondolieri? Oder ſind die Berliner faul, weil es dort Eckenſteher, wie hier Fachini giebt?

Trieſtiner. Um dieſen Vorwurf des Leichtſinns und der Oberflächlichkeit abzulehnen, genügt es auf die Gründe aufmerkſam zu machen, welche Venedig umgeſtalteten. Die große, ehrenwerthe Thätigkeit hatte zu großem Reichthume geführt, und der Reichthum führte um ſo eher zum Genuß, als bei veränderter Weltſtellung des Handels, die Ausſicht auf einen reichlichen Lohn der bisherigen Thätigkeit abnahm. Anſtatt nun mit kluger Vorausſicht einen Wettlauf in den neuen Bahnen zu beginnen, beharrte man in alten, bis die Auszehrung der Lebensquellen immer mehr überhand nahm. Die Patricier verſtanden nicht mehr zu herrſchen, ſowie nicht

mehr zu erwerben; und die Art, wie ſie das Volk beſchäftigten, oder vielmehr nicht beſchäftigten, ſondern fütterten, gewöhnte daſſelbe an ein unthätiges Leben, mit falſcher, erſchlaffender Genügſamkeit überdeckt. Verſetzt die Bevölkerung Venedigs nach Trieſt, die Trieſts nach Venedig, und es wird ſich bald ergeben, ob mehr die ſachlichen Verhältniſſe, oder die perſönlichen Eigenſchaften über Fortſchritt und Rückſchritt der Städte und Staaten entſcheiden!

Achter Brief.

Mailand, den 12ten April.

Ich finde erſt heute, in Mailand, Muße meinen Brief über die venetianiſchen Verhältniſſe fortzuſetzen; jedoch um ſo weniger in dialogiſcher Form, da über die noch zu berührenden Punkte meiſt kein Gegenſatz, oder Widerſpruch obwaltet, und auch unwillkürlich meine eigenen Betrachtungen und Beobachtungen hineinſpielen. Noch jetzt (ſo höre ich) giebt es in Venedig Kaufleute, die weit, weit reicher ſind, als irgend ein trieſtiner. Vortheilhafter würde indeß jener Reichthum wirken, wenn er unter mehrere Perſonen ver-

theilt wäre, und seine Besitzer sich weniger den Geschäften der Bankiers widmeten, welche zwar großen Gewinn bringen können, aber nichts eigentlich Neues erzeugen, oder viele Menschen in Thätigkeit und Nahrung setzen. Ferner handeln die venetianer Kaufleute meist nur mit einem Hauptgegenstande, und haben davon sehr gründliche Kenntniß; die triestiner dagegen setzen sich nach allen Richtungen in Bewegung, sobald sie glauben daß es irgend mit Vortheil geschehen könne. Ihre Verbindungen mit so vielen Weltgegenden, und der Lloyd, als Mittelpunkt aller Handelsnachrichten, gewähren in dieser Beziehung großen Vortheil. Daher sind nicht selten Waaren, welche niemand in Venedig auf Spekulation kaufen wollte, theurer in Triest verkauft, und (mit noch größerem Gewinne) zum zweiten Male nach Venedig geführt worden. Manche Venetianer haben triestiner Häusern Geld geliehen, und Triestiner versorgen einen ansehnlichen Theil der Lombardei über Venedig mit mancherlei Waaren. Das Geheimniß, welches man in Venedig aus manchem Handelsverhältnisse zu machen sucht, hat weniger Vortheil gebracht, als die Öffentlichkeit welche in Triest vorherrscht.

Andererseits darf man nicht vergessen: wie schwer alte Gewohnheiten und Verbindungen sich ändern, welche zerstörende Revolutionen Venedig in den letzten 40 Jahren erlebt hat, wie schwer es ist, neue Han-

delswege zu eröffnen und Nebenbuhler aus ruhigem Besitze zu vertreiben. Allerdings kann Venedig (so wenig, wie irgend ein anderer Staat) seine glänzende Rolle noch einmal in derselben Weise durchspielen; aber eben so wenig wird es nach funfzig Jahren nur von Eulen bewohnt seyn, wie ein von Herrn Locatelli beredt widerlegter Franzose weissagte. Es ist schon ein ungemein großer Gewinn, daß die Rückschritte der Bevölkerung und des Handels, welche der eigennützige Republikanismus und der tyrannische Absolutismus des Continentalsystems (diese doppelten Gaben Frankreichs) herbeiführten, daß diese Rückschritte zum Stillstand gebracht wurden und die Dinge seit 15 Jahren, wenn auch langsam, doch wieder vorwärts gehen. Dies ist Folge der verständigen und väterlichen Leitung der Regierung; es ist Folge des zu alter Besonnenheit und Thätigkeit zurückkehrenden Venedigs. Doch möchte ich, einstimmig mit vielen Venetianern, behaupten: daß in letzter Beziehung noch viel geschehen kann und muß, um den Vorwurf der Lässigkeit ganz abzulehnen. In Neapel, wo der Himmel seine Gaben so reichlich vertheilte, scheint das dolce far niente viel natürlicher, wie in den wüsten Morästen, aus denen nur durch die ausdauerndste, großartigste Anstrengung, das Wunderwerk Venedig hervorging. Wer solche Ahnen hat, darf auf innige Theilnahme, aber keineswegs auf schwächliche Entschuldigungen rechnen, oder

dieſe geltend machen. Warum finden ſo viele Fremde, z. B. als Waſſerträgerinnen, Dienſtmädchen u. dgl. Beſchäftigung in Venedig? Warum überlaſſen die Venetianer faſt alle ſchweren Handwerke und Arbeiten an Ausländer? Warum trägt man, von Patriciern abwärts, weniger Bedenken ſich in die Liſte der Armen einſchreiben zu laſſen, als jenen Arbeiten obzuliegen? Warum ſah ich in einem Tage auf dem Markusplatze mehr Unthätige, als in ganz England binnen einem Jahre? Ich kann bei aller Vorliebe für Venedig, dieſe Fragen und Betrachtungen nicht los werden, und muß ſie mit der Darſtellung des Armenweſens in Verbindung ſetzen.

Ganz Italien zeichnet ſich durch eine große Zahl wohlthätiger Anſtalten und Stiftungen aus, und Venedig nebſt der Lombardei ſtehen in dieſer Beziehung gewiß keiner anderen Landſchaft nach. So giebt es in jener Stadt ein Verſorgungshaus für 700 Arme und andere werden außerdem mit freier Wohnung und Gelde unterſtützt. Ferner ein Waiſenhaus für etwa 335 Kinder, ein Siechenhaus für 36 Weiber, eine reiche Anſtalt für reuige Mädchen, ein Hospital für 1000 Kranke, eine Erziehungsanſtalt für 90 Mädchen (auch aus beſſeren Familien) ein Findelhaus u. ſ. w.; und die jährliche, zum größeren Theil aus Stiftungen herrührende Einnahme, beläuft ſich auf etwa 580,000 Gulden. Die franzöſiſche Regierung warf nach ihrer

Weise (welche überall nur das Allgemeine, nicht das Besondere berücksichtigt) alle diese Anstalten und Stiftungen zusammen, ohne Rücksicht auf Ursprung, Zweck oder Vorschrift der Stifter. Im Jahre 1826 ward diese Einrichtung wieder aufgehoben, jede Stiftung einer eigenen Leitung anvertraut, zugleich aber der genauen Aufsicht der höheren Behörden unterworfen.

Ein Gesetz über die brüderlichen, in jeder Pfarrei zu gründenden Vereine (fraterne parrochiali) vom ersten September 1836 setzt im Wesentlichen fest: In jeder Pfarrei bildet sich ein Verein, wo jedes Mitglied mindestens 2 Lire und 30 Centimen beiträgt, um unter Leitung einiger Vorgesetzten, Arme zu unterstützen. Von solch einer Unterstützung ist ausgeschlossen:

1) Jeder gesunde, arbeitsfähige Mensch.
2) Wer sonst in irgend einer Weise täglich 50 Centimen einnimmt.
3) Wer die Aufnahme in ein Arbeitshaus zurückweiset.
4) Wer die kirchlichen Vorschriften verabsäumt, seinen Kindern die Pocken nicht einimpfen läßt, oder einen anerkannt unsittlichen Wandel führt.

Die Unterstützung für einen Erwachsenen beträgt täglich nicht unter 15 und nicht über 60 Centimen; für ein Kind bis zu zehn Jahren nicht unter 10 und nicht über 15 Centimen. Es erhielten im Jahre

1836 tägliche Unterstützung als völlig Verarmte 3200, außerordentliche oder monatliche Unterstützung 1000. Die Zahl aller in die Armenliste Eingetragenen, welche im Laufe des Jahres irgend eine Unterstützung in Gelde, Arznei u. s. w. empfingen, belief sich auf 41,300 Personen, oder nach der Übersicht eines anderen Jahres auf 40,782 Personen. Rechnet man aber die Narren-, Kranken-, Arbeits-, Findel- und Waisenhäuser hinzu, so giebt eine andere Tafel die Zahl der Unterstützten sogar auf 52,113 an. Giebt doch die Regierung an 800 Patricier eine Art von Tagelohn, und man erzählt: ein Jude habe den Palast Foskari für eine Leibrente gekauft, die er täglich zwei Personen jener alten Familie mit 4—5 Lire bezahle.

Wie hoch man auch die Gründe der Verarmung, wie hoch man auch das Daseyn der Armuth Venedigs anschlage, bei diesen Zahlen kann man sich der Vermuthung nicht erwehren: daß die Vertheilung der Gaben (trotz aller Vorschriften und alles Wohlwollens) nicht immer dem Zwecke gemäß sey und das Armenwesen (wie einst in England) die Armuth nicht sowohl vertilge, als hervorrufe. Jeden Falls hätten sich 40,000 Venetianer früherer Jahrhunderte, niemals dazu hergegeben, ihren Namen in die Armenliste eintragen zu lassen; und mit dem festen Willen es nicht zu thun, findet sich auch selbst unter ungünstigen Verhältnissen, wieder Arbeit und Nahrung

Am bestimmtesten drängt mich Einsicht und Gefühl meine Stimme gegen die, obenein sehr kostspieligen Findelhäuser zu erheben.

Für Venedig wird die Zahl der jetzt verpflegten Findlinge angegeben auf 3338,
für die venetianischen Landschaften auf 10,625.

Ist es nun nicht eine falsche, geradehin unsittliche Menschenliebe, keineswegs bloß den unverehlichten, sondern auch den verehlichten Ältern, eine leichte, mit jedem Jahre zahlreicher betretene Bahn der Sünde zu eröffnen, ihre Herzen abzustumpfen, und das was ihnen die Natur auflegt, den Schultern Anderer unbefugt aufzuwälzen? Man will angeblich die Kinder gegen Ermordung schützen. Kann man sich denn aber wirklich einbilden, es würden so viel Kinder ermordet werden, als trotz aller Sorgfalt Findlinge sterben?*) Kann man sich einbilden, es würden in den venetianischen Landschaften 10,625 Mädchen und Weiber sich von ihren Kindern auch nur trennen, wenn das Rad des Findelhauses sich nicht wie ein Glücksrad des Lotto darböte? So hebe man denn die ganze

*) Von 1[illegible], waren und wurden z. B. in das Findelhaus zu Pavia aufgenommen 3332, und davon starben bis zum neunten Lebensjahre 1415 (Annali di Statistica LVI, 215) und innerhalb der ersten 18 Monate 1189. Andere Findelhäuser zeigen noch viel ungünstigere Ergebnisse.

entsetzliche Anstalt auf und vertraue der Erfahrung ganzer Völker, daß die Menschheit noch nicht unter das Vieh hinabgesunken ist, welches seine Jungen schützt und für sie Sorge trägt. Wenn man sagt: „Dies ist eine Waise", so glaubt man das bitterste Schicksal bezeichnet zu haben. Und doch, wie glücklich ist jede Waise, durch das Andenken an ihre verklärten Ältern; während der verlassene Findling tausendmal übler dasteht, da er gar keine, da er verdammliche Ältern hat. Wie sollte er gegen die Gesetze Dankbarkeit empfinden, welche seine Ältern verführten? Wie Vertrauen zur bürgerlichen Gesellschaft, da das Vertrauen zu den natürlichsten und einfachsten Banden der Natur, aus seinem Herzen mit der Wurzel ausgerissen ist?

Neunter Brief.

Mailand, den 15ten April.

Es ist sehr natürlich, daß eine Stadt in der Lage Venedigs, sich gern erfreulichen Hoffnungen hingiebt. So bewegen jetzt vorzugsweise vier Gegenstände die Gemüther. Erstens, der Hafenbau in Malamocco,

von deſſen Art und Zweck ich bereits geſprochen habe. Zweitens, der Plan einer Handelsgeſellſchaft auf Aktien, zu unmittelbarem Handel nach Aſien und Amerika. Es ſcheint daß hinreichende Kapitalien hiezu vorhanden ſind, und ich wünſche nur daß andere Hinderniſſe, die ſich in entfernten Gegenden immer finden, durch Klugheit und Vorausſicht ebenfalls überwunden werden. Drittens, die Anlegung einer Eiſenbahn nach Mailand. Wenn einerſeits der fruchtbare Boden theuer zu bezahlen iſt, ſo bietet das ebene Land wenig Hinderniſſe, und der Reichthum ſeiner Bewohner anſehnliche Mittel.

Viertens, die Kinderwarteſchulen (scuole infantili di carità). Obwohl es an Elementarſchulen für den Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen in Venedig gar nicht fehlt; ſo ergab ſich doch, daß ſie für ſittliche Erziehung nur ſehr wenig leiſteten und die kleineren Kinder ganz ausſchloſſen. Jene neuen Kinderſchulen beruhen hingegen auf folgenden Grundſätzen:

Die Kinder werden von zwei bis zehn Jahren aufgenommen, und in geiſtiger, ſittlicher und religiöſer Hinſicht erzogen. Man lehrt in drei Klaſſen Leſen, Schreiben, Rechnen, Moral, Religion, heilige Geſchichte, Leben Jeſu, das letzte (wie es heißt) „nach Kupferſtichen guter Zeichnung, damit das Auge für Schönheit und Harmonie der Malerei erzogen werde."

Ebenso diene Gesang zur Stärkung der Lungen und Bildung des Gehörs, und gymnastische Übung zur Entwickelung des gesammten Körpers. Um aufgenommen zu werden muß man Armuth nachweisen, oder wöchentlich 20 Kreuzer zahlen. Die Kinder bleiben in der Schule, des Winters von 8 — 4 Uhr, des Sommers von 7 — 8 Uhr. Sie essen zweimal meist Suppen von Reis, Bohnen, Gerste, Kartoffeln. Fleisch wird nicht gegeben, weil es zu kostspielig wäre, und, der Erfahrung nach, in den Kinderjahren zur Ernährung nicht nöthig ist. Suppe haben die Kinder dem Brote stets vorgezogen, weshalb man die Verabreichung des letzten abgeschafft hat.

Die Ausgaben werden durch freiwillige Beiträge, oder Aktien, zu 1½ Gulden jede, bestritten. Die Aktionaire versammeln sich unter Vorsitz eines Pfarrers und eines Abgeordneten der Regierung, um die Geschäftsführer zu erwählen und ihre Wünsche und Bemerkungen auszusprechen. Sobald die Kinder zehn Jahre alt sind, sucht man sie irgendwie in nützlicher und anständiger Weise unterzubringen. Man hat gefunden, daß weibliche Lehrerinnen besser sind, als männliche Lehrer, und unter jenen die jüngeren, Vorzüge vor den älteren haben. Was die Kinder sprechen, auswendig lernen und schreiben, ist in reinem Italienisch; die Erläuterungen hingegen werden meist im venetianischen Dialekte gegeben. Vier Schulen zählen jetzt

von an 1000 Kinder; und es ist die Rede davon für eine fünfte einen ganzen Palast für jährlich etwa 230 Thaler zu miethen.

Der Hr. Vicedelegat Baron Pasketini und der Geistliche Hr. Grantis (welche beide um Gründung und Förderung dieser Schulen die größten Verdienste haben) führten mich in eine derselben. Gleich der erste Anblick war höchst erfreulich. Wer nur die armen italienischen Kinder in Lumpen, Schmutz und voll Ungeziefer kennt, wird wie in ein anderes Land versetzt, wenn er sie hier reinlich, gewaschen, gekämmt und wohlgekleidet vor sich sieht. Und nicht bloß das gleichartige, gegebene Oberkleid ist reinlich, sondern es ward auch eine Ehrensache für die Ältern, den übrigen Anzug zu verbessern. Nicht minder erfreulich war es zu sehen, daß alle diese Kinder rothbäckig, wohlgenährt und heiter aussahen; zu hören, daß sehr selten Strafen nöthig werden und nur im Hinweisen zu einem besonderen Platze bestehen. Ja in Hinsicht auf gewisse körperliche Bedürfnisse, hat man zur Vermeidung von Störungen, selbst die Kleinsten dahin gebracht, Zeit und Stunde zu halten.

Die Art wie buchstabirt und die einzelnen Buchstaben gelegt wurden, zeigte genaue Kenntniß; das Zählen und Rechnen ging rasch und sicher, und ebenso die Beantwortung der Fragen über Zeiteintheilung, Kalender, die Theile und Bestimmungen des mensch-

lichen Körpers u. ſ. w. Längere Antworten ſprachen die Kinder in gleichartigem, melodiſchen Rhythmus und Tonfall.

Die Hauptlehren des Chriſtenthums wußten Alle in katholiſcher Form herzuſagen. Man könnte zweifeln ob gewiſſe Sätze, welche die größten Geiſter kaum in ihrer Tiefe aufzufaſſen im Stande ſind, den kleinen Kindern (unverſtanden und unverſtändlich) beigebracht werden ſollen? Doch ließe ſich antworten: von gewiſſen Geheimniſſen verſtehe eben der Kleine ſo viel, wie der Erwachſene, und es ſey rathſam, das Dargebotene durch jene Weiſe gleichſam in Angeborenes zu verwandeln und gegen die Angriffe des Zweifels zu ſchützen.

Wie dem auch ſey: gewiß wirken dieſe Schulen höchſt vortheilhaft auf Bildung eines neuen Geſchlechts; ja in gewiſſem Sinne werden jetzt viele Ältern durch ihre Kinder erzogen. Um ſo weniger gilt der Tadel: es ſey Unrecht, die Kinder viele Stunden des Tages von ihren Ältern zu trennen. Sie würden ja doch von dieſen verlaſſen und allein gelaſſen, und aus dem höheren, menſchlichen Daſeyn wieder in thieriſchen Schmutz und elende Unthätigkeit verſinken. Am allerwenigſten haben diejenigen ein Recht jenen Tadel auszuſprechen, welche andererſeits die Findelhäuſer vertheidigen.

Zehnter Brief.

Mailand, den 14ten April.

Es ist weder meines Amtes, noch hier der Ort, über die gesammte österreichische Kriegsverfassung zu sprechen. Doch verdienen einige Hauptpunkte in Bezug auf das lombardisch-venetianische Königreich, eine kurze Erwähnung. Die Aushebung für acht Linienregimenter beruht auf der Bevölkerung, die Dienstzeit dauert acht Jahre *), und die Auswahl trifft das 20ste bis 24ste Lebensjahr. Ganz befreit sind: Beamte, Professoren, Geistliche, theologische Zöglinge, einzige Söhne eines verstorbenen Vaters, Seeleute u. s. w. Ausgeschlossen sind kränkliche, zu kleine, und der bürgerlichen Rechte für verlustig erklärte Personen. Nachdem die Stufen der Einberufenen und die Klassifikationslisten entworfen sind, entscheidet das Loos. Es ist erlaubt einen Anderen einzustellen; doch muß man eine Bürgschaft von 300 Lire, oder etwa 120 Gulden für ihn niederlegen. Kein Soldat darf ohne Erlaubniß heirathen. In Padua besteht ein Invalidenhaus. Es giebt keine Landwehr. Die Aushebung ist

*) Gesetz vom 17ten September 1830.

verschieden nach Maaßgabe des Bedürfnisses. Sie betrug z. B. 1822, 3026 Mann; 1827, 3500; 1828, 3778; 1829, 2266; 1830, 2647; 1831, 12,400; 1834, 5900; 1836, 4610; 1837, 1924 Mann. Im Verhältniß zu der Bevölkerung des Königreichs (die jetzt über vier Millionen beträgt) ist die Aushebung und Kriegspflicht keineswegs drückend. Über die Fragen: ob es nicht besser sey die Dienstzeit noch mehr abzukürzen, die Stellvertreter abzuschaffen und eine Landwehr einzuführen; wird von Sachverständigen viel gesprochen und verhandelt. Für Preußen sind diese Fragen gewiß mit großem Rechte bejaht worden. Anstatt hierüber das Bekannte zu wiederholen, theile ich Ihnen einiges über die österreichische Seemacht mit.

Das venetianische Arsenal, ein erstaunenswürdiges Denkmal der Größe und Thätigkeit der Republik, fordert dringend dazu auf, eine Seemacht zu bilden und erleichtert solch einen Plan. Auch wird überall gebaut, gezimmert, geschmiedet u. s. w., ohne jedoch über das Maaß hinauszugehen, welches überwiegende Gründe vorschreiben. Die Zahl der Matrosen (corpo marinari) beläuft sich auf 2326 Mann, welche in verschiedenen Abstufungen verschieden besoldet, gekleidet und verpflegt werden. Dasselbe gilt von den Seeartilleristen, die vom Befehlshaber an, 945 Mann zählen. Hiezu kommt ferner ein Bataillon Seesol-

daten mit 1276 Mann. Die Bezahlung und Verpflegung ist auf dem Lande und auf der See nicht gleich, sondern steigt für die Zeit der Einschiffung. Die Flotte zählt 3 Fregatten, 2 Corvetten, 5 Briggs, 3 Goletten, und eine viel ansehnlichere Zahl von Penischen und Kanonenböten. Im Arsenale werden 1378 Handwerker, und Arbeiter aller Art beschäftigt.

Elfter Brief.

Mailand, den 12ten April.

Dienstag den 9ten April Abends um 8 Uhr schiffte ich mich in Venedig ein, und Donnerstags den 11ten früh um 6 Uhr war ich wieder in der bella Venezia, nämlich dem so benannten Wirthshause in Mailand. Die Fahrt von Venedig bis Fusine war auch diesmal (wie sonst) eine Marter, so eng ist die Postbarke, so schmal der Sitz, so ängstlich die Luft; man kann nicht Arm noch Fuß rühren. Im Vergleich mit dieser Marterkammer, erschien der Kouriervagen ein weitläuftiger bequemer Palast, in welchem ich mich auch sogleich häuslich einrichtete, die Stiefeln aus-, Pelz-

ſchuh und Fußſack anzog, und mich überhaupt gegen Kälte ſo einrichtete, daß ich diesmal nicht davon litt. Aber freilich war zwiſchen der böhmiſchen und jetzigen lombardiſchen Temperatur ein Unterſchied von etwa 10 Grad. Am Morgen des 10ten Aprils (meines Vaters Geburtstag) erwachend, war mir zu Muthe, als wäre ich nach langer Seereiſe gelandet, obwohl von Schönheit des Landes nicht die Rede ſeyn konnte, weil die Bäume (beſonders die geköpften Maulbeerbäume) noch völlig kahl waren, und die Weinranken wie graue Stricke umherhingen. Aber der grüne Waizen, die bewäſſernden Bächlein, die dunkelen Vorhügel, die fernen ſchneebedeckten Berge boten einen erheiternden Anblick, und hiezu kam den 10ten ein Abendroth und ein Farbenſpiel des italieniſchen Himmels von gröſter Schönheit. Es ward eine chromatiſche Fantaſie durch alle Farben glänzend hindurchgeſpielt, bis die zweite Nacht mich umfing. Der Blick auf den Gardaſee von Peschiera bis Deſenzano, erinnerte mich lebhaft an meinen erſten Ausflug nach Italien mit Ludolf und Hermensdorf; jetzt zum vierten Male da Capo, mit immer ſteigendem Intereſſe. In dieſe Erinnerungen und Betrachtungen fiel die Frage meines italieniſchen Reiſegefährten wie ein Schreckſchuß hinein: iſt Berlin ruſſiſch? und ich konnte aus verdrießlichen Sorgen über die Zukunft nicht ſo bald wieder in angenehme Träume über die Vergangenheit zurück-

kehren. Unverfänglicher war eine Räubergeschichte (stehende Artikel beim Eintritt in Italien), die jener in Südfrankreich erlebt hatte. Ein Räuber nahm allen Reisenden in dem Eilwagen ihr baares Geld ab, während acht mit angeschlagenem Gewehr hinter Büschen standen. Nachdem jener seine Beute in Sicherheit gebracht, ergab sich daß die gefürchteten Acht, bloße Strohmänner waren.

In Verona (das jetzt stark befestigt wird) sah ich in der Eile das immer Gezeigte. Als ich schon vor den Grabmälern der Scaligeri stand, erbot sich ein Italiener mich hinzuführen. Auf meine natürliche Antwort meinte er: aber die wissenschaftliche Erklärung! In dem großen Brescia beantwortete ein Postbedienter meine Frage: wo die Stube für die Reisenden sey? mit den Worten: es giebt keine! Auf eine zweite Frage: wo eine gewisse Anstalt sey? sagte er, den großen Posthof zeigend: da per tutto! S' accomodi dove vuole. Um so mehr verwunderte ich mich nach dieser und den venetianischen Erfahrungen, hier eine englische Einrichtung zu finden.

Nach der Reise von einem Tage und zwei Nächten hätte ich mich wohl ausruhen dürfen; statt dessen marschirte ich mit einem Führer fünf Stunden lang in Milano la grande umher, brachte die meisten Briefe an den Mann, und wollte endlich halb 4 Mittagbrot essen, als ich eine Einladung zum Gubernialsekretair

Czörnig erhielt, der die Lombardei genauer kennt, als vielleicht irgend ein Mensch, und mittheilender ist wie die meisten. — — So vergaß ich aller Müdigkeit, und fing meine hiesige Laufbahn unter eben so günstigen Vorbedeutungen an, wie in Triest und Venedig.

Dienstag den 16ten April.

Die Fortsetzung gleicht dem günstigen Anfange! Überall zuvorkommende Freundlichkeit und thätige Hülfe. In so weit Alles wie in Triest und Venedig; sonst aber verschieden in gar vielen Dingen und ein Beweis für die Mannichfaltigkeit Italiens. Mailand liegt so in einem Meere von grünen Bäumen, Feldern und Wiesen, wie Venedig in einem Meere von grünlichem Wasser. Hier überall Hinweisungen auf die Vergangenheit, als das Größere und Wichtigere; in Mailand hingegen überwiegt die lebendige Gegenwart selbst den, aus älterer Zeit glorreich heraustretenden, Dom. Denn dieser steht weit mehr einzeln da, als etwa die Markuskirche in Venedig; auch springt es in die Augen, daß Mailand ein seltener Mittelpunkt großen Reichthums und großer Thätigkeit sey. Nirgends Spuren des Verfalls, nirgends unbeschäftigte Leute; es sey denn in den höheren Kreisen, wo der überwiegende Reichthum ein far niente möglich macht, während sich in Venedig dasselbe mit der Noth und einem elend ärmlichen Leben verständigt und ausgesöhnt hat.

In Venedig, und auch in Verona, jedes Haus, jeder Palaſt nach eigenthümlichen Wünſchen und für perſönliche Zwecke gebaut, die größte Mannichfaltigkeit mit der willkürlichſten Übertretung von Regel, Geſetz und Harmonie (z. B. große und kleine Fenſter nebeneinander, mehr oder weniger übereinander); in Mailand dagegen ſymmetriſche Vertheilung, ſorgfältiger Abputz, nirgends Spuren des Verarmens und Verſchwindens der Eigenthümer. Die in Venedig ſo ſchwierige Unterſuchung: ob und wie der Verfall zum Stillſtande gebracht ſey und ein Ziel erreicht habe; iſt hier völlig überflüſſig, ſo augenſcheinlich ſpringt der Fortſchritt in die Augen.

Rings um Mailand laufen ſehr breite, mit großen Bäumen beſetzte Wälle, von denen man ſtete Ausſichten hat nach innen und nach außen. Dort bleibt der Dom, mit ſeinen unzähligen Spitzen, der Mittelpunkt des Ganzen; nach außen iſt die Seite gen Mitternacht am ſchönſten, weil die, jetzt noch beſchneiten, Berge der Brianza und des Comerſees, einen im Gegenſatz zur weiten lombardiſchen Ebene doppelt anziehenden Anblick gewähren. — Erwähnung verdient ferner das Pflaſter der Straßen, weil es nicht bloß granitne Fußwege an den Seiten darbietet; ſondern in der Mitte auch granitne Schienen für die Wagenräder gelegt ſind, ſo daß dieſe leicht wie auf einer Eiſenbahn und mit weit geringerem Geräuſche dahinrollen.

Die Spaziergänge werden vom schönsten Wetter begünstigt, der reinste blaue Himmel, Abends die klarste Sternenwelt, überall Blätter und Blüthen hervorbrechend. Dennoch sitze ich noch jetzt im Pelze, und darf nicht verschweigen daß das Thermometer im Schatten 10° zeigte, während es an verschiedenen Tagen im Wiederschein der Sonne auf 21, 24, ja 33° stieg. Man muß also mit der Kleidung sehr vorsichtig seyn, um sich nicht zu erkälten.

Täglich lerne ich so viel über den gegenwärtigen Zustand der Lombardei und verkehre mit so vielen lebendigen Menschen, daß ich erst heut der Bühne einen Besuch abstatten will. Gleicherweise hielten mich Abendbesuche vom Theater zurück; auch zog die Donizettische Oper Lammermoor nicht sehr an. Vielleicht kommt sie indeß heute an die Reihe; schon um die im Innern neu ausgeschmückte Scala zu sehen. Gestern ging ich für vier Groschen in das Tagestheater der Stradella, wo man des berühmtesten August von Kotzebue Johanna von Montfaucon gab. Für jenes Geld war freilich nicht viel zu verlangen. Einige Jungen von 10 — 12 Jahren stellten die Wachen dar, und die Prima Donna war ein abgetakeltes Linienschiff. Ihre Deklamirerei konnte mich um so weniger festhalten, da ich der Unzelmann und Stich gedachte, und für Parodie die Sache nicht pikant genug war. Deßungeachtet bin ich wieder in

meiner alten Behauptung bestärkt worden: daß ein Tagesschauspiel von ächten Künstlern aufgeführt, an Wirkung Alles überbieten würde, was wir mit Coulissen, Lampenöl und Lampenlicht herbeikünsteln. In Venedig, in Verona hatte ich dasselbe Gefühl, und die Griechen wußten gewiß besser als wir, was die wahre Kunst und Schönheit verlange.

Auch der Dom hat jetzt wieder größeren Antheil am Sonnenlichte, denn zuvor: die Fenster sind gewaschen und erneut, Fußboden, Säulen und Decke gereinigt. Er hat an Helligkeit sehr gewonnen, ohne an Gemüthlichkeit und Ernst zu verlieren. Auch das wundervolle Dach gedenke ich in diesen Tagen wieder zu besteigen. Wäre nur die Vorderseite nicht ein solches Gemisch von Antikem und Gothischem.

Herr C— führte mich am Sonntage zu dem Bildhauer Marchesi. Dieser Mann verdient zuvörderst Achtung als Mensch für seinen Muth. Das Gebäude, worin alle Modelle und so viele andere Arbeiten seines Lebens befindlich sind, brennt ab und nur Unbedeutendes wird gerettet. Er baut ein zweites für seine Zwecke, und beginnt es von Neuem zu füllen. Da stürzt es ein. Ungebeugt durch dies doppelte, größte Unglück, was einem Manne der Kunst, oder Wissenschaft wiederfahren kann; beharrt er auf seinem Wege, und seine jetzige, lediglich für Zwecke der Bildhauerei gebaute Werkstatt, ist wohl die größte und passendste

in der Welt. Auch hat er sie so schon wieder mit Kunstwerken der mannichfachsten Art angefüllt, während sich zu London in Chantreys großer Werkstatt, fast nur die Prosa englischer Bildsäulen und Denkmale, semper idem, zeigt. Jener Muth, jenes Vertrauen Marchesis; wie bildet es einen Gegensatz zu der verzagten Eitelkeit Nourrits, der zum Fenster hinausspringt, weil ihn jemand auspfeift. Freilich bringt kein pariser Sänger ein monumentum zu Stande aere perennius. Die Regierung hat übrigens Marchesi sehr reichlich unterstützt und der Kaiser ihm ein Werk aufgetragen, dessen Modell bereits fertig ist und das zu den größten gehört welche die Bildhauerei aufzuweisen hat. Die Religion steht groß, ernst und milde zugleich in der Höhe, der edle Leichnam Christi hinsinkend, und zugleich von ihr gestützt und zur Verehrung dargeboten. Tiefer zu einer Seite eine Mutter mit drei Kindern verschiedenen Alters und Ausdrucks, doch alle in Beziehung auf Christus: das älteste küßt seinen Fuß, und das zweite macht das dritte kleinste aufmerksam auf das was vorgeht. Zur andern Seite ein Blinder der auch schauen möchte, geführt von zwei Schwestern. Christliche Geschichte, Glaube, Liebe, Hoffnung; sinnlich und symbolisch dargestellt. Das Ganze kommt auf ein hohes, mit Blumenkränzen geschmücktes Postament. Rosen und Passionsblumen herrschen vor.

Zwölfter Brief.

Mailand, den 17ten April.

Meiner Pflicht gemäß und mit Empfehlungen des Grafen H — versehen, begab ich mich gestern in das allgemeine Archiv (Director Viglezzi): die ältesten Urkunden waren aber von 1360, darum vorwärts zum diplomatischen Archiv (Vorsteher Costa). Eine Unzahl von Urkunden, selbst eine ansehnliche Zahl aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert. Das Verzeichniß geht aber nur bis zum Anfange des 12ten Jahrhunderts, und zeigt (was ohnehin feststeht), daß lediglich Klosterdiplome hier gesammelt sind, deren tausendmal sich wiederholender Inhalt mich jetzt schon abschreckt, wenn sie wohlgedruckt vor mir liegen; wie viel mehr, wenn ich das Unbedeutende, aus schlecht geschriebenen, halb verwitterten Ur- oder Abschriften mühsam und mit Verlust von Augen und Zeit, entziffern soll. Nichts als Geschenke, Bestätigung der Grundstücke, Erlaubniß eine Mitra oder Handschuh zu tragen u. s. w.; das Alles weiß ich auswendig. Nach einigen, Gewissens halber angestellten Besichtigungen hemmte ich die Thätigkeit des dienstfertigen Archivars, und begab mich zur ambrosianischen Bibliothek. So viel hier für

manche Zwecke noch verborgen seyn mag, für den meinen ist, nach Muratori und so vielen fleißigen Lombarden, schwerlich etwas zu finden; doch will der Archivar, Hr. Catena, nach meinen Fingerzeigen Haussuchung halten. —

So wie ich mich Morgens Gewissens halber der Wissenschaft ergab, so Abends der Kunst! In der Besorgniß keinen guten Platz zu bekommen, ging ich früh nach der Scala und war, ich glaube das erste Mal in meinem Leben, der erste im Theater. Also fehlte es nicht an Zeit allerhand Betrachtungen anzustellen. Auf die Größe des Hauses thun sich die Mailänder eben so etwas zu Gute, wie die Neapolitaner auf S. Carlo. Hat denn aber diese Größe nicht ihre Schattenseite? Sechs Reihen Logen übereinander, mithin aus den beiden höchsten bloße Vogelperspektive. Unzählige gleichgeschnittene Logen, was architektonisch sich nicht schön darstellt. Wenige Zuschauer in der richtigen Mitte, die einen zu nahe, die anderen zu fern. Die königliche Loge im Verhältniß viel kleiner, als die berliner, und eben so der Zwischenraum zwischen den Säulen auf der Scene. Mich dünkt, eine größere Breite würde beides nicht so eng und gepreßt erscheinen lassen. Orchester und Chöre, bei unzähliger Wiederholung derselben Oper, fest und wohlgeübt. Ein Baß sehr stark, ein Tenor zugleich milde, ein Diskant, Miß Kemble, lobenswerth; aber Alle sangen was

mir weh thut) faſt immer mit Anſtrengung, sforzato: eine natürliche Folge der, ſelbſt in den Arien, überlauten Inſtrumentirung, und des übergroßen Hauſes. Die Muſik Donizettis zu dieſer Lucia Lammermoor, aufgebauſchte Trivialitäten. Um das Ballet gut zu ſehen, hatte ich mich vorn hingeſetzt, war aber zwiſchen Pikkelflöte und Trompeten gerathen, welche ſo ohne Raſt und Ruh arbeiteten, daß ich den dritten Akt und das ganze Ballet preisgab, um ſelbſt zur Ruhe zu kommen. Da habt Ihr in wenig Worten den Beweis, daß ich von Theater und Muſik nichts verſtehe. Der Kopf war mir wüſt, und das Heimweh in Anmarſch. Um dies zu vertreiben, träumte ich von lauter Univerſitätsſachen.

Den 18ten April.

Faſt möchte ich mich anklagen: ich ſey zu thätig. Wenigſtens kommt vom dolce far niente nichts zu mir; ſo drängen Sachen und Perſonen auf mich und ich auf ſie ein. Heut z. B. kam um 9 Uhr (bis dahin hatte ich von halb ſechs gearbeitet) Hr. Czörnig zu mir, mit dem gar viel Geſchäftliches zu beſprechen war. Hierauf ging ich zum Grafen Pompeo Litta (dem Herausgeber der famiglie italiane), wo das Geſchichtliche vorgenommen und Alles beſehen ward, was in den letzten Jahren über die italieniſche Geſchichte erſchienen iſt. Aehnliche Verhandlungen führte ein Be-

ſuch des Archivar Vigliezzi, Betrachtungen anderer Art; ein Beſuch des Seidenfabrikanten Hrn. Fortis halber. Nunmehr zu Hrn. Morbio, der mich verfehlt hatte. Ich fand an dieſem Herausgeber eines Werkes über die italieniſchen Städte, einen jungen ſehr unterrichteten, für die Geſchichte ſeines Vaterlandes begeiſterten Mann. Er beſitzt große diplomatiſche Sammlungen, und theilte mir drei ungedruckte Briefe des Königs Enzius mit. Weiter zum Grafen M—, dem Präſidenten der Finanzbehörde, mit dem ich zu meiner Belehrung viel über Grundſteuer, Zölle, Verbrauchsſteuer, Pächter, Regalien u. ſ. w. beſprach. Eins kommt zum Anderen den Kopf aufzuklären; bisweilen möchte es aber über dem wogenden Andrange des Neuen, und durch das Brechen der verſchiedenen Wellen confus werden, und den Leitſtern aus den Augen verlieren. — — —

Den 11ten April.

Manzoni lebt ſo einſam, und weiſet jeden ſo beſtimmt zurück der ſich ihm nicht faſt mit Gewalt aufdringt, daß ich bei meinen früheren Beſuchen Mailands nicht wagte ſeine Bekanntſchaft aufzuſuchen. Durch einen Herrn B— (dem mich der engliſche Conſul in Trieſt empfahl und der eine Engländerinn geheirathet hat) erfuhr ich: er ſey bereit mich anzunehmen und ward, weil B— verhindert war, durch ei-

nen Baron T— hingeführt. Manzoni befand ſich im Kreiſe ſeiner Familie, die ſich jedoch in unſere weitere Geſpräche nicht miſchte. Er zeigt ein ſehr einfaches, durchaus natürliches Weſen, ſpricht aber lebhaft und fließend. Da ich gehört: er habe einen Aufſatz wider die geſchichtlichen Romane (alſo wider ſich ſelbſt) geſchrieben, indeß noch nicht drucken laſſen, ſo wandte ich die Rede auf dieſen Gegenſtand, und vertheidigte jene Romane. Das heißt: die ſchlechten Romane mit, aber ohne geſchichtliche Grundlage ſeyen ſchlecht; Roman und Drama erlaube aber eine ſolche Grundlage, und ruhe oft feſter darauf, als auf bloßer, nicht ſelten haltungsloſer Erfindung. Manzoni erwiederte: das Geſchichtliche und das hinzu Erfundene wachſe nicht zuſammen, ſondern falle auseinander und die rechte Wahrheit fehle immerdar. Die Geſchichte des Romans zeige, daß man allmählig immer mehr Wahrheit verlangt und der Geſchichte mehr Raum eingeräumt habe; was die Behauptung derer beweiſe, welche entweder reine Geſchichte, oder reine Erfindung verlangten und alle Miſcherei verwürfen. Das Ganze führe auf Vorurtheile und Täuſchung. So habe man ihn oft gefragt: was in den promessi sposi wahr oder unwahr ſey? und ſolch eine Frage ſey immer ein Vorwurf. — Ich glaubte das Letzte läugnen zu dürfen, und wünſchte z. B. ſelbſt zu wiſſen, ob dem Ungenannten eine geſchichtliche Perſon zum Grunde liege?

— Manzoni bejahte dieſe Frage und erinnerte an Göthes Vorwurf: das Geſchichtliche und Eigene ſey in den Verlobten zu ſehr geſondert, während er vielmehr bezweckt habe, beides ſo auseinander zu halten, daß darüber kein Irthum möglich werde. — Meinerſeits hob ich hervor, daß von einem künſtleriſchen Standpunkte und durch künſtleriſche Behandlung, die geſchichtliche und dichteriſche Wahrheit eine und dieſelbe werde, und für mich Don Abbondio in den Verlobten mehr eine lebendige Perſon ſey, als tauſend Prieſter, die da umherliefen. Auch Shakſpears Cäſar ſey mir geſchichtlicher, als der in vielen geſchichtlichen Lehrbüchern, und Homer möchte ich nicht für die geſchichtliche Oſteologie ſeiner Gedichte austauſchen. — Manzoni gab dies für ſo außerordentliche Geiſter zu, und erhob insbeſondere Shakſpears beiſpielloſe Unparteilichkeit, ſowie ſeine Kraft ſich in Jeden zu verwandeln. Auch thue das Drama (welches ſchon der Form nach die geſchichtliche Erzählung auflöſen müſſe) der Wahrheit weniger Schaden als der Roman. Erinnerungen an Maria Stuart und Don Karlos gaben Gelegenheit dieſen Satz zu beſchränken; wogegen Manzoni behauptete: Zeit und Bedingungen des Epos ſeyen vorüber, und ein Roman, der ſich (wie z. B. Tom Jones) gar nicht mit der Geſchichte abmühe, ſondern bloß Zuſtände und Sitten ſchildere, ſey wahrhafter, verſtändlicher, anſprechender, als wenn er überall in

die weite Welt historischer, meist unbekannter Wahrheit hineinweise. — Ich erinnerte: wie verschieden die größten und bekanntesten Männer auch in den angeblich wahrsten Geschichten aufgefaßt und dargestellt würden, die Kraft des dichterischen und historischen Genius also überall mächtig einwirke, ja nicht selten die Urtheile wesentlich lenke und bestimme. Er, Manzoni, habe vollkommen Recht für alle schlechten historischen Romane, ich dagegen in aufrichtigem Lobe seiner Verlebten; so sprach er gegen sich, ich für ihn. — Das Gespräch ging jetzt über auf die neueste angeblich schöne Literatur der Franzosen, welche Manzoni als das Jahr 1793, als einen Terrorismus bezeichnete, der vorübergehen werde und müsse; wofür ich schon Beispiele aus meinem letzten Aufenthalte in Paris beibringen konnte. Ein Italiener welcher eintrat, war (gleichwie ich) in Verzweiflung über die bon môts, welche er so eben in einem Vaudeville gräulich hatte absingen hören; hier aber mischten sich die Damen (gleichwie zu Hause — —) ins Gespräch und nahmen die französischen Komödianten in Schutz. Von der Bemerkung: das Französische eigene sich überhaupt schlecht zum Singen, wandte sich das Gespräch auf italienische und deutsche Dialekte, und mußte zuletzt, da die Zeit verflossen war, abgebrochen werden. Schon längst hat Manzoni nichts mehr geschrieben und herausgegeben; was Einige aus

seinen ästhetischen, oder religiösen Grundsätzen herleiten. Das letzte fände vielleicht darin Bestätigung, daß er an einer Stelle unseres Gespräches sagte: zuletzt müssen wir doch Alle bei der Theologie anlangen! — Ich erwiederte: ja, in Glauben und Liebe, aber nicht in Zank und Streit! — Mir ist die Bekanntschaft des merkwürdigen und liebenswürdigen Mannes ungemein anziehend und angenehm, und wird dem Gedächtnisse nie entschwinden.

Dreizehnter Brief.

Mailand, Sonnabend den 12ten April.

Schon sind wiederum drei Tage verflossen, ohne daß ich Muße fand mit Euch zu plaudern. So will ich denn in aller Kürze die Mosaik des Erlebten geben. Donnerstag Vormittag ging ich unter Hrn. C—'s Schutze zum Palast des Vicekönigs. Ein sehr großes Gebäude, mit vielen Zimmern und Sälen, besonders einem der durch zwei Stockwerke hindurchgeht, und trefflich erleuchtet bei der letzten Anwesenheit des Kaisers, Bewunderung erweckt hat. Mehr sollte sich diese

auf die berühmten Freskogemälde Appianis wenden, welche von Ölgemälden nicht zu unterscheiden sind. Ist dies der höchste Ruhm, so verdienen sie denselben, und mehr als ein Gemälde von Hayez, welches mit 40,000 Zwanzigern bezahlt ward, und die Kaiserkrönung etwas in der Schwebel- und Nebelweise darstellt. Ferner sah ich gar viele Büsten Napoleons, seiner Gemahlinn, Massenas, Napoleons Thron und andere Dinge, welche (so wechseln die Zeiten) in die Rumpelkammer zu Tintenfässern und Lichtputzen verwiesen waren.

Hierauf lange Gespräche mit Hrn. A — über Schulen und Gymnasien. Im Begriff die Ergebnisse niederzuschreiben, holte mich Hr. von M — in seinem Wagen ab. Der gescheute Geschäftsmann fuhr mit mir zu S. Ambrogio, wo ich Altes und Erneutes nochmals sah; dann bestiegen wir den Triumph- oder Friedensbogen. Er kann den Vergleich mit gleichbenannten sehr wohl aushalten und die sechs Pferde am Wagen, sowie die vier mit den Siegesboten auf den vier Ecken, bilden ein Zehngespann wie es nirgends ein ähnliches giebt. Hiezu der klarste, dunkelblaue Himmel, das grünende Land, gelbblühender Raps, schneeweiße Berge in der Ferne, und eine wahrhaft balsamische Luft.

Freitag den 15ten, am Namenstage des Kaisers, gab es ein Fest mit kirchlicher und militärischer

Pracht, ausgehangenen Tüchern und Tapeten, Orgeln, Schießen, Equipagen, Uniformen; zur Befriedigung verschiedener Geschmäcke. Zweiter Besuch bei M —, wo der gescheute und gelehrte Mann mir seine große, geschichtliche Bibliothek zeigte und einige Bücher und Handschriften herauslegte, die ich durchzusehen bereits angefangen habe. M — ist ein großer Verehrer Österreichs und hat ein lehrreiches Werk über die Verwaltung zur Zeit der Kaiserinn Maria Theresia (unter dem Grafen Firmian) geschrieben, dessen Druck er indeß aus Gründen verschiebt, welche hoffentlich bald ihr Gewicht verlieren. — — —

Heute wanderte ich nach der Gemäldesammlung in der Brera und erfreute mich an Luini, Crivelli, Francia, Mantegna, Guido, Raphael. Zugleich kam aber meine Beschränktheit wieder zum Vorscheine, weil gar viele Gemälde für mich so gut wie gar nicht vorhanden, oder das sind was man chaldäisch, oder böhmisch zu nennen pflegt. Bis auf einen gewissen Punkt könnte ich geltend machen, daß mich das Vollkommenste überwiegend anziehe; zu einem rechten Kunstkenner gehört aber auch eine literarische, oder artistische Universalität, die mir fehlt. Darum: ne sutor ultra crepidam. Warum ist Waagen nicht hier, mir Unterricht zu geben?

— — hat ſich ſagen laſſen: ich habe eine Geſchichte der Hohenſtaufen geſchrieben, und wünſcht mich noch einmal zu ſehen. Ihr entnehmt daraus, daß es (wie ich vorausſagte) mit meiner Berühmtheit à la 1091 Nacht, ein raſches Ende nimmt. So las ich heute in einer gelehrten Anzeige: die Geſchichte der ſchwäbiſchen Kaiſer ſey ein groſſer Gegenſtand, den noch kein Menſch gebührend behandelt habe. Jetzt blühe die Hoffnung empor, die Aufgabe bald würdig gelöſet zu ſehen, da einer der erſten Geiſter ſich damit beſchäftige. Dieſen Geiſt kennt Ihr ſo wenig, als man mich hier kennt. Das Alles iſt jedoch nicht bitterer, als daß St — mir in meiner eigenen Stube (nach dem Abdrucke meines Werkes) ſagte: er wolle die Geſchichte der Hohenſtaufen ſchreiben, weil noch gar nichts Tüchtiges in dieſer Beziehung geſchehen ſey. — Jene Erfahrungen haben jedoch auch ihre ernſthafte Seiten. Es iſt niederſchlagend, nachdem ich ſo viele Jahre meines Lebens der italieniſchen Geſchichte gewidmet habe, auch nicht Einen zu finden der mein Buch geleſen hätte, und mir mit Lob oder Tadel fortheilfen könnte. Das Ultramontane gilt für die Barbarei, oder iſt doch ein unbekanntes Thule. Zuletzt bleibe ich aber im Vortheile: denn als Geſchichtſchreiber kenne ich das Italieniſche; die Italiener hingegen wiſſen nichts vom Deutſchen. Auch erhalte ich dadurch eine Anweiſung zur Demuth; obwohl ſtolze

Selbſtzufriedenheit mir ferner liegt, als das Gefühl: ſo viel meine Thätigkeit auch mich fördere und beglücke, ſey doch das Erzeugniß derſelben unbedeutend für Andere, und höchſtens Füllſtück für den Tag. Dieſe Überzeugung: daß ich doch kein Werk nere perennius zu Stande bringe, vermehrt meine Luſt an den Studien welche ich zu meiner Belehrung über das jetzige Italien mache. Ich weiß für mich, den noch Lebenden, keine anziehendere Beſchäftigung; künftig iſts gleichgültig ob meine, dann ungeleſenen Bücher, ſo oder ſo in den Verzeichniſſen der Rumpelkammer aufgeführt werden, welche man Literargeſchichte nennt. Tieck hat mich ins Schlepptau nehmen, oder durch eine große Recenſion auf die Beine ſtellen wollen; ich werde aber nicht (wie die Juden) ſenkrecht ſtehend, ſondern (wie alle ehrlichen Chriſten) liegend begraben werden. — Genug davon, ich muß arbeiten. —

Vierzehnter Brief.

Mailand, den 22ſten April.

Das habe ich denn ſeit dem Antritte meiner Reiſe redlich gethan, wie Ihr aus den Briefen entnehmen werdet, die ich über die Verhältniſſe von Trieſt und Venedig bereits an Euch abgeſchickt habe. Auch der Aufſatz, die Lombardei betreffend, rückt vorwärts, ſo daß ich das Ende abſehe. Zur Erholung gehe ich täglich beim ſchönſten Wetter ſpazieren und erfreue mich an den glänzenden Fortſchritten des Frühlings. Drauf folgen Beſuche mancher Art, über welche im Einzelnen zu berichten, Euch ermüden würde, und nur mit dem will ich eine Ausnahme machen, den ich geſtern Abend bei Manzoni machte. Ich entſchuldigte meine Wiederkehr mit ſeiner Erlaubniß; und er entſchuldigte ſich, daß er nicht gewußt, ich ſey der Verfaſſer der Geſchichte der Hohenſtaufen. Das Geſpräch wandte ſich auf die Kölner Angelegenheiten, wo ich, wie Ihr wißt, nach wahrer Überzeugung dem Katholiken viel einräumen kann; dennoch mußte ich die andere wichtige Seite, billigerweiſe auch geltend machen. Manzoni iſt nämlich ein unbedingter, abgeſchloſſener, ſyſtematiſcher Katholik; — wie es na-

türlich iſt, ſobald man die Form allein im Auge behält und den Inhalt ganz unterordnet. Es giebt, ſagte er, nur eine wahre Hülfe, nur ein genügendes Mittel gegen Unordnung, Aufruhr u. dgl. nämlich die Autorität, und dieſe findet ſich allein beim Papſte und deſſen Unfehlbarkeit. Sobald man hiegegen auftritt, hievon abweicht, entweicht alle Haltung und folgt allgemeine Auflöſung. Die höchſte Pflicht eines jeden iſt, ſich der Autorität zu unterwerfen. — Dies Syſtem läßt ſich eben ſo formell durchführen, wie das umgekehrte, welches als Centralpunkt aufſtellt: man ſolle ſich der Autorität nicht unterwerfen, weil dieſes ein Aufgeben der wahren Freiheit und Selbſtändigkeit in ſich ſchließe. Dort giebts Inquiſition und Ketzerverfolgung; hier Wohlfahrtsausſchüſſe, als erlaubte Mittel für die formale, über allen Inhalt erhabene Autorität. — Die gewöhnliche Bemerkung von dem Nichtübereinſtimmen der Proteſtanten ward auch von Manzoni ausgeſprochen und die Nothwendigkeit behauptet, jeden Irthum unbedingt zu verdammen, weil ein Dingen und Vertragen mit demſelben unerlaubt ſey. Daher ſey der, mit Unrecht vom Könige von Preußen beſchützte Hermeſianismus mit Recht verdammt worden. — Ich erwiederte: es falle dem Könige von Preußen nicht ein, das katholiſche Dogma (wie Manzoni ſagte) feſtſtellen zu wollen, und auch innerhalb der katholiſchen

Kirche gebe es Abweichungen, ja große Gegensätze welche (folgerecht durchgeführt) unversöhnbar wären, so z. B. die Systeme des Thomas von Aquino und Duns Skotus, deren Entwickelung die Kirche geduldet habe. „Die größten Abweichungen, sagte Manzoni, sind keine, wenn der Hauptpunkt anerkannt wird, die kleinsten sind verdammliche Ketzereien, wenn er geläugnet wird; und dieser Hauptpunkt ist die Unfehlbarkeit der Kirche, oder vielmehr des Papstes." — Es war nicht schwer darzuthun daß Viele diese Unfehlbarkeit mündlich und schriftlich anerkannt, und sich dennoch von allem Christlichen getrennt haben; Manzoni sieht aber das Wesentliche in der Form, ohne Rücksicht auf den Inhalt der sie ausfüllt. Die Erinnerung an einige der größten, wie der schlechtesten Päpste konnte nicht ohne alles Gewicht bleiben, da Manzoni auf dem Boden des Staates, Revolutionen aus dem Inhalte des Regierens herleitete und sie damit, wo nicht entschuldigte, doch erklärte. Der Staatsgewalt räumte er jedoch nur eine untergeordnete Stelle ein, und leitete den Untergang der bürgerlichen Autorität hauptsächlich davon ab, daß sie das rechte Verhältniß zum Papste nicht anerkenne. Gemischte Ehen, äußerte er, könnten die Zahl der Katholiken vermehren; man müsse aber, (ohne Rücksicht darauf) die Wahrheit und das Recht geltend machen. Ich ließ hiebei nicht unerwähnt, daß jede

Partei dieſe für ſich in Anſpruch nehme und es über die Macht der bürgerlichen und geiſtlichen Autorität hinausgehe, die unter Millionen feſtſtehenden Meinungen auszurotten. — Dies genüge anzudeuten wie Manzoni ſich ausſprach, und ich nicht ſowohl darauf ausging ihn zu widerlegen, als zu weiterer Entwickelung ſeiner Anſicht anzureizen.

Ferner ward mancherlei über die Verhältniſſe des italieniſchen Landvolks und über agrariſche Geſetze geſprochen; endlich kamen wir wieder auf Theater und Dichtkunſt. Seit 20 Jahren hat Manzoni kein Theater betreten. Er lobte Goldonis Talent, tadelte aber die läſſige und leichtſinnige Weiſe wie er italieniſch geſchrieben habe. Über Alfieri ſprach er ſich nicht mit der kalten Rhetorik des Lobes aus, welche der Wiederhall jeder Tragödien zu ſeyn ſcheint. Irrig habe Alfieri nur römiſche Gegenſtände geliebt, oder Alles ins Heidniſche überſetzt; den chriſtlichen Standpunkt und die neuere Weltentwickelung aber verkannt. So liege in der Geſchichte der Virginia für den Römer der Nachdruck und die Theilnahme darin, daß eine Freigeborne Sklavinn ſeyn ſolle. Für die geborne Sklavinn fehle dort das Mitgefühl; während die chriſtliche Theilnahme, das größere Übel in der Sklaverei, und nicht in Gang und Führung des Prozeſſes ſehe. — Meine Behauptung: das weſentlich Chriſtliche fehle keiner Confeſſion und jede habe ſich bisweilen davon

entfernt, konnte Manzoni nicht einräumen, weil die Autorität dadurch eine andere Stelle und zugleich einen Inhalt gewinnt; indeſſen ſchieden wir mit Freundlichkeit, wechſelſeitiger Theilnahme und dem, von beiden anerkannten, Schlußworte Auguſtins: in omnibus caritas. — Utinam!!

Heute Mittag wanderte ich zur ambroſianiſchen Bibliothek. Statuten Mailands vom Jahre 1216 hatte der Bibliothekar nicht finden können, weil ein Citat das ich irgendwo abgeſchrieben, nicht ſtimme. In einem Bande Handſchriften den er mir gab, fand ich jedoch ſelbſt jene Statuten und excerpirte einige anziehende Punkte. So ergiebt ſich z. B. daraus, daß das Colonat und Pachtungen um die Hälfte, ſchon damals im Gange waren. Der Arme, welcher nicht ſelbſt kämpfen, auch keinen Kämpfer bezahlen konnte, um einen Beweis vor Gericht zu führen, hatte das beneficium (flebile) daß man ihn ins Waſſer warf und Gottes Urtheil abwartete.

Jeder Menſch iſt ein Achilles oder Siegfried, und hat ſeine verwundbare Stelle. So habe ich mich bisher gegen das Heimweh gut genug gepanzert. Als ich aber heute an einem Fenſter ein Paar Goldfiſchchen im Waſſer ſpielen ſah, ergriff es mich ſo, daß ich Alles vergaß was ich meinen Begleiter über die Einnahmen und Ausgaben der Stadt Mailand fragen wollte.

Funfzehnter Brief.

Mailand, den 25ſten April

In wenigen Stunden reiſe ich ab nach Turin, und eile, über die unruhigen, letzten Tage meines hieſigen Aufenthalts noch Einiges zu berichten. Miß Kemble, die mit ihrem Vater hier iſt, und in der Scala ſingt, habe ich (in Erinnerung an ihre freundliche Aufnahme in London) aufgeſucht. Sie lud mich Abends zum Thee ein, wo ich jedoch anderer Geſchäfte halber, nur kurze Zeit bleiben konnte. Ihr Geſang hat ſich ſehr ausgebildet, und ihre Stimme iſt ſehr ſtark. Dennoch klagt man, ſie ſey zu ſchwach für die Scala. Aber welche Menſchenſtimme kann auf die Dauer in dieſem ungeheuren Raume, bei dieſem überſtarken Orcheſter und dieſem lauten Reden, die Oberhand behalten? Alles was bei uns in dieſer Beziehung übertrieben erſcheint, iſt Kleinigkeit in Vergleich mit dem was hier à l'ordre du jour iſt. — — —

Sechzehnter Brief.

Turin, den 27sten April.

Ich sende Euch aus einem anderen Theile Italiens die Fortsetzung meines Tagebuchs.

Donnerstags den 25sten April bestieg ich des Morgens den Dom von Mailand, und ward von Neuem mit Bewunderung für diesen Bau erfüllt. Wenn die Vorderseite (trotz aller Mängel und Mischung der Style) bedeutend und das Innere großartig erscheint, so giebt es doch noch andere Kirchen, welche man damit vergleichen und vielleicht voranstellen kann. Aber das Dach ist einzig auf Erden! Was sonst nur als nothwendiges, unvermeidliches Übel betrachtet wird, ist hier der Mittelpunkt einer eigenen Welt von Kunst und Schönheit geworden. Welche Menge von Bogen, Gängen, Sälen, Arabesken, Blumen, verzierten Spitzen und Thürmen, halberhabener Arbeit, Bildsäulen u. s. w. Alles zusammengehörig und bei unendlicher Mannichfaltigkeit, doch überall Einheit des Styls und Harmonie. Man muß bedauern daß der, gewiß auf eine größere Höhe berechnete Thurm, so rasch eingezogen und verkürzt ist; man muß scharf tadeln daß geschmacklose Leute, eine wahre Hunde-

hütte von Glockenstuhl in diese Welt der Wunder hineingestellt haben. Die Mailänder, welche so viel für Verschönerung ihrer Stadt thun, sollten diesem Skandal ein Ende machen, den Kasten herabwerfen, und, wenn ein Bedürfniß vorhanden ist, dasselbe mit Kunst und Schönheit in Übereinstimmung bringen.

Um 12 Uhr Mittags fuhr ich ab nach Turin, mit neuen Empfehlungen des Grafen H — versehen. Die fruchtbare, trefflich bebaute Ebene machte einen heiteren Eindruck, obgleich Wein und Maulbeeren noch immer winterlich erschienen. Zur Gesellschaft gehörte eine ältere und eine jüngere Dame, beide lebhaft und gesprächig. Es war mir jedoch unmöglich den piemontesischen Dialekt ganz zu verstehen, in welchem sie gar Vieles vortrugen, und sich besonders über den schlechten mailänder Dialekt sehr lustig machten. So kenne ich nun schon dreierlei italienisch: venetianisch, mailändisch und piemontesisch; aber das was uns Deutschen beigebracht wird, ist eine vierte, davon sehr verschiedene Sprache. Selbst die Gebildeteren, welche sich bemühen mit einem Fremden das wahre Italienisch zu reden, fallen gar leicht in den Dialekt zurück. So sagt der Mailänder piü für piu, tan für tanto, comün für comune, ca für casa, nessün für nessuno u. s. w. Nur einen Mann, den Präsidenten

M — hörte ich in der Weise reden, daß das gesprochene Italienisch schon zur Musik wird.

Zwei Herrn verständigten sich wechselseitig im Wagen über die Natürlichkeit, Nützlichkeit und Annehmlichkeit des Tabakrauchens, und trugen nächstdem ihre Forderung den Damen in einer Form vor, welche diesen den Muth benahm zu widersprechen. Endlich erging die Frage, als ein überflüssiger Anhang, auch an mich und die Einwilligung ward vorausgesetzt. Ob nun gleich die Gewehre schon in Anschlag lagen, fühlte ich mich doch ein Mannsen und erklärte: für meine Person könnte ich das Rauchen vertragen, gäbe es aber nie zu, wenn Damen im Wagen säßen, selbst wenn man deren Einwilligung mit höflichen Worten erzwinge. — Sie wollen also, sagte der eine Herr, ein Ritter von der Tafelrunde und Paladin der Damen seyn. — Ja, war meine deutliche Antwort. Wer rauchen will, setze sich in das Kabriolet, oder die Rotonde. Beide Herrn entschlossen sich zum letzten und tauschten ihre Plätze mit Nichtrauchenden.

Ein Herr der da sagte, er lebe seit 30 Jahren in Frankreich, trug über das dortige Paßwesen Dinge vor, denen ich aus wiederholter Erfahrung widersprechen durfte. Er dehnte seine Belehrung hiernächst auf das gesammte Paßwesen aus; und siehe da, bei der ersten Revision fand sich, daß sein Paß nicht in Ordnung sey. Er mußte aussteigen und in Mailand

das Nöthige nachholen. Nur mit Kourierfahrt und für ſchwere Münzen, war er im Stande uns auf der Gränze einzuholen. Binnen 16 Stunden iſt mein Paß viermal beſehen und meine Ehrlichkeit bezeugt worden.

Die Brücke über den Ticino, auf der Gränze von Mailand und Piemont, iſt ein treffliches Werk; darauf folgt aber eine lange Strecke ſteinigen, wüſten, unfruchtbaren Landes, die ſich ſchlechter ausnimmt, als unſer milder Sand. In Novara aß ich ſehr gut zu Abend; beſte ſchlechter war die Nacht. Für ſechs Perſonen war der neue piemonteſer Wagen viel zu eng, man konnte nicht Hand noch Fuß rühren, ward immerwährend gedrängt und geſtoßen; vom Schlafe nicht die Rede. Beim Anbruche des Tages Alles umher trübe, arger Regen und keine Freude an Welt und Menſchen. Deshalb beſchloß ich im Hotel Feder, meinem gerädertem Leibe Ruhe zu vergönnen. Kaum aber hatte ich das Nöthige ausgepackt und meine lobenswerthe Stube in Ordnung gebracht, ſo heiterte ſich der Himmel auf, und der Beſchluß des dolce oder amaro far niente fiel zu Boden. Von halb 11 Uhr bis halb 5 Nachmittags habe ich ſehr viele Beſuche gemacht, Briefe ausgetragen, und die Stadt in allen Theilen kennen lernen. Ja, als ich am Ende einer Straße die Alpen erblickte, eilte ich hinaus und erfreute mich von Neuem an dem herrlichen Bergkreiſe, in deſſen

Mitte Turin liegt. Wenigstens hat wohl kaum eine Stadt auf so viele Grade eines Kreises eine solche Umgebung. — — —

Siebzehnter Brief.

Mailand, den 16ten April.

Viele Menschen die im Norden der Alpen leben, stellen sich vor: Italien sey in Beziehung auf die Verhältnisse der Natur, ein gleichartiges großes Ganzes. Andere, die es genauer nehmen, zerfällen das Land in drei Theile: einen nördlichen, mittleren und südlichen; wo dann der erste sich bis an den Apennin, und der zweite bis Terracina und die Berge erstreckt, welche den Kirchenstaat von dem Königreiche Neapel trennen. Obgleich diese Eintheilung guten Grund hat, bezeichnet oder erschöpft sie doch keineswegs die große Mannichfaltigkeit der vorhandenen Verhältnisse. Schon das lombardisch-venetianische Königreich zeigt z. B. die größten Verschiedenheiten und Gegensätze, von den venetianischen Lagunen, bis zu den höchsten Gipfeln europäischer Berge. Ja das Herzogthum

Mailand ſchließt faſt alle nur möglichen Abſtufungen in ſich: ſumpfige Reisfelder, bewäſſerte Wieſen, fruchtbare Ebenen, anſteigende Hügel, kalte Berge. Und aus dieſer natürlichen Beſchaffenheit folgt großentheils die Verſchiedenheit des Land-, Wein- und Seidenbaues, ſowie der Viehzucht; ferner untereinander ſehr abweichende Größe der Beſitzungen, der Zuſtand der Menſchen, ihre Armuth und ihr Reichthum, Eigenthum, Erbenzins, große und kleine Pachtungen, Colonat u. ſ. w. Für dieſe Andeutungen werden ſich ſpäter genauere Beweiſe finden; hier mögen ſie als Warnung dienen gegen allgemeine Ausſprüche in Lob, oder Tadel, oder gegen die Neigung lebendige Zuſtände aburteind über einen abſtrakten, todten Leiſten zu ſchlagen.

Ähnliche Vorurtheile wie jene auf natürlichem Boden des Raumes, finden wir auf dem geſchichtlichen der Zeit. Bleiben wir z. B. bei dem Herzogthume Mailand, der eigentlichen Lombardei ſtehen. Sie entwickelte zu der Zeit der Hohenſtaufen bewunderungswerthe Kräfte und großartigen Widerſtand. Die Übermacht welche Friedrich I und II, mit Bezug auf alte kaiſerliche Rechte geltend machen wollten, war jedoch nicht herber und bitterer, als was Mailand in Bezug auf Lodi und andere Städte täglich übte. Ja innerhalb der eigenen Mauern herrſchte nur zu oft arge Parteiung und Verfolgung, bis aus der Anarchie,

die Tyrannei der Visconti und Sforza hervorwuchs. Allerdings hatte diese Zeit auch ihre Lichtseiten, es wirkte lombardischer Geist und Thätigkeit noch immer fort; desto empörender aber ist es zu lesen, wie einem solchen Volke mitgespielt wurde. Hierauf die Periode spanischer Statthalter; wohl die schlechteste für Land und Einwohner: so stiefmütterlich, so eigennützig, so unverständig wurden sie behandelt. Die vom Himmel mehr, als fast irgend ein Land begünstigte Lombardei, verarmte und die Bevölkerung nahm täglich ab, schon weil viele Einwohner ihr eigenes schönes Vaterland verlassen, und in schlechteren Gegenden Nahrung suchen mußten. Hätten die Mailänder Herrscher solcher Art versagt, wie die Holländer es thaten; wer wollte deshalb den Stab über sie brechen?

Die österreichische Herrschaft war ein augenscheinlicher, unläugbarer Übergang zum Bessern, und was Viele als das preiswürdige Ergebniß der französischen Revolution bezeichnen, hatte Maria Theresia lange vorher schon in ihren italienischen Besitzungen mit starker und zugleich milder Hand durchgeführt. So z. B. Aufhebung der meisten Lebensverhältnisse und vieler Patrimonialgerichtsbarkeiten, Gleichheit des Gerichtsstandes und der Besteuerung, eine freisinnige Gemeineordnung, Beschränkung übertriebener Rechte der Geistlichen und Mönche, Aufhebung der Zünfte u. s. w. In all dieser Beziehung kamen die Franzosen, man

könnte sagen, post festum. Nur unterschied sich ihr Verfahren von dem der Kaiserinn wesentlich dadurch, daß jene auf Örtliches und Volksthümliches nirgends Rücksicht nahmen, und das Kapital von Jahrhunderten überall verzehrten, um den Glanz eines Tages zu erhöhen und die Augen zu blenden. Dies gelang; jedoch nur auf kurze Zeit, und die Nachwehen konnten nicht ausbleiben. Die Träume, Hoffnungen und Wünsche, welche Viele in wohlgemeinter Begeisterung für Gegenwart und Zukunft, insbesondere für eine völlige Unabhängigkeit Italiens von jedem fremden Einflusse hegen, weiß ich zu würdigen, ehre dieselben (sofern nicht verbrecherische Mittel zu angeblich edlen Zwecken angewandt werden sollen) und spreche davon ein andermal umständlicher. Auf dem Boden der bloß prosaischen Wahrheit und Wirklichkeit, drängt sich indeß dem unbefangenen Beobachter die Überzeugung auf: die Lombardei sey, Alles zu Allem gerechnet, noch nie so gut regiert worden als jetzt unter dem väterlichen Zepter Österreichs; sie sey noch nie so reich, bevölkert, wohlerzogen, menschlich und christlich gewesen. Oder welche Zeit kann der Lombarde zurückwünschen? Die der Hohenstaufen, der Visconti, der Spanier, der Republik, und der Einverleibung mehrer italienischen Landschaften mit dem grand empire? Wäre die unbedingte Abhängigkeit von Frankreich nicht gewesen, so würde das italienische

Königreich im günstigsten Lichte erscheinen. Paris beschränkte aber damals weit mehr, als jetzo Wien, und fremde Zwecke mußten mit Aufopferung von den Lombarden verfolgt werden. Das Gute was geschah, war meist das Werk der klugen und tüchtigen italienischen Beamten; auf deren Anstellung und Thätigkeit sich Österreich so sehr stützt, daß nur äußerst wenige Deutsche in Italien und vielleicht nicht mehr angestellt sind, als Italiener in Wien. Ob noch zuviel dahin berichtet und von derther entschieden werde, läßt sich ohne die genaueste Kenntniß schwer beurtheilen; gewiß ist die österreichische Regierungsweise, im Ganzen und Großen, das vollkommene Gegenstück einer übertriebenen Gleichmacherei und Centralisation. Dies wird mehr als hinreichend durch folgende Mittheilungen über die Verwaltung und Verfassung des lombardisch-venetianischen Königreichs erwiesen.

Dasselbe ist der Oberleitung des Vicekönigs Rainer anvertraut, und in zwei Gubernien, oder Statthalterschaften getheilt: die venetianische und die lombardische. Jene enthält

acht Landschaften, 93 Bezirke, 814 Gemeinen;

diese enthält

neun — 127 — 2226 —.

Alle Berichte der Statthalter gehen an den Vicekönig zu unmittelbarer Entscheidung, oder durch ihn zu weiterer Beförderung nach Wien. Eben so laufen

alle von da kommenden Antworten durch seine Hände. Ihm stehen große Rechte zu, z. B. die Ernennung sehr vieler Beamten; wie sich denn überhaupt die wiener Oberleitung wesentlich nur auf allgemeine über die Gränzen des Königreichs hinausgehende Einrichtungen bezieht; alle Handhabung des Örtlichen aber den italischen Behörden überlassen ist. — Unbegnügt mit jener, ich möchte sagen mehr schreibenden Stellung, verstattet der Vicekönig jedem ohne Ausnahme mündliches Gehör, und zeigt dabei die verständige Gutmüthigkeit und theilnehmende Herablassung, durch welche so viele Glieder des Hauses Habsburg die Gemüther einzunehmen verstanden.

Bis zum Jahre 1830 war der Statthalter in gewisser Weise zugleich Präsident des Inneren und der Finanzen; jenes als Haupt des Guberniums, dieses als Vorsitzer des Finanzsenats. Manche Sachen konnte er allein abmachen, andere kamen zum Vortrag, über noch andere mußte nach Wien berichtet werden. So z. B. über neue Gesetze, authentische Auslegung derselben, Gründung von Ämtern, Abänderung von Steuern und Pesteinreihungen, Holzschläge und Verkäufe über ein gewisses Maaß und eine bestimmte Summe hinaus, Überschreitungen des Etats u. s. w. *)

*) Gesetz über den Finanzsenat von 1819.

Manche Sachen, welche von verſchiedenen Seiten her zu betrachten waren, kamen in beiden vereinten Senaten, dem politiſchen und finanziellen zum Vortrag. Bei Gleichheit der Stimmen entſchied der Statthalter; konnte aber, wenn er in der Minderzahl blieb, ſich für gewiſſe Fälle an die höchſten Stellen nach Wien wenden.

Dieſe Einrichtungen ſind durch ein Geſetz vom erſten Auguſt 1830 weſentlich geändert, und die Finanzbehörde unter dem Namen des magistrato camerale, ganz vom Gubernium getrennt worden. Der Präſident deſſelben erhält 6000, die Räthe erhalten 2 — 3000 Gulden Gehalt. Berichtserſtattungen an die höhere Behörde, finden ungefähr noch immer über dieſelben Gegenſtände ſtatt, wie zuvor. Im Geſetze heißt es: die Hauptpflicht der neuen Behörde iſt, bei allen ihren Geſchäften lediglich vom finanziellen Geſichtspunkte auszugehen, und im Auge zu behalten, wie die Einnahme am größten und ſicherſten, die Ausgabe hingegen am geringſten ſeyn könne; ſo weit dies mit einem guten und regelmäßigen Gange der Verwaltung vereinbar iſt. Der weſentliche Zweck (heißt es weiter) der Einführung dieſer neuen Behörde iſt: die Anſichten, welche die Finanzverwaltung leiten, von jedem anderen Zwecke der öffentlichen Verwaltung ganz getrennt zu erhalten.

Dem Statthalter iſt in jede Landſchaft eine Delegation, der Finanzbehörde eine Intendanz untergeordnet. Im Gubernium und dem magistrato camerale haben die beiſitzenden Räthe Stimmrecht, in der Delegation und der Intendanz entſcheidet der Delegat und Intendant allein. Beide Behörden ſind ganz voneinander getrennt und haben ganz verſchiedene Vorgeſetzte. Der Delegat bildet die landſchaftliche Behörde für alle Regierungsſachen, auch ſind ihm mehre techniſche Beamten (z. B. für Land- und Waſſerbaue) zugeordnet. Unter der Leitung des magistrato camerale und der Intendanten ſtehen, die indirekten (nicht die direkten) Abgaben, Zölle, Stempel, Domainen, Forſten, Regalien u. ſ. w.; alle übrigen Gegenſtände der bürgerlichen Regierung fallen dem Gubernium und den Delegationen anheim. Der Intendant darf (ohne Anfrage) gewiſſe Pachtungen zuſchlagen, Friſten bewilligen, niedere Beamte ernennen, Verkäufer der Regalien auswählen, Urlaub auf gewiſſe Zeit ertheilen u. ſ. w.

Über den Werth dieſer neuen Einrichtungen lauten die Urtheile verſchieden. Die meiſten Sachverſtändigen welche ich befragte, gaben der älteren Verwaltungsweiſe den Vorzug; und man könnte (in Erinnerung an preußiſche Behörden) ihrer Meinung beitreten und ſagen: In unſeren Tagen müſſen die Miniſterien groſſer Staaten allerdings nach Gegenſtänden abgegränzt

ſeyn; obwohl auch hier ein vereinender, ausgleichender Mittelpunkt nöthig iſt. Vereinzelt man aber nächſtdem das Regieren in den einzelnen Landſchaften wiederum nach Gegenſtänden; ſo giebt dies einen Bau, eine Mauer ohne Mauerverband, einen Aufzug ohne Einſchlag. Waltet oben der Standpunkt des Objektiven (alſo des Handels, der Finanzen, des Kriegsweſens u. ſ. w.) vor; ſo müßten in der mittleren Region, dieſe verſchiedenen Standpunkte vielmehr vereinigt, oder doch verſtändigt werden. Wenn alſo die verſchiedenen Abtheilungen einer Regierung und die verſchiedenen Referenten unter einem Präſidenten zuſammentreten und ſich beſprechen; ſo führt dies leichter und ſchneller zum Ziele, als wenn ein Schriftwechſel eintritt, oder abweichende Berichte höheren Orts eingereicht werden. Vor allem ſollte in ſo entfernten, großen Landſchaften, der Statthalter den Überblick und die Leitung des Ganzen behalten. — Nicht minder bedenklich iſt jene Weiſung des Geſetzes: nur die Finanzen im Auge zu behalten. Dies erinnert (anti-öſterreichiſch) an die franzöſiſche, abſtrakte, anatomiſche Theilung der Gewalten, welche der Gegenſatz des Lebendigen, überall ineinander Greifenden und aufeinander Wirkenden iſt. Es dürfte oft nothwendiger ſeyn hieran zu erinnern, als die Aufmerkſamkeit abzulenken; damit z. B. nicht vergeſſe der Handelsminiſter man bedürfe der Steuern, der Finanzminiſter

man zerstöre den Handel durch Übermaaß derselben, der Polizeiminister seine Anordnungen bezweckten Beförderung gesetzlicher Freiheit, der Justizminister zum Privatrecht gehöre als zweiter Theil das Staatsrecht u. s. w.

Diesen Bemerkungen gegenüber, behaupten Andere: viele örtliche Verhältnisse machten jene Einrichtung nöthig, welche ohne Zweifel zur Vermehrung der Einnahmen beigetragen hat, und die befürchtete Einseitigkeit wird durch eine Verständigung der Regierungs- und Finanzbehörde, oder durch die Entscheidung des Vicekönigs vermieden.

In dem Hauptorte jeder Landschaft besteht ein **Gerichtshof** erster Instanz für bürgerliche und **peinliche Sachen**, in Mailand und Venedig befinden sich Appellationshöfe, und ein höchster Revisionshof in Verona. Für jede Rechtssache giebt es zwei Instanzen. An die dritte darf man sich indeß wenden, sobald die Urtheile jener nicht übereinstimmen, oder offenbare Rechtsverletzungen vorfielen. Alsdann entscheidet das höchste Gericht ebenfalls über den Inhalt der Sache. Auch bei allen Klagen auf Ehescheidung finden zwei Berufungen statt. In einigen Städten ist neben dem Gerichtshof erster Instanz ein Stadtrichter (pretore urbano), meist ein Mitglied jenes Gerichtes, angestellt, um für viele Fälle die Sühne gütlich zu versuchen und über gewisse Gegenstände zu entscheiden; so z. B. Streitigkeiten über Miethe,

Dienſtboten, geringe Injurien, Geldforderungen beſtimmter Art, ſummariſchen Beſitz u. dgl. Auf dem Lande hat der Landrichter (pretore forese) mit wenigen Ausnahmen denſelben Geſchäftskreis, wie in den Städten der Gerichtshof erſter Inſtanz. Von den Prätoren geht die Berufung an die zweite Inſtanz. Ihnen zur Seite können Gehülfen ſtehen; ſie entſcheiden aber immer allein, ohne eigentliche collegialiſche Mitwirkung. Den Gerichten erſter Inſtanz ſind auch Steuer- und Handelsprozeſſe zugewieſen, und nur in Venedig und Mailand beſtehen beſondere Handelsgerichte. Der höchſte Gerichtshof führt die Aufſicht über alle niederen Gerichte und über die Advokaten. Mündliches Verfahren (ohne Plaidiren) kann nur vor den Prätoren ſtattfinden; doch ſchreiben dieſe den Hergang alsdann ſelbſt nieder. Geſchworne ſind nie eingeführt geweſen.

Für das peinliche Verfahren finden ſich ungefähr dieſelben Inſtanzen, wie bei bürgerlichen Streitigkeiten. In einigen Fällen muß jedoch die Sache an die zweite und dritte Stelle gehen, nach Maaßgabe der Größe des Verbrechens und der Strafen, der Beweisart und der Milderungsgründe u. ſ. w. Dem Landrichter ſteht es zu, bei begangenen Verbrechen ſogleich unmittelbar einzugreifen und nächſtdem die Aufträge der Gerichtshöfe auszuführen. Die höhere Inſtanz kann (innerhalb der geſetzlichen Beſtimmungen), ſchärfen, oder mildern. Ward auf den Tod oder auf lebenswie-

riges Gefängniß erkannt, oder lauteten die beiden ersten Urtheile nicht übereinstimmend, so geht die Sache immer an den Revisionshof von Verona. Über politische Vergehen wird gewöhnlich nach Wien berichtet. Der Anstellung als Rath in einer Gerichtsbehörde gehen zwei sorgfältige, von den Appellationshöfen geleitete Prüfungen vorher. Die Schnelligkeit und Unparteilichkeit der jetzigen Rechtspflege wird (nicht ohne tadelnde Seitenblicke auf frühere Zeiten) allgemein gelobt. An die Stelle der französischen Formen und Gesetzbücher sind überall die österreichischen getreten.

Daß den Delegaten und Intendanten in ihrem Geschäftskreise eine entscheidende Stimme zugewiesen ward, rechtfertigt man damit: daß da, wo es sich hauptsächlich vom Ausführen und Vollziehen handele, eine collegialische Berathung entbehrlich, ja schädlich sey. Indessen finden sich bei dieser Form doch leicht Einseitigkeiten hinsichtlich der an die höhere Behörde gerichteten Vorschläge und Berichte ein; hiegegen schützen im lombardisch-venetianischen Königreiche aber wohl die landschaftlichen Congregationen, von denen bald umständlicher die Rede seyn wird.

Umgekehrt erstreckt sich das Stimmrecht der Räthe im Gubernium nicht auf alle Gegenstände. Es wird z. B. nur geübt, wenn von Ertheilung neuer Rechte, Anstellung der Beamten u. s. w. die Rede ist; wogegen der Statthalter die Vorbereitung mancher Sachen, die Buchhalterei, Censur und Polizei allein leitet.

Achtzehnter Brief.

Mailand, den 18ten April.

Vergleicht man die öſterreichiſche Verwaltung mit der franzöſiſchen, ſo zeigen ſich bedeutende Verſchiedenheiten und für jene, unter Anderem, zwei weſentliche Vorzüge: erſtens, daß die ausübenden Beamten hinſichtlich vieler Gegenſtände weniger willkürlich verfahren dürfen, weil ſie einer genaueren Aufſicht unterworfen ſind; und zweitens: daß ſie dennoch eine freiere, unabhängigere, ſichere Stellung haben, weil ſie nicht nach Belieben, ohne Urtheil und Recht, können abgeſetzt werden. Mag dieſe Abſetzbarkeit der Beamten in Frankreich ein nothwendiges Übel ſeyn; es wird durch dieſe Nothwendigkeit nicht geringer, vielmehr deutet dieſelbe auf noch größere Mängel hin, insbeſondere daß die Regierung in dieſer Richtung tyranniſch verfahren muß, weil ſie ſonſt (bei übertriebener Beſchränkung durch die Verfaſſung) aller Kraft entbehrte und wahrſcheinlich aller Gehorſam entwiche.

Mit der lombardiſchen Verwaltung ſteht nun aber die Verfaſſung der Gemeinen, Städte, Bezirke und Landſchaften, es ſteht das Steuerweſen damit in engſter Verbindung, weshalb ich davon an dieſer Stelle (ſelbſt auf die Gefahr einiger Wiederholungen) ſprechen

will. Die Gesetze, die Schriften von Carli, Verri und Burger, sowie mündliche Belehrungen mancher Art, dienten zur Aufklärung dieser Gegenstände; am gründlichsten, erschöpfendsten und umständlichsten sind sie jedoch in einer Abhandlung des Hrn. Gubernialsekretairs Czörnig behandelt, welcher dieselbe im Auftrage des Hrn. Gouverneurs Grafen Hartig entworfen hat, und die gedruckt werden soll, sobald seine Geschäfte die völlige Beendung derselben erlauben *).

Steuerwesen und öffentliches Recht entwickeln sich überall gegenseitig, sobald nicht überlegene Gewalt den natürlichen Gang der Dinge hemmt. Bereits im Jahre 1248 entwarf Mailand ein Steuerregister, welchem aber schon deshalb aufs Lebhafteste widersprochen ward, weil es bezweckte die Pflicht des Zahlens weiter auszudehnen, denn zuvor. Seit dem funfzehnten Jahrhunderte finden sich Steuern von Salz und Pferden, welche aber oft die Gestalt der Personensteuer annahmen und wobei man die Gemeinen als zahlungspflichtige Körper betrachtete, ohne sich viel um die weitere Vertheilung und Erhebungsart zu bekümmern. Die großen Bedürfnisse Karls V zwangen ihn eine neue Steuer aufzulegen, welche monat-

*) Herr Czörnig, dem ich so viele Nachrichten verdanke, bezweckt ein Werk über die Statistik der Lombardei herauszugeben, welches den größten Beifall aller Kenner verdienen wird.

lich bis auf 25,000 Goldgulden stieg. Man versuchte sie als Grundsteuer zu vertheilen, blieb aber bei allgemeinen Vorschriften stehen; was dahin führte, daß man sie bald im Verhältniß der Salz- und Pferdesteuer, bald als Grund- und Kopfsteuer erhob. In den Städten ward die Hauptsumme meist durch Verbrauchssteuern von Salz, Gemahl und Fleisch aufgebracht. Im Jahre 1564 begann man eine Abschätzung des Grundvermögens nach dem Kapitalwerthe, und des Handels nach der Menge eingegangener Waaren. Die Grundsätze waren aber so schwankend und der Widersprüche, Schwierigkeiten, Ausnahmen und Willkürlichkeiten so viele, daß bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts nichts wahrhaft Heilsames zu Stande kam. Gleichzeitig zerfiel die ganze Gemeineordnung, und noch weit mehr als die Städte, litten die Landleute durch übermäßige Belastung. Alle Klagen und Vorstellungen beim spanischen Hofe gegen Thorheit, Willkür, Verwirrung, Unterdrückung, Verarmung, Verschuldung blieben ohne Erfolg, und als große Gnade und Besserung galt es, daß man den verschuldeten Gemeinen und Privatpersonen erlaubte die Zinsen herabzusetzen, oder theilweise bankerott zu machen. Gleichzeitig wurden die Staatseinnahmen allmählig verpfändet und verkauft, und die Noth der Regierung stieg dergestalt, daß der Übergang der Lombardei in die Hand Österreichs ein ungemeines Glück

war. Nicht ohne große Anstrengung kam ein allgemeines Steuerkataster zu Stande, und hiemit stand die Gemeineordnung der Kaiserinn Maria Theresia vom 30sten December 1755 in genauestem Zusammenhange. Vom Steuerwesen werde ich später sprechen; jetzt hingegen den Gang entwickeln, welchen die Verfassung der ländlichen Gemeinen, Städte, Bezirke und Landschaften nahm. Laut jenes Gesetzes von 1755 ward in jeder Gemeine eine Versammlung (convocato) aller im Kätaster aufgeführten, steuerpflichtigen Einwohner gegründet, und ihr das Recht beigelegt über die ökonomischen Angelegenheiten der Gemeine zu berathen und zu beschließen. In jedem Jahre wählte jene Versammlung drei Bevollmächtigte (deputati), einen aus den Höchstbesteuerten, die beiden anderen aus den übrigen Grundbesitzern. Hiezu gesellte sich ein vierter Bevollmächtigter, gewählt von den Einwohnern welche keine Grundbesitzer sind, und ein fünfter von den Kaufleuten. Die beiden letzten nehmen insbesondere die Rechte ihrer Wähler hinsichtlich der Personen- und Gewerbsteuer wahr. Jene drei bilden jedoch allein die Stellvertreter (rappresentanza) der Gemeine überhaupt, und haben (nach Bestätigung durch die Regierung) das Recht ihr Vermögen zu verwalten. Geistliche und Soldaten sind unwählbar, weil sie nicht unmittelbar von den bürgerlichen Gerichten abhangen. Außerdem ward (sofern es nöthig

erſchien) ein Gerichtsdiener (console) und ein Syndikus angeſtellt.

Der Hauptgrundſatz daß die Gemeine ihre Obrigkeiten wähle und ihr eigenes Vermögen verwalte, blieb (ohne daß die Regierung ihr Recht der Aufſicht und Beſtätigung unbillig ausdehnte) bis zum Jahre 1796 in voller Anwendung. Unter dem Scheine größere Freiheit gründen und größere Unabhängigkeit bewilligen zu wollen, zerſtörten die Franzoſen alle thätigen und wirkſamen Gemeineeinrichtungen, ſetzten kraftloſe Formen an ihre Stelle, centraliſirten Jegliches, regierten willkürlich von oben herab, und verboten zuletzt jede genoſſenſchaftliche und communale Verbindung, damit die Atomiſtik ihrer Herrſcherweiſe ungeſtört fortdauere, und ſich nirgends etwas Umfaſſenderes und Feſteres organiſire. Die Schilderung welche der franzöſiſche Bevollmächtigte Trouvé *) von dem Zuſtande der cisalpiniſchen Republik

*) Er ſagt unter Anderem: Eine Regierung ohne Mittel und Kräfte, eben ſo ohnmächtig das Gute zu thun, als das Böſe zu hindern, eine übelverſtandene grundverderbliche Verwaltung, ein Militairetat der trotz ſeiner ungeheueren Koſtbarkeit doch durchaus nichtig iſt, eine gänzliche Zerrüttung der Finanzen, keine republikaniſche Anſtalten, kein öffentlicher Unterricht, kein Zuſammenhang in den bürgerlichen Geſetzen, allenthalben Ungehorſam, Sorgloſigkeit, ungeſtrafte Verſchleuderung der Staatsgelder; mit einem Worte: die allervollkommenſte und allerſcheußlichſte Anarchie — das iſt das Bild der cisalpiniſchen Republik!

machte, enthält ein ſo ſchaudervolles Gemälde zugleich der Anarchie und Tyrannei, daß die Rückkehr der Öſterreicher als ein großes Glück zu betrachten war und die Herſtellung des alten Communalgeſetzes in ſich ſchloß. Nach deren nochmaliger Vertreibung behielt die neue Regierung das Meiſte davon bei, und zeigte ſich weit geordneter, verſtändiger und nationaler, denn jene angeblich republikaniſche. Da es indeſſen meine Abſicht iſt, von früheren Zeiten nicht mehr als das zum Verſtändniß ſchlechthin Nothwendige aufzunehmen, ſo wende ich mich ſogleich zur Darſtellung der jetzigen Einrichtungen.

Die Gemeinen werden eingetheilt in ländliche und ſtädtiſche; und die letzten zerfallen wiederum in mehre Abtheilungen mit verſchiedenen Einrichtungen, welche ich ſogleich näher beſchreibe. Es ſind nämlich in der Statthalterſchaft von

Venedig, Mailand

315	1783	ländliche Gemeinen mit Verſammlungen von Grundeigenthümern (convocato) und einer Deputation;
483	432	mit Räthen (conſiglj) und einer Deputation, jedoch verſchiedenen Geſchäftseinrichtungen;
17	13	mit ſtädtiſchen Magiſtraten und Räthen.

Auf genauere Entwickelung gewiſſer Unterſchiede der Städte und Gemeinen kann ich hier nicht eingehen.

Hat eine ländliche Gemeine über 300 steuerpflichtige Grundeigenthümer, so muß ein Gemeinerath (consiglio) erwählt werden; hat sie über 100, so kann die Versammlung der Grundeigenthümer, der Convocato darauf antragen, daß statt seiner ein Consiglio eingeführt werde. Zu der Versammlung, dem Convocato gehören alle steuerpflichtigen Grundeigenthümer, und haben (ohne Rücksicht auf Größe oder Kleinheit ihres Besitzes) das Recht durch Kugelung abzustimmen. Geistliche und Beamte bleiben davon ausgeschlossen. Juden erhalten zwar keine Gemeineämter, dürfen aber mitstimmen, sofern sie steuerpflichtige Grundeigenthümer sind. Der Convocato versammelt sich regelmäßig alle Jahre zweimal, oder nach Aufforderung des Delegaten und Distriktscommissarius zu außerordentlichen Geschäften. (Die Distriktscommissarien lassen sich mit den preußischen Landräthen vergleichen und haben mit den Städten nichts zu thun.) Jene Versammlungen haben nun das Recht:

1) drei Bevollmächtigte (deputati) zur Verwaltung der Gemeineangelegenheiten auf drei Jahre zu wählen, und nach Ablauf derselben sie wieder zu wählen. Ein vierter Deputirter wird nur vorübergehend bei Fertigung der Personensteuer beschäftigt; der fünfte für die Gewerbe wird nicht mehr gewählt, seit die Gewerbsteuer in unveränderter Weise erhoben wird.

2) Die Heberegiſter für die Perſonenſteuer zu entwerfen, oder doch zu prüfen.
3) Den Nachweis der künftigen Gemeineeinnahmen und Ausgaben zuſammenzuſtellen, und ſich Rechenſchaft über die Geſchäftsführung von den Bevollmächtigten ablegen zu laſſen.
4) Über Gemeinegüter, etwanige Anſtellung von Gemeinebeamten, ſowie über alle Dinge zu rathſchlagen und zu beſchließen, welche das Wohl der Gemeine betreffen.

Der älteſte Grundeigenthümer iſt Vorſitzer des Convocato, die Bevollmächtigten der Gemeine ſind gegenwärtig, und ebenſo der einflußreiche Landrath des Bezirks. Entſteht Streit zwiſchen dem Convocato und den bevollmächtigten Verwaltern der Gemeine, ſo geht die Sache zur Begutachtung an die landſchaftliche Verſammlung und von dieſer zur Entſcheidung an den Delegaten, welcher zugleich Vorſitzer dieſer Verſammlung iſt. Kein Convocato kann rathſchlagen, wenn nicht wenigſtens (einſchließlich der Deputirten) acht Perſonen gegenwärtig ſind.

Was der Convocato für die ländliche Gemeine iſt, iſt der Rath, oder (wie wir ſagen würden) die Verſammlung der Stadtverordneten (consiglio comunale) für die Stadt. Er hat in Mailand und Venedig 60, in den ſogenannten königlichen Städten und Hauptorten der Landſchaft (capi luoghi) 40, in den anderen Städten und Ort-

schaften 30 Glieder. Zwei Drittheile desselben sollen Grundeigenthümer seyn, ein Drittel kann man aus anderen angesehenen Personen, Kaufleuten, Fabrikanten u. s. w. erwählen. Jene Grundeigenthümer werden aus den 100 am höchsten Besteuerten genommen, und sollen in Mailand und Venedig mindestens mit 2000 Scudi Grundwerth in der Steuerrolle eingetragen seyn. Kein Kleinhändler, sowie Keiner der ein Gehalt von der Stadt bezieht, kann Mitglied des Rathes werden. Das erste Mal wurden die Räthe durch die Regierung gesetzt. Seitdem scheidet jährlich ein Drittel aus; man kann jedoch die Ausscheidenden nach einem Jahre wieder erwählen. Diese Wahl geschieht in der Art, daß die Räthe selbst ein Verzeichniß von doppelt so viel Personen entwerfen als Stellen zu besetzen sind, und dasselbe der landschaftlichen Versammlung überreichen; welche alsdann die nöthige Auswahl trifft und der Delegation zur Bestätigung vorlegt. Der Rath erwählt seinen Präsidenten, und beschließt durch geheime Abstimmung in Gegenwart von mindestens einem Drittheil der Mitglieder. Er hat für die Stadt denselben Geschäftskreis, wie der Convocato für die Landgemeine.

Der Rath (oder die Stadtverordneten) fertigen eine dreifache Liste der Personen, aus welchen die Regierung den Bürgermeister (podesta) ernennt. Auch die vom Rathe erwählten Beisitzer des Magistrats

(4 bis 6, nach Maaßgabe der Größe der Stadt) werden von der Regierung bestätigt. Die Wahlen erfolgen auf drei Jahre, zu zwei Drittheilen aus den Grundeigenthümern, zu einem Drittheil aus den Obengenannten. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet im Magistrate (congregazione municipale). Von ihm gehen die Berufungen an die landschaftliche Versammlung (congregazione provinciale) und die Delegation. Er hat das Recht die Angelegenheiten in der Versammlung der Stadtverordneten (consiglio) in Antrag zu bringen und den Nachweis der Einnahmen und Ausgaben zur Prüfung vorzulegen. Alle Etats gehen an die landschaftliche Versammlung und den Delegaten. Diese haben kein Recht, Ausgaben anzusetzen, welche der Convocato und das Consiglio nicht billigten. Legt der Etat zu den Staatslasten nicht über vier Centesimen auf den Scudo, für die Gemeinen zu, so kann ihn der Delegat bestätigen; steigt die Gemeinelast höher, so wird er dem Gubernium vorgelegt; ja von den königlichen Städten, sowie von Mailand und Venedig, sogar dem Vicekönig. Offene Orte decken ihre Bedürfnisse durch Zuschläge auf die Grund- und Personensteuer; die Städte hingegen hauptsächlich durch Zuschläge auf die Verzehrungssteuern.

Mit Ausnahme der Podesta von Mailand und Venedig, erhalten die Bürgermeister und Stadträthe (podesta e assessori) kein Gehalt.

In jeder Hauptstadt einer Landschaft besteht eine Handelskammer von 4 bis 12 Mitgliedern, welche vom Delegaten aus den Kaufleuten und Fabrikanten vorgeschlagen und durch das Gubernium bestätigt werden. Sie sollen über den Zustand der Gewerbe und des Handels Nachrichten sammeln, Hindernisse anzeigen, Vorschläge zu Verbesserungen und Ermunterungen machen u. s. w. Der Delegat ist Vorsitzer der Handelskammer.

In jeder Landschaft ist eine landschaftliche Versammlung (congregazione provinciale) von 4, 6 bis 8 Mitgliedern, genommen aus den Grundeigenthümern, welche mindestens für 2000 Scudi steuerpflichtiges Land besitzen. Zu ihnen tritt ein Abgeordneter für jede königliche Stadt hinzu. Die Gemeinen schlagen die auf drei Jahre eintretenden Personen vor, die landschaftliche Versammlung entwirft daraus eine dreifache Liste, welche der Centralcongregation zur Auswahl vorgelegt wird, und die Regierung ertheilt endlich ihre Bestätigung. Die Mitglieder der landschaftlichen Versammlungen empfangen kein Gehalt. Ihre Geschäfte beziehen sich auf das Steuerwesen, die Gemeineverwaltung, die öffentlichen Arbeiten an Straßen und Kanälen, den bürgerlichen Theil der Kriegsverwaltung, die Wohlthätigkeitsanstalten und überhaupt auf Alles was das Wohl und Wehe der Landschaft angeht. Sie

sind befugt über alle diese Dinge der Regierung Vortrag zu halten.

Was die landschaftlichen Versammlungen für jede Provinz bezwecken, ist zwei Hauptversammlungen (congregazioni centrali) für die Statthalterschaften Venedig und Mailand zugewiesen. Sie bestehen ebenfalls zu zwei Drittheilen aus adligen und nicht adligen Grundbesitzern, und zu einem Drittheil aus städtischen Abgeordneten. Der steuerpflichtige Besitz eines Mitgliedes soll wenigstens 4000 Scudi betragen. Geistliche, Beamte und Nichtchristen sind ausgeschlossen. Der Vorschlag geht hinsichtlich der Grundbesitzer von den Gemeinen aus, die landschaftliche Versammlung fertigt nächstdem eine dreifache Liste, die Regierung wählt und bestätigt endlich auf sechs Jahre, und bewilligt jedem Mitgliede der Hauptversammlungen ein Gehalt von 2000 Gulden. Vorschläge für die städtischen Mitglieder gehen von den Städten aus. Die Hauptversammlungen sollen nun das Steuer- und Gemeinewesen in höherer Stelle prüfen, die aufgelegten Kriegslasten vertheilen, eine Aufsicht führen über Straßen, Flüsse und Wohlthätigkeitsanstalten, der Regierung Eingaben und Vorstellungen über das Beste des Landes machen, und sich (wenn sie nicht berücksichtigt werden) selbst an den Kaiser wenden.

Dieser möglichst kurzen Übersicht der merkwürdigen lombardischen Einrichtungen, ließen sich lange Erläute-

rungen und Betrachtungen hinzufügen. Ich erlaube mir jedoch nur wenige Bemerkungen.

Erstens. Die österreichische Regierung hat sich allerdings die nöthige Aufsicht über die Gemeineangelegenheiten und die Bestätigung der Wahlen vorbehalten; doch verweigerte sie (wie ich höre) diese Bestätigung fast niemals, und hat die Gemeinen und Städte für deren genossenschaftliche Zwecke niemals besteuert, sondern die freiwillige Übernahme und Bewilligung gewisser Gemeinelasten abgewartet.

Zweitens. Die Einrichtung, daß alle steuerpflichtigen Grundeigenthümer in dem Convocato Sitz und Stimme haben, erscheint sehr demokratisch und erinnert an die vielbesprochene Frage über das allgemeine Stimmrecht. Indessen ist jene Versammlung selten so zahlreich wie man denken sollte, und erwählt im entgegengesetzten Falle gewöhnlich eine engere Rathsversammlung (consiglio). Die Zahl der gegenwärtigen Mitglieder des Convocato beläuft sich gewöhnlich auf 20 bis 30, selten auf 100 bis 150 Personen, und der aus den Höchstbesteuerten genommene erste Deputirte übt fast überall einen großen Einfluß.

Drittens. Aristokratisch, oder oligarchisch erscheint es dagegen, daß die Räthe, oder (nach unserer Sprechweise) die Stadtverordneten (consiglj) niemals aus der Wahl der gesammten Bürgerschaft hervorgehen, daß man niemals an diese zurückgeht; sondern aller Ersatz

der Austretenden durch deren eigenen Vorschlag und höhere Bestätigung erfolgt.

Viertens. Ob die Zahl der Instanzen (Rath, Magistrat, Provinzialversammlung, Delegation, Centralversammlung, Gubernium, Vicekönig) nicht zu groß sey und den Gang der Geschäfte nicht zu weitläufig mache, kann ein nur oberflächlich Unterrichteter keineswegs entscheiden. Doch verkürzt sich der Weg, sofern z. B. der Delegat auch Vorsitzer der landschaftlichen, der Statthalter Vorsitzer der Hauptversammlung ist, und manche Sachen nicht den ganzen Kreis der Behörden durchlaufen. Eben so mag der Zweifel welchen Manche, besonders in Venedig, über die, selten kundbar werdende Thätigkeit der Hauptversammlungen erheben, hier ungelöset bleiben. Gewiß war die Absicht löblich, von der Gemeine aufwärts bis zum Königreich, jeder Verwaltung gegenüber, eine mitwirkende (oder wie es jetzt heißt constitutionelle) Körperschaft aufzustellen, und dadurch den Sinn für Privatwohl, öffentliches Recht und Politik zu wecken und zu schärfen! Wie sehr dies schon gelungen sey zeigt

Fünftens, der Umstand: daß sich wohlhabende Männer finden, welche die Stellen der Bürgermeister und Beisitzer unentgeltlich übernehmen, und sich mit ungemeiner Schnelligkeit und Klugheit zu allen Geschäften brauchbar machen. Ächte Vaterlandsliebe und Theilnahme an dem Wohle der einzelnen Städte,

iſt gewiß der Hauptgrund dieſer erfreulichen Erſcheinung; doch wirken allerdings auch die kurze Dauer des Amtes, der Reichthum der Bewohner, und die Auszeichnungen und Beförderungen, welche die Regierung verſtändiger Weiſe den Tüchtigeren unter den ſtädtiſchen Beamten zukommen läßt.

Neunzehnter Brief.

Mailand, den 20ſten April.

Ich habe in meinem vorigen Briefe Manches über die Art mitgetheilt, wie im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche die Menſchen regiert werden und mit regieren; heute will ich nachholen was mir über Gang und Weſen der Bevölkerung ſelbſt, anziehend erſcheint.

Es betrug die Bevölkerung im Jahre

	1824	1838
im venetianiſchen Antheile	1,894,000	2,094,000;
im mailänder Antheile	2,194,000	2,474,000.

Sie hat alſo ungefähr um 12 aufs Hundert zugenommen. Eine größere Zunahme ward theils durch die Cholera verhindert, theils iſt ſie in einem bereits

so außerordentlich bevölkerten Lande unmöglich. Es kommen z. B. auf einen Chilometer *) (1000 Quadratmetres) in Sibirien 2 Menschen, in Frankreich 60, in Großbritannien und Irland 76½, in Belgien 125, im Mailändischen 115. Läßt man die unfruchtbaren und bergigen Bezirke aus, so zählt diese Landschaft sogar 151 Menschen auf den Chilometer. Übrigens ist die Bevölkerung so verschieden, daß in einigen kleineren Theilen des Mailändischen nur 7, in anderen bis 1707 Menschen auf den Chilometer fallen; welches theils eine Folge der natürlichen Verhältnisse, theils der nahen Hauptstadt ist. So zählt der Bezirk Mailand verhältnißmäßig die meisten, nämlich 95,000, Bormio und Chiavenna die wenigsten, nämlich 400 Einwohner auf die Quadratmeile. In dieser Gegend befinden sind aber 20 Berge über 7000 Fuß hoch, welche Anbau und Ernährung von Menschen unmöglich machen. Mit Ausschluß des gebirgigen Theiles, kommen 9300 Menschen auf die Quadratmeile.

In der Stadt Mailand lebten 1824, 129,000 Menschen, jetzt 153,000; in Brescia jetzt 30,000, in Bergamo 30,000. Ungefähr ein Siebentel aller Einwohner wohnt in den eigentlichen Städten, mehre wohnen in städteähnlichen Orten, und die meisten nicht in engen Dörfern beisammen, sondern zerstreut, ob-

*) Abhandlung Cattaneos im Polytechnico.

wohl durch den politischen und administrativen Begriff einer Gemeine zusammengehalten. Es giebt 41 Gemeinen welche über 5000 Einwohner, 175 Gemeinen welche zwischen 2 — 5000 zählen. Fast $^4/_5$ aller Einwohner leben in den kleineren Ortschaften unter 2000 Seelen, $^1/_5$ in denen von 2—5000, $^1/_{10}$ in denen von 5—15,000, $^1/_{20}$ in den großen Städten. Oder von 1000 Bewohnern leben 127 in den großen, nur 25 in den mittleren, 114 in den kleineren, und 734 in der letzten Klasse der Ortschaften, woraus sich über Natur und Charakter des Landes gar vielerlei ergiebt.

Auf 100 Männer kommen im Mailändischen 99 Frauen. Von 100 Menschen sind $51^7/_{10}$ unter, $48^3/_{10}$ über 25 Jahre alt. Das männliche Geschlecht zwischen

1 — 14	Jahren	beträgt	30,32	vom	Hundert.
15 — 20	„	„	11,87	„	„
21 — 25	„	„	9,32	„	„
26 — 60	„	„	36,80	„	„
über 60	„	„	11,49	„	„

Auf eine Familie kommen etwa 5, auf ein Haus $8^1/_3$ Personen, auf 63 Personen 13 Ehen, auf 113 Personen eine Trauung. Die Zahl der Ehen ist verhältnißmäßig größer in der Ebene, als im Hügel- und Berglande. Bis zum 30sten Jahre werden $^2/_3$ aller Ehen geschlossen. Auf 1000 Einwohner fallen 41

Geburten, und auf 100 weibliche, 107$^{4}/_{10}$ männliche Geburten. Eine Ehe giebt im Durchschnitt 4$^{37}/_{100}$ Kinder, und je mehr Ehen desto weniger Kinder, je weniger Ehen desto mehr Kinder. Unter 100 Kindern wird eins todt geboren, und gegen 18 Knaben nur 10 Mädchen. Auf 100 Todte kommen 119 Geburten. Vom ersten bis zum vollendeten vierten Jahre, starben in Brescia 40 von hundert, in Cremona 51, im Durchschnitt der Lombardei 47. Unter 1000 Menschen starben etwa 34, und zwar mehr auf dem Lande, wie in den Städten, großentheils eine Folge der vorhandenen Noth. Die bergigen Landschaften zeigen hier ein besseres Verhältniß, als die Ebene.

Eine fortdauernde Abnahme der Bevölkerung kann man in der Regel als Zeichen überhand nehmenden Verfalles betrachten; eine Zunahme der Bevölkerung aber keineswegs immer als Beweis wachsenden Wohlstandes und Glücks. Wollen wir hiebei auch alle Zweifel in Hinsicht auf das lombardische Landvolk unterdrücken, so giebt doch Irland hierüber bittere Erfahrungen.

Nach Herrn Quadrios sorgfältigen Ermittelungen kommt im Venetianischen:

Ein Edelmann	auf 587	Einw.	Ein Seemann	auf	241
„ Beamter	„ 126	„	„ Fischer	„	224
„ Schüler	„ 27	„	„ Armer	„	26
„ Geistlicher	„ 216	„	„ Gefangener	„	813

Ein Kaufmann auf	36	Ein Findling auf	321
„ Künſtler „	19	Oder ein Findling auf	46
„ Landmann „	2	Geborne.	

Zwanzigſter Brief.

Mailand, den 21ſten April.

Ich habe ſchon in meinem Briefe vom 18ten April an den Zuſammenhang erinnert, welcher faſt überall zwiſchen dem Steuerweſen und der Regierungsform beſteht; heute will ich Ihnen Näheres über die direkten Steuern, insbeſondere die Grundſteuer mittheilen. Nach der Beſitznahme Mailands durch die Öſterreicher ward im Jahre 1718 eine Behörde zur Anfertigung eines neuen Kataſters (giunta del censimento) gegründet, weil das alte dieſen Namen nicht verdiente und die gröſten Widerſprüche und Ungerechtigkeiten zeigte. Es wurden alſo neue Meſſungen vorgenommen, Karten entworfen, Abſchätzungen angeordnet, Zeugen verhört, Kauf- und Pachtbriefe verglichen, und an Ort und Stelle Jegliches durch Sachverſtändige näher geprüft. Man zog in Erwägung: natürliche Beſchaffenheit des Bodens, Aus-

saat, Ertrag, Kosten, Fruchtpreise, Gefahren, Unglücksfälle u. s. w., und bestimmte endlich den Kapitalwerth des Grundstücks; es sey durch unmittelbare Auffindung desselben, oder indem man das reine Einkommen mit vier Procent zu Kapital berechnete. Kirchengüter die vor 1575 erworben waren, blieben steuerfrei.

Eine zweite Ermittelung betraf die Handelssteuer (tassa del mercimonio), welche 1¼ Procent des verwandten, oder umlaufenden Kapitals betragen sollte, in Wahrheit aber nicht über ½ Procent betrug. Handwerker die kein eigentliches Handelskapital haben, z. B. Schneider, Schmiede u. dgl. blieben ausgenommen. Später ward diese bewegliche Steuer in eine feste verwandelt und nach sechs Klassen erhoben. — Seit 1760 bis jetzt, ist die Grundsteuer unabänderlich nach dem Kapitalwerthe jenes Katasters ausgeschrieben worden.

In den venetianischen Landschaften bestanden alte, äußerst unvollkommene Abschätzungen des Landes, und man bestimmte die Grundsteuer (terratico) in jedem Jahre, auf eine höchst verwickelte Weise. Nach Besitznahme des Landes durch die Franzosen ward die Steuer erhöht und anders vertheilt, aber mit so viel Eile, Willkür und Unbilligkeit, daß die Klagen darüber täglich stiegen, und eine neue Katastrirung des Landes schlechterdings nothwendig erschien. Sie ist jetzt ihrer Vollendung nahe, und wenn das Werk der Maria

Thereſia für jene Zeit bewundernswerth und das erſte ſeiner Art war; ſo zeigt die neue Arbeit eine ſolche Genauigkeit und Vollendung, daß faſt nur die Frage übrig bleibt, ob man die Sorgfalt nicht zu weit getrieben habe?

Seit 1805 iſt eine groſſe Zahl von Perſonen (jedoch nicht ohne Unterbrechungen) damit beſchäftigt, und hat den Mai 1828 ſchlieſſlich als Grundlage und Grundzeit der Kataſtrirung angenommen. Sie erſtreckt ſich auf alle Theile des lombardiſch-veneſianiſchen Königreichs, welche nicht im mailänder Kataſter enthalten ſind, alſo auf alle ehemals veneſianiſche Landſchaften und des Veltlin. Die Flur-, Bezirks- und Landkarten zeigen in verſchiedenen Maaßſtäben eine Vollſtändigkeit und Genauigkeit, die alles bisher Geleiſtete wohl übertrifft. Beim Meſſen ſind überall metriſche Ruthen (pertiche metriche zu 280 wiener Quadratklaftern) und bei der Abſchätzung öſterreichiſche Lire zum Grunde gelegt. Die Abſchätzung richtet ſich auf den Ertrag aller Art, in gewöhnlichen Jahren und bei gewöhnlicher Benutzung. Die Durchſchnittspreiſe von 1823 bis 1825 liegen zum Grunde, mit genauer Rückſicht auf örtliche Verhältniſſe, Abſatz, Zufuhr, Entfernung, verſchiedene Güte der Erzeugniſſe u. ſ. w. Die Ausgaben werden vom Ertrage abgezogen und nach Weiſe der Benutzung, Verpachtung, Bewäſſerung u. dgl. berechnet. Möglicher Unfälle halber vermindert

man den reinen Ertrag, des Ackerbaus um 1/9 bis 1/7: von Lein, Kastanien und Ölbäumen 1/7, von Heu 4/10, von Holz 1/10. Zehnten und Erbzins kommen nicht in Abzug. Gebäude unterliegen einer besonderen Abschätzung, wobei Kirchen, Kirchhöfe, Festungen, öffentliche Plätze, und Straßen frei bleiben, der gewöhnliche Ertrag aller übrigen Gebäude aber möglichst genau ermittelt wird. Außerordentliche Einnahmen (z. B. von Kaufläden und Kaffeehäusern), sowie bloße Verschönerungen werden nicht berücksichtigt; wohl aber zahlt der Eigenthümer für seine Benutzung der Gebäude. Maschinen sind frei; Mühlen und Wasserkraft aber nicht. Man nimmt als Regel an daß sich alle Gebäude im mittleren Zustande befinden, und zieht für Bau- und Erhaltungskosten 20 — 40 Procent des Ertrages ab.

Obwohl, während der ganzen Katastrirung, an Ort und Stelle mit den Obrigkeiten und auch mit den Einzelnen Rücksprache genommen ward, legt die Regierung dennoch das ganze Werk dem Volke zur Prüfung vor. Doch sollen die Einreden weder von Einzelnen, als solchen (das hieße: von Millionen) geltend gemacht, und eben so wenig gegen die allgemeinen, ein für allemal festgestellten Grundsätze gerichtet werden; sondern nur gegen deren Anwendung und Anwendbarkeit. Jede Gemeine erwählt drei Grundbesitzer zu Bevollmächtigten, bei denen jeder Einzelne seine

Einwendungen vorbringt; darauf folgt die Bezirksversammlung, zu welcher jede Gemeine einen Abgeordneten sendet; weiter gehen dann die Sachen an die landschaftlichen und Hauptversammlungen. Es kann also sein Recht geltend machen, der Einzelne gegen den Einzelnen, Gemeine gegen Gemeine, Bezirk gegen Bezirk, und Landschaft gegen Landschaft.

In der Bezirksversammlung hat jede Gemeine eine Stimme, und bei Gleichheit der Stimmen entscheidet der Bezirkscommissarius. Die Sachverständigen und mit der Katastrirung beauftragten Beamten sind überall gegenwärtig, um die Verhältnisse darzulegen und sich zu rechtfertigen.

Die Grundstücke (Aker, Wiesen, Gärten, Büsche u. s. w.) sind wohl in 20 Klassen zerfällt, und es giebt Stücklein die nur mit einem Centesimo reiner Einnahme verzeichnet wurden. Die Zahl der Einwohner, der Eigenthümer, des Grundwerthes und der einzelnen Grundstücke ist in den Gemeinen sehr verschieden. Ich gebe Proben der höchsten und geringsten Zahlen.

Provinz Mailand.	Abschätzung in Scudi.	Eigenthümer.	Bevölkerung.
Castellazzo	12,565	3	143
Bernate	11,281	1	201
Trenzanesimo	37,643	1	147
Vidiseuo	25,168	2	176.

Hingegen hat Tirano im Veltlin eine ſteuerpflichtige Fläche von 20,000 Ruthen (pertiche) und 10,500 Nummern in der Karte; und Varuffini 13,000 Ruthen mit 13,200 Nummern. Für das ganze lombardiſch-venetianiſche Königreich ſtellt ſich die Sache für einen gegebenen Zeitpunkt alſo:

Bevölkerung	4,506,000
Oberfläche in Ruthen (pertiche) . .	42,712,000
Steuerpflichtige Antheile (cotes) der Eigenthümer, oder Erbzinsbeſitzer in verſchiedenen Gemeinen	835,000
Nummern in den Karten	6,665,000
Abſchätzung des Kapitalwerthes in Scudi	210,831,000.

Hiebei iſt diejenige Summe des Kapitalwerthes angeſetzt, welche im Mailändiſchen ſeit 1760, und im Venetianiſchen proviſoriſch feſtſteht. Die Zahl der Eigenthümer beträgt ungefähr die Hälfte obiger Antheile, oder Quoten. Im Jahre 1837 wurden (jedoch auf eine äußerſt abgekürzte Weiſe) 93,883 Beſitzveränderungen in die Steuerregiſter eingetragen, von denen etwa eine Hälfte aus Todesfällen, die andere aus Verträgen herrührte. Hievon fiel die geringſte Zahl mit 1387 auf die Landſchaft Pavia; die größte mit 13,455 auf Udine.

Der Kapitalwerth, wonach die Grundſteuer im Mailändiſchen vertheilt und erhoben wird, iſt ſeit 1760 nicht geändert; wohl aber traten ſeit dem Jahre 1796

Erhöhungen der Steuer ſelbſt ein, ſo daß bis 48 Centeſimen vom Scudo des Kapitalwerthes eingezogen wurde. Seit 1819 iſt die Abgabe auf 17/10 Centeſimen vom Scudo feſtgeſtellt, und auch im Venetianiſchen ſehr herabgeſetzt, obwohl ſie hier noch immer den mailänder Steuerfuß überſchreitet. Der letzte iſt bei weitem nicht in dem Maaße geſtiegen, als ſich der Ertrag des Grundes und Bodens ſeit 80 Jahren erhöhte. Der mailändiſche Antheil des Königreichs zahlt jetzt zwiſchen 21 und 22, der venetianiſche 12 Millionen Lire.

Noch hat ſich die Regierung darüber nicht ausgeſprochen: wie hoch ſie die Steuer in den neu kataſtrirten Landſchaften anſetzen will. Gewiß werden dabei große Schwierigkeiten eintreten, und Klagen der Altbeſteuerten, oder Neubeſteuerten über den Zahlungsantheil und das Verhältniß ihrer Laſten ſchwerlich ausbleiben. Beſteuert man nämlich die venetianiſchen Landſchaften nach Maaßgabe des jetzigen Ertrags, ſo zahlen ſie weit mehr als die Mailänder; ſtellt man ihren Beitrag verhältnißmäßig ſo niedrig als den der letzten, ſo ſinkt die Einnahme; erhöht man den Beitrag der Mailänder, ſo klagen dieſe über Ungerechtigkeit.

Im Allgemeinen ſind die Ungleichheiten und Unbilligkeiten der venetianiſchen, vorläufigen Grundſteuer aber ſo groß, daß man in dem neuen Kataſter eine

Wohlthat sieht, und seine Einführung herbeiwünscht. Mache ich aufmerksam auf die Schwierigkeit der Einführung, Feststellung oder Abänderung von Grundsteuern, sowie auf den bösen Umstand daß sie dem ersten Bezahler nicht bloß einen Theil der Rente, sondern den Kapitalwerth der Rente nehmen, jeden späteren Erwerber aber freilassen (weil er die Steuer zu Kapital berechnet und dies vom Kaufwerth u. dgl. abzieht): — so erwiedert man, das jetzige Übel sey noch größer, und der augenblickliche Verlust werde im Ablaufe der Zeit verschmerzt und vergessen.

Außer der Grundsteuer besteht im lombardisch-venetianischen Königreiche eine Gewerbsteuer für Stadt und Land. Sie ward von Maria Theresia eingeführt, von den Franzosen erweitert und erhöht, von den Österreichern für alle freien Beschäftigungen (professioni liberali) aufgehoben und für die übrigen Gewerbe berichtigt. Die Zahlungsquote ist nach Klassen von Ortschaften bestimmt, deren jede wieder drei Abstufungen in sich schließt. Ein Viertel des Betrags erhalten die Gemeinen zur Deckung ihrer Ausgaben.

Die Kopfsteuer wird in den offenen Orten erhoben, welche von den Verbrauchssteuern befreit sind. Alle Personen zwischen 14 und 60 Jahren sind ihr unterworfen, und sie beträgt für jeden gleich viel, nämlich des Jahres 3 Lire 68 Centesimen jetziger Wäh-

rung. Außer dieser für den Staat erhobenen Summe kann (im Fall des Bedürfnisses) die Hälfte des erforderlichen Mehrbedarfs mit höchstens 2 Lire 99 Centimen für die Gemeine beigetrieben werden. Über diese Summe von 6 Lire 67 Centimen steigt die Kopfsteuer niemals; vielmehr wird die zweite Hälfte jenes Bedarfs, sowie jeder höhere Beitrag als ein Zuschlag zur Grundsteuer erhoben, welcher deshalb sehr verschieden, und nicht selten sehr bedeutend ist. Ja in etlichen Fällen beträgt derselbe mehr, als die an den Staat zu entrichtende Abgabe. Diese großen Bedürfnisse mancher Gemeinen entstehen meistens durch örtliche Verhältnisse (z. B. Wasserbaue), und dadurch daß die Gemeinegüter zur Zeit der französischen Herrschaft meist verschleudert wurden. Doch giebt es auch einzelne Gemeinen deren Einnahmen so viel betragen, daß gar keine Zuschläge nöthig sind. Wenn in der gleich hohen Kopfsteuer eine Unbilligkeit für die niederen Klassen liegt; so wird dies in etwas, durch die oft ansehnlicheren Zuschläge zur Grundsteuer, sowie dadurch ausgeglichen, daß die große Zahl kleinerer Eigenthümer bei der Abstimmung über den jährlichen Bedarf der Gemeine meist entscheidet. Auch sind alle eigentlich Arme von Zahlung der Kopfsteuer befreit.

Die Einziehung all der genannten, im Betrage feststehenden direkten Steuern, wird unter Aufsicht der

Behörden, jedesmal auf drei Jahre öffentlich verpachtet, und zwar (je nachdem die Verhältnisse sich stellen) für eine, oder mehre Gemeinen, oder ganze Bezirke und Landschaften. Nöthigen Falls kann der Pächter bis zur Auspfändung vorschreiten, ja der Säumige aus dem Besitze gesetzt werden. Nach allgemeinem Zeugnisse findet jedoch (bei der mäßigen Höhe der Steuern) sehr selten ein äußerstes Zwangsmittel, oder laute Klage statt. Bei der Leichtigkeit der Einziehung sind auch die Kosten derselben sehr gering. Zur näheren Aufklärung mögen folgende Nachrichten über das mailänder Gubernium hier noch Platz finden.

Die steuerbaren Grundstücke betragen	Ruthen (pertiche)	30,581,000
Der steuerpflichtige Kapitalwerth,	Scudi	124,037,000
Die Bevölkerung (1837). . .	Köpfe	2,453,000
Davon wohnen in den ummauerten, der Verbrauchssteuer unterworfenen Städten . .	„	302,000
In den offenen, der Kopfsteuer unterworfenen Orten . . .	„	2,151,000
Der Kopfsteuer waren unterworfen	„	630,000
Wovon befreit wurden . . .	„	53,000
Und wirklich zahlten	„	577,000
Der Gewerbsteuer waren unterworfen	„	76,000
Und wirklich zahlten	„	65,000

Der Bruttoertrag der

Grundsteuer betrug	Lire	21,933,000
Kopfsteuer . . .	„	2,116,000
Gewerbsteuer . .	„	637,000

Die Einhebungskosten betrugen für die

Grundsteuer . .	„	870,000
Kopfsteuer . . .	„	31,000
Gewerbsteuer . .	„	16,000

Das ist im Durchschnitt für jede 100 Lire

Grundsteuer . . .	40	Cent.	oder ⅔ Proc.
Personensteuer 1 Lire	50	„	„ 1⅙ „
Gewerbsteuer 2 „	60	„	„ 2⅗ „.

In der Landschaft Lodi wurden von 100 Lire Grundsteuer nur $^{5}/_{10,000}$ einer Lire durch Execution beigetrieben.

Da ich über die Einnahmen und Ausgaben der Städte Triest und Venedig Einiges mitgetheilt habe, so mag der Hauptinhalt eines Abschlusses der Jahresrechnung von Mailand für 1837 hier Platz finden.

I. Einnahme.

	Lire, ohne Centeſimen
1) Forderungen aus vorigem Jahre (zum Theil zu allmähligen, fortlaufenden Ausgaben)	290,618.
2) Zinſen von Kapitalien	1,111.
3) Miethe von Häuſern und Plätzen .	49,455.
4) Erbzins, Zehnten und ähnliche Grundeinnahme	1,323.
5) Einnahme von Staatsſchuldſcheinen (monte)	2,398.
6) Einnahme von Taxen, Licenzen, Strafen u. dergl.	67,819.
7) Gewerbſteuer	42,084.
8) Vergütungen für Ausgaben des Staats u. ſ. w.	230,868.
9) Verſchiedene gewöhnliche Einnahmen .	25,289.
10) Ältere Forderungen und Anleihen .	980,000.
11) Zuſchlag zur Verbrauchsſteuer . .	1,116,783.
12) Zuſchlag zur Grundſteuer (vom abgeſchätzten Kapitalwerthe der 4,722,000 Scudi)	308,313.
13) Verkauf von Eigenthum, Laudemien	1,039.
14) Gebühren	4,031. ꝛc.

II. Ausgabe.	Lire.
1) Rückſtändige Ausgaben	901,255.
2) Gehalte	139,404.
3) Amtsausgaben (spese d'ufficio) . .	23,758.
4) Penſionen	24,961.
5) Miethe	17,248.
6) Zinſen von Kapitalien	77,334.
7) Erbzins und Zehnten	7,955.
8) Erhaltung der Straßen, Kanäle und Pumpen	68,805.
9) Erhaltung der Gebäude	51,205.
10) Straßenreinigung	43,682.
11) Straßenerleuchtung	143,628.
12) Ausgaben für öffentliche Feſte und Cultus	6,908.
13) Armen und Wohlthätigkeit . . .	248,160.
14) Entſchädigungen, oder Vergütungen .	54,754.
15) Kriegsausgaben	153,766.
16) Polizei	136,481.
17) Marktaufſicht	5,303.
18) Geſundheitsaufſicht	10,190.
19) Löſchanſtalten	54,310.
20) Feuerkaſſengeld	1,977.
21) Öffentlicher Unterricht	72,745.
22) Verſchiedene Ausgaben	11,606.
23) Neue Arbeiten an Straßen u. Kanälen	833,180.
24) Ausgaben für einige Gebäude (*l*)	475.

	Lire.
25) Abgezahlte Schulden	100,000.
26) Erworbene Grundstücke	1,620.
27) Außerordentliche Ausgaben (einschließlich für die Cholera)	34,397.
28) Außerordentliche Ausgaben für die Einquartierung	28,329.
So die Hauptpunkte der Einnahmen und Ausgaben. Diese betrugen in Summa	3,308,645.
Die Einnahmen betrugen	3,121,812.
Vorschuß	186,833.

Eine Vergleichung dieser Jahresrechnung Mailands, mit denen anderer Städte, führt zu anziehenden Ergebnissen; heute will ich nur daran erinnern, daß die Posten der Einnahme und Ausgabe, welche man als Entschädigungen, oder Vergütungen bezeichnet, meist Zahlungen für den Staat oder für Einzelne, und nur als durchlaufende Posten zu betrachten sind. Kommen in einem Jahre sehr große außerordentliche Ausgaben vor, wie (obwohl ganz entgegengesetzter Art) die Cholera und die Kaiserkrönung waren; so werden sie nicht mit einem Male aufgebracht und gedeckt, sondern wohl Anleihen gemacht oder ungewöhnliche Mittel herbeigeschafft. Auf diese Weise erklärt sich Nummer 10 der Einnahme.

Eine regelmäßige Haupteinnahme gewährt der Zuschlag zur Verbrauchssteuer. Es ist anziehend, und

lehrreich (auch im Vergleiche mit Triest und Venedig) zu sehen, auf welche Gegenstände jene Abgabe gelegt, und nach welchen Sätzen sie für die Stadt erhoben ward.

	Lire.	Centesimen.
Wein und Essig, der Zentner . .	1	13
Most	—	80
Trauben	—	75
Gebeutelt (abburattato) Waizenmehl	1	40
Desgleichen, ungebeutelt . . .	1	21
Brot, Nudeln u. dergl. von Waizenmehl	1	49
Waizen zur Mühle gebracht . .	1	21
Reis	—	23
Heu, Hafer, Spelt und anderes Getraide (biada)	—	86
Stroh	—	46
Käse	2	30
Nutzholz	—	29
Gesägtes Holz (legnami segati) .	—	57
Brennholz	—	6
Kohlen	—	57
Kalk und Gips	—	40
Mauer- und Dachsteine, das Hundert	—	20
Ochsen, das Stück	7	47
Kühe und Ferfen	5	75

	Lire.	Centesimen.
Kälber	2	64
Schweine	3	45.

Die Einnahmen und Ausgaben aller lombardischen Städte und Gemeinen belaufen sich jährlich auf 36—46 Millionen Lire.

Einundzwanzigster Brief.

Mailand, den 25sten April.

Die lombardische Städteordnung stand in genauem Zusammenhange mit den Grundsteuern, von den Grundsteuern bot sich der Übergang zu den anderen direkten Abgaben; heut will ich Euch Einiges von den übrigen Einnahmequellen mittheilen. Erlaubte es Zeit und Raum, so vergliche ich gern die Zeiten seit der französischen Revolution mit den jetzigen; doch finden sich für den Liebhaber Nachrichten in Conti's Werk über die Finanzverwaltung im Königreiche Italien und in Pecchio's Werke über denselben Gegenstand. Nur einige Stellen aus dem letzten will ich aneinanderreihen und mittheilen. „Die Klasse der Eigenthümer (sagt er) wurde

in den Jahren von 1796 bis 1802 durch Auflagen, Kriegssteuern und militairische Ausschreiben in ihren Rechten verletzt, in ihren Gewohnheiten, Neigungen und Vorurtheilen gestört, verhöhnt und niedergedrückt. Gleichzeitig vermehrten sich die Gemeineausgaben mit jedem Jahre, und anstatt einen Bund mit den Ortsobrigkeiten zu schließen, waren die Minister unter sich uneins und wirkten wie feindliche Gewalten. Manche Eigenthümer konnten die Grundsteuer nicht bezahlen, weil sie die Einnahmen überstieg, und die abgepfändeten und ausgebotenen Ländereien fanden keine Käufer. Die mit Frankreich geschlossenen Handelsverträge wurden von dem Stärkeren aufgelegt, und dienten lediglich zu seinem Vortheile. Abgaben, Versicherungen, Contrebande stiegen in gleichem Maaße und die Erhebungskosten betrugen 17 aufs Hundert. Die Eintragungsrechte (droits d'enregistrement) wurden so streng geltend gemacht, daß sie z. B. der Erbe von der ganzen Erbschaftsmasse zahlen mußte, wenn er auch (der abzuziehenden Schulden halber) gar nichts erhielt. Die Leidenschaft des Ministers, die Staatseinnahmen um ein Paar tausend Lire zu erhöhen, stieg bisweilen bis zur Verrücktheit. Im Jahre 1806 besteuerte er z. B. auch das wenige Gemüse, was die Landleute in Körben zur Stadt brachten. Sie mußten dann abermal am Thore so lange warten, bis von Mehreren so viel zusammengebracht war, daß man

einen Steuerzettel ausgab, wo dann lange Streitigkeiten über Beitrag und Vertheilung nicht ausbleiben konnten." — Unter den Ausgaben ſtanden (1808) 30 Millionen zahlbar an Frankreich und 42 Millionen für den Krieg oben an; wogegen für Kirchen und Schulen nur 200,000 Lire ausgeworfen wurden. Ein Glück daß dieſen ſchrecklichen Verhältniſſen wenigſtens einige andere Gründe entgegenwirkten: ſo z. B. Verbeſſerung der Straßen und Kanäle, ein freier Markt in Italien, Zunahme des Ackerbaues, des Verbrauchs, der Preiſe, Anlage mancher Fabriken, Prämien, ökonomiſche Geſellſchaften u. ſ. w.

Manches von den früheren Einrichtungen ward beibehalten, Anderes geändert. Jetzt beſteht zuvörderſt eine Verzehrungsſteuer in den geſchloſſenen Orten. Sie wird jedoch nicht überall nach gleichen Sätzen, ſondern nach verſchiedenen Abſtufungen erhoben, zu welchem Zwecke man die Städte in vier Klaſſen getheilt hat. Sie erſtreckt ſich nicht überall auf dieſelben Gegenſtände, meiſtens jedoch auf Wein, Branntwein, Mehl, Brot, Schlachtvieh, Fiſche, Öl, Butter, Käſe, Heu, Stroh, Holz, Kohlen und einige andere Gegenſtände. Die Mahlſteuer wird auf den Mühlen, die Steuer von den übrigen Dingen meiſt an den Thoren erhoben. Es giebt der Zentner Wein von 1 Lire 61 Centimen bis 2 Lire 71 Centimen; Ochſen und Kühe von 14 bis 24 Lire das Stück; der Zent-

ner Mehl (nach Maaßgabe der Art, von 1 Lire 6 Centimen bis 4 Lire 25 Centimen; der Zentner Öl von 3 Lire 56 Centimen bis 4 Lire 60 Centimen; Butter 2, 64 bis 2, 99; Käse 5, 63, bis 6, 32 u. s. w.

Von diesen Verzehrungssteuern sind die Bewohner der offenen Orte, für ihren unmittelbaren Verbrauch befreit; nicht aber gewisse Gewerbtreibende, welche daselbst wohnen und verkaufen. Es wird also von Bäckern, Schlächtern, Weinhändlern, Gastwirthen, eine Mehlsteuer, Fleischsteuer, Weinsteuer u. s. w. erhoben, und jedem aller Handel mit diesen Gegenständen verboten, der nicht in der Steuerrolle aufgefüht ist.

Der Zentner, von Bäckern und Brothändlern verkauften Mehles zahlt 75—80 Centimen; der Zentner Wein 80 Centimen; der Zentner Branntwein 2 — 3 Lire; der Ochse 16 Lire, die Kuh 12, ein Kalb 6, ein Schwein 4, Schafe, Ziegen, Hammel und Lämmer wenn sie über ½ Zentner wiegen, 50 Centimen, wenn darunter, 25 Centimen. Wer für seinen eigenen Gebrauch schlachtet, ist frei von der Steuer; doch erstreckt sich diese Begünstigung nicht auf das Schlachten von Rindvieh, und aller Fleischverkauf bleibt verboten. Diese ländlichen Verzehrungssteuern werden in der Regel an den Meistbietenden verpachtet, welcher sie dann nach der Steuerrolle im Einzelnen erhebt, oder sich mit Bäckern, Schlächtern u. s. w. über eine im Allgemeinen zu zahlende Summe

vergleicht. Während einige die Angemessenheit dieser Steuern und ihre leichte Erhebung rühmen; behaupten Andere: sie seyen, bei geringem Ertrage, eine Quelle unzähliger Betrügereien und Scherereien; und das Übergewicht der Wahrheit dürfte sich wohl auf die letzte Seite hinneigen.

Obwohl alle Taxen (calmieri) für die Gewerbe im Allgemeinen aufgehoben sind, dauern sie doch an einigen Orten, z. B. in Mailand für die Bäcker fort. Auch einige Schlächter sind einer Taxe des Rindfleisches unterworfen, Andere nicht; und da nun die Käufer jenen den Vorzug geben, so ist es ein Vorzug, oder eine Art von Privilegium, in die Zahl derer aufgenommen zu werden, für welche die Polizei Gewicht und Preis des Fleisches festsetzt.

Was nun das Zollwesen anbetrifft, so bezweckt die österreichische Regierung unbedingte Einfuhrverbote allmählig abzuschaffen und allzu hohe Steuersätze zu verringern, ist aber (gleichwie die meisten anderen Staaten) von diesem Ziele allerdings noch weit entfernt. Die Einfuhr vieler Gegenstände (so der meisten ausländischen Fabrikate) ist also noch immer verboten, z. B. von Baumwolle, Flachs, Seide, Wolle, Eisen, Elfenbein, Porzellan, Stroh, Chokolade, Macaroni u. s. w. Die Finanzbehörde kann jedoch die Einfuhr dieser Gegenstände, für Einzelne ausnahmsweise verstatten; nur soll die, mit 60 Procent des

Werthes erhobene Steuer, 50 Gulden nicht übersteigen. Eine ähnliche Erlaubniß ist für die Ausfuhr gewisser Gegenstände nöthig, so des rohen Eisens, der Lumpen, der Kunstwerke. Unbedingt verboten ist die Einfuhr von Salz, künstlichen Mineralwassern, Surrogaten des Kaffees, im Auslande gedruckter religiöser und Gebetbücher. Unbedingt verboten ist die Ausfuhr von Seidenwürmern, Gold- und Silbererzen u. s. w. Verboten ist der Durchgang von Salz, Tabak und Salpeter. Frei gehen ein, Gold- und Silbermünzen, Maschinen u. s. w. Die Steuer wird erhoben nach Gewicht, Werth, Zahl und Anspannung des Zugviehes. Zu dem eigentlichen Zolle tritt gewöhnlich noch hinzu, Zettel-, Plombirungs-, Gewichtsgeld u. dgl. Die Zollsätze sind seit dem Frieden nicht gleich geblieben, sondern manche derselben erniedrigt, und noch mehre erhöht werden. Es zahlte z. B. nach der Zollrolle von

	1823.	1831.
Wein der Centner, Lire	2 bis 26	10 bis 40
Zucker	48 „ 80	37 „ 112
Baumwolle (rohe) .	18 L. 75 C.	18 L. 75 C.
Papier	40 L. bis 107 L.	17 L. bis 53 L.
Bier in Fässern .	4 L. 28 C.	8 L. 30 C.
Kaffee	75 L.	112½ L.

Alle Steuersätze für die Einfuhr von Getraide und Vieh sind 1831 erhöht, ja meist verdoppelt worden.

So gab	1823.	1831.
ein Ochse . . .	5 Lire	12 Lire
eine Kuh . . .	3 „	6 „
ein Maulthier . .	3 „	12 „
ein Schaf . . .	45 Cent.	90 Cent.

Daß die Zollrolle sich noch mehr vereinfachen lasse, unterliegt wohl keinem Zweifel; so zählte der Artikel Häute im vorletzten Tarife 152, und noch jetzt 90 Nummern.

Über die Zollstraßen, Erklärungen, Zahlungen, Magazine, Controlle, Visitation, Bewachung, Bezettelung u. s. w. u. s. w. finden sich die umständlichsten Vorschriften. Die allerneueste, in Italien noch nicht zur Anwendung gebrachte Zollrolle, enthält Vereinfachungen des Geschäftsganges, Bestimmung der Steuersätze nach dem Gewichte, anstatt nach dem Werthe. Sie sucht dieselben den jetzigen Verhältnissen und Bedürfnissen anzupassen, und auf einfachere Zahlen zurückzubringen u. s. w.

Der Staat übt ein Handelsmonopol in Hinsicht auf Salpeter, Schießpulver, Tabak und Salz. In letzter Beziehung so streng, daß der Anbau des Tabaks verboten ist, und Salzquellen von denen der Fiskus keinen Gebrauch machen will, verschüttet werden. Der Preis des Salzes ist außerordentlich viel höher, als er sich bei freiem Handel stellen würde;

eine Abgabe welche also die ärmere Klasse (gleichwie die Kopfsteuer) am härtesten trifft.

Das Lotto besteht noch und wirkt sehr nachtheilig. Die Domainen und Forsten sind fast ganz verkauft und die letzten meist verwüstet. Deshalb unterliegen die der Gemeinen und öffentlichen Anstalten einer öffentlichen Aufsicht, wogegen ähnliche Vorschriften hinsichtlich der Privatforsten, sehr selten zur Ausführung kommen.

Die Staatseinnahmen haben sich erhöht, zum geringeren Theil eine Folge der Steuervermehrung, zum größeren der erhöhten Produktion und Consumtion. Die Grundsteuer beträgt im Mailändischen 21,900,000 Lire
die Personalsteuer 2,000,000
die Gewerbsteuer 600,000.
Rechnet man hiezu alle übrigen Einnahmen (welche die größere Hälfte ausmachen) so entsteht eine Hauptsumme von 50 und einigen Millionen Lire.

Auf Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden hat die Regierung große Aufmerksamkeit gerichtet. Jene findet (meist zu 5 Procent) sehr regelmäßig statt; diese erlitt durch die Macht der Verhältnisse manche Unterbrechung. Die fünfprocentigen Staatsschuldscheine stehen zu 113 Procent und genießen großen Vertrauens. Sie lauten auf bestimmte Inhaber und müssen, wenn sie in andere Hände gehen sollen, umgeschrieben werden.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Mailand, den 23ſten April.

Ich ſollte jetzt wohl Manches über die perſönlichen Verhältniſſe insbeſondere der Landbewohner beibringen. Es ſcheint mir aber gerathener hievon erſt zu ſprechen, wenn ich mehre Theile Italiens wieder geſehen und verglichen habe. Hier mag folgender Auszug aus Hrn. Czörnigs Ermittelungen Platz finden. In der Lombardei kömmt auf 238 Perſonen ein Geiſtlicher, deren Zahl wegen großer Vertheilung der Bevölkerung aber nicht zu groß ſeyn ſoll. Die Zahl der Mönche, welche meiſt zu wohlthätigen Orden gehören, beträgt nur 140. An vier Fünftel aller Einwohner ſind unmittelbar oder mittelbar mit dem Ackerbau beſchäftigt. Faſt ein Fünftel der Einwohner lebt von Induſtrie, Gewerbe und Kaufmannſchaft. Verhältniſſe (deren Entwickelung nicht hieher gehört) geben den Advokaten, Notaren, Feldmeſſern und Rechnungsführern eine beſondere Wichtigkeit. In der Lombardei giebt es 598 Doktoren der Medizin, 323 Doktoren der Chirurgie, 996 Doktoren der Medizin und Chirurgie,

zusammen 1917 graduirte Personen, und 1321 Hebammen.

Von der Grundfläche der Lombardei sind etwa acht Neuntel bebaut und zwar . . . . .

Acker und Wiesen 67 Procent
Weiden 12 „
Wald 21 „
} im Durchschnitt.

Die einzelnen Landschaften zeigen indeß hinsichtlich dieser Vertheilung die größten Verschiedenheiten. So hat z. B.

Pavia 92 Procent Acker, 3 Weide, 5 Wald;
Sondrio 13 „ „ 40 „ 47 „.

Der Bodenertrag ist für das Jahr 1836 folgendergestalt angeschlagen worden:

Roggen	440,000	wiener Metzen
Hafer	336,000	
Gerste	94,000	
Hülsenfrüchte . . .	132,000	
Waizen	2,163,000	
Mais	3,653,000	
Reis	479,000	
Hirse	214,000	
Kastanien	158,000	Zentner
Kartoffeln	305,000	
Obst	238,000	
Öl	74,000	
Flachs	96,000	

Stroh	5,300,000	Zentner
Heu und Futterkräuter	10,110,000	
Käse, Butter und Honig	696,000	
Seide	170,000	
Wein	1,916,000	Eimer
Holz	809,000	Klafter.

Manche Gegenstände sind in der Lombardei theurer, andere wohlfeiler, als in den deutschen zu Österreich gehörigen Landschaften. Zu jenen zählt man Roggen, Hafer, Heu, Holz, Kartoffeln, Rindfleisch u. s. w.; zu diesen Wein, Mais und Stroh.

Obgleich in der Lombardei sehr viel durch Handarbeit geschieht, findet sich doch eine große Zahl von Zugvieh, und überhaupt ein stärkerer Viehstand als in den meisten Ländern. Ich gebe die Durchschnittssumme für die ganze Lombardei, und zugleich den höchsten und niedrigsten Stand in den einzelnen Landschaften.

Es waren in der Lombardei

	Maximum	Minimum
Luruspferde 7,538; Mailand 2,853; Sondrio		93
Pferde der Landwirthe u. s. w.		
	31,808; Lodi 9,616; Sondrio	1523
Esel .	13,476; Bergamo 2,839; Pavia	237
Kühe .	257,839; Como 57,000; Cremona	9700
Schafe	168,000; Bergamo 59,000; Pavia	500.

Auf eine geographische Quadratmeile kommen in der gesammten Lombardei im Durchschnitt:

	Pferde.	Esel u. Maulesel.	Ochsen.	Kühe.	Summa.
	156	66	402	662	1178
Maximum in der Landschaft Mailand	363	139	470	1292	2264
Minimum in Sondrio	18	16	17	332	397.

Im Widerspruche mit manchen Behauptungen und einzelnen Erfahrungen, findet sich der stärkste Viehstand überall da, wo die meisten Menschen sind.

Die Kühe werden, weil die eigene Zuzucht theurer ist, größtentheils in der Schweiz gekauft, die Kälber aber geschlachtet. Der Käse, welcher unter dem Namen des Parmesaner geht) wird meist gemacht in dem Landstriche von Mailand bis Pavia und Lodi, und von Abbiategrasso am Ticino, bis nach Codogno in der Nähe der Adda. Man schlägt den Werth des jährlichen Ertrags an Käse und Butter auf 37½ Millien Lire an.

Im Verhältnisse zu allen übrigen Betriebszweigen hat die Seidencultur am meisten zugenommen und ist zugleich die einfachste, wohlfeilste und einträg-

lichste *). Sie spielt in dem venetianisch-lombardischen Königreiche eine fast noch größere Rolle, als die Schafzucht im nördlichen Theile Deutschlands. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Maulbeerbäume, welche (ohne die übrige Bodencultur zu beeinträchtigen) die Felder vom Lago maggiore bis gen Treviso bedecken. Die Landschaften von Brescia, Cremona, Verona und Mantua nehmen den größten Antheil am Seidenbau; die Behandlung in der Brianza (südlich von Como und Lecco) wird als die vorzüglichste gerühmt, und Mailand ist (nächstdem aber Bergamo) der Mittelpunkt des gesammten Handels.

Für das Jahr 1800 schlug man den Betrag der gewonnenen Seide auf 1,800,000, jetzt auf 7 Millionen Pfunde an. Der Ertrag (dies wird behauptet) hat sich binnen 20 Jahren auf das Dreifache, der Werth auf das Sechsfache erhöht. Hiemit traten falsche Spekulationen in Verbindung, um den Seidenhandel in wenige Hände zu bringen und die Preise auf einer erkünstelten Höhe zu erhalten; es entstanden irrige Hoffnungen, als würden und müßten diese Preise ununterbrochen steigen. Daher in den Jahren 183⅞ ein ungeheurer Rückschlag, welcher gar sehr an ähnliche deutsche Erfahrungen hinsichtlich des Woll-

*) Czörnig im Echo 1837 Nr. 5.

handels erinnert. Dieselbe Gefahr, welche diesen aus Neuholland bedroht, findet für die Seide von Asien her statt. Diese Einfuhr aus Asien nach London hat in den Jahren von 1825 bis 1838 um 36½ Procent zugenommen. Sie betrug 1800—1802, 1,350,000 Pfund, 1830—1832 hingegen 6,138,000 Pfund. Trotz dieser Thatsachen ist die Seidencultur in Italien noch immer im Steigen, und die Preise haben sich jetzt, so scheint es, in sichererer Weise festgestellt. Auch die eigene Seidenweberei hat in der Lombardei zugenommen; doch ist sie im Verhältnisse zum Erzeugniß noch unbedeutend und beschäftigt etwa 2349 Stühle und 3276 Menschen. In Italien wird überhaupt an Seide gewonnen:

In Piemont und Genua .	2,000,000 Pfund
Lombardisches Königreich und Südtirol	7,000,000
Parma, Modena, Lukka . .	550,000
Toskana	300,000
Kirchenstaat	800,000
Neapel und Sicilien . . .	1,200,000
Summa	11,850,000 Pfund,

welche nach den hohen Preisen von 1836 den ungeheuren Werth von 374 Millionen Lire hatten. Will man auch aus dieser einen großen Erscheinung nicht die Folgerungen ableiten, welche die alten Verehrer der Handelsbalanz sicherlich gezogen hätten; so wider-

legt ſie doch hinreichend diejenigen, welche (ohne Rückſicht auf Land und Volk) nur Fabriken wollen, und allen Reichthum daraus herleiten.

Auf den europäiſchen Markt kommen jährlich, nach einem Überſchlage, an roher und geſponnener Seide, Ballen zu 73½ Kilogrammen, oder 128½ wiener Pfunden:

Aus Italien . . .	34,000	Ballen (nach Abzug des eigenen Verbrauchs)
Frankreich	10,500	
Indien und Bengalen	9,500	
China und Canton	4,000	
Perſien	7,500	
Kleinaſien	3,500	
Levante und die Inſeln	3,500	
Spanien	1,500	
Wahrſcheinliche Summe	74,000	Ballen.

Hievon verbraucht

Frankreich	22,000	Ballen
England	28,000	
Preußen	7,600	
Öſterreich u. Deutſchland	5,000	
Rußland	6,400	
die Schweiz	5,000.	

Über den Seidenbau haben Sachverſtändige ſo gründliche Werke geſchrieben, daß es für mich ganz

unpaſſend wäre darüber zu ſprechen. Hier nur ein Paar Curioſa aus Burgers Reiſe. 21,000 Eier des Seidenwurmes wiegen ein halbes Loth. Der Seidenwurm lebt 43 bis 53 Tage, vermehrt in 30 Tagen ſein Gewicht 9,500 Male, und ißt in den letzten 28 Tagen ſeines Lebens nichts. 739 Pfunde Maulbeerblätter geben etwa 70 Pfunde Cocons (galette), 100 Pfund Cocons geben 8 ½ Pfund geſponnener Seide, ein Pfund Cocons giebt einen Faden von 88,000 Klafter.

Wäre es auch ſonſt nicht bekannt, ſo ergäbe ſich doch ſchon aus den vorſtehenden, kurzen Mittheilungen, daß das lombardiſch-venetianiſche Königreich, eben ein reiches Land iſt. Auch haben Regierung und Gemeinen ſehr viel für öffentliche Zwecke, Straßen, Kanäle, Brücken, Kirchen, Rathhäuſer u. dgl. verwandt. Die Straßen insbeſondere, ſowohl in der Ebene, als über die Berge (den Splügen, das ſtilfſer Joch u. ſ. w.) ſind im beſten Stande und werden (ohne Chauſſeegeld zu erheben) gegründet und erhalten. Andererſeits iſt aber jener Reichthum des Landes keineswegs gleich vertheilt, und den Wohlhabenden ſtehen viele Arme gegenüber. Ich muß jedoch an dieſer Stelle wiederholen, was ich ſchon in meinem Briefe über Venedig erwähnte: daß nämlich kaum irgend ein Land größere und reichere Wohlthätigkeitsanſtalten beſitzt, als das nördliche Italien. Zum Beweiſe noch einige

Thatsachen. Für die venetianischen Landschaften (ohne die Hauptstadt) beläuft sich die jährliche Einnahme vom Stiftungsvermögen, an eine Million Gulden. Ja in der Stadt Mailand beträgt das reine Vermögen der Wohlthätigkeits- und Krankenanstalten (ohne das was der Staat und die Gemeine beitragen) 61½ Million Lire. Unter den verschiedenen Anstalten steht das große Hospital mit einem Vermögen von 18½ Million obenan, und nächstdem folgt eine ganze Reihe von anderen Stiftungen für Waisen, Findlinge, Wittwen, arme alte Leute, ferner ein Spital der barmherzigen Brüder und Schwestern, ein auf billige Bedingungen ausleihendes Pfandhaus u. s. w. Auch die Sparkassen kommen in Aufnahme und haben jetzt etwa ein Kapital von 8,352 Lire, von welchen auf Mailand fallen . . . 5,605 „ was denn freilich im Vergleich mit anderen Ländern, besonders mit England, erst als ein kleiner Anfang erscheint.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Turin, den 27ſten April.

In meinem Buche über England habe ich darauf aufmerkſam gemacht, daß aus der Zahl der in einem Lande begangenen Verbrechen, oft ſehr übereilte und unwahre Folgerungen gezogen werden. Die allgemeine Zahl erweiſet z. B. ſehr wenig, ſobald man nicht die Art der Verbrechen näher bezeichnet; und ſelbſt dieſe Bezeichnung läßt Vieles im Dunkeln, wenn man Noth, Krieg, Mißwachs, Aufſicht, Verfahren, geſellige Verhältniſſe, Volksthümlichkeit u. dgl. unberückſichtigt läßt. Je mehr Thatſachen jedoch aus einzelnen Ländern bekannt werden, deſto eher lernt man Irthümer und falſche Schlüſſe vermeiden, und deſto näher kommt man der Wahrheit. Deshalb dürfte folgende Überſicht der binnen zehn Jahren in der Statthalterſchaft Mailand begangenen Verbrechen, nicht ohne Intereſſe ſeyn.

	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	1835.	1836.	1837.	1838.
Hochverrath	—	—	—	23	6	—	3	1	2	4
Störung der öffentlichen Ordnung (pubblica tranquillità)	—	—	1	3	3	3	—	—	—	—
Offene Gewalt	56	51	48	49	84	53	38	56	69	59
Mißbrauch amtlicher Gewalt	—	3	1	2	1	1	—	2	1	1
Verfälschung der Münzen	12	14	17	22	43	51	14	56	59	48
Störung des Gottesdienstes	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—
Nothzucht und Fleischesverbrechen	5	9	12	7	6	6	7	6	6	4
Mord und Todschlag	1	8	13	13	6	4	1	5	6	2
Verwundungen	5	15	8	8	9	11	7	6	5	9
Gefährliches Aussetzen von Kindern	4	7	8	3	10	11	5	4	5	4
Zweikampf	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Brandstiftung	14	18	19	16	18	24	18	19	17	22
Diebstahl und Betrug (infedelta)	970	987	1013	1121	1024	787	600	1097	1123	867
Raub	214	231	214	170	249	194	172	163	201	148
Gaunerei (truffa)	4	18	15	6	17	15	4	14	29	21
Bigamie	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verläumdung	—	—	1	—	1	1	—	—	—	—
Hülfe Verbrechern geleistet	—	1	1	2	1	1	—	—	—	1
Summa	1163.	1344.	1371.	1445.	1478.	1163.	864.	1590.	1523.	1190.

Um nicht ſelbſt in die oben gerügten Fehler zu verfallen, will ich dieſer Tafel nur wenige Randgloſſen beifügen. Es zeigt ſich zuvörderſt keine ſo regelmäßige Zunahme oder Abnahme der Verbrechen, daß ſich daraus juridiſche, oder moraliſche Folgerungen ableiten lieſſen; vielmehr beruht das Steigen oder Fallen in einzelnen Jahren und bei einzelnen Verbrechen, hauptſächlich auf vorübergehenden Verhältniſſen, politiſchen Unruhen, Mißärndten u. dgl.

Die Verfälſchung der Münzen (falsificazione delle monete) ſcheint gewöhnlicher zu ſeyn, als in vielen anderen Ländern; vor Allem aber beſtätigt ſich die alte Klage, daß Raub in Italien am häufigſten begangen werde, und bis jetzt noch durch keine Geſetzgebung ausgetilgt ſey. Diebſtahl nach einer, und Mord und Todſchlag nach der andern Seite, ſind verhältnißmäßig minder häufig; man kann aber nicht ſagen, daß ſich die Italiener um deswillen im juste milieu befänden. — Auffallen muß es, die Kolumne des Zweikampfes durch zehn Jahre hindurch ganz leer zu finden. Iſt dies Folge richterlicher Nachſicht, oder Mangel an dem Muthe das Leben einzuſetzen, oder richtige Überzeugung und Einſicht in das Barbariſche und Unchriſtliche dieſer Selbſthülfe? — Hingegen iſt die Zahl der Selbſtmorde verhältnißmäßig groß, beſonders in Mailand. An die Stelle des Kindermordes tritt gefährliches Ausſetzen derſelben. — Ganz na-

türlich: denn wo das ungefährliche Aussetzen an der Tagesordnung ist und durch falsche Humanität befördert wird, kann ja nur das gefährliche bestraft werden. Auch der Kindermord ist ein ganz überflüssiges Verbrechen, wo man sein Gewissen auf bequemere Weise beruhigen kann. Soll man aber (ich wiederhole die Frage) um deswillen die noch dunklere Kehrseite vergessen? Im Jahre 1831 wurden 2625 Kinder in das mailänder Findelhaus gebracht, während in der ganzen Landschaft nur 1576 uneheliche Kinder geboren wurden. Wären also (eine irrige Voraussetzung) auch alle uneheliche Kinder ohne Ausnahme, ins Findelhaus gebracht worden; so mußten sich doch unter jener Zahl, 1040 ehelich geborne Kinder befinden. Im Jahre 1836 wurden 2963 Findlinge ins mailänder Findelhaus gebracht, von denen 1764 starben. Die Zahl aller in diesem Jahre zu ernährenden Findlinge betrug 9892. Ein Drittel aller Kinder in Mailand, oder $^1/_{15}$ aller im Lande gebornen Kinder wurden also gefühllos von ihren Ältern verlassen! Welche Unsittlichkeit, welch unverständiger Aufwand! An dieser Stelle würde obrigkeitliche Hülfe und eine veränderte Gesetzgebung eher zum Ziele führen als bei manchem anderen wohlgemeinten Versuche, die Verbrechen ganz auszurotten. Und erscheinen nicht einzelne Diebereien, begangen an Geld und Gut fremder Menschen, fast unschuldig gegen den Diebstahl wel-

chen die Ältern hier an ihren eigenen Kindern begehen?

Ich will an dieser Stelle noch einen anderen, verwandten Punkt erwähnen. Zur Erklärung der verhältnißmäßig geringen Zahl unehelicher Kinder, ward mir nicht bloß die Leichtigkeit und der Leichtsinn angegeben, womit man frühe Ehen schließt; sondern auch die strenge Aufsicht unter welcher die Mädchen stehen und die Scheu eine zu schwängern. Auffallender lautet ein anderer Erklärungsgrund, auf welchen viel Nachdruck gelegt ward. Man halte es nämlich für viel unschuldiger mit verheiratheten Frauen verbotenen Umgang zu haben, als mit Mädchen, und jene Frauen theilten diese Ansicht. Daher stecke in der Zahl der Findelkinder wohl eine viel höhere Zahl unehelicher Kinder in der Ehe, neben den außerehelichen. Auf diese Weise werde das Erzeugen unehelicher Kinder vermieden, und den in der Ehe gebornen fehle nicht ein durch das Gesetz gegebener Vater, welcher (sofern man sie nicht aussetze) für die, während der Ehe gebornen, Sorge tragen müsse. Mir erscheint diese Ansicht viel unsittlicher als die entgegengesetzte: das größere Übel und Unrecht tritt an die Stelle des kleineren und der Teufel wird ausgetrieben durch Belzebub den obersten der Teufel.

Vierundzwanzigster Brief.

Turin, den 23ſten April.

Ich komme heute auf einen erfreulicheren Gegenſtand, wo Regierung, Gemeinen und Einzelne gleich löblichen Eifer gezeigt haben, — nämlich das Schulweſen. Das allgemeine Urtheil ſcheint ſich dahin auszuſprechen: für die Elementarſchulen ſey ſehr viel zu Stande gebracht, Gymnaſien und Univerſitäten bedürften dagegen noch mancher Verbeſſerung. Erſt nach Mittheilung des Hauptinhaltes der Geſetze und der wichtigſten Thatſachen, werde ich auf dieſe Behauptung zurückkommen, und merkwürdige Verſchiedenheiten zwiſchen den preußiſchen und lombardiſchen Einrichtungen nachweiſen. Zufolge des Hauptgeſetzes über die niederen Schulen, giebt es zwei Abſtufungen der Elementarſchulen, entweder mit einer, oder mit 3 — 4 Klaſſen, zu denen ſogenannte techniſche Schulen hinzugefügt werden ſollen. In den niederen Elementarſchulen wird der erſte Unterricht in der Religion, ſowie im Leſen, Schreiben und Rechnen ertheilt. Die höheren Elementarſchulen ſind für diejenigen beſtimmt, welche ſich dereinſt den Wiſſenſchaften und Künſten widmen wollen. Die techniſchen

Schulen beziehen sich vorzugsweise auf Landbau und Handel. Dem Gesetze zufolge sind die Ältern verbunden ihre, zwischen 6—12 Jahre alten Kinder (bei Strafe einer halben Lire für monatliches Ausbleiben) in die Schule zu schicken; man hat jedoch diese Bestimmung in der Lombardei nicht zur Anwendung bringen können. Wo es die Verhältnisse irgend gestatten, ist der Unterricht der Knaben von dem der Mädchen getrennt. Für das Locale aller Elementarschulen, sowie für Tische, Bänke u. dgl. sorgen die Gemeinen. Nur in den bergigen und kälteren Gegenden werden die Schulstuben geheizt. Der Preis der vorgeschriebenen Schulbücher steigt von 12 Centesimen, bis zu einem Gulden. In den höheren Elementarschulen lehrt man Religion, Rechtschreibung, italienische Grammatik, Anfangsgründe des Latein, der Mathematik, Physik, Geographie und Naturgeschichte. (Von Menschengeschichte ist nicht die Rede.) In den technischen Schulen soll auch Unterricht über die neueren Sprachen (französisch, deutsch, englisch) ertheilt werden. Den Pfarrern wird empfohlen nicht bloß Religion zu lehren, sondern auch einen Theil der übrigen Stunden zu übernehmen; den Bischöfen steht die Aufsicht über den Religionsunterricht zu. Zur Eröffnung einer Privatschule ist die Bestätigung der Regierung nothwendig.

In der Anweisung wie die Lehrer sich benehmen

und die Schüler behandeln und erziehen sollen*), finden sich sehr genaue, väterliche Ermahnungen. So heißt es daselbst: Ihr Schüler, ehe ihr aus dem Hause geht, so sehet nach ob eure Kleider reinlich sind. Ihr müßt eure Hände waschen, die Nägel abschneiden und die Haare kämmen. Wenn ihr in der Schule ankommt, so wischt den Koth oder Schnee von den Füßen und schüttelt Hut und Mantel aus. Bänke, Sitze, Tische, Fenster, Thüren, Wände, Abtritte dürfen nicht beschädigt und verunreinigt werden u. s. w.

Es gab Elementarschulen**) in der Lombardei:

Im Jahre 1835,	4422;	1836, 4470;	1837, 4531.
darunter Privatschulen	„ 701;	„ 695;	„ 726.

Im Jahre 1837 fehlten Elementarschulen für Knaben nur in 66 Gemeinen, so daß wenn sie nicht am Unterrichte Theil nehmen, dies nicht sowohl dem Mangel öffentlicher Anstalten, sondern guten Willens zuzuschreiben ist. Die Kosten der Elementarschulen betrugen im Jahre 1837, 507,000 Gulden. Davon war eigenes Einkommen 21,000, Beitrag der Gemeinen 423,000, des Staats 63,000 Gulden. Unter 100 Schulen sind 84 öffentlich, und von 100 kom-

*) Vom 18ten Julius 1819, 8ten August 1821, 18ten Januar 1826, 17ten Julius 1826.

**) Im Jahre 1834 waren im Venetianischen 1438 Schulen, mit 81,372 Schülern und 1676 Lehrern und Lehrerinnen.

men 59 auf die Knaben und 41 auf die Mädchen. Etwa $^1/_5$ aller schulfähigen Kinder gehen in die Schule, und zwar $^{67}/_{100}$ Knaben und $^{33}/_{100}$ Mädchen. $^{91}/_{100}$ der Kinder besuchen öffentliche, $^9/_{100}$ Privatschulen. $^1/_{16}$ aller Knaben und $^1/_8$ aller Mädchen werden in den letzten unterrichtet. Eine öffentliche Schule besuchen im Durchschnitt 48, eine Privatschule 23 Kinder. Die Zahl der Lehrer ist etwa doppelt so groß, als die der Lehrerinnen. — Die Zahl aller lehrenden Personen (mit Einschluß von 2226 Pfarrern, Direktoren, Behörden) beläuft sich auf 6284 Personen. Ungeachtet die Cholera sehr störte, haben sich die Schulkinder von $183^5/_7$ doch um 3242 vermehrt, und unter dieser Zunahme befinden sich weit mehr Mädchen als Knaben. In den Kinderwarteschulen befinden sich 2026 Kinder und 93 Lehrer; ihre jährliche Einnahme beläuft sich auf etwa 16,000 Gulden. Überall zeigen sich also Fortschritte, und durch stets wachsende Bewilligungen, bethätigen die Gemeinen ihre löbliche Theilnahme am Schulwesen.

An die Elementarschulen mit mehreren Klassen, schließen sich die Gymnasien an. Es giebt deren verschiedene Arten, z. B. öffentliche, der Gemeinen, der Bischöfe, der Privatpersonen, mit oder ohne Pensionen und Alumnate (convitti). Viele Vorschriften und Einrichtungen sind für alle gleichartig, auf kleinere Verschiedenheiten kann ich hier nicht eingehen. Im Jahre

1837 waren in der Lombardei Gymnasien, 10 kaiserliche mit 96 Lehrern und 2865 Schülern, 8 der Gemeinen mit 1291 Schülern. Die Privatgymnasien zählten etwa 1168 Schüler. In den letzten dürfen nur geprüfte und bestätigte Lehrer Stunden geben. Jeder Schüler eines Privatgymnasiums muß auch in das Verzeichniß eines öffentlichen Gymnasiums eingetragen seyn, sich den Prüfungen unterwerfen und halbjährlich zwei Gulden an dasselbe zahlen*). Es ist verboten den für öffentliche Gymnasien vorgeschriebenen Lehrgang in den Privatgymnasien zu verkürzen, oder die Schüler eiliger aufrücken zu lassen. Künftige Theologen, Ärzte und Baumeister sind ganz den öffentlichen Gymnasien zugewiesen, und hinsichtlich künftiger Juristen viele beschränkende Maaßregeln vorgeschrieben. Wenn die Privatgymnasien ungeachtet dieser Beschränkungen immer noch zahlreich besucht werden, so rührt dies (wie einige behaupten) daher: daß viele Ältern, unbegnügt mit bloß wissenschaftlichem Unterrichte, ihren Kindern eine umfassendere Erziehung zu geben wünschen. Andere sagen: die Neigung vieler Ältern bequem zu leben und sich von der Last der Erziehung zu befreien, führe zu Pensionen und Privatgymnasien. — Den natürlichsten Grund dieser zu

*) Gesetze vom ersten Januar 1819, 26sten März 1824, 23sten Oktober 1834, 29sten April 1837.

benutzen, hätten wohl die (ausnahmsweise) auf dem Lande wohnenden Ältern.

So wie die Aufsicht über alle Elementarschulen in der Lombardei einem Inspektor anvertraut ist, so die Aufsicht über die Gymnasien einem zweiten. Beide stehen unter dem Gubernium. Der Name größere und kleinere Gymnasien bezeichnet keinen wesentlichen Unterschied; nur zählen jene (z. B. in Mailand) gewöhnlich mehr Schüler, und die Lehrer haben deshalb einen etwas größeren Gehalt. Der letzte beträgt jährlich im Durchschnitt 500 — 800 Gulden. Die Stellen werden fast alle durch öffentliche Aufforderung, oder Bewerbung (concorso) besetzt. Erst auf vorhergegangene Prüfung durch eine besondere Commission, folgt die Bestätigung durch die Regierung. An jedem Gymnasium befindet sich in der Regel ein Rektor, ein Lehrer der Religion, vier Professoren der Grammatik, und zwei der Humanitäten (d'umanità). Um die Zahl derer zu beschränken, welche sich zu den Gymnasien und zum Studiren drängen, hat man in neuerer Zeit vorgeschrieben: es solle dort kein Schüler vor dem zehnten, keiner nach dem vierzehnten Jahre aufgenommen werden. Weil sich jedoch fand, daß gerade die fleißigsten und talentvollsten Kinder (besonders durch die erste Vorschrift) auf nachtheilige Weise in ihrer Laufbahn aufgehalten wurden, hat man sehr oft davon abgehen müssen.

Körperliche Strafen sind überall abgeschafft; Sonntags gehen alle Gymnasiasten zur Kirche; keine Klasse soll über 80 Schüler zählen. An fünf Tagen werden 20 Lehrstunden (täglich 4) gegeben, der Donnerstag ist stets ganz frei. Außer den kurzen Ferien um die Zeit der hohen Feste, währen dieselben vom neunten September bis ersten November.

Der Lehrgang jedes Gymnasiums dauert für jeden Schüler sechs Jahre in vier Klassen der Grammatik und zweien der Humanitäten. In der ersten grammatischen Klasse lehrt man die Anfangsgründe der lateinischen und italienischen Sprache, der Rechenkunst, Geographie und Religion. In der zweiten grammatischen Klasse wird dieser Unterricht fortgesetzt und hinzugefügt Geographie und Geschichte der österreichischen Monarchie, sowie römische Alterthümer. Mit der dritten grammatischen Klasse beginnt der Unterricht im Griechischen, in der vierten der Unterricht in der lateinischen Prosodie. Auch dauern die Stunden in den früher begonnenen Gegenständen fort, nur geht man vom Leichteren zum Schwereren über. In der ersten Humanitätsklasse lehrt man weiter Rhetorik und Poetik, Algebra bis zu den Gleichungen des ersten Grades, Geographie, Geschichte, Religion. In der zweiten Humanitätsklasse wird dieser Unterricht fortgesetzt und erweitert. Auf Verlangen entbindet man Schüler vom Besuche der griechischen Lehrstunden, aber nur dann,

wenn sie nicht Theologen oder Ärzte werden wollen. Man wirkt dahin, daß die Schüler so selten als möglich ihre Lehrer wechseln. Halbjährig finden Privat- und öffentliche Prüfungen statt, welche mit zwei Reden beginnen und schließen, die von zwei Schülern in lateinischer und italienischer Sprache gehalten werden. Einige Schüler belohnt man durch Prämien.

Die Bücher nach welchen der Unterricht ertheilt wird, sind für alle Gegenstände vorgeschrieben. Insbesondere lernt man Latein und Griechisch lediglich aus Anthologien und Chrestomathien, welche für die höheren Klassen größere und längere Stücke enthalten. In der griechischen Auswahl für die erste Humanitätsklasse finden sich z. B. Auszüge aus Hierokles, Äsop, Älian, Polizian, Diogenes Laertius, Plutarch, Athenäus, Strabo, Stobäus, Sextus Empirikus, Diodor, Dionysius von Halikarnaß, Apollodor, Lucian, Herodot, Anakreon, Homer, Hesiodus, Theokrit, Bion, Moschus, Meleager, Tyrtäus, Solon, Orfeus, den Tragikern, Aristofanes. — Ähnlicher Weise sind die Chrestomathien für das Lateinische eingerichtet, so daß selbst Stücke aus Muretus und Owen nicht fehlen. Besondere Rücksicht ist dabei auf die alten rhetorischen Eintheilungen genommen, weshalb z. B. Beschreibungen, Erzählungen u. s. w. aus den verschiedensten Schriftstellern aufeinander folgen.

Zu näherer Aufklärung des Gesagten theile ich den Stundenplan der Gymnasien mit.

Klasse.	Stunden.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Freitag.	Sonnabend.
Erste grammatische Klasse.	Vormittag.	1 2 Grammatik 3 Grammatik 4 Geographie	1 Religion 2 Arithmetik 3 4 Grammatik	Grammatik Geographie	1 Religion 2 Arithmetik 3 4 Grammatik	1 2 3 Grammatik 4 Geographie
	Nachmittag.					
Zweite grammatische Klasse.	V. M.	1 2 Grammatik 3 Grammatik 4 Geographie und Geschichte	1 Arithmetik 2 Religion 3 4 Grammatik	Grammatik Geographie und Geschichte	1 Arithmetik 2 Religion 3 4 Grammatik	1 2 3 Grammatik 4 Geographie und Geschichte
	N. M.					
Dritte grammatische Klasse.	V. M.	1 2 Grammatik 3 Arithmetik 4 Religion	1 2 Grammatik 3 Griechisch 4 Grammatik	Grammatik Geographie und Geschichte	1 2 Grammatik 3 Arithmetik 4 Religion	1 2 Grammatik 3 Griechisch 4 Geographie und Geschichte
	N. M.					
Vierte grammatische Klasse.	V. M.	1 2 Grammatik 3 Griechisch 4 Geschichte und Geographie	1 2 Grammatik 3 4 Religion	Grammatik Arithmetik Grammatik	1 2 Grammatik 3 Griechisch 4 Geographie und Geschichte	1 2 Grammatik 3 Arithmetik 4 Religion
	N. M.					
Erste Humanitätsklasse.	V. M.	1 2 Styl 3 4 Geschichte und Geographie	1 2 Styl 3 4 Griechisch	Religion Algebra Styl	1 2 Styl 3 Griechisch 4 Geschichte und Geographie	1 Religion 2 Algebra 3 4 Styl
	N. M.					
Zweite Humanitätsklasse.	V. M.	1 Religion 2 Algebra 3 4 Styl	1 2 Styl 3 Griechisch 4 Geographie und Geschichte	Styl Religion	1 2 Styl 3 Griechisch 4 Algebra	1 2 Styl 3 4 Geographie und Geschichte
	N. M.					

Über die technischen oder Realschulen ist am ersten September 1838 ein neues Gesetz ergangen. Sie sind wesentlich für die Ausbildung der Gewerbtreibenden und Kaufleute bestimmt, und sollen hiebei vorzugsweise eine praktische Richtung, sowie den österreichischen Staat und das lombardisch-venetianische Königreich im Auge behalten. Die Städte wo jene Schulen errichtet werden, geben das Locale und die beweglichen Gegenstände; die Regierung hingegen alles Übrige. Wöchentlich ertheilen die Lehrer der Wissenschaften und Sprachen 4 bis 15 Stunden, und erhalten eine Besoldung von 200 bis 800 Gulden. Die Schule hat drei Klassen, zu deren niedrigster man aus der ersten grammatischen Klasse eines Gymnasiums übergehen kann. In den letzten muß jeder Schüler, allen Stunden (mit einzelner Ausnahme des Griechischen) beiwohnen; hier findet sich zuerst der wichtige Unterschied und Gegensatz gezwungenen (d'obbligo) und freien Unterrichts. In der ersten Klasse der Realschule (das heißt immer der niedrigsten) muß der Schüler nehmen: Religion 2 Stunden, italienische Grammatik 3, Geographie 3, Mathematik 4, Zoologie 3, Zeichnen 6, Schönschreiben 4, in Summa in der Woche 25 Stunden. — Lehrgegenstände freier Wahl sind dagegen, deutsche Sprache 2 Stunden und französische Sprache 2 Stunden. — Zweite Klasse. Religion 2 Stunden, italienischer Styl 3, Geogra-

vhie 3, Mathematik 4, Botanik 3, Zeichnen 6, Schönschreiben 1, zusammen 25 Stunden. Deutsch und Französisch frei. — Dritte Klasse. Religion 2 Stunden, italienischer Styl 3, Physik 7, Mineralogie 3, zusammen 15 Stunden. Ferner wird gelehrt: Chemie 5 Stunden, Handelswissenschaft 5, Buchhaltung 5, Handelscorrespondenz 3. Hier steht dem Schüler die Wahl frei, ob er Chemie und einen der letzten Gegenstände, oder die drei letzten ohne Chemie hören will.

Außer diesen, zum Theil erst zu errichtenden, technischen Schulen besteht eine Spezialschule für

	Lire.
Thierarzneikunst mit 5 Lehrern, 41 Zöglingen, und Kosten	71,643;
Chemie mit 3 Lehrern, 15 Zöglingen, u. Kosten	6750;
Hebammen mit 3 Lehrern, 71 Zögl. u. Kosten	24,432.

Die letzte Anstalt steht mit dem Gebär- und Findelhause in Verbindung.

Sobald die künftigen Theologen die Elementarschulen verlassen, genießen sie einen, von allen übrigen Anstalten ganz getrennten Unterricht in den bischöflichen Seminarien, Lyceen und Fakultäten (instituto teologico). Jener Seminarien giebt es so viele als bischöfliche Sprengel. Das größte in Mailand zählte 1837, an 403 Schüler, das kleinste in Crema zehn. Die Lehrer werden von den Bischöfen ernannt; doch

müſſen ſie hierüber der weltlichen Behörde Anzeige machen, und die Tauglichkeit der Angeſtellten nachweiſen *). Im Ganzen aber zeigen ſich die Mittel beſchränkt und die Gehalte gering. Von den Lyceen und Univerſitäten ſpreche ich in einem anderen Briefe.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Türin, den 29ſten April.

Der Inhalt meines vorigen Briefes giebt zu vielen Betrachtungen und Vergleichungen Gelegenheit. Ich will dies jedoch anderen Sachverſtändigen überlaſſen, und mich auf wenige Bemerkungen einſchränken, welche das Mitgetheilte näher erläutern dürften.

Erſtens. Die Art und Weiſe des erſten Unterrichts iſt ſo einfach, und der natürliche Fortſchritt ſo offenbar, daß ſich kaum eine erhebliche Verſchiedenheit zwiſchen dem lombardiſchen und deutſchen Verfahren nachweiſen läßt. Deshalb bleibt bloß zu wünſchen, es möge ſich

---

*) Verfügung vom 15ten Aug. 1835.

die Zahl wahrhaft guter Lehrer in dem Maaße vermehren, wie die der Schüler. Zum Lobe der Geistlichen wird berichtet, daß sie nicht bloß den Religionsunterricht übernehmen, sondern bisweilen auch andere Stunden geben; eine Thätigkeit die sich gewiß öfter mit ihrem Berufe vereinigen ließe.

Zweitens. Die geringe Zahl der Schulstunden auf den Gymnasien wird dadurch erklärt: daß die Schüler zu Hause viel arbeiten müßten und ihrer italienischen Lebhaftigkeit halber, nicht länger festzuhalten wären. Die Masse der häuslichen Arbeiten ist indeß wohl geringer als bei uns, und man könnte jene Lebhaftigkeit als Vorwand gebrauchen, um die Schüler desto länger und strenger in geordneter Weise zu beschäftigen. Auch werden wir künftig sehen, daß die Zahl der Schulstunden in anderen Theilen Italiens größer ist. Deshalb ist die Frage nach der Angemessenheit des Mehr, oder Weniger, durch andere Gründe zu entscheiden, und eben so die: ob es nicht rathsamer sey, zwei Nachmittage (wie bei uns), als einen ganzen Tag in der Woche (wie in der Lombardei) frei zu geben.

Drittens. Zum Stundenverzeichniß bemerke ich: daß unter dem Namen Grammatik nicht bloß der lateinische, sondern auch jeder Unterricht in der Muttersprache begriffen ist; sowie unter dem Namen Styl, die weitere Ausbildung dieser Gegenstände, die Rhetorik

und Poetik. Das Griechische tritt verhältnißmäßig sehr in den Hintergrund, und die Naturseite wird gar nicht berücksichtigt. Daher kommt es auch, daß bisweilen drei Unterrichtsstunden über denselben Gegenstand aufeinander folgen, ohne die Aufmerksamkeit durch Abwechselung anzufrischen. So löblich es ist der vaterländischen (österreichischen) Geschichte und Geographie eine Stelle einzuräumen; darf man doch bezweifeln, ob es angemessen sey, sie allem anderen historischen Unterrichte voranzustellen?

Viertens. Die Gründe, welche für oder wider einen häufigen Wechsel von Lehrern aufgestellt worden sind, will ich hier nicht wiederholen; wohl aber muß ich erwähnen daß man das Lesen bloßer Chrestomathien zu rechtfertigen sucht, weil es Zweck sey, die Schüler mit sehr vielen Schriftstellern und jeder Art des Lateinischen und Griechischen bekannt zu machen. Man muß einräumen daß auf dem deutschen, entgegengesetzten Wege, manche Gymnasiasten alle grammatischen Feinheiten eines Schriftstellers kennen lernen, aber oft nicht im Stande sind, auch nur eine Periode aus einem zweiten zu übersetzen, weil die Formen und die vorkommenden Wörter ganz verschieden sind. Wiederum erscheinen die in den Chrestomathien befindlichen Bruchstücke im Durchschnitte so kurz, daß man den Charakter und Ton der verschiedenen Schriftsteller daraus nicht kennen lernt, das Vollkommene

und den Menschen wahrhaft Ausbildende, durch die Masse des Mittelmäßigen verdeckt und eine lebendige Begeisterung für die großen Schriftsteller unmöglich wird. Am Besten dürfte es seyn, beide Methoden wo möglich bis zu einem gewissen Punkte zu verbinden, und nirgends die Ausbildung von Philologen da als Hauptzweck aufzustellen, wo es sich darum handelt Menschen für verschiedene Berufsarten auszubilden. Sonst werden die jugendlichen Schüler keineswegs durch den vollen Eindruck antiker Größe im Kopfe aufgeklärt und im Charakter gestärkt; sondern alles Studium alter Klassiker wird ihnen dergestalt verleidet, daß sie nach dem Abgange vom Gymnasium keinen Griechen oder Römer mehr in die Hand nehmen. Wer kann läugnen daß dies bei uns die Regel, und das Gegentheil die Ausnahme ist?

Fünftens. Es läßt sich bezweifeln: ob es rathsam sey den künftigen Theologen, gleich allen Übrigen, in den vollen Strom des weltlichen Lebens hineinzuführen? Es läßt sich aber eben so bezweifeln, ob es rathsam sey, ihn ganz davon abzusperren und dann doch zu verlangen, er solle es dereinst kennen, würdigen und leiten. Mit Recht wird die wissenschaftliche Bildung hier nicht allein im Auge behalten, sondern auf sittliche Erziehung und Reinheit des Charakters großer Nachdruck gelegt; daraus folgt aber nicht daß die beschränkten Mittel nothwendig in so

viel kleine Gymnasien müssen zersplittert werden, als gerade bischöfliche Sprengel im Lande sind. Auch drängt sich die Frage auf: ob nicht (fast noch mehr als geistige und sittliche Bildung) die Gründung und Festhaltung kirchlicher Herrschaft (mit ihren Licht- und Schattenseiten) bezweckt und erreicht wird?

Sechstens. Daß unsere Gymnasien weit mehr leisten, und vollkommener zur Universität vorbereiten, als die lombardischen, hat keinen Zweifel. Um deswillen sind aber auch Lyceen und der sogenannte philosophische Cursus gegründet, wovon ich sogleich mehr erzählen werde. Hier muß ich schließlich

Siebentens, einen sehr wichtigen Punkt erwähnen. In dem lombardisch-venetianischen Königreiche wird nicht bloß der Elementarunterricht, sondern aller und jeder Unterricht in öffentlichen Gymnasien, Lyceen und Universitäten ganz unentgeltlich ertheilt. Schulgeld und Honorar sind völlig unbekannte Sachen. — Ich kenne die Gründe sehr gut, weshalb man von den Lernenden einen Beitrag für die Lehranstalten fordert und oft fordern muß; weshalb ferner das unentgeltlich Dargebotene oft am ersten gering geachtet und vernachlässigt wird: dennoch hat ein völlig kostenfreier Unterricht auch seine Lichtseite, und macht mancher Sorge, sowie manchen eigennützigen Umtrieben ein Ende. Die Unabhängigkeit der Professoren von allem Honorar billigen alle diejenigen welche sehr

wenig, mißbilligen alle diejenigen welche sehr viel einnehmen. Wer, wie ich, in einer glücklichen, oder unglücklichen Mitte steht, kann sich eines bestimmten Urtheils enthalten und mit dem non liquet aus der Verlegenheit herausziehen.

Sechsundzwanzigster Brief.

Turin, den 30sten April.

Ich komme heute zu einer lombardisch-venetianischen (zum Theil von den Franzosen begründeten) Einrichtung, welche wesentlich von der unsrigen abweicht, das heißt zu den Lyceen und dem sogenannten philosophischen Studium. Beides steht in wesentlicher Verbindung, oder ist gewissermaßen dasselbe. Man hegt nämlich die Meinung: das Gymnasium bereite nicht genügend zum unmittelbaren Studium der Theologie, Jurisprudenz und Medizin vor, und gewähre auch keine hinreichende Bildung für diejenigen, welche zwar keine Fakultätswissenschaft ergreifen, aber sich doch für gewisse Ämter und Berufsarten einüben wollten. Deshalb ist für alle diese Personen ein zweijähriger Cursus in den Lyceen, oder bei der philosophi-

ſchen Fakultät einer Univerſität eröffnet werden. Vor ſeiner Beendigung im Lyceum, oder auf der Univerſität, kann niemand als Student bei den drei anderen Fakultäten eingetragen werden. In Preußen hingegen giebt es weder Lyceen, noch einen philoſophiſchen Curſus, welcher der Zeit und den Jahrgängen nach, ganz von dem Studium der übrigen Fakultätswiſſenſchaften getrennt wäre. Theils ſind die in den Lyceen behandelten Gegenſtände unſeren Gymnaſien zugewieſen, theils werden ſie in denſelben Jahren auf der Univerſität, neben der Theologie, Jurisprudenz und Medizin gelehrt und gelernt. Ohne Zeugniß der Reife kann niemand vom Gymnaſium, zum Lyceum oder zu dem philoſophiſchen Lehrgange übergehen; ohne Zeugniß des Lyceums oder der philoſophiſchen Fakultät, nicht zu den anderen Fakultäten. Jener zweijährige Lehrgang wird nie verkürzt, und die Vorleſungen müſſen zum Theil gehört werden; theils iſt der Beſuch oder Nichtbeſuch, dem Schüler oder Studenten frei geſtellt. Die Aufſicht über dieſelben iſt ſtreng: ſo daß ſie öffentliche Orte, Theater, Bälle u. dgl. nicht ohne beſondere Erlaubniß beſuchen dürfen. Auch iſt es unterſagt ihnen Romane, oder das Converſationslexikon zu leihen *). Alle Sonntage gehen ſie zur Kirche und

*) Verfügung vom 29ſten Okt. 1824, 5ten Nov. 1825, 25ſten Sept. 1826.

sechsmal im Jahre zur Beichte und Abendmahl. — Es giebt in der Lombardei sieben kaiserliche und ein städtisches Lyceum (in Lodi), sowie acht bischöfliche, welche mit den Seminarien vereint sind. Sie zählen zusammen etwa 1600 Schüler. Die kaiserlichen Lyceen kosten dem Staate ungefähr 137,000 Lire.

Im lombardisch-venetianischen Königreiche sind zwei Universitäten, Padua und Pavia, und die Leitung der Studien ist (unter höherer Aufsicht des Guberniums) den Direktoren der Fakultäten anvertraut. Diese sollen Vorschläge machen über Anstellungen und Lehrweise, Acht haben daß die Professoren ihre Vorlesungen zweckmäßig einrichten, nicht von den Gegenständen abschweifen, und einen sittlichen Wandel führen; sie sollen die Lehrbücher und akademischen Reden prüfen und censiren, den Vorlesungen häufig beiwohnen, an den Sitzungen des Senats Theil nehmen, die Fakultäten berufen und ihre Geschäfte, sowie die Dekanatswahl leiten.

Es wird behauptet, daß diesen Direktoren der Fakultät (welche keine Professoren sind) die wahre Macht zustehe; während der Rektor nur ein Repräsentant ohne Einfluß, und der Dekan auf Besorgung einiger wissenschaftlichen Sachen beschränkt sey. In den Händen der Direktoren liegt ferner Alles was zur Zucht und Ordnung, zur Disciplin der Studenten gehört; wäh-

rend alle eigentlichen Rechtsſachen derſelben, den gewöhnlichen Rechtsbehörden zugewieſen ſind.

Einer Verfügung für die Univerſität Padua vom 8ten April 1825 iſt Folgendes entnommen. Sie ſteht unmittelbar unter dem Gubernium. Zu einer Geſammtverſammlung derſelben gehören nicht bloß die Studiendirektoren, Dekane und Profeſſoren; ſondern auch alle in Padua promovirte und eingetragene Doktoren, welche ſich in der Stadt aufhalten. Der Rektor wird jährlich, nach der Reihefolge aus allen Fakultäten erwählt. Nicht bloß Profeſſoren wählen und können erwählt werden; ſondern jeder von den ſo eben erwähnten Doktoren hat ein Anrecht zum Wählen und Anſpruch auf die Würde des Rektors. Der Senat ſchlägt aus den Doktoren derjenigen Fakultät, welcher die Wahl zuſteht, drei Männer vor, über welche alsdann von allen Gliedern der obenbezeichneten, allgemeinen Verſammlung abgeſtimmt wird. Die abſolute Stimmenmehrheit entſcheidet, und die Regierung beſtätigt die Wahl. Der Rektor verſammelt den Senat jährlich wenigſtens zweimal, in welcher Sitzung das Protokoll über alles in der Zwiſchenzeit von ihm Angeordnete vorgeleſen wird. Seine Rechte ſind jedoch in dieſer Beziehung weſentlich (beſonders durch die Direktoren) beſchränkt. Der Dekan muß Doktor der betreffenden Fakultät, ſoll aber in der juriſtiſchen und mediziniſchen, niemals ſelbſt Profeſſor ſeyn. In den anderen Fa-

kultäten dürfen hingegen Professoren, die Würde eines Dekans erhalten. Alle Doktoren, die zur Fakultät eingetragen sind, haben hiebei Stimmrecht. Jeder Dekan soll über das die Fakultät Betreffende eine geschichtliche Chronik führen. Alle Vorlesungen sind unentgeltlich, hingegen kostet die Immatrikulation eines Hochadlichen 12 Lire (etwa 4 Gulden), eines Adlichen 9, eines wohlhabenden Bürgerlichen 6, eines Anderen 3 Lire.

In Bezug auf das eigenthümliche Verhältniß der Professoren und Doktoren, heißt es im Gesetze: die Fakultäten werden als akademische Körperschaften betrachtet, welche von den Professoren getrennt (separati) sind. Obgleich also die Doktoren nicht zu den lehrenden Personen gehören, haben sie doch einen Mittelpunkt der Vereinigung, um untereinander zu rathschlagen und ihre Anträge den betreffenden Behörden vorzulegen. Nicht minder dienen sie dem Staate als Versammlungen gebildeter Männer die man befragen und hören kann u. s. w.

Die Universität Padua hat die gewöhnlichen vier Fakultäten. Den Senat bilden folgende Personen: der Rektor, vier Direktoren, vier Dekane und vier Anciane unter den Professoren. Es finden sich sechs ordentliche Professoren der Theologie, acht der Rechte, zwölf der Medizin, neun für die sogenannten philosophischen Wissenschaften, und außerdem einige Stell-

vertreter und Gehülfen; aber nicht die bei uns gewöhnliche Reihe der außerordentlichen Professoren und Privatdocenten. Die allgemeine Versammlung, einschließlich der Doktoren, zählt dagegen 24 Theologen, 57 Juristen, 24 Mediziner, 30 Philosophen.

Die Universitätszeit dauert für Theologen und Juristen vier Jahre, für Mediziner und Chirurgen fünf Jahre, für bloße Chirurgen drei bis vier Jahre. Alle halbe Jahre werden die Studenten geprüft. Nach zwei Studienjahren erhalten sie die Würde eines Baccalaureus, nach drei Jahren eines Licenziaten. Die Doktorwürde wird erst nach vier Jahren auf den Grund eines allgemeinen Examens ertheilt. Der Kandidat muß öffentlich eine Thesis in lateinischer Sprache vertheidigen; einer gedruckten, oder zu druckenden Arbeit geschieht keine Erwähnung.

Der für die juridische Fakultät vorgeschriebene Lehrgang ist folgender. Im ersten Jahre: allgemeine Einleitung zum Studium der Rechtswissenschaft; Naturrecht des Privat-, Staats- und Völkerrechts, Institutionen nach römischen und österreichischen Gesetzen, Notariatskunst. — Zweites Jahr: Institutionen des Privatrechts und Notariatskunst fortgesetzt, österreichisches Recht, Civilprozeß, Criminalrecht und Criminalprozeß. — Drittes Jahr: Österreichisches Recht, Civilprozeß, Lehnrecht, Kirchenrecht, Handels- und Wechselrecht, politische Ökonomie und Statistik. — Viertes

Jahr: Fortsetzung und Wiederholung des dritten Jahres, politische Wissenschaften und Geschäftsstyl.

Theologische Fakultät. Erstes Jahr: dogmatische und pastorale Theologie, Hermeneutik, orientalische Sprachen, Kirchengeschichte. — Zweites Jahr: dogmatische und pastorale Theologie, Moral, Kirchengeschichte. In den folgenden Jahren dogmatische und pastorale Theologie, Kirchenrecht, griechische Philosophie u. s. w.

Die Universität Pavia hat keine theologische Fakultät, sonst aber dieselbe Einrichtung wie die zu Padua. Sie zählt jetzt 38 Professoren, 3 Adjunkten und 11 Assessoren; nämlich: 11 Professoren und 2 Adjunkten für die philosophische; 4 Professoren und einen Assessor für die mathematische Abtheilung der Fakultät; 8 Professoren und einen Adjunkt für die juristische Fakultät; 15 Professoren und 10 Assessoren für die medizinische Fakultät.

Die mathematische Abtheilung der philosophischen Fakultät ist hauptsächlich zur Bildung der Feldmesser und Ingenieure bestimmt. Man kann in dieselbe erst nach beendigtem philosophischen Lehrgange eintreten.

Die Besoldung der Lehrer betrug 1837

für die Juristen . . .	24,000	Lire.
Mediziner	75,000	„
Philos. mathemat. Lehrer	69,000	„
Adjunkten	16,000	„

Die Bibliothek erhielt 6000 Lire (3 = einem Gulden), der botanische Garten 2800, der agrarische Garten 1200, das naturgeschichtliche Museum 1700, das physikalische Kabinet 2620, die ärztliche Klinik 8600. — Der ganze Universitätsetat stieg auf etwa 250,000 Lire.

Die Kosten einer Promotion betragen für einen Juristen 949 Lire, einen Arzt 570, Chirurgen 343 u. s. w. Es wurden 1837 ernannt

Doktoren der Rechte .	33
Medizin .	112
Chirurgie	95
Magister der Chirurgie	17
Chirurgen 2ter Klasse	9
Apotheker	17
Ingenieure	66
Feldmesser	15.

Im Durchschnitte auf ein Jahr gingen an 150,000 Lire Gebühren dieser Art ein. Die geringste Zahl der Studirenden betrug in den Jahren 181²/₄, 554;

die höchste	182⁵/₆,	1483;
ferner . .	1836,	1289,
darunter 87 Ausländer.	1837,	1307,
darunter philosophische	—	287;
juridische	—	438;
medizinisch-chirurgisch-pharmaz.		582.

Aus dem Verzeichnisse der Vorlesungen für 1839

hebe ich Folgendes aus. Der philosophische Lehrgang des ersten Jahres enthält folgende Vorlesungen: Religion, Logik und Metaphysik, Elementarmathematik, lateinische Philologie nach einer Chrestomathie. Fürs zweite Jahr sind vorgeschrieben: Religion, Moral, Physik, lateinische Philologie. Zu den Vorlesungen deren Wahl frei steht, gehören: Universalgeschichte, Naturgeschichte, österreichische Geschichte, Diplomatik, Ästhetik, Geschichte der Philosophie, deutsche Sprache und Literatur.

In der juridischen Fakultät sind vorgeschrieben: im ersten Jahre, erstes Semester: Encyklopädie, Naturrecht, peinliches Recht, Statistik; zweites Semester: Natur- und Criminalrecht fortgesetzt, österreichische Geschichte.

Zweites Jahr, erstes Semester: Römisches Recht und Kirchenrecht; zweites Semester: Fortsetzung und Lehnrecht.

Drittes Jahr, erstes Semester: Österreichisches Civil- Handels- und Wechselrecht; zweites Semester: Fortsetzung und See- und Schiffsrecht.

Viertes Jahr, erstes Semester: Prozeß, Notariatskunde, Geschäftsstyl, politische Wissenschaften (nach Sonnenfels); zweites Semester: Fortsetzung. Österreichische, politische und peinliche Gesetzgebung.

Nur über Kirchenrecht wird lateiniſch geleſen. Die Kollegien ſind in der Regel fünfſtündig, der Donnerstag hingegen frei. Die Hauptferien dauern vom 8ten September bis 3ten November.

Das Vorſtehende möge zu kurzer Charakteriſirung der vorhandenen Einrichtungen genügen, auch füge ich (wie bei den Schulen) nur wenige Bemerkungen hinzu, da eine vollſtändige Vergleichung und Würdigung der deutſchen und italieniſchen Univerſitäten nicht hieher gehört.

Erſtens. Der Gedanke: daß zwiſchen einem italieniſchen Gymnaſium, und den Fakultätsſtudien auf der Univerſität, eine Lücke und für eine ſichere, abgeſchloſſene Ausbildung gewiſſer Perſonen nicht geſorgt ſey; hat wohl die Gründung der Lyceen und des ſogenannten philoſophiſchen Studiums herbeigeführt. Hier entſteht aber der Zweifel: ob es nicht einfacher, wohlfeiler und zweckmäßiger wäre, einen Theil der Gegenſtände welche in den Lyceen vorgetragen werden, den Gymnaſien und techniſchen Schulen, einen anderen Theil aber den Univerſitäten zuzuweiſen? Abgeſehen ferner davon, daß ſich gegen die Auswahl jener Gegenſtände wohl mancherlei einwenden ließe, ſcheint es mir kaum gerathen dieſelben auf zwei beſondere Jahrgänge zuſammenzudrängen, und nächſtdem das Studium der Fakultätswiſſenſchaften ausſchließlich und ohne Abwechſelung und Mannichfaltigkeit vorherrſchen zu

lassen. Dürfte es z. B. nicht besser seyn, neben einem theologischen, oder juridischen Kollegium, ein philosophisches, oder geschichtliches zu hören, wie es auf deutschen Universitäten möglich ist? Freilich, sofern bei größerer Freiheit, unsere Studenten oft gar nichts hören als ihre Brotwissenschaft, möchte man den bestimmteren Vorschriften in Italien den Vorzug geben.

Zweitens. Uns ganz unbekannte Einrichtungen sind ferner: die Anstellung der Fakultätsdirektoren (welche offenbar eine schärfere Zucht bezweckt), die Erweiterung der Fakultäten durch die von ihnen promovirten Doktoren, deren Recht zu wählen und erwählt zu werden u. s. w. Einerseits mag diese Erweiterung gewissen Einseitigkeiten und Monopolen vorbeugen; ob sie aber das Wesen der Corporation und ihren Zusammenhang nicht noch mehr auflöset, als es bereits geschehen ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Drittens. Gegen die Zahl und die Reihefolge der vorgeschriebenen Vorlesungen, dürfte mancherlei vom Standpunkte der Wissenschaft zu erinnern seyn; jeden Falls bieten die besseren, deutschen Universitäten eine weit größere Mannichfaltigkeit und Vollständigkeit. Doch könnte man italienischerseits bemerken: diese Mannichfaltigkeit sey zu groß und zersplittere das Studium auf eine Weise wie sie für den Studenten nicht passe. Endlich müsse man nicht bloß die Lektionsverzeichnisse gegen einander stellen, sondern zusehen,

was in Italien und Deutschland der Student wirklich höre, und ob dieſe Wirklichkeit dort nicht weiter führe, als hier die bloße Möglichkeit?

Über die Gründung (oder Erneuung) zweier Akademien der Wiſſenſchaften und Künſte in Mailand und Venedig iſt am 6ten September 1838 ein neues Geſetz ergangen, mit deſſen Ausführung man ſich jetzt beſchäftigt. Sie ſollen drei Klaſſen enthalten: wirkliche Mitglieder, Ehrenmitglieder und Correſpondenten. Die erſten bekommen einen Gehalt von 1200 Lire, und die außerdem erforderlichen Zuſchüſſe ſind vorläufig auf 45,000 Lire angeſchlagen.

Auf der Kunſtausſtellung zu Mailand waren im Jahre 1838, 691 Gegenſtände, darunter 105 Bildhauerarbeiten von 29 Künſtlern, nämlich 2 Gruppen, 28 Bildſäulen, 47 Büſten u. ſ. w. An Gemälden fanden ſich 77 geſchichtliche, 50 Genrebilder, 126 Landſchaften, 77 Anſichten, 10 Blumenſtücke, 128 Bildniſſe, 34 Aquarellmalereien; ferner Kupferſtiche, Zeichnungen und andere Dinge. Die Ausfuhr der Werke lebender Künſtler iſt erlaubt; nicht aber die alter Gemälde, Bildſäulen, Münzen, Handſchriften u. dgl.

Siebenundzwanzigster Brief.

Turin, den ersten Mai.

Nachdem ich Euch mit den Grundsätzen bekannt gemacht habe, nach welchen man die Jugend im lombardisch-venetianischen Königreiche erzieht; will ich heute den wesentlichen Inhalt der Censurgesetze mittheilen, durch welche man bezweckt, die Erwachsenen in Ordnung zu halten.

Die Censur erstreckt sich auf alle Bücher die im Lande gedruckt, sowie auf alle, welche eingeführt werden. Hiebei macht man zuvörderst einen wesentlichen Unterschied zwischen wissenschaftlichen Büchern, bestimmt für gebildete Männer, und Büchern bestimmt zur Unterhaltung, fürs Volk, oder Erzeugnissen der Fantasie. Die ersten Werke behandelt man mit größerer Milde; in Hinsicht der zweiten Klasse sagt hingegen das Gesetz vom 8ten März 1815: „sie verdienen keineswegs dieselbe Duldung, stiften nirgends Nutzen und das Wesentliche derselben läßt sich aus reineren Quellen schöpfen. Ähnlicher Weise muß man unterdrücken was nachtheilig auf Kopf und Herz wirkt, und nur die Sinne aufzuregen strebt. Insbesondere muß man sich mit Festigkeit jeder Verbreitung der schädlichen No-

manleſerei widerſetzen. Hier iſt übrigens nicht von den wenigen die Rede, welche den Verſtand aufklären und das Herz bilden; ſondern von jener ſchrecklichen Menge der Romane, welche nur von Liebesgeſchichten handeln, und die Fantaſie mit Trugbildern, Chimären, erfüllen."

Mit beſonderer Vorſicht müſſen die Bücher behandelt werden, welche die Gränzen der weltlichen und geiſtlichen Macht betreffen. Schriften welche den Socinianismus, Theismus oder Materialismus lehren, ſind zurückzuweiſen. — Ohne Erlaubniß ſoll nichts (auch kein Lob) über den Kaiſer und ſeine Familie gedruckt werden.

Gedruckte Bücher theilen ſich in vier Klaſſen: 1) admittitur, freie Zulaſſung; 2) transeat, frei verkaufen, aber nicht anzeigen und ausſtellen; 3) erga schedam, würdigen und ſicheren Leuten verabfolgt; 4) damnatur, verboten. Ähnliche Abtheilungen finden ſich für Handſchriften, nur iſt eine fünfte hinzugefügt: „typum non meretur, des Druckes nicht würdig." Hieher (ſagt das Geſetz) gehören die elenden, werthloſen Bücher deren Gegenſtand ohne Intereſſe iſt, welche mit der geſunden Vernunft in Widerſpruch ſtehen; ſowie alle die anderen erbärmlichen Schriften welche den guten Geſchmack, die Regeln des Styls und die Reinheit der Sprache verletzen.

Jährlich wird in Wien ein Verzeichniß der erlaubten Zeitungen entworfen, auch wird die wiener Zei-

tung als Vorbild und Leitstern für die einheimischen Zeitungen hingestellt. Diese sollen (sagt das Gesetz) anziehend, wahrhaft und klug seyn. — Unter strenger Censur stehen die Theater, weil noch ein Unterschied sey zwischen Drucken und Darstellen. Zu blutige und unmenschliche Stücke werden zurückgewiesen, und Anständigkeit der Geberden, Tänze und Kleidungen anempfohlen. Auch soll kein nichtswürdiger König als Hauptrolle auftreten, wenn nicht in demselben Stücke ein guter und gerechter König dasteht, um den übelen Eindrücken des ersten entgegenzuwirken.

Von jedem Buche werden fünf Exemplare abgeliefert. Niemand darf ohne Erlaubniß etwas im Auslande drucken lassen. Dies Verbot erstreckt sich auch auf längere, oder kürzere Artikel und Briefe in Zeitungen, Journalen u. dgl. Werke über Kirchenrecht und Kirchengeschichte gehen nicht an die Bischöfe *), wohl aber werden ihnen andere theologische und religiöse Bücher zum Gutachten vorgelegt. Sind sie und die Censurbehörden meinig, so findet Berufung an die höhere Stelle statt.

Ohne hier die allgemeinen Klagen über Preßfrechheit und Preßzwang zu wiederholen, ohne den Beweis zu versuchen, daß sowohl mit dem zuvorkommenden, als dem nachher strafenden Systeme, Tyrannei verbunden

*) Verfügung vom 28sten November 1818.

seyn kann; will ich mich auf ein Paar Bemerkungen einschränken, welche sich über vorstehende Gesetze, selbst von dem Standpunkte der Censur, machen lassen. Ich läugne nicht die Wahrheit vieler Lehrsätze, sondern erinnere nur an die Schwierigkeit der Praxis. So kann man sich z. B. kaum stark genug wider die schlechten, ja verruchten Romane erklären, welche den Kopf immer unfähiger zu ernstem Lesen, das Gemüth immer gleichgültiger gegen Wahrheit und Schönheit machen, und über welche hinaus die meisten Leser sich gar nicht erheben wollen, ja (abgeschwächt und verwöhnt) sich nicht mehr erheben können. Wo aber Anfang, oder Ende des Erschwerens und Verbietens seyn solle, ist kaum zu sagen, und bedenklich die Werke der Fantasie einem Maaßstabe der Beurtheilung zu unterwerfen, welcher die Wahrheit allein bei dem Nichtpoetischen zu suchen und zu finden scheint.

Dasselbe kann man von der Formel sagen: typum non mereatur. Denn streng genommen verdient vielleicht nur ein Zehntel des Gedruckten wirklich gedruckt zu werden. Wer aber hat das Recht, die Kraft, und die vorausseyende Weisheit, jenes Todesurtheil über die anderen neun Zehntel auszusprechen, und die Welt zur Anerkenntniß seiner Gerechtigkeit zu vermögen? Die Zeit bringt in ihrem Ablaufe das Schlechte, und leider auch viel Gutes ums Leben; und (wäre es möglich) so sollte der Staat auch Anstalten treffen

dessen Daseyn zu schützen, wie er danach trachtet das Schlechte vor der Zeit wegzuschaffen. Soll nun gar das, was man in gewissen Zeiten guten Styl und Geschmack genannt hat, dem Censor als Regel für Leben und Sterben gelten; so würde der Gewissenhafteste oft die größten Verwüstungen anrichten müssen: denn Göthe z. B., Tieck, Johannes Müller, Jean Paul, Kant, Hamann und wie viele Andere, sind ja in jenen Beziehungen laut und allgemein genug angeklagt worden.

Erschöpfend bezeichnet jenes Gesetz das Wesen einer guten Zeitung, wenn es sagt: sie solle seyn anziehend, wahrhaft und klug. Die schwierigere Frage aber ist: welchen Weg man einschlagen, welche Mittel man erlauben müsse, um jenes, allerdings sehr schwierige Ziel, zu erreichen. Die unbeschränkten Zeitungen einzelner Parteien in Frankreich und England bleiben für jeden, der die Dinge unbefangen betrachten und erkennen will, weit davon entfernt; wogegen die augsburger allgemeine Zeitung umfassendere Grundsätze befolgt und schon deshalb weit mehr leistet.

Sehr richtig macht das Gesetz ferner auf den Unterschied zwischen Drucken und Darstellen aufmerksam, und verwirft die bestialen Stücke welche im Theater (selbst bei angeblich zarten Frauen und Mädchen) nur zu viel Beifall finden. Diese Schule des Unschönen, Unwürdigen, Ungerechten, muß den Sinn für das

Schöne, Würdige, Gerechte abstumpfen, ja vernichten. Mit Recht verbietet ferner das Gesetz Schauspiele, welche recht eigentlich darauf ausgehen heilsame Ehrfurcht und bürgerliche Ordnung zu untergraben. Nur dürfte das vorgeschlagene Gegenmittel: die Aufstellung eines guten Königs neben einem schlechten, selten anwendbar sern, oder mit Sicherheit zum Ziele führen. Auch liegt die Gefahr, die Unsittlichkeit, in der Regel nicht sowohl in der Darstellung gewisser Thatsachen und Verbrechen; sondern in der Art und Weise der Auffassung und Behandlung. Man vergleiche z. B. Macbeth und Hamlet, mit le roi s'amuse, den Hugenotten und ähnlichen Werken.

Daß der Gesetzgeber es (von seinem Standpunkte aus) bedenklich fand den einheimischen Schriftstellern zu erlauben, Freches ohne Censur im Auslande drucken zu lassen, finde ich natürlich genug; kann mich aber nicht überzeugen, daß es angemessen und gerecht sey alles Drucken im Auslande zu verbieten. Abgesehen davon, daß persönliche Verhältnisse, Handelsverkehr, Nachfrage, Liebhaberei u. s. w. hier wesentlich mit einwirken, und jene Vorschrift dies Alles unberücksichtigt läßt; ändert der Druckort auch das Wesen der Sache. Manches z. B. was vielleicht unschicklich wäre in Wien zu drucken, erhält einen anderen Charakter wenn es in Berlin erscheint; was in Mailand die Censur passirt, giebt umgekehrt vielleicht noch Anstoß in Rom; was

in Madrit und im Lager des Don Karlos gestrichen wird, ist unverfängliche, geschichtliche Wahrheit in London und Paris. Gerade darin dürfte zugleich eine Bürgschaft der Ordnung und der Freiheit liegen: daß Dinge, die man an einem Orte bedenklich findet, am anderen als zulässig erscheinen und wirklich zulässig sind.

Mit großem Rechte ist die Censur theologischer Bücher nicht unbedingt in die Hände der katholischen Theologen gelegt; weil diese von Amtswegen oft nur eine Seite, nämlich die ihres Bekenntnisses billigen, alles Abweichende aber streichen würden.

Es sey erlaubt an dieser Stelle noch einige zerstreute Nachrichten über die Stellung der Geistlichen in der Lombardei anzuhängen. Unter der Regierung Maria Theresias und der Verwaltung des Grafen Firmian (1762 bis 1768) ist in dieser Beziehung ungemein viel geändert worden. Persönliche und sachliche Privilegien wurden beschränkt, das Erwerbsrecht zur todten Hand gemindert, Privatgefängnisse der Klöster, Asyle, Inquisition aufgehoben, römische Befehle dem exequatur unterworfen, gemischte geistliche Sachen einem gemischten Gerichte unterworfen u. s. w. Das Toleranzedikt Josephs II vom 13ten Oktober 1781 gilt auch im lombardisch-venetianischen Königreiche. Es setzt Protestanten und Katholiken keineswegs überall

gleich, sondern erlaubt jenen nur Privatgottesdienst, Aufnahme in die Zünfte und Gewerbe, Erwerbung von Grundstücken u. dgl. Ist der Vater in einer gemischten Ehe katholisch, so werden alle Kinder katholisch; ist er Protestant so werden nur die Söhne protestantisch. — Geschiedene Protestanten, dürfen wieder Protestanten, aber keine Katholikinn heirathen *); es sey denn daß die Scheidung durch Ehebruch herbeigeführt, und der Wiederheirathende nicht der schuldige Theil war.

Der Kaiser besetzt die Canonikate der Kathedral- und Kollegialkirchen, und bestätigt die Ernennung etwaniger Patrone **). Einer gleichen Bestätigung unterlag die Taxe der bischöflichen Gebühren. Unter Anderem kostet das Zeugniß über Ächtheit von Reliquien, einen Gulden.

Manche Klöster für Erziehung und Krankenpflege wurden wieder eröffnet; die Herstellung anderer ist erlaubt, ohne daß jedoch der Staat einen Zuschuß übernimmt. Erst nach zurückgelegtem Probejahre und 24sten Lebensjahre kann man in ein Kloster eintreten. Lehrerinnen in den Klöstern sind der Prüfung durch die Schulbehörde unterworfen.

---

*) Gesetz vom 28sten August 1835.

**) Gesetz vom 10ten März 1821.

Es betragen die	höchsten,	geringsten Einnahmen
eines Bischofs . .	16,666	1765 Gulden
Pfarrers . .	3,237	191
Professors .	2,000	600
Schullehrers	600	350.

Über die Behandlung straffälliger Geistlichen, bestimmt ein Gesetz vom 11ten Oktober 1818 Folgendes:

1) Die Bestrafung rein geistlicher Vergehen, steht den Bischöfen zu.

2) Jeder Geistliche ist in der doppelten Eigenschaft als Priester und als Unterthan zu betrachten. Vergehen wider die Pflichten eines Unterthans, werden allein von den weltlichen Behörden und Gerichten, nach dem allgemeinen Rechte untersucht und beurtheilt.

3) In Bezug auf die Seelsorge (cura d'anime) ist der Geistliche zugleich Priester und Unterthan; weshalb die Untersuchung und Bestrafung nicht ausschliessend dem Bischofe, sondern auch dem Staate gebührt. So z. B. wenn es sich handelt vom Civilstande, Unterstützung der Armen, öffentlichem Unterricht u. dgl. In solchen Fällen steht die Prüfung und Entscheidung einer gemischten Commission zu, welche aus kaiserlichen Beamten und bischöflichen Bevollmächtigten gebildet wird. Diese Commissionen überreichen ihr Gutachten an die Delegation; welche

hierauf ihre eigene Meinung ebenfalls ausſpricht und Alles dem Biſchofe überſendet. Mit einem weiteren Gutachten deſſelben verſehen, gehen die Akten an das Gubernium, welches entweder beſtätigt, oder die Entſcheidung der kaiſerlichen Hofkanzlei einholt.

Obgleich ich mich in meinen Briefen über das lombardiſch-venetianiſche Königreich der höchſten Kürze befleißigt und viele mitgetheilte Thatſachen zur Seite geſtellt habe, ſind mir jene doch faſt zu einem Büchlein angewachſen. Was Ihr noch, als zu meinem Boden gehörig, vermißt, das läßt ſich auf der Rückkehr nach Mailand vielleicht beſſer beſprechen. Jeden Falls habe ich die wohlbegründete Überzeugung gewonnen: das Land befinde ſich in ſtetem Fortſchreiten, und die öſterreichiſche Regierung ſey verſtändig, gerecht, wohlwollend und zweckmäßig. Drüber hinaus kann man als geborner Italiener noch gar Vieles wünſchen und verlangen; nur hüte man ſich bei übereilten Verſuchen es zu verwirklichen, eine Wolke ſtatt einer Göttinn zu umarmen. Über dieſen Text mehr, wenn ich erſt gründlicher die Predigt einſtudirt habe.

Achtundzwanzigster Brief.

Turin, den 28ſten April.

— Man hat hier, ſo höre ich, eine Stiftung gemacht, Proteſtanten zu bekehren. Ein lockerer Zeiſig, der vom — eine Unterſtützung empfangen hatte, gerieth, ſtatt abzureiſen, nochmals in ähnliche Noth. Darauf wendet er ſich an jene Stiftung und erzählt bald darauf ſehr erfreut: ich habe mich zum zweiten Male zum Katholiken gemacht. Zwar bin ich es ſchon einmal geworden, richte mich aber ſo ein, daß ich nur langſam im Religionsunterrichte fortſchreite, und den ganzen Winter wohl verpflegt hier bleiben kann. — — —

— Das Talent der neuen franzöſiſchen belletriſtiſchen Schriftſteller wird hier anerkannt, von dem unſittlichen und häßlichen Inhalte hingegen (wie überall in Italien) mit Abſcheu geſprochen. Auch bekämpft man mit Recht die Grundſätze der neuen pariſer hiſtoriſchen Schule. — — —

Neunundzwanzigſter Brief.

Turin, den 3ten Mai.

Die neue päpſtliche Staatsſchrift iſt mit allen Beilagen in meine Hände gekommen. Obgleich ich nicht Zeit habe, ſie ganz zu leſen, ſehe ich doch daß ſie gut, klar und folgerecht geſchrieben iſt. Die Praxis wich oft von den Principien ab; da man aber leider den Streit auf dieſen Boden hinübergeführt hat, iſt von der römiſchen Kirche um ſo weniger etwas zu erlangen, als ſie keine Verjährung gegen ſich anerkennt. So lange die Leute am katholiſchen Syſteme feſthalten, kann und wird die weltliche Regierung nichts ausrichten. Anſtatt das oft Beſprochene zu wiederholen und die Vertheidigung des römiſchen Hofes fortzuſetzen, will ich Euch (unparteiiſch) einen neuen Beweis geben, bis zu welcher Verkennung alles Rechtes und aller Menſchlichkeit katholiſcher Fanatismus führt, wenn er ſich zügellos bewegt. Am 19ten September 1572 ſchreibt der Venetianer Tiepolo zu Madrit, Folgendes über die Bluthochzeit an den Herzog Emanuel Filibert von Savoyen.

Chi tacerà a questo tempo le glorie della corona di Francia, non solo non sarà Christiano, ma ne-

pur uomo civile. Giovane, da così lontano principio, ha saputo e potuto condurre a fine sì gran negozio, e la fraude antiquata è stata dalla prudenza di un giovane superata. In un sol colpo con diversi allettamenti ha saputo raccogliere e rinchiudere le vipere più possenti. Queste più velenose si sogliono raccogliere e rinchiudere per farne con la lor morte medicamento salutifero agli ammalati. E questo nuovo Esculapio, o forse più vero Apollo, con l'istessa maniera ha partorito salute, non solo alla Francia, ma alla Christianità tutta che stava in punto di morte. Benedetto sia Dio, che ci ha fatto vedere a questo tempo cotal maraviglia. Stava il mondo in gran bilancio, ne sapeva alcun savio pronosticarne che male. Hora ognuno è atto a vederne qualunque bene. La Fiandra si vedrà presto pacificato. Le armi cristianissime con le cattoliche non solo non inimiche, ma in servizio di Dio (così spero) unitissime, che azione di questo sorte riesce maggior legame che quello di matrimonio. La Religione christiana fortificata, la guerra col Turco più salda e più ferma che ella mai fusse. Niun altra conclusione adunque può farsi, che buona. Questo non ho io potuto contenere di scrivere a Vostra Altezza per rallegrarmene, conoscendo quanto a lei, oltre il pubblico beneficio, possa importare tutto questo per

la quiete dal proprio stato. Ascrive adunque questo mio scrivere non a troppa licenza ma a molta divozione*). —

*) „Wer jetzt von dem Ruhme der Krone Frankreichs schweigen könnte, der müßte kein Christ oder sogar kein rechtschaffener Mensch seyn! Ein Jüngling hat den Verstand und die Kraft gehabt, eine große Angelegenheit von so entferntem Ursprung zu Ende zu bringen, ein alt gewordener Betrug sieht sich von der Klugheit eines Jünglings überwältigt. Mit einem Schlage hat er durch allerlei Lockungen die gewaltigsten Schlangen an einen Ort zu bringen und zu verschließen gewußt. Sowie die giftigsten zusammengebracht und eingeschlossen zu werden pflegen, um durch ihren Tod den Kranken eine heilbringende Arznei zu verschaffen, so hat dieser Äskulap, oder besser dieser Apelle selbst, sich des gleichen Mittels bedient, um nicht bloß Frankreich, sondern der ganzen Christenheit, die dem Tode nahe war, Rettung zu bringen. Gelobt sey Gott, daß er uns in unsern Tagen ein solches Wunder hat erleben lassen! Die Welt stand auf der Kippe, auch die Klügsten konnten nichts als Unheil voraussehen. Jetzt ist Niemand ohne gute Hoffnung. Flandern wird nun bald beruhigt seyn, die allerchristlichsten und die katholischen Heere werden sich nun nicht mehr bekämpfen, sondern im Dienst des Herrn (so hoffe ich) vereinigen und ein Bündniß schließen, das fester als die Ehe ist. Die christliche Religion wird sichergestellt, der Krieg mit den Türken entschiedener und standhafter geführt werden als je. Kurz, mag man sehen, wohin man will, überall nur gute Folgen! Dies habe ich nicht umhin gekonnt, Ew. Hoheit in der Freude meines Herzens zu schreiben, da ich

Nachdem ich heute auf dem Archiv di Camera Copialbücher durchgesehen, jedoch nur ein Paar für mich brauchbare Urkunden gefunden hatte, ging ich in die königliche Gemäldegallerie, und möchte fast meinen Vorsatz brechen, Euch nie mit Beschreibungen von Bildern zu langweilen. Gewiß ist die Sammlung reicher und mannichfaltiger, als man wohl glaubt: gewiß darf kein eigentlicher Kunstliebhaber sie ungesehen lassen. Es sind treffliche Bilder da von Ferrari, Luini, Bellini, Tizian, Francia, Guido, Bronzino, Dominichino, Andrea del Sarto, Cesare u. A. Einen Raphael, würde ich dem Kolorite nach, für einen Giulio Romano gehalten haben, obwohl Erfindung und Zeichnung in der Weise jenes Meisters ist. Heitere Kinderstücke von Albani, schöne Blumen- und Fruchtstücke, Niederländer aller Art, von dem Generalfeldmarschall Luca d'Olanda, bis zu Vandyk und jüngeren Meistern. Sehr ausgezeichnet eine Kreuzigung angeblich von Mabuse, mit ein Paar Frauenköpfen von außerordentlicher Schönheit. Zwei Claude Lorrains ersten Ranges u. s. w.

---

weiß, welchen Antheil Sie an dieser Begebenheit nicht bloß des allgemeinen Besten, sondern auch der Ruhe Ihrer eigenen Staaten wegen nehmen werden. Ich bitte daher Vorstehendes nicht einer zu weit gehenden Anmaßung, sondern meiner großen Ergebenheit zuzuschreiben."

Doch ich kehre zu meinem Leisten zurück. Meine Arbeit über die Lombardei habe ich heute beendet: sie giebt nicht bloß Zeugniß für meinen Fleiß, sondern auch, daß ich viele der unterrichtetsten Männer zu Hülfsarbeitern hatte. Von Allem was drinnen steht, wißt Ihr im Wesentlichen wahrscheinlich Nichts, und könntet viel daraus lernen; dennoch bin ich darauf gefaßt, daß kaum Einer sie durchlesen wird. Immerhin, so habe ich wenigstens sehr viel gelernt, und meine Last und Lust daran gehabt und gebüßt.

Gestern aß ich beim Marchese Cavour und erhielt von ihm gründliche Belehrung über die turiner Stadtverhältnisse. Drauf holte mich Graf Baldo zur Akademie ab; wo Graf Saluzzo den Vorsitz führte und die Grafen Petiti und Sclopis sehr gute Vorlesungen hielten. Ich wüßte (alle Anderen ungerechnet) in — nicht vier so gelehrte Grafen zusammenzubringen. Petiti widerlegte Schrullen und Albernheiten, welche sich in die Criminalstatistik, durch Franzosen und Niederländer einschleichen; indem sie ewige Wahrheiten aus falschen Ziffern ableiten wollen, und einen Zusammenhang von Ursache und Wirkung voraussetzen, wo er gar nicht vorhanden ist. So z. B. daß mehr Verbrechen begangen werden, wo Viele lesen können; als ob man stähle, weil man lieset, oder nicht lieset. Auch kommen auf 1000 Menschen in dem angeblich hoch cultivirten

Paris so viel Verbrechen, als in dem ungebildeten Korsika. Ferner nehmen alle jene Rechenmeister gar keine Rücksicht darauf, ob und wo sich Veranlassungen und Gelegenheiten zu Verbrechen finden, oder wo sie fehlen. Wo nichts zu stehlen ist, (z. B. in den walliser Bergen) stiehlt man natürlich nicht so viel, als in London. Überhaupt ist die Schlußfolge aus der Zahl der Verbrecher, auf die Sittlichkeit eines ganzen Volkes, sehr oberflächlich und ungenügend.

Die zweite Abhandlung des Grafen Sclopis betraf die Entwickelung der Rechtsbegriffe im Mittelalter, besonders mit Rücksicht auf Thomas von Aquino und Dante. Wohlgedacht und wohlgeschrieben. Daß die Schrift de regimine principum nicht von Thomas seyn könne, behauptete er aus denselben chronologischen Gründen, die ich in meiner Abhandlung über die Scholastiker angeführt habe.

Dreißigſter Brief.

Turin, den 4ten Mai.

Die Abendgeſellſchaft geſtern beim —, war der beim — ähnlich. Zuletzt haben aber alle dieſe Geſellſchaften in ganz Europa eine gewiſſe Ähnlichkeit der äußeren Formen und der Mittheilung. Freiheit des Kommens und Gehens; mancherlei, aber immer wieder abbrechende Unterhaltung u. ſ. w. Von einem engliſchen Rout unterſcheiden ſich die italieniſchen Abendgeſellſchaften (ſo weit ich ſie kenne) indeſſen dadurch, daß das Gedränge nicht ſo groß iſt, und Thee ſowie einiges kühlende Getränk dargeboten wird. Der Schönheit nach muß ich bis jetzt den engliſchen Damen ohne Zweifel den Vorzug geben; wogegen muſikaliſche Übungen in Italien, öfter als Abwechſelung, einzutreten ſcheinen. Geſtern wenigſtens ſpielte eine Dame Fortepiano mit großer Fertigkeit und Sicherheit; aber die Compoſition war das Trivialſte, Verwirrteſte und Willkürlichſte, das mir faſt jemals vorgekommen, und ich fand die Bemerkung des Grafen — ſehr natürlich: „daß ihm, nach einer Viertelſtunde, Fortepianoſpiel langweilig werde.“ Mit einigem Zagen fragte ich nach dem Namen des Komponiſten und erhielt die gefürchtete

Antwort: es werde wohl roba tedesca seyn. Als man nun aber unseren Weber nannte, widersprach ich kühn und behauptete, es sey unmöglich, daß er jemals Zeug solcher Art geschrieben habe. — Es war von Herz!

Es ist eine große Gabe Gottes, schön zu seyn; es ist aber eine noch größere, seltenere und beglückendere, zu wissen was schön sey. Und doch scheint dies Ziel so leicht erreichbar, als dürfe man nur Augen und Ohren aufmachen. Findet sich aber etwa die wahre Philosophie, Politik, Religion leichter? — Gestern waren mehre Häuser, besonders vornehmer Beamten erleuchtet. Auf meine Frage weshalb? erhielt ich die Antwort: es sey der Vorabend des Namens-Findungs- oder Festtages des heiligen Schweißtuches. Auch ist die Polizei umhergegangen und hat empfohlen heute keinen Laden zu öffnen, weil man diese Frömmigkeit sehr gut aufnehmen werde. Übrigens streitet sich Turin mit, ich weiß nicht welcher anderen Stadt, wo sich unter zweien verhandenen Schweißtüchern, das ächte befindet. — Man ist, sagte mir jemand, hier der Meinung: das Volk lasse sich ohne Aberglauben nicht regieren. — Ich kann Sie (bemerkte ein vornehmer Beamter) morgen und übermorgen nicht zu mir einladen, denn ich muß fasten. Man giebt genau Acht ob dies geschehe, und es hat Einfluß auf Gunst und Ungunst, Zurücksetzung und Beförderung. — Ich sollte

Einzelnheiten ſolcher Art vielleicht nicht niederſchreiben, weil man leicht verführt wird, zu ſchnell ein allgemeines Urtheil darauf zu gründen; doch bleibt es oft wahr: ex ungue leonem. Wenn ich den erhabenen Bau der katholiſchen Kirche verehre und bewundere, und derlei Minutien werden mir dann als das Weſentliche vorgezeigt, wovon abzuweichen ſchreckliche Ketzerei ſey, ſo gemahnt es mich, als wenn mir ein in Kork nachgekünſteltes Koloſſeum als das ächte angeboten und empfohlen würde. Ich bin aber nirgends ein Freund von Surrogaten und Remplaçants.

Es kam zur Sprache: ob ich mich dem Könige ſolle vorſtellen laſſen? Weil man jedoch erklärte, dies ſey unmöglich, ſofern ich nicht in voller koſtbarer Hoftracht erſcheine, welche ich nicht beſitze, habe ich der Hoffnung entſagen müſſen. Daß bei feierlichen Gelegenheiten die äußere Form ſtreng vorgeſchrieben und beobachtet werde, kann ich nicht tadeln; für andere Fälle den Schneider zum Hauptmann der Leibwache zu machen, halte ich hingegen für unpaſſend. Solche Schneiderclauſur verſperrt den Königen manche nützliche Ausſicht!

Geſtern verſperrten Anfangs die Wolken die Ausſicht, bei einer reizenden Spazierfahrt um die Stadt. Turin hat eine vortreffliche Lage: im Mittelpunkt einer fruchtbaren Ebene, zwei Flüſſe (der Po und die Dora) ſie bewäſſernd und verſchönernd, nach einer

Seite der Blick in die lombardiſche Ebene, nach der zweiten, grüne, mit Bäumen, Schlöſſern, Häuſern, Kirchen, hin und wieder geſchmückte Hügel, nach der dritten und vierten Seite, anſteigende Alpen, bis zu wilden, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen.

Im Jahre 1813 ſtand in Turin das Thermometer zu Mittag im Schatten auf

0°	während	des	Januar
6	„	„	Februar
8	„	„	März
12	„	„	April
18	„	„	Mai
18	„	„	Junius
19	„	„	Julius
20	„	„	Auguſt u. ſ. w.

13 im Durchſchnitt.

161 Tage waren heiter, 75 regnicht, 126 gemiſcht. Seitdem ich hier bin, hat es allerdings geregnet, und drei ſtarke Gewitter gingen über die Stadt hinweg. Aber gerade dadurch iſt die Luft gereinigt, der Staub gelöſcht und das Frühjahr in aller Pracht hervorgetrieben worden.

Daß — den hieſigen Gang der Dinge nicht billigen kann, verſteht ſich von ſelbſt und er ſagte: er habe Deutſchland immer zu würdigen gewußt, ſeitdem er aber in Italien wohne: je l'adore. Dennoch hielt er es für nöthig, daß in der Gegend des Rheins ein

Theil an Frankreich komme: il nous faut là un petit coin. Mir fiel hiebei der Calembourg des Fürſten von Ligne ein, welcher, als Joſeph II ihn fragte, was man von ihm in Belgien ſage? zur Antwort gab: on dit que votre Majesté veut notre bien! Auch ward ich an den Hund in Göthes Fauſt erinnert, der erſt klein im Winkel ſitzt, aber raſch zu übermäßiger Größe hinanwächſt. — —

Des erwähnten Schweißtuches halber, waren heute das Schloß, die öffentlichen Gebäude und einige Beamtenwohnungen erleuchtet (die Stadt lebte meiſt im Obſcurantismus). Auch wird der Hof, 17 Tage lang, täglich von 4 bis 6 Uhr der Benediction in der Kirche beiwohnen. — Vor Kurzem, ſo wird erzählt, hat man einer, von den Ärzten aufgegebenen Nonne, einige Faſern des Hemdes einer Heiligen, in die Brühe gethan. Nach dem Verſchlucken iſt ſie geſund geworden, — bald nachher aber freilich geſtorben; worauf es jedoch nicht ankommt, da kein Menſch dieſem Schickſale entgehen kann. Sage unſerem Freunde H — er möge Sorge tragen, daß jenes homöopathiſche Mittel in die preußiſche Pharmakopöe aufgenommen werde. — Ein anderes Mittel, was eine Nonne vor einiger Zeit eingenommen, hat indeß ein größeres Wunder, nämlich ein verdoppeltes Leben hervorgebracht. Suum cuique. Leben und leben laſſen.

Einunddreißigſter Brief.

Turin, den 5ten Mai.

Eben komme ich vom Schloſſe und ſah den König und die Königinn durch einen Saal zur Kirche gehen. Zuerſt die rothen Bedienten, dann ungemein viel Officiere und Beamten (ihre Uniformen der preußiſchen ähnlich), hierauf Pagen (rothe Röcke, gelbe Hoſen, weiße Strümpfe), der König, die Königinn, Kammerherren, Hofdamen und was ſonſt hieher gehört. Der Hofſtaat iſt zahlreich, beſonders was das Jagdweſen und die geiſtliche Seite anbetrifft: z. B. 24 Kapelläne, 6 Kammergeiſtlichen und mehre Almoſenirer; ferner Ärzte, Palaſtdamen u. ſ. w.

Ein alter Wachtmeiſter, deſſen Obhut mich Hr. — anvertraute, war in Berlin und in vielen Theilen Deutſchlands geweſen, in der Schlacht bei Eilau gefangen und nach Siberien geſchickt worden. Lauter Reiſen, wie er ſagte, par force. In den erſten Jahren habe er gar kein Deutſch gelernt und immer geglaubt, daß man ſich über ihn aufhalte, oder gar ihn ausſchimpfe. Erſt in Regensburg fand der Unterricht eines jungen hübſchen Mädchen ſo viel Eingang, daß er ſich noch jetzt deutſch ausdrücken konnte.

Auf meine Frage: ob er mir nicht ähnlichen Unterricht zu verschaffen im Stande sey? antwortete er überhöflich: vielmehr sey ich im Stande im reinen Italienisch hier Unterricht zu geben. — —

Zweiunddreißigster Brief.

Turin, den 8ten Mai.

Mit — sprach ich umständlich über die religiösen Verwirrungen. Anerkennend, was mir anzuerkennen nöthig scheint, machte ihn doch darauf aufmerksam: daß in Berlin wohl Unkenntniß mancher Verhältnisse, aber gewiß kein böser Wille vorhanden sey, die vieljährige Praxis von den römischen Grundsätzen abweiche; der Papst stillschweigend in Rußland dulde, was er in Preußen bekämpfe, und Herstellung des Friedens der Zweck beider Theile seyn müsse u. s. w. Meine Behauptung: daß die römische Kirche durch die gemischten Ehen in der Regel an Zahl gewinne, wenn auch über die Erziehung der Kinder gar nichts versprochen sey, schien ihm neu und bemerkenswerth; doch blieb er dabei: man könne die Kirche nicht zwingen das

zu ſegnen, was ſie nicht billige; und darin ſprach er nur meine, oder (um ein höheres Zeugniß beizubringen) des Fürſten — Überzeugung aus. Der Glaube: daß die proteſtantiſche Lehre, oder Praxis, welche die Einſegnung erlaubt, die wahrhaft freiere, und chriſtlichere ſey, führt aber die Unterſuchung auf einen ganz anderen, von Rom nicht gekannten oder anerkannten Boden; auf einen Boden, welchen die Diplomatie nicht beherrſcht, wo ſich nichts befehlen und kein Concordat abſchließen läßt. — —

Dem Könige iſt von meiner Anweſenheit und wahrſcheinlich auch etwas von der Armuth meiner Kleiderkammer, oder vielmehr meines Kleiderſacks geſagt worden. Zur Aufrechthaltung der Geſetze und zugleich zur Milderung derſelben, iſt alſo gnädigſt angeordnet: daß ich heute um 11 Uhr, mit dem Grafen — die Münz- und Waffenſammlung beſehe, und das Weitere erwarte.

Dreiunddreißigſter Brief.

Turin, den 12ten Mai.

Mit Graf — fuhr ich nach dem Schloſſe und beſah die Medaillen- und Waffenſammlung, welche der jetzige König Karl Albert erſt gegründet hat. Es iſt zu verwundern wie viel in kurzer Zeit erreicht iſt. Insbeſondere verdient die Waffenſammlung nicht bloß in geſchichtlicher Hinſicht Erwähnung; ſondern es finden ſich darunter auch Kunſtwerke von größtem Werthe, ſo z. B. ein dem Benvenuto Cellini zugeſchriebenes Schild, deſſen Erfindung und Ausführung nicht reicher und ſchöner ſeyn könnte. Angekündigter Maaßen erſchien der König, ein großer Mann, mit einem Ausdrucke milder Gutmüthigkeit. Er ſprach weder mit falſcher Vornehmheit, noch falſcher Herablaſſung; ſondern natürlich, einfach und verſtändig. Beſonders war von Sardinien die Rede, ein Gegenſtand, wo der König (wie Ihr künftig leſen werdet) die größten und nützlichſten Veränderungen getroffen hat. Ich erlaubte mir an einiges Preußiſche zu erinnern und zu bemerken: daß anfänglichem Tadel, großer Gewinn und allgemeine Zufriedenheit folgen werde. — —

Donnerstag den 9ten Mai fuhr ich mit dem Grafen — durch die grüne, reich mit Wein und Bäumen beſetzte Ebene gen Pignerol. Von hier aus wandten wir uns nach Latour, erreichten S. Margarita und ſtiegen bei Madame Bert ab, der Wittwe des ehemaligen Moderateur. Auf einem Spaziergange überfiel uns ein ſtarkes Gewitter, mit vielem Regen, aber ohne die geringſte Bewegung der Luft und ohne darauf folgende Erkältung derſelben. Abends aßen wir mit drei Engländerinnen, deren eine den Sohn der Mad. Bert geheirathet hat. Die beiden anderen reiſen ſchon ſeit 3 Jahren in der Welt umher. Die dritte hatte einen ſchottiſchen Vater, war aber in Indien, wahrſcheinlich von einer indiſchen Mutter geboren; ſo ſehr hielt ihr Äußeres die Mitte zwiſchen Aſien und Europa. — Freitag den 10ten, Spaziergang in das Thal von Angrogne bis Serres. Gewaltiges Gewitter, was uns durchnäßte und Mad. Bert Gelegenheit gab äns, unerwarteterweiſe, mit Hemden und Strümpfen zu unterſtützen. Beſuch des Hospitals, Gymnaſiums und des Mädchenpenſionats. Die Vorſteherinn des letzten war bis zum vorigen Jahre in Dresden geweſen, wodurch ſie für mich ein eigenthümliches Intereſſe gewann. Alle dieſe Anſtalten reinlich, ordentlich, verſtändig, meiſt aus fremden Beiträgen erbaut. — Nachmittag Fahrt nach Villars bis Bobbi. — Abends wie geſtern. Etwas Babylon,

weil vier Sprachen durcheinander geſprochen wurden. — Das wäre alſo das trockene Inhaltsverzeichniß für zwei Tage, woran ſich geſtern die Rückfahrt anreihte. Zum Ausmalen fehlt Zeit und Geſchicklichkeit. Daher nur ſo viel: daß ich von der reichbebauten Ebene eines warmen Landes, bis zu eng eingeſchloſſenen Alpenthälern, mit Gipfeln ewigen Schnees; von reichen Weinlauben, durch Kaſtanienwälder neben Felsſturz und Waſſerfall hindurch zu Genzianen und Alpenpflanzen, alle Abſtufungen der Natur geſehen und mich daran gelabt und ergötzt habe. Dabei einfache, gutmüthige Menſchen, welche unverfolgt keinem Leids thun und den Verführungen widerſtanden ihren harten Obrigkeiten den Gehorſam aufzukündigen. Ich that indeß mein Möglichſtes, im Genuſſe der Natur zu vergeſſen, welche Gräuel in dieſen Waldenſerthälern Namens der Religion der Liebe begangen worden ſind. Noch jetzt iſt es nicht wie es ſeyn ſollte, und von einer Gleichſtellung der Religionsparteien keineswegs die Rede. Die Waldenſer ſind in ihren Thälern eingeſperrt, wie die Juden in ihrer Judengaſſe, neuer Erwerb von Grundſtücken iſt unterſagt, und es fehlt nicht an Scherereien und Zurückſetzungen, um auf dieſem Wege zu erreichen, was man früher mit Grauſamkeit nicht zu Stande brachte. Der beſſere Weg ſie zu bekehren wäre: wenn ſich die Katholiken zunächſt liebevoll und liebenswürdig zeigten, und die

Ähnlichkeit, nicht aber den Gegenſatz in den Vordergrund ſtellten. — Vielleicht dient jene Beſchränkung andererſeits zur Erhöhung der Kraft, zu Vermehrung ſittlicher Aufmerkſamkeit und zu dem Beſchluſſe ſich durch Geſetzlichkeit auszuzeichnen und zu keinem gegründeten Vorwurfe Gelegenheit zu geben. — Unter den Franzoſen (man ſoll ihre guten Seiten, nicht um der ſchlechten willen vergeſſen) war die Duldung größer und allgemeiner, und ohne die Farbe einer Prieſterherrſchaft. Wenn ein katholiſcher Geiſtlicher alle, nach der ſchönſten Gegend belegenen Fenſter ſeines Hauſes zumauern läßt, um die proteſtantiſche Kirche nicht zu erblicken; doch mir fällt Irland ein! Proteſtant wie Katholik ſollte auf ſeine Bruſt ſchlagen und ausrufen: Herr ſey mir armen Sünder gnädig! — Wie weit ſind wir noch vom Chriſtenthume entfernt, wie wenige erheben ſich über eine bloße Parteianſicht deſſelben, wie viele ſtellen den Haß höher als die Liebe!

In jenen Thälern trat mir das einfachſte menſchliche Daſeyn mit ſeiner Natürlichkeit und Unſchuld entgegen, und es wuchſen mir die Zweifel über die hauteur de la civiliſation über den Kopf. Gr. —, der hier mit Recht ſehr beliebt iſt, ſprach mit Bauern und Bäuerinnen, beſuchte die Prediger, und ich ſah hinein in eine Welt, von der unſere Hauptſtädte nichts wiſſen. Wer ſteht denn höher: der Geiſtliche, welcher für das leibliche und Seelenheil ſeiner Gemeine ſorgt,

und das Centrum bildet um das sie sich gern bewegt; oder ein membre der pariser Coalition mit vielen Centris und carteſianiſchen Wirbeln? Ein Bauer welcher keine Zeitungen lieſet, oder ein Journaliſt der ſie lügenhaft ſchreibt? Die Predigerfrau unter ihren hübſchen Kindern, oder die Dame in Paris, welche für höchſtbegabt gilt, weil ſie Giftpfeile für Auflöſung von Ehe und Familie glänzend zuſammendrechſelt? — Wir begegneten während ſtarken Regens einem Bauer, der ein Ferkel im Arme trug. Auf die Frage weshalb? antwortete er: ich möchte nicht daß das arme Thierchen naß würde! Lächerlich und abſurd genug für die, welche die Schweine nur in ihrer letzten Verwandlung, als Mettwurſt kennen und ehren; mich erinnerte es an das Paradies, wo Menſchen und Thiere, aus Gottes Hand hervorgehend, ſich einander näher ſtanden und beſſer verſtanden. — Ich gerieth, wie Ihr ſeht, etwas in das Raiſonniren und Frondiren; ward aber in meinem Eifer ermäßigt, als ich mir die Frage vorlegte: ob ich denn in dieſem Paradieſe bleiben und Hütten bauen wollte? Eines ſchickt ſich nicht für Alle u. ſ. w. — Von der Freundlichkeit und Güte der Mad. Bert, den einfachen häuslichen Einrichtungen mehrer Geiſtlichen, der Thätigkeit angeſehener Fabrikanten u. ſ. w. u. ſ. w. ließe ſich noch viel ſchreiben, müßte ich nicht zu anderen Arbeiten übergehen.

Vierunddreißigſter Brief.

Turin, den 13ten Mai.

Einer Einladung zufolge wohnte ich geſtern einer Sitzung der phyſikaliſch-mathematiſchen Klaſſe der Akademie bei. Die vorgeleſenen Abhandlungen der Herren Moris über einige neue ſardiniſche Pflanzen, und Minabrea über Schwingungen der Saiten hatten wiſſenſchaftlichen Werth; die des Profeſſor Géné über Lebensart und Inſtinkt einiger Inſekten hätten auch Damen mit größtem Intereſſe anhören können. Ich lernte hier den bekannten — kennen, der ſich als ein eleganter junger Mann à quatre épingles darſtellte. Zufällig kam heraus, er ſey ſo alt wie ich, und ich ward ungerecht gegen mich ſelbſt, oder meinen Leib daß er ſich nicht beſſer conſervirt habe. Bei genauerer Beobachtung glaubte ich aber die Hülfe zu erkennen, die er ſeiner Geſichtsfarbe von außen giebt, und die mir (ungerufen) von innen kommt; auch guckte unter dem ſchönen, ſchwarzen Haupthaar und Backenbart, ein grauer Verräther hervor. Endlich legte er ſeinen Stock nicht ab, und es ergab ſich dies geſchehe der Gicht halber, welche ihn hindere dar-

ohne zu geben. Alſo gab ich meinem Leibe réparation d'honneur.

Könnte ich nur Alles behalten und niederſchreiben, was ich gelegentlich an Curioſitäten höre, Ihr würdet Euch an meinen Briefen und dieſen Wahrheiten oder Dichtungen beſſer amüſiren. Einiges heute zur Probe.

Karl Felix ſagte: ohne Studenten und Soldaten würde es keine Unruhen geben. Nie wohnte er einer kriegeriſchen Übung bei, und begegnete er zufällig ſeinen eigenen Soldaten, ſo zog er die Vorhänge der Wagenfenſter herab. Gebt ihnen (ſagte er) welche Uniform ihr wollt: fuggiranno! — Bei der Reſtauration 1814 fragte der König Viktor Emanuel in größter Sorge: was zu thun ſey? — Für 7 Sous, antwortete ein alter legitimer Miniſter, können Euer Majeſtät Alles in die herrlichſte Ordnung bringen. Kaufen Sie einen alten Staatskalender aus den neunziger Jahren und ſtellen Sie Alles ſo her, wie es damals war. Dieſer weiſe Rath ward buchſtäblich befolgt. — Als die Geſandten nach dem Siege der Öſterreicher über die Neapolitaner, im Jahre 1821, den König Ferdinand dringend aufforderten nach Neapel zurückzukehren, ſuchte er tauſend Ausflüchte und ſagte endlich: che volete, Jo sono anche Napolitano, ho paura! — Den Mann, den er mit Thränen in den Augen und in höchſter Angſt gezwungen hatte, das Amt eines Kriegsminiſters zu übernehmen, ließ er

ſpäter zur Unterſuchung ziehen, verurtheilen, und nur dringende Verwendung bewahrte ihn vor dem härteſten Schickſale. — Welche Texte zu langen Commentaren!

Fünfunddreißigſter Brief.

Genua, den 17ten Mai.

In dem Augenblicke wo ich, an meinem Geburtstage, (den 14ten) den Brief an Euch zugemacht hatte, erſah ich aus der Staatszeitung den Tod von Gans. Ein ſtarker Fingerzeig für den viel älteren Kollegen! Sein Tod iſt ein großer Verluſt für die Univerſität und ſeine Freunde: denn ob er gleich der äußerlichen Rhetorik (von ſeinem Talente verführt) zu viel nachgab, und Eitelkeit ihm bisweilen keine Ruhe ließ, war er doch von Herzen gutmüthig, voller Geiſt und Kenntniſſe, und thätig in vielen Richtungen. Mit jedem Jahre würde er zugleich ruhiger und tiefer geworden ſeyn; der Himmel hat es nicht gewollt. Friede ſeiner Aſche, auch wenn er neben Klenze (ſeinem zunächſt vor ihm geſtorbenen Gegner) ruhen ſollte.

Der Geburtstag und die Todesnachricht gaben doppelte Veranlassung über mich nachzudenken, und dem Himmel dafür zu danken, daß mir so viel Mannichfaltigkeit und wiederum so viel ruhige Einfachheit auf der Lebensbahn zu Theil ward. Auch zu der jetzigen Reise gab ich um so mehr von Neuem meine Zustimmung, weil sie durch vielfache Hülfe und Freundschaft angenehmer und lehrreicher ist, als ich selbst erwarten konnte, während von allen nikolaischen Leiden mich noch kein einziges getroffen hat. Ihr findet es vielleicht langweilig daß ich in jedem Briefe hierauf zurückkomme; allein bei täglich neuer Veranlassung füllt sich das Herz, und der Mund geht dann über. So ist mir mein Aufenthalt in Turin auf die schon erzählte Weise sehr lehrreich und angenehm gewesen, und die freundschaftliche Aufnahme bei dem Grafen W.-T. wird mir unvergeßlich bleiben. — — —

Beim schönsten Wetter fuhr ich im Kabriolet zur Stadt hinaus nach Genua. Links die reich bewachsenen und bebauten Hügel, rechts der Po, dann bei Montcarlier vorbei, in die große Ebene, welche sich bis jenseit Alessandria erstreckt. Doch fehlt es nicht an einzelnen Hügeln und Senkungen, und ich hatte großes Wohlgefallen an dem grünen Waizenmeere, den in allen Farben prangenden Wiesen, den Ufern des Tanaro, und den Grillen (siehe Tiecks Reisegedichte), welche ich auf dieser Reise zum ersten Male

wieder hörte. In Asti konnte ich nicht umhin den gerühmten Wein zu kosten, fand aber doch, die Bouteille Sauterne (welche mir Gr. W.-T. mitgegeben hatte) verdiene den Vorzug.

Die Nacht ist, besonders auf dem Postwagen, keines Menschen Freund; indessen ging sie schnell genug vorüber, weil man schnell vorwärts kam. In Preußen hat sich allerdings die alte snail post in eine Art von Schnellpost verwandelt, steht aber der hiesigen nach, weil 1) die Pferde hier viel rascher drauf los traben, 2) Pferde und Menschen auf jeder Station bereit stehen und das Umspannen in höchstens zwei Minuten beendet ist, und 3) schon deshalb die unausstehlichen Kneipereien wegfallen. Thut desgleichen.

Beim Anbruche des Tages hatten wir schon den Gipfel der neuen Straße überstiegen, und es ging bergab gen Genua. Ölbäume, Feigen, Cypressen zeigten daß die zweite Abtheilung Italiens beginne, und gleich eigenthümlich und anziehend fand ich die an den Berglehnen des weiten Thales zerstreuten Häuser und Paläste. Warum, fragte ich mich von Neuem, erscheinen diese so viel anziehender, ja poetischer und romantischer als in so vielen anderen Ländern? Es liegt dies weder in einer verwaltenden künstlerischen Vollendung, noch in der prachtvollen Erhaltung, noch in dem bisweilen malerischen Verfalle; sondern wesentlich wohl darin, daß keine allgemeine Regel hindurch-

geht und zu vielen gleichartigen Wiederholungen führt. Sowie die Individualität der Italiener am ſchärfſten ausgeprägt iſt; ſo auch die Beſonderheit ihrer Häuſer und Paläſte. Thüren, Fenſter, Dächer, Bogen, Schornſteine, Pergola u. ſ. w. ordnet, ſchneidet, ſtellt und richtet jeder, wie es gerade ihm recht iſt, unbekümmert um Geſetz, Urtheil, Nachbaren, und Kritiker. — — —

Sechsunddreißigſter Brief.

Genua, den 18ten Mai.

Mir ward geſtern ein Naturgenuß zu Theil, wie er ſich im Leben nur ſelten darbietet. Ich ſtieg am Anfang der Straße Muragliette, auf die Mauer hinauf, welche die Stadt von dem, ſich in großem Bogen hinſtreckenden Hafen trennt, und ging den Quais della legna, Spinola, regale, mercantie, mandraccio vorbei, auf dem alten Molo hinaus ins Meer, dann weiter bis zum Ende der Stadt und denſelben Weg zurück. Der Himmel war mit Wolken aller Art bedeckt, und die See ging ungemein hoch. Die fernſte Gegend deſſelben dunkelblau, dann heller, grünlich,

gelblich, bis die brausenden Wogen durch die vorliegenden Felsstücke in weißen Schaum aufgelöset wurden, oder, unmittelbar die Mauern treffend, hinanstürmten und den Wasserstaub bis hinüber in die Straße warfen. Oft traf die zurückprallende Welle, eine zweite vom Meere sich heranwälzende, und der Kampf brach beide und löfete sie in weiße Wasserdaunen auf. Ich habe das Meer nie schöner und großartiger gesehen. Und nun, bei den steten Wendungen des Weges, die unendliche Mannichfaltigkeit der Aussichten auf die Küste, wo nach einer Seite der neue Molo und der Leuchtthurm die Aufmerksamkeit anzieht, und dem Gesichtskreise eine Art Schlußpunkt giebt; dann die schönen, mit Gärten und Villen besetzten Hügel hinter der Straße della Lanterna; Festungswerke auf ihren Gipfeln; hierauf Häuser, Kirchen, Paläste sich immer enger aneinander reihend, die Berge terrassenartig hinansteigend, ein Panorama wie es wohl nur wenige in der Welt giebt.

Dieser Genuß wiederholte sich des Nachmittags beim Marchese G. C. di Negro. Ein gebildeter, angenehmer Mann, fast der Einzige welcher Gesellschaft sieht und Fremde bei sich aufnimmt; eine Sammlung der schönsten Kupferstiche, darunter Seltenheiten alter Meister (auch von Albrecht Dürer), ein schönes antikes Basrelief Kämpfe darstellend u. s. w.: genug so viel der Kunst, wie sie nur reiche und geschmackvolle Leute

um ſich vereinigen. Doch war dies Alles untergeordnet. Der Garten mit Ölbäumen, Orangen, Citronen, Lorbern, einer Palme, unzähligen blühenden Roſen, Weinlauben, Terraſſen, begrünten Felſen, erinnerte mich an die Gärten der Armide; einzig endlich iſt die Ausſicht nach allen Seiten. Die Stadt, die Hügel, der Hafen, das Meer; der wahre Mittelpunkt aller genueſiſchen Naturſchönheiten. Nach einer oder zwei Seiten, findet man öfter ſchöne Geſichtspunkte, hier folgen ſie nach allen 32 Richtungen der Windroſe ununterbrochen ſo aufeinander, daß man nicht weiß welche vorzuziehen ſey. Vor Tiſche und nach Tiſche erbaute ich mich an dieſen Wundern; unbekümmert um das, was die Leute klatſchen, um einigen Schatten in dies Lichtmeer zu werfen. — Bei Tiſche eine neue Entdeckung. Erſt am letzten Tage meines Aufenthalts in Venedig, ward ich im Atenco dem ſicilianiſchen Marcheſe G— vorgeſtellt, der mir Briefe nach Sicilien mitgab. Geſtern waren drei ſeiner Töchter in der Geſellſchaft und ich ſaß neben der einen, voller Leben und — was Euch wohl mehr überraſchen wird — voller Kenntniſſe. Schon in Venedig hätten mich die Schweſtern gern geſehen; man hatte ihnen aber geſagt, ich ſey ein fiero protestante. Danach könnt Ihr abmeſſen, welche epitheta ornantia gewiſſen Berlinern zu Theil werden dürften! Über ſo viele Punkte war ich mit dieſer erſten ſicilianiſchen Bekanntſchaft

einig, daß ich scherzweise Gegenstände des Streites suchte, aber nicht fand. — — — —

— — — — In dem Augenblicke, wo ich mir wegen meiner geschichtlichen Gewissenhaftigkeit ein Kompliment machen wollte, ward ich einem Florentiner vorgestellt, der für gewisse Zwecke so viel Monate verwenden will und verwendet hat, als ich Tage; und gegen dessen aufgestapelten Schätze, meine kurze Weisheit, wie ein ärmlicher Bettelkram erschien. Ich wollte mich mit allerhand sprüchwörtlichen Redensarten trösten, z. B. die Zeit ist nicht das Maaß von einem guten Werke u. dgl., war aber in Wahrheit verstimmt und mit mir unzufrieden; bis ich wieder mit den drei Sicilianerinnen zusammentraf und meine Nachbarinn nach Hause brachte. — Ein Blick in Hrn. Crepins Leben, wirkt wie eine erheiternde Universalmedizin; darum von etwas Anderem, der großen Revolution, welche (wie man mir erzählt) hier über die Hosen der Tänzerinnen ausgebrochen ist. Sie machten zeither (wie bei uns) ihre Windmühlen und Kreuzsprünge in fleischfarbenem Strickzeuche, Tricot genannt. Eines Abends nun erscheinen sie in grünen Pumphosen, die bis über das Knie hinabgehen. Erstaunen, Gemurmel, Skandal, Frage nach dem woher, warum? u. s. w. Viele Antworten: die neue Mode komme aus Neapel, die Polizei habe nichts davon gewußt, mißbillige vielmehr (conservativ gesinnt) diese Neuerungen. Bei der zweiten Aufführung waren

die ungekrumpenen, oder ungekrämpelten Hosen durch die Wäsche eingelaufen, oder durch andere zureichende Mittel abgekürzt, so daß man hoffen konnte sie würden auf den Aussterbeetat gesetzt werden, oder auf das uralte Feigenblatt zusammenhutzeln. Dennoch neue Ungeduld des Publikums und neue Erklärungen: z. B. ein Direktor des Theaters wolle eine unter Leitung der Jesuiten stehende Jungfrau heirathen. Dieser sey aber das Gelübde aufgegeben worden: sie wolle sich nicht eher ausziehen, bevor die Tänzerinnen andere Hosen anzögen. — Andere Mißvergnügte beschuldigen einen zweiten Direktor, daß er den Stand der Unschuld bei den Tänzerinnen vertilgt und ihre Augen zwangsweise eröffnet habe; sie sagen ihm auf öffentlicher Straße, er solle vielmehr seiner Frau Hosen anziehen, denn — — — —. Diese und ähnliche Ermahnungen erscheinen der Polizei zu stark, sie hat mehre junge Leute verhaftet, Andere sind davongereiset. Berichte und Probehosen (vor und nach dem Einlaufen oder Raccourciren) liegen (so heißt es) sachverständigen Vorgesetzten zur Prüfung vor, und man weiß noch nicht welche Constitution, oder Prostitution wird angenommen und bestätigt werden. —

Siebenunddreißigster Brief.

Genua, den 19ten Mai.

Nach gehöriger Arbeit suchte ich gestern zuerst die Sicilianerinnen wieder auf und unterhielt mich mit ihnen aufs Angenehmste über gar viele Gegenstände: über Alfieri, Dante, Shakspeare, die alten Geschichtschreiber, die gemischten Ehen, die Schönheit Siciliens, Don Karlos, Lord Byron u. s. w. Sie zeigten überall Kenntniß, Gefühl und Urtheil. Sehr erfreulich war ein großer Spaziergang, den ich von Acquasola, den ehemaligen und zum Theil noch bestehenden Festungswerken entlang, bis wieder zum Hafen unternahm. Acquasola ist ein mit größter Anstrengung geebneter, in einen Garten verwandelter Platz. Akazien und Rosen blühten im größten Überfluß, obgleich das Wetter seit einigen Tagen nichts weniger als warm, und der Winteranzug keineswegs entbehrlich ist. — Der Spaziergang bot die zweite Hälfte des Genusses zum vorgestrigen, und so hätte ich denn wenigstens ein Stücklein Vergnügungsreise.

Nicht so gut ward es mir des Abends im Theater Carlo Felice. Ich glaubte die unbeendete Hosenrevolution und ein neues Ballet, würden das Haus über-

füllen, fand es aber leer und hatte Zeit genug die sechs Reihen Logen übereinander zu zählen und den Vorhang zu beschauen. Il giuramento di Mercadante (hatte man mir gesagt) zeige harmonisches Studium und bewege sich in einer neuen, deutschen Bahn. Von jenem Studium habe ich gar nichts gespürt, und die Deutschheit könnte sich höchstens in einigen Erinnerungen an Weber und seinen, bisweilen zerschnittenen, Styl wiederfinden, während dessen Genie und Erfindungskraft fehlte. Genug, die Musik war meines Erachtens schlecht; auch rührte sich während des langen ersten Aktes keine Hand. Die Sänger, ganz unbedeutend; die Sängerinnen zeigten wenigstens eine gute Eigenschaft, daß sie sich nicht (wie fast aller Orten) überschrieen. Ich sehnte mich um so mehr nach dem Ballete, weil ich ein Gelübde gethan, nicht vor dem Anschauen desselben herauszugehen. Doch hätte ich das Gelübde (wäre ich nicht eingesperrt gewesen) gern gebrochen, so langweilig und voll trockener Wiederholungen war das Ganze. Das eigentliche Tanzen wie überall: kein hervorragendes Talent; die Pantomime, unverständiges, oder unverständliches Gespreize. Besonders hätte sich der selige Chalif Harun Al Raschid gewiß sehr ereifert, wenn ihm der Hampelmann von Remplaçant zu Gesicht gekommen wäre. Gottlob, diese Theaterpflicht für Genua, ist nun erfüllt, und Ihr werdet keine weiteren Opfer von mir verlangen. — — —

Achtunddreißigster Brief.

Genua, den 20sten Mai.

Gestern war der erste Pfingsttag. Ein ästhetischer Schönfärber hätte die beste Gelegenheit und Veranlassung hierüber ein Prachtstück von Gemälde zusammenzureiben, oder zu schreiben. Ich will (da ich für jenes Gewerbe kein Talent und keinen Gewerbschein besitze) ganz einfach berichten, daß ich nichts Ungewöhnliches, nichts besonders Merkwürdiges zu sehen, oder zu hören bekam. In den Kirchen schlechte, ganz weltliche Musik; mit Ausnahme der weißen Frauenschleier, keine Eigenthümlichkeit der Kleidung und Haltung. Viel Gehens auf den Straßen, wie überall. Doch muß ich bemerken, daß ich erst hier Schönheit der Frauen und Mädchen zu Gesicht bekommen habe; denn obwohl man der Häßlichen auch genug begegnet, ist die gesammte Art doch eigenthümlicher und ausgezeichneter, als was ich seit Triest in dieser Beziehung gefunden.

Ein Italiener rieth mir: ich solle in die Bartholomäuskirche gehen, und sehen was man nur an diesem einen Tage des Jahres zeige, was 364 Tage unter 11 Schlössern und Schlüsseln verborgen bleibe-

nämlich wieder ein Sudario, ein Schweißtuch! Ob ich nun gleich nicht den fiero protestante spiele, konnte ich doch nicht umhin mich rund heraus in diesen Stücken für einen Zweifler zu erklären, dem die Neigung fehle sich um derlei Dinge zu bemühen. Das Schweißtuch, sagte jener hierauf gleichsam beistimmend, sey wenigstens ein merkwürdiges, constantinopolitanisches Gewebe des Mittelalters. Das änderte den Gesichtspunkt, doch habe ich Kunst und Gewerbe und Gewebe, um der schöneren Natur willen, versäumt. — Manche Kirchen sind in gar schlechtem Geschmack erbaut, und auch Carignan ist nur eine kalte, ausgeweißte Nachahmung der Peterskirche. Bildsäulen, die (wie ich schon sagte) für mich nicht existiren, oder für welche ich nicht geschaffen bin; bessere und wohl erhaltene Bilder für Kenner, von Guercino, Procaccini, Piola u. A.

Mittags aß ich im freundlichen Familienkreise bei —, und fand bei den Damen mit meiner Behauptung Gehör, daß die Frauen das Haus regieren müßten. — Überall höre ich klagen, daß die Mauern um den Hafen herum, zur Erschwerung der Contrebande, dergestalt erhöht würden, daß die Terrassen und schönsten Stockwerke der Häuser, dadurch die Aussicht verlören. Ich mags nicht glauben; diese unästhetische und undiätetische Barbarei, wäre doch zu arg, und obenein für den bezeichneten Zweck gewiß vergeblich.

Dienstag den 21sten Mai.

Ich habe so lange nicht von Politik gesprochen, bin auch mit dem Zeitungslesen im Rückstande, kann aber einen Stoßseufzer über die pariser Geschichten nicht unterdrücken. Gehen die Franzosen, welche durch rasche Bewegung an der Spitze aller Bildung zu seyn wähnen, nicht in Beziehung auf politische Freiheit ohne Ruhe und Rast wie in der Mühle umher? Wo zeigt sich ein sicheres Ziel, eine anerkannte Einsicht, eine gleichartige auf Wahrheit und Recht gegründete Gesinnung? Immer wiederkehrende Willkür, stete Unzufriedenheit, und Mord und Todschlag für das was dem geringen oder vornehmen Pöbel gerade augenblicklich behagt. Freilich steht die größere Zahl des besseren Volkes außerhalb jener Wirbel, wird aber leider durch Rückschlag doch von ihnen berührt, wie die Bankerotte in Belgien und Frankreich erweisen. Auch muß durch lange Krankheiten jener Art, die sittliche und religiöse Natur eines Volkes im Allgemeinen leiden.

Peel hat sich, so scheint es, der Ultratories nicht entledigen können, und vergessen daß man den Bogen nicht übermäßig spannen soll. Genug, daß die Königinn ihm freie Hand zur Bildung eines Ministeriums ließ; sie hatte Recht daß sie sich nicht von ihren Freundinnen trennen, daß sie eine Tyrannei nicht dulden wollte, welche die geringste Frau zurückweisen würde. Diese Festigkeit des Willens und Charakters wird ihr

viele Stimmen (zunächst der Frauen) gewinnen, und ich freue mich daß eine Königinn zeigt: ein König solle nicht ein bloßer Popanz, ein leeres Symbol, eine politische Maschine seyn, welche man nach Belieben aufzieht, anstößt, still stehen läßt u. s. w. Die Forderung sich von aller ihrer weiblichen Umgebung zu trennen, hatte keinen hinreichenden politischen Grund, war ungentlemanlike, und wer die Majorität in beiden Häusern hat, oder zu erwerben versteht, braucht sich vor ein Paar alten Weibern, oder jungen Mädchen nicht zu fürchten. Derlei todte Parteiabstraktionen hat die Königinn, im lebendigen Gefühle, mit Recht zerschlagen. Gott helfe weiter. — —

Neununddreißigster Brief.

Turin, den 4ten Mai.

Mir sagte ein Einwohner von Turin: „wir bilden zur Hälfte ein Kriegslager, zur Hälfte ein Kloster“ Er wollte hiemit nicht sowohl anzeigen, daß zwei natürliche und unentbehrliche Theile sich zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt hätten; als daß es an der

Wirklichkeit, oder Möglichkeit einer ſolchen Vereinigung fehle, und die beiden Hälften nicht gehörig aneinanderpaßten. Gewiß mangelt es nicht an den Elementen aus welchen beide Theile gebildet werden, das heißt nicht an Soldaten und Geiſtlichen, welche mit ihren verſchiedenen Uniformen die Aufmerkſamkeit des Fremden, und das Wohlwollen, oder Mißfallen der Einheimiſchen auf ſich ziehen müſſen.

Betrachten wir, wie ſo viele geiſtliche Staaten früher das Kriegswesen ganz vernachläſſigten, wie ſo viele Kriegsſtaaten die kirchlich-religiöſe Richtung lächerlich machten und als ein hors d'oeuvre bezeichneten, — und beide ſich durch dieſe Einſeitigkeiten ins Unglück ſtürzten; ſo möchte man jene Aufgabe der Vereinigung als die höchſte und würdigſte, — freilich aber zugleich auch als die ſchwierigſte bezeichnen. Das letzte insbeſondere für den Fall: daß ſich der Soldat im Gegenſatze des Nichtſoldaten, der Prieſter im Gegenſatze des Laien hinſtellt, und beide ein Monopol der Herrſchaft und Bedeutung in Anſpruch nehmen; wo dann die Geſammtheit des Volkes eben ſo als Beiwerk und hors d'oeuvre erſcheint, als, bei dem oben gerügten Verfahren, der Krieger, oder der Geiſtliche. Dieſer Fingerzeig genüge, auf die Gefahr der Übertreibungen und Irrwege aufmerkſam zu machen; weitere Auseinanderſetzungen in Lob, oder Tadel wären an dieſer Stelle übereilt und verzeitig.

Da in den ſardiniſchen Staaten weder eine repräſentative, noch eine ſtändiſche, noch eine aus beiden Beſtandtheilen gemiſchte Verfaſſung vorhanden iſt; ſo liegt aller Nachdruck auf der königlichen Familie und der Verwaltung. Jene hat ſeit Jahrhunderten gewiſſe Plane folgerecht im Auge behalten, und die Anhänglichkeit des Volkes gewonnen, indem ſie deſſen Rechte erweiterte und übertriebene Privilegien einzelner Perſonen und Stände beſchränkte. Wir finden die ſardiniſchen Herrſcher nicht ſelten auf dem Wege, welchen die preußiſchen Könige in dieſen Beziehungen einſchlugen. Ein Vorwalten des Beamtenſtandes, eine gewiſſe Art der Büreaukratie, iſt hiebei unvermeidlich. Ihre Mängel wurden aber im Preußiſchen, durch die collegialiſche Form, und in neuerer Zeit durch Stadt- und Ständeverfaſſungen gemindert, oder ausgeglichen; während man in Turin über die, in den letzten Jahren ſehr zunehmende, Centraliſation klagt. Eine ſtarke Regierung iſt, Alles zu Allem gerechnet, immer beſſer als eine ſchwache; doch wäre meines Erachtens die Meinung irrig: es ſey leichter eine Unzahl von Einzelnen zu regieren, als eine geringere Zahl von Körperſchaften. Dieſe Anſicht führt in die Region der franzöſiſchen Atomiſtik, und die ſardiniſchen Miniſter träfen (laut jener Beſchuldigung) hier mit den Lehren von Thiers zuſammen; was mehr überraſchen müßte, als daß ſich dieſer Vertheidiger der äußerſten Centra-

lisation, in Paris mit dem Gegner derselben, mit Odilon Barrot, für andere beliebte Zwecke verbindet.

Wir finden fünf Minister oder Staatssekretaire: für das Innere, den Krieg und die Flotte, die Rechtspflege, die Justiz und die auswärtigen Angelegenheiten. Für Sardinien bestehen jedoch eine eigenthümliche Verwaltung und ganz abweichende Einrichtungen, wovon weiter unten die Rede sein soll.

Auf sehr löbliche Weise hört der König den Vortrag jedes Ministers, führt regelmäßig den Vorsitz bei allgemeinen Berathungen, und giebt wöchentlich zweimal öffentliche Audienz.

In jeder Landschaft ist alle Macht der eigentlichen Verwaltung in die Hände eines Intendanten gegeben, und wenn diese in einigen untergeordneten Beziehungen nicht ganz der eines französischen Präfekten gleich kommt; so ist sie andererseits in so fern größer, daß dem hiesigen Intendanten keine Präfekturräthe, und eben so wenig selbstständige Körperschaften zur Seite stehen. Intendanten geringerer Klassen, sind gewissen Städten und Bezirken vorgesetzt. Die Gehalte steigen von 8000 bis 6,000 Lire. Alle Beamten sind, wenigstens der Theorie nach, absetzbar; wenn auch von dieser Lehre nicht (wie in Frankreich) ein übertriebener, höchst nachtheiliger Gebrauch gemacht wird.

Bei diesem Übergewichte des Persönlichen, über das Collegialische und Formelle; war die Gründung eines

Staatsrathes ein großer Fortschritt und Gewinn. Ich theile über seine Beschaffenheit und den Gang der Gesetzgebung Folgendes aus dem neuen bürgerlichen Gesetzbuche und dem Edikte vom 18ten August 1831 mit. Dort heißt es: der König hat allein das Recht Gesetze zu geben. Diese werden, nach Anhörung des Staatsrathes entweder als Edikte, oder als offene Patente (lettres Patentes) erlassen. Sie sind vom Könige vollzogen und vom betroffenen Minister, sowie vom controleur général *) gezeichnet. Diese Beiden, sowie auch die übrigen Minister, sollen, bevor sie ihr Gesehen (visa) und das Reichssiegel aufdrücken, die Gesetze genau prüfen, und wenn sie Bedenken finden, darüber an den König berichten. Vor öffentlicher Bekanntmachung werden die Gesetze (nach Maaßgabe ihres Inhaltes) auch den oberen Gerichtsbehörden (Senaten) und der Oberrechenkammer zur Eintragung vorgelegt. Finden sie in denselben etwas, das ihnen erscheint als nachtheilig für den königlichen Dienst und das öffentliche Wohl, oder als der Gerechtigkeit widersprechend; so machen sie vor jener Eintragung, zweckmäßige Vorstellungen.

Der Staatsrath soll ein Mittelpunkt allgemeiner Berathungen für alle wichtigen Gegenstände seyn.

*) Einst ein wichtiges Amt; jetzt fast nur ein Ehrenposten und Titel.

Er besteht, ohne die Präsidenten, aus 11 ordentlichen Mitgliedern. Unter den außerordentlichen (deren Zahl nicht bestimmt ist) befinden sich zwei Ritter des Ordens della Annunziata, zwei Bischöfe und zweimal sieben Räthe für die Landschaften, welche eine der sieben Kriegsabtheilungen bilden. Die Würde eines Staatsrathes ist unverträglich mit einem anderen, besoldeten Amte. Auf königlichen Befehl können die Minister dem Staatsrathe beiwohnen, sie haben aber nur eine berathende Stimme. Der Staatsrath zerfällt in drei Abtheilungen: 1) für das Innere; 2) für Rechts-, Gnaden- und Kirchensachen; 3) für die Finanzen. Die zweite Abtheilung kann nur rathschlagen wenn zum mindesten fünf, die erste und dritte wenn drei Mitglieder gegenwärtig sind. Dem Staatsrathe ist (und möge man nie von dieser Vorschrift abweichen!) die Berathung und Prüfung aller Gesetze und anordnenden Verfügungen zugewiesen. Sein Gutachten soll gehört werden: bei Zweifeln über den Geschäftskreis der Ministerien, und die Gränzen der Rechtspflege und Verwaltung; ferner über die Gegenvorstellungen der Senate und Oberrechenkammer, die Voranschläge der Einnahmen und Ausgaben, die Abänderung der Steuern, die Nothwendigkeit von Anleihen, die Einrichtung der Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, die Verbesserung von Landbau, Handel und Fabriken u. s. w. — Kriegs-, Haus- und aus-

wärtige Angelegenheiten, sind hingegen kein Gegenstand der Berathungen des Staatsrathes.

In jedem Bezirke*) befindet sich ein Unterrichter (giudice di mandamento), welcher über Besitzklagen mancherlei Art, Feldbeschädigungen, und viele Personalsachen bis 300 Lire an Werth erkennt; von dessen Spruche man jedoch berufen kann, wenn jener Werth über 100, oder eine zuerkannte Strafe über 10 Lire betrug. — In jeder der siebenunddreißig Landschaften ist ein Präfekturgericht (tribunale di prefettura) mit einem Präsidenten, zwei bis sechs Räthen, einem Regierungsadvokaten, Unterbeamten u. s. w. Sie erkennen in erster Instanz über alle Gegenstände, die nicht einem anderen Gerichte zugewiesen sind, über Handelssachen (sofern hiefür kein besonderes Gericht besteht) und über das, was man sonst wohl zum Verwaltungsrechte (droit administratif) rechnet. In den Sitzungen muß jeder eine schwarze Amtskleidung tragen; die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Mit Ausnahme der richterlichen Berathung ist das Verfahren öffentlich, und das Urtheil wird ebenfalls öffentlich mit Aufzählung der Gründe bekannt gemacht. Geschworne sind auch zur französischen Zeit nicht berufen worden, wogegen das Reden (plaidoyer) der Advokaten noch stattfindet.

---

*) Gesetz vom 27sten September 1822.

Die Präfekturgerichte erkennen über viele Polizeivergehen, und in anderen Dingen bis zu Strafen von 50 Lire und drei Tagen Gefängniß; in Zoll- und Steuervergehen bis 300 Lire und 11 Tage Gefängniß. — In Civilsachen geht (nach Maaßgabe des Gegenstandes) die Berufung an die höheren Gerichtshöfe (Senate), in Turin, Genua, Chamberi, Nizza und Casale, oder an die Kammer (camera); wenn anders der Werth des Gegenstandes über 1200 Lire beträgt. Klagen gegen höhere Beamte können sogleich bei den Senaten, wichtigere peinliche Sachen müssen daselbst angebracht werden. Kein Proceß wird durch mehr als zwei Instanzen geführt; in außerordentlichen Fällen prüft jedoch der Staatsrath, ob eine Revision stattfinden soll, und holt darüber die königliche Entscheidung ein. Im bejahenden Fall geht die Sache nochmals an dasselbe Obergericht, welches einen anderen Berichterstatter ernennt und in voller Sitzung entscheidet.

Die Gehalte betragen:

bei den Obergerichten			
für den Präsidenten	10,000	— 20,000	Lire
die Räthe	3,500	— 7,000	„
bei den Präfekturgerichten			
für den Präsidenten	3,200	— 5,000	„
die Räthe	1,600	— 2,700	„
bei den Untergerichten f. d. Richter	1,000	— 1,400	„

Über die Einrichtungen in den Städten, giebt es Geſetze aus den Jahren 1738, 1775 und 1783, welche keineswegs ganz abgeſchafft ſind, ſondern auf welche die neueren Verſchriften von 1815 und 1838 noch Bezug nehmen. Mit Ausnahme von Turin, Genua und einigen anderen Städten, denen mehr oder weniger beſondere Rechte verblieben ſind, werden alle übrigen nach den ſo eben erwähnten Geſetzen verwaltet. Sie enthalten umſtändliche und verſtändige Verſchriften über die Art und Weiſe dieſer Verwaltung, der Rechnungsführung, der Entwerfung von Verträgen, Aufbewahrung der Akten, Vertheilung der Steuern, Erhaltung der Straßen, Einlagerung der Soldaten, Fortſchaffung der Armen u. ſ. w.; — können aber nicht auf den Namen einer Städteordnung Anſpruch machen, wenn anders dieſe eine Selbſtändigkeit begründen und politiſche Bedeutung geben ſoll. Man geht nämlich bei den, faſt nur ſcheinbaren Wahlen, nicht an die Bürger zurück, und bildet auch keine Körperſchaft welche ſie verträte, oder den verwaltenden Perſonen controllirend gegenüberträte; ſondern Leitung und Aufſicht liegt überwiegend in der Hand des Intendanten und ſeiner Vorgeſetzten. Zur Rechtfertigung dieſes Verfahrens wird Bezug genommen auf den italieniſchen Nationalcharakter, die gegenwärtige Stimmung, die gefährliche Nähe Frankreichs, und die Nothwendigkeit durch kräftige Einwir-

tung der Regierung die oligarchischen Umtriebe zu vereiteln, welche bei eintretenden Wahlen bald alle Gewalt (zum Schaden der Volksmassen) in wenige Hände bringen würden.

In einer Stadt über 3000 Einwohner soll seyn

	1	Syndicus	und	7	Räthe
zwischen 1000 u. 3000	1	„	„	5	„
unter 1000 . . .	1	„	„	3	„.

Außerdem wird vom Intendanten in gewissen Fällen und nach örtlich verschiedenen Grundsätzen, ein sogenannter verdoppelter Rath gebildet, (consiglio raddoppiato) welcher unter Anderem für jedes zu ersetzende Rathsmitglied sowie für das alle drei Jahre wechselnde Amt des Syndicus drei Personen vorschlägt. In Wahrheit ernennt jedoch der König alle diese Bürgermeister für die Städte über 3000 Einwohner, der Minister und der Intendant aber für die Städte geringerer Bevölkerung.

Dem Magistrat, und insbesondere dem Syndicus sind allerdings scheinbar alle Dinge übertragen, die nur in einer Stadt vorkommen können; es findet sich indessen daß jene in der Praxis mehr die Ausführenden, als die selbständig Leitenden, und nur wenige schlechthin feststehende und unabänderliche Dinge ihnen allein zugewiesen sind. Über alle nur irgend wichtige, oder zweifelhafte Dinge muß Bericht erstattet und Entscheidung eingeholt werden.

Syndicus und Räthe erhalten nach alter Gewohnheit kein Gehalt; seitdem aber der Einfluß der Intendanten und Minister sehr gewachsen ist, hat die Neigung abgenommen jene Ämter zu bekleiden.

Über Anfertigung der einzureichenden Voranschläge sind zweckmäßige Vorschriften gegeben. Übertriebene Weidegerechtigkeiten soll man prüfen und beschränken, Gemeinegüter bis auf 9 Jahre öffentlich verpachten, (aber nicht verkaufen oder theilen), Einnahmen nicht zu hoch ansetzen, um dadurch Bewilligung von Ausgaben zu erschleichen, Taxen (wo sie noch bestehen) mit Vorsicht für Bäcker und Schlächter entwerfen, Wege durch Dienste oder Geldbeiträge bessern lassen, die außerordentlichen Steuern nur auf bestimmte Gegenstände legen u. s. w.

So löblich und nützlich dies Alles im Einzelnen auch lautet, behaupten Sachverständige dennoch: es habe die centrale und ministerielle Macht sich auf Kosten der öffentlichen und landschaftlichen Rechte zu sehr ausgedehnt, den municipalen Geist zu sehr abgeschwächt und das Vorurtheil herbeigeführt: die ächte und einzige Bürgschaft der Ordnung und Freiheit, beruhe allein auf dem gleichartigen Befehlen von oben herab.

Ganz abweichend von jenen allgemeineren Einrichtungen sind die, noch für Turin bestehenden Sechzig Dekurionen (und zwar 30 dem Adel, 30

der übrigen Bürgerschaft entnommen) werden auf Lebenszeit zur Leitung der allgemeinen Angelegenheiten erwählt. Die Wahl erfolgt dergestalt, daß die vier ältesten, zur Hälfte der ersten, zur Hälfte der zweiten Klasse angehörigen Dekurionen (die sogenannten Chiavari), zwei Listen, oder Rosen entwerfen, in welchen jede Klasse zu jeder erledigten Stelle drei Personen vorschlägt. Es ist erlaubt sich um das Amt eines Dekurionen zu bewerben. Nachdem sich die Chiavari über ihre Anträge mit dem Magistrate (congregazione und ragionieri) möglichst verständigt haben, legen sie jenes doppelte Verzeichniß den Dekurionen vor, welche aus den Vorgeschlagenen die erledigten Stellen besetzen.

Der Magistrat (la congregazione) besteht aus zwei Bürgermeistern oder Sindaci für die beiden Klassen, einem Vorsitzer der Finanzverwaltung, vier Rechnungsräthen, einem Archivisten, einem Sekretair, den beiden Bürgermeistern des vergangenen Jahres und zehn Räthen. Die letzten werden aus jeder Klasse zur Hälfte genommen. Die Dekurionen wählen die Bürgermeister, den Vorsitzer der Finanzverwaltung und die Räthe auf ein Jahr, die Rechnungsräthe auf zwei Jahre. Die Bürgermeister sollen vorher schon Rechnungsräthe, der Vorsitzer der Finanzverwaltung schon Bürgermeister gewesen seyn. Die am 31sten December unmittelbar von den Dekurionen erwählten Bürgermeister, werden dem Könige am ersten Januar bloß vorgestellt, ohne

daß es einer vorherigen Anfrage, oder einer nachherigen Bestätigung bedürfte. Hingegen wohnt ein vom Könige, aus den Dekurionen ernannter Vicarius den Sitzungen bei, um (jedoch ohne unmittelbare Einmischung) darüber zu wachen, daß die Rechte der Krone nicht verletzt werden.

Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben der Stadt Turin stellen sich etwa folgendergestalt:

I. Einnahmen.	Lire
1) Von der Verbrauchssteuer, welche dem Staate etwa 1,600,000 einträgt, erhält die Stadt eine bestimmte Summe von	130,000
2) Steuer von Heu, Stroh und Hafer	140,000
3) Ertrag der Mühlen (1/16 des Mehls, einschließlich der Mahlkosten) . .	300,000
4) Abgabe der Schlächter*)	100,000
5) Steuer von allen Verkäufern von Lebensmitteln (4 — 10 Lire) . .	30,000
6) Feste Einnahmen anderer Art . .	100,000
7) Unbestimmte Einnahmen . . .	200,000
Summa	1,300,000.

*) Ein Versuch die Taxen von Fleisch und Brot abzuschaffen, hatte nicht die gehofften guten Folgen, sondern führte eine Vereinigung der Verkäufer zur Übervortheilung des Publikums herbei; so daß man sich genöthigt sah das

II. Ausgaben.		Lire
1) Zinsen, Leibrenten	400,000	
„ feste	300,000	700,000
2) Erleuchtung der Stadt		300,000
3) Polizei		80,000
4) Provinzialausgaben (z. B. für Straßen)		60,000
5) Findelhäuser		40,000
6) Besoldungen		40,000
7) Schulen		60,000
8) Allerhand		20,000
	Summa	1,300,000.

Zu dem Vorstehenden ließen sich, wenn ich mehr Zeit hätte, umständliche Bemerkungen machen und viele Fragen aufwerfen; z. B. nur folgende: ob sich die Selbständigkeit der kleineren Städte nicht mehren ließe, da die großen Rechte der Hauptstadt keinen Nachtheil für die allgemeine Regierung herbeigeführt haben? Ob Begriff und Thätigkeit der Bürger, neben den Räthen und Dekurionen, nicht irgendwo und wie festzustellen und wieder zu erwecken wäre? Ob die einjährige Dauer des Syndikats, und der gleichzeitige Wechsel beider Bürgermeister keine Nachtheile zeige? Ob es nicht besser wäre die Ausgabe für die unfeil-

alte Verfahren (jedoch mit einigen Verbesserungen) herzustellen.

gen Findelhäuser den Armen zuzuweisen, für welche der turiner Voranschlag gar keine Unterstützung darbietet? Allerdings helfen milde Stiftungen vorzugsweise aus; das Fehlende aber dadurch herbeizuschaffen daß man vielen Armen von Amtswegen die Erlaubniß ertheilt auf den Straßen zu betteln, scheint mir ein irriger Ausweg, den man hoffentlich bald verlassen und ungenügende Einwendungen fallen lassen wird, welche gegen eine bessere Einrichtung erhoben worden sind.

Vierzigster Brief.

Turin, den 5ten Mai.

Seit dem Jahre 1838 ist in den sardinischen Staaten ein neues bürgerliches Gesetzbuch eingeführt. Ein solches Ereigniß hat jedesmal eine so große Wichtigkeit, daß Ihr es gewiß billigt, wenn mein heutiger Brief zwar keine allgemeine Charakteristik und Prüfung enthält, aber doch einzelne Punkte berührt, die vorzugsweise meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Die frühere Rechtspflege Piemonts beruhte auf allgemeinen Gesetzen (constituzioni), örtlichen Satzungen, Entscheidungen der Gerichtshöfe und gemeinem Rechte. Über die ersten sagt Pecchio (in seinem lobenswerthen Versuche über die politische Ökonomie S. 232): „Piemont war das erste Land welches durch seine Constitutionen vom Jahre 1729, erstens fast ganz die Lehnsgewalt und die persönlichen Dienste aufhob und meist nur Ehrenrechte bestehen ließ. Zweitens beschränkte es die Rechte der Erstgeburt und der Fideicommisse, und mehrte hiedurch die freie Benutzung des Grundvermögens. Drittens verminderte man die geistliche Gewalt, insbesondere Erbschaften und Erwerbungen zur todten Hand. Diese Constitutionen wurden im Jahre 1770 von neuem durchgesehen und mit wenigen Veränderungen wieder gedruckt."

Gern theilte ich mehr aus diesem so früh erschienenen Gesetzbuche mit um seine Wichtigkeit und seine Vorzüge und Mängel zu erweisen. Es mag indeß genügen zur Probe einzelne Vorschriften willkürlich herauszugreifen. Zweikampf wird mit dem Tode bestraft, selbst wenn keiner getödtet oder verwundet ist. Die Tortur kömmt zur Anwendung, wo auf Galeren- oder Todesstrafe zu erkennen wäre. Die Juden wohnen in einer besonderen Straße, tragen ein gelbes

Zeichen, dürfen des Nachts nicht ausgehen und keine liegenden Gründe erwerben. Alle Forsten stehen unter Aufsicht des Staates, und das Weiderecht wird so weit ermäßigt, daß es den jungen Bäumen nicht schadet u. s. w. u. s. w.

Im Jahre 1803 wurden die französischen Gesetze eingeführt, am 21sten Mai 1814 aber sämmtlich abgeschafft und das Frühere wieder hergestellt. Diese plötzliche, unvermittelte, Veränderung erzeugte große Verwirrungen und viele Unzufriedenheit; auch konnten einzelne Anordnungen in das Zerstreute, Aufgelöfete, Unpassende keine Einheit oder Zusammenhang hineinbringen. Mit großem Rechte befahl also der jetzige König: daß ein neues Gesetzbuch entworfen werde. Man soll (heißt es in der Anweisung für die Beauftragten vom 7ten Junius 1831) die nationalen Gesetze zusammentragen und diejenigen Veränderungen vornehmen, welche Wissenschaft, Erfahrung, neue Gewohnheiten, Stand der bürgerlichen Gesellschaft u. s. w. nöthig erscheinen lassen. Man soll jedoch keiner Vorliebe für das bloß Neue, ohne einleuchtenden Nutzen, Raum geben.

Ohne Zweifel war die Einführung des neuen Gesetzbuches, im Vergleich mit dem unmittelbar vorhergehenden Zustande, ein wesentlicher Gewinn. Dennoch blieben Einwendungen nicht aus, und konnten

nicht ausbleiben, welche sich theils wider die Gesammtrichtung, theils gegen einzelne Punkte wendeten. Besonders anziehend ist in dieser Beziehung die, zum großen Theile tadelnde Beurtheilung des Grafen Portalis in Paris, und die Vertheidigung des Gesetzbuches durch den Grafen Sclopis. Der erste behauptet, und der zweite läugnet zuvörderst: daß der Zweck des neuen Gesetzbuches sey, die Spuren des code Napoleon zu verwischen. Mir scheint, so lange man dies ganz im Allgemeinen behauptet, oder läugnet, für den Werth oder Unwerth des Beibehaltenen, oder Abgeschafften gar nichts erwiesen zu seyn. Vorliebe für das Alte und Abneigung gegen das Neue ist an sich nicht klüger und nicht thörichter, als Abneigung gegen das Alte und Vorliebe für das Neue. Die bloße Zeitrechnung entscheidet hiebei sehr wenig, oder nichts; vielmehr bedarf es tiefsinniger, inhaltsreicherer Untersuchungen um zu erkennen, was noch Lebenskraft in sich trägt, und was als abgestorben zu begraben ist. Sollte des Grafen Portalis Entwickelung aber zuletzt darauf beruhen: der code Napoleon sey das an sich Vollkommene und Musterbild für alle Völker und Zeiten; so müßte man dieser juridischen Tyrannei eben so entgegentreten, wie einst der militairischen. Der Graf geht indeß ins Einzelne und rügt zum Beispiel: daß im Gesetzbuche von politischen Rechten nicht die Rede sey, oder das Privatrecht durch jene nicht zeit-

gemäß geläutert werde. Graf Sclopis erinnert beiſpielsweiſe mit Recht daran, wie die allgemeine Steuerpflichtigkeit, welche das ſardiniſche Landrecht vorſchreibt, auch einen politiſchen Grundſatz in ſich ſchließe. Im Allgemeinen kann er aber ſeinen Gegner nicht widerlegen, weil es allerdings in den ſardiniſchen Staaten wenig, oder nichts von dem giebt, was die franzöſiſche Schule ausſchließend politiſches Recht und Verfaſſung nennt. Man hat indeſſen gefragt: ob der ſardiniſche Staat ſich nicht ganz auflöſen, nicht zerfallen müßte, wenn durch politiſche Formen und Berechtigungen, vielleicht adminiſtrative und miniſterielle Emeuten herbeigeführt würden, wie man ſie jetzt leider in Paris erlebt.

Es iſt nothwendig (ſagt Graf Sclopis) wiederholt auf die beiden Hauptpunkte der ſardiniſchen Geſetzgebung aufmerkſam zu machen: Beharrlichkeit in der politiſchen, Fortſchritt in der bürgerlichen Ordnung. — Sofern hiemit eine Thatſache ausgeſprochen wird, kann man darüber nicht ſtreiten; hievon abgeſehen bleibt hingegen dieſer Gegenſatz, oder dieſe Zweitheilung nur untergeordneter Art: denn die bürgerliche Ordnung bedarf auch der Beharrlichkeit, und die politiſche des Fortſchrittes. Eine lebendige Entwickelung iſt dem Staatsrechte ſo nothwendig und heilſam wie dem Privatrechte; beide ſollen weder verſteinern, noch ſich in Salto mortales vorwärts bewe-

gen. Das macht eben den rechten Staatsmann, daß er in beiden Richtungen zu hemmen, wie zu fördern verstehe.

Bestimmtere und schärfere Einwendungen erhebt Graf Portalis gegen die drei ersten Absätze des Gesetzbuches. Sie lauten: 1) Die katholische, apostolische, römische Religion ist die einzige Religion des Staates. 2) Der König rechnet es sich zur Ehre, Beschützer der Kirche zu seyn, und ihre Gesetze in allen Gegenständen beobachten zu lassen, deren Anordnung der Kirche zusteht. Die höchsten Behörden sorgen für die Erhaltung der vollkommensten Einigkeit zwischen Kirche und Staat, und üben ihr Ansehen und ihre Gerichtsbarkeit in Hinsicht auf die geistlichen Angelegenheiten, nach Recht und Herkommen. 3) Andere Bekenntnisse werden im Staate nur geduldet, nach Maaßgabe der sie betreffenden besonderen Gebräuche und Anordnungen.

Graf Portalis sagt in Beziehung auf die beiden ersten Bestimmungen: Vollkommene Verwirrung der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft, Unterordnung der einen unter die andere, Aufgeben der Untheilbarkeit und der heiligen Rechte der Souverainität, dies sind die Grundlagen auf welchen das sardinische Gesetzbuch ruhet. — Ich begreife nicht wie man dies vom Standpunkte eines Katholiken behaupten kann, welcher Kirche und Staat unterscheidet und jedem das

Seine zuweiſet; ja ich begreife nicht wie ein Proteſtant dies behaupten könnte, da er ſeine Lehre nicht für die alleinige und für allmächtig halten kann, ſondern die Thatſache der katholiſchen Kirche und das Vorhandenſeyn ihrer Geſetzgebung anerkennen muß. Graf Sclopis hat jene Vorwürfe in ihre gebührenden Schranken zurückgewieſen; obwohl ſich nicht läugnen läßt, daß obige Vorſchriften durch einſeitige Deutung und durch das Übergewicht des Katholicismus, leicht in weltliche, oder geiſtliche Tyrannei hineinführen können. Was iſt z. B. eine Staatsreligion, was ein Gegenſtand kirchlicher Geſetzgebung, welch Herkommen gilt wie Geſetz u. ſ. w.?

Wenn Graf Sclopis weiter ſagt: die alten Gebräuche haben lange Zeit in Piemont eine wahrhafte Ruhe erhalten, während in benachbarten Staaten häufig Unruhen über religiöſe Angelegenheiten ausbrachen; ſo iſt dies richtig in Bezug auf das Verhältniß des katholiſchen Staates zur katholiſchen Kirche; allein der zu großen Einigkeit beider ſind vielleicht die blutigen Ereigniſſe zuzuſchreiben, welche im Anfange des 18ten Jahrhunderts in den waldenſer Thälern ſtattfanden. Auch wird der oben angeführte dritte Abſatz leider nicht ohne Erfolg von Eiferern benutzt, um die Regierung zur Aufrechthaltung harter Beſchränkungen zu vermögen, und ſogar zur Wiedereinführung ſonſtiger, in einer Reihe von Jahren aber nicht mehr

ausgeübter, Gewaltmaaßregeln zu veranlassen. Hieher gehört die Bestimmung: daß es den Waldensern verboten ist außerhalb ihres sehr engen Bezirkes neue Grundstücke zu erwerben; ferner der Befehl jedes uneheliche Kind einer Waldenserinn der Mutter mit Gewalt zu entreißen, um es in der katholischen Religion erziehen zu lassen, ohne Rücksicht, ob der Vater ein Katholik, oder Protestant, und ob letzterer bereit ist die Mutter seines Kindes nachträglich zu heirathen. Endlich die, den katholischen weltlichen und geistlichen Behörden gegebene Befugniß, den Waldensern sogar ihre ehelichen Kinder fortzunehmen, wenn diese sich bereit erklären, zum katholischen Glauben überzugehen; wobei für einen Knaben das Alter von 12, für ein Mädchen das Alter von 11 Jahren hinreicht, um eine solche Erklärung für vollkommen rechtskräftig zu betrachten. Die zur Erreichung dieses Zweckes angewandten Mittel werden nie gerügt; ihr Gelingen wird aber den Verführern zum Verdienst angerechnet.

Ich kann in keiner Weise alle Maaßregeln billigen, welche die preußische Regierung hinsichtlich der katholischen Angelegenheiten in neuester Zeit ergriffen hat; aber es ist die höchste Einseitigkeit und Ungerechtigkeit den König von Preußen deshalb im Allgemeinen als einen Verfolger der Katholiken auszuschreien, während er in tausend Beziehungen für sie nicht minder sorgt wie für die Protestanten, während Beschränkun-

gen wie die obigen unerhört ſind, während ſein Generalfeldmarſchall ein Katholik war, und der von der Univerſität Berlin 1839 erwählte und von ihm beſtätigte Rektor, ein eifriger Katholik iſt.

Auch die preußiſchen, bisweilen über kleine Beſchränkungen klagenden Juden, mögen hieher gehen um zu erfahren was Zurückſetzung iſt. Haben doch Geſellſchaften für geſellige Zwecke, Zeitungsleſen u. dgl. welche freiwillig Juden aufgenommen hatten, dieſe, wie ich höre, auf Befehl der Regierung wieder hinausweiſen müſſen. — Auf dieſe Art erklärt ſich freilich, warum nur wenig Juden und Proteſtanten im Lande ſind. Giebt es denn aber keine anderen Mittel, ſie für das zu gewinnen, was ihre Gegner Wahrheit nennen?

Da die Frage nach dem Werthe der geſetzlichen Beſtimmungen des ſardiniſchen Landrechts über die Ehe, nicht allein von den Herren Portalis und Sclopis aufgeworfen und erörtert; ſondern die Aufmerkſamkeit in mehren Ländern jetzt überhaupt dem Eherechte ſehr zugewandt iſt; ſo ſcheint es mir angemeſſen hier Einiges aus jenem Geſetzbuche auszuziehen. Eine Verlobung (heißt es daſelbſt) begründet nur dann eine bürgerliche Klage, wenn jene auf einer öffentlichen Akte, oder einer ſchriftlichen beſiegelten Privaturkunde beruht. Die ſich Verpflichtenden bedürfen ferner die Beiſtimmung der Ältern, oder des noch lebenden Vaters, oder der

noch überbliebenen Mutter oder (im Fall beide verstorben sind) der nächsten väterlichen Ascendenten. Fehlt es an den letzten, so wird die Beistimmung des Familienrathes eingeholt. Sind alle vorgeschriebenen Formen beobachtet, so muß der Zurücktretende dem anderen Theile jeden erlittenen Schaden ersetzen, wobei man jedoch möglichen Verlust und etwa bedungene Strafen nicht berücksichtigt. — Im Fall einer Trennung der Ältern, bleiben die Kinder bis zum vierten Jahre bei der Mutter, sofern der Gerichtshof nicht aus erheblichen Gründen das Gegentheil befiehlt. Nach vollendetem vierten Jahre bestimmt der Gerichtshof, wem die weitere Erziehung (nach Maaßgabe von Alter, Geschlecht, persönlichen Eigenschaften und Scheidungsgründen) zu übertragen sey. Uneheliche Kinder können durch nachfolgende Heirath, oder eine Verfügung des Königs geächtiget werden. Von dieser Wohlthat sind diejenigen Kinder ausgeschlossen, deren Ältern (oder eines derselben) zur Zeit der Zeugung anderweit verheirathet waren, desgleichen die Kinder von Ältern welche sich Verwandtschaft halber nicht heirathen konnten, oder geistliche Gelübde abgelegt hatten.

Eine Untersuchung der Vaterschaft ist nur erlaubt, wenn der Beklagte noch am Leben ist, die Pflichten eines Vaters bereits übernahm, oder sich dazu schriftlich verpflichtete.

Die Geistlichen führen (zu Folge eines Übereinkommens mit dem Papste) die Bücher über den bürgerlichen Stand. Ein Erblasser darf über zwei Drittheile seines Vermögens letztwillig verfügen, wenn er zwei Kinder; über die Hälfte, wenn er mehr Kinder hat. Wer vom katholischen Glauben abfällt, verliert sein Erbrecht.

Allerdings wird das Pflichttheil unbescholtener Kinder durch die eben mitgetheilten Bestimmungen (schwerlich zum Wohle der Familien), sehr hinabgedrückt; und noch weniger kann der letzte Enterbungsgrund allgemeine Billigung finden. Was würden Katholiken sagen, wenn es im Preußischen Landrechte hieße: ein Vater kann seine Tochter enterben, wenn sie Katholikinn, oder eine — öffentliche Hure wird! — Und doch stehen diese beiden Enterbungsgründe im Gesetzbuche von Parma als gleichartig und gleich gewichtig neben einander; nur mit Veränderung des Wortes Katholikinn, in das Wort Protestantinn!

In Bezug auf die Domainen bestimmt das sardinische Gesetzbuch: sie sind unveräußerlich, und jede Veräußerung solcher Rechte und Güter bleibt schlechthin ungültig, unter welchem lästigen oder unentgeltlichen Titel sie auch stattgefunden habe, und welche Bestimmungen über Aufhebung dieses Gesetzes auch mögen hinzugefügt seyn. Ausgenommen von diesem

Verbote sind die Veräußerungen, welche wegen dringender Nothwendigkeit, oder einleuchtenden Nutzens halber vorgenommen werden; es sey zum Schutze oder zur Vergrößerung des Staats, oder um andere Besitzungen zu erwerben. In solchen Fällen muß jedoch der Werth schlechterdings baar an die königliche Kasse eingezahlt werden, und das Recht des Wiederkaufs bleibt vorbehalten.

Über die Majorate ist am 14ten Oktober 1837 ein neues Gesetz erlassen worden, welches die früheren Mängel derselben und der Fideicommisse zu beseitigen sucht. Hinsichtlich der letzten sagt Pecchio (Geschichte der politischen Ökonomie 168): „Die jüngeren Söhne, diese Opfer der Fideicommisse, hatten in der Familie kein anderes Recht, als einen erniedrigenden Freitisch an der Tafel des Erstgebornen, kein anderes Mittel des Fortkommens, als den Degen und das Brevier; denn jedes sonstige, noch so einträgliche Gewerbe, war ihnen durch einen falschen Ehrenpunkt untersagt. Um nun jene Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, begingen die Regierungen eine zweite: sie gaben nämlich den Nachgebornen die höchsten Würden in der Verwaltung und im Heere. So blieb Verdienst ohne Geburt, auch ohne Lohn, und der adliche Officier ohne Wetteifer; die Städte waren voll von anstößig lebenden Äbten, die Klöster von beschaulichen Müßiggängern, das Land voller

Aberglauben, und zwiſchen Ältern und Brüdern herrſchte bürgerlicher Krieg."

Das oben erwähnte, neue Geſetz beſtimmt: die Erlaubniß Majorate zu ſtiften, iſt den Familien und Perſonen vorbehalten, welche man (wegen ihrer dem Staate und der Krone geleiſteten Dienſte) dieſer Gunſt für würdig hält. Die Gründung eines Majorats muß den neuen Geſetzen gemäß, vom Könige, nach Anhörung des Staatsraths, beſtätigt ſeyn, und in der Regel wenigſtens einen reinen Ertrag von 10,000 Livres aus Grundvermögen nachweiſen. Ein Zehntel der Einnahmen wird zum Ankaufe von Staatsſchuldſcheinen verwendet. Hat der Stifter des Majorats ſonſt kein Vermögen, ſo behalten ein ausgeſchloſſenes Kind, den Anſpruch auf $^1/_6$, zwei oder mehr ausgeſchloſſene Kinder, den Anſpruch auf $^1/_4$ des Einkommens vom Majorate.

Einundvierzigſter Brief.

Turin, den 6ten Mai.

Sowie ich in meinem vorigen Briefe nur einzelne Punkte der bürgerlichen Geſetzgebung berührte, ſo heute (ohne allen Anſpruch auf Vollſtändigkeit) einzelne Punkte der Kriegsgeſetzgebung. Hinſichtlich der Aushebung beſtimmt eine ſehr umſtändliche Verfügung vom 16ten December 1837 Folgendes: Sie findet ſtatt nach der Bevölkerung. Aus den Klaſſen, welche für die Lebensjahre 18 bis 21 gebildet werden, erfolgt die Auswahl durch das Loos. Das Heer theilt ſich in das regelmäßige (ordinanza), und das landſchaftliche (provinciale). Nach achtjähriger Dienſtzeit erhält der Heerſoldat ſeinen völligen Abſchied. Der Landſoldat bleibt ein Jahr unter den Waffen, erhält dann Urlaub; iſt aber noch ſieben Jahre lang verpflichtet, zufolge erhaltener Aufforderung, mit dem regelmäßigen Heere zu fechten. Nach Ablauf dieſer acht Jahre, tritt er auf acht andere Jahre in die Reſerve; nach ſechzehn Jahren iſt er ganz dienſtfrei. Die landſchaftlichen Reiter dienen drei Jahre im Heere, und bleiben dann zu Hauſe noch dreizehn Jahre verpflichtet. Die landſchaftliche Artillerie dient drei Jahre, wird

dann ſechs Jahre beurlaubt, und endlich auf vier Jahre der Reſerve zugewieſen.

Die Aushebung leitet eine aus Militair- und Civilbeamten gebildete Behörde, und entſcheidet nach Mehrheit der Stimmen. Über die Größe, die Geſundheit, die Vertheilung der Ausgehobenen u. ſ. w., finden ſich umſtändliche Vorſchriften. Ganz dienſtfrei ſind Geiſtliche, Seeleute, Zöglinge der Kriegsſchulen, und Juden. Doch bleiben die letzten zu Zahlungen verpflichtet. Zurückgeſtellt werden: einzige Söhne von Wittwern, Blinde, älteſte Brüder von Waiſen u. dgl. Zum landſchaftlichen Heere hat man vorzugsweiſe hingewieſen: Verheirathete, Wittwer mit Kindern, einzige Söhne von Landbauern und Handwerkern, oder Perſonen in deren Familien es an Arbeitern fehlt. Stellvertreter ſind erlaubt und zwar in vierfacher Weiſe: erſtens tauſchen Perſonen deſſelben Jahrgangs und von gleichen Eigenſchaften; zweitens kann, unter gewiſſen näheren Beſtimmungen, ein Bruder für den anderen eintreten; drittens, übernehmen ausgediente Soldaten von neuem den Dienſt für Andere. Die Regierung prüft jedoch vorher ihre Tauglichkeit und ſetzt die zu zahlende Entſchädigung in der Regel auf 1200 Livres feſt. Viertens, ſtellt der Verpflichtete einen anderen brauchbaren Mann, unter Bedingungen, welche von den Behörden geprüft und beſtätigt werden. Die Waffen der Landſoldaten bleiben bei den Heeresabthei-

lungen zurück, denen jene zugewiesen sind. Jährlich findet eine Übung und Besichtigung der Beurlaubten statt. Beim Fußvolke verhält sich die Zahl des regelmäßigen Heeres, zur Zahl des Landheeres etwa wie eins zu vier; wogegen die Zahl der Reiterei und Artillerie bei dem Landheere nur gering ist.

In der Regel erfolgt die Beförderung nach dem Dienstalter. Unterofficiere haben nur zum geringeren Theile die Aussicht, bis zum Lieutenant vorzurücken. Weitere Beförderung hat große Schwierigkeiten.

In der Kriegsakademie zu Turin werden 85 Zöglinge auf Kosten des Königs unterhalten, meist Waisen, oder Söhne von Officieren. Eine Prüfung entscheidet über den Vorzug der sich Bewerbenden. In einem zweiten Collegium sind 100 Freistellen für Söhne von Officieren; 100 zahlen die Hälfte, 50 zwei Drittheile der erforderlichen Jahrgelder. In beide Stiftungen nimmt man Zöglinge gegen Entrichtung der vollen Pensionen auf. Alle königlichen Zöglinge sind verpflichtet 16 Jahre von unten auf zu dienen. Das Land ist in sieben Militairdivisionen getheilt (Turin, Alessandria, Cuneo, Savoyen, Nizza, Novara, Genua) und jeder ein Gouverneur vorgesetzt.

Es wäre anmaßend und unzeitig wenn ich über diese geschichtlichen Mittheilungen hinausgehen, und Urtheile beifügen wollte: doch darf ich es gewiß als einen Gewinn bezeichnen, daß man ein nationales

Heer zu bilden ſucht und alle Werbungen in der Fremde, zur Beſchützung der Heimath, aufgegeben hat. Wenn man jedoch (abweichend von der preußiſchen Einrichtung) Heer und Landwehr von einander trennte, ſo lag wohl die Beſorgniß einer zu großen Gleichartigkeit und Richtung der Geſinnung, mit zum Grunde. Das Auseinanderhalten der ordinanza und provinciale, zeigt die Möglichkeit ſich der zweiten Hälfte nöthigen Falls gegen die erſte zu bedienen. Hoffentlich werden die Gründe ſolcher Beſorgniß bald ganz verſchwunden ſeyn; erſt dann iſt ein gleichartiges nationales Heer vorhanden.

Zweiundvierzigſter Brief.

Turin, den 7ten Mai.

Über die Schulen und Univerſitäten des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs habe ich Euch bereits ſo viel mitgetheilt, daß ich in Bezug auf die piemonteſiſchen, oder ſardiniſchen, vorzugsweiſe nur das Abweichende, oder Eigenthümliche hervorheben will. Allgemein wird geklagt: daß es in ſehr vielen Orten

noch an Elementarſchulen fehle, oder der Unterricht von unwiſſenden und gering bezahlten Lehrern, ſchlecht ertheilt werde. Diejenigen Schulen, welche den Namen der italieniſchen tragen, und wo der Unterricht etwas weiter ausgedehnt wird (ohne ſich jedoch auf das Lateiniſche zu erſtrecken), ſind meiſt in den Händen der fratelli ignorantili. Obgleich dieſe von Manchen als ignoranti bezeichnet werden, kann ich doch kaum glauben daß ihnen die wenigen, zu jenem Unterrichte erforderlichen Kenntniſſe fehlen. Außer Zweifel aber iſt es: daß die Geiſtlichkeit (ſowohl der Orden, als die Weltgeiſtlichkeit) dahin ſtrebt allen Unterricht der Jugend ganz allein in ihre Hände zu bekommen, und lediglich nach ihren Anſichten und für ihre Zwecke einzurichten. Während ſie dieſe Anſichten und Zwecke als die wahrhaft heiligen, chriſtlichen, antirevolutionairen bezeichnet, klagen Viele: daß jeder Fortſchritt der Wiſſenſchaft gehaßt, jede freie Bewegung verketzert, die Unwiſſenheit des Volkes als Gewinn für die Herrſcher, und blinder Gehorſam als die höchſte Tugend bezeichnet werde. Anderer Länder zu geſchweigen, befinde ſich das lombardiſch-venetianiſche Königreich, für dieſe Beziehungen, in einer viel beſſeren Lage; ja anſtatt von oben herab Fortſchritte zu befördern, würden oft Hinderniſſe in den Weg gelegt. Ein Miniſter z. B. ſage laut: er ſey ein Feind aller Gelehrten und aller Wiſſenſchaft; und eine Geſellſchaft, welche Geld zur

Gründung von Kinderſchulen zuſammenbrachte, habe ſich aufgelöſet, weil man befohlen, dieſelben unter Aufſicht der Mönche zu ſtellen und allen Unterricht den Nonnen anzuvertrauen.

Ich kann mich mit der Anſicht derer nicht vertragen, welche die Geiſtlichkeit von allem Einfluſſe auf Schulen und Unterricht ausſchließen wollen, und ſich anſtellen als fände man allein bei ihr die Vorurtheile und Leidenſchaften eines Standes. Andererſeits zeigt aber die Geſchichte: daß die Alleinherrſchaft der Geiſtlichen allerdings in die ärgſte Tyrannei hineinführen kann; ſchon deshalb, weil ſie mehr als andere Menſchen und Genoſſenſchaften im Stande ſind, eben jene Vorurtheile und Leidenſchaften, als ewige heilige Wahrheiten darzuſtellen. Wie ſich nun in einigen Staaten Europas die Dinge zu ſehr verweltlicht haben und den Geiſtlichen zu wenig Einfluß eingeräumt wird; ſo ſcheint allerdings hier die Gefahr eines ſchädlichen Übergewichts derſelben vorzuwalten, was über kurz oder lang heftigen Widerſpruch hervorruft, welcher dann ſelbſt das Billige verweigert. — Doch ich kehre zu meinem Gegenſtande zurück.

Einer im Jahre 1834 gedruckten Sammlung von Geſetzen über die Schulen, iſt Folgendes entnommen. In den Elementarſchulen wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt. Die Lehrſtunden beginnen und endigen in allen Schulen mit religiöſen Übungen. Die

Gymnaſien (collegi) haben ſechs Klaſſen: drei untere, dann eine grammatiſche, humane und rhetoriſche. Die Lehrgegenſtände und die Lehrbücher ſind vorgeſchrieben; die Wahl der Stundenfolge aber freigeſtellt. Außer den eigentlichen Lehrern hat jedes Gymnaſium einen, öfter wechſelnden, Präfekten zur Aufſicht über Zucht und Ordnung der Lehrer und Schüler; ſowie einen geiſtlichen Direktor (direttore spirituale). Unter ſeiner Aufſicht werden folgende Übungen vorgenommen. An jedem Morgen: 1) eine Viertelſtunde geiſtliche Vorleſung; 2) Geſang des Veni creator; 3) nach verſchiedener Jahreszeit der ambroſianiſche Geſang, und andere Stücke aus dem uffizio della beata Vergine; 4) Meſſe; 5) Geſang der Litaneien der heiligen Jungfrau; 6) geiſtlicher Unterricht; 7) Geſang des Pſalmes Laudate Dominum und Gebet für den König. — Ferner Nachmittags: 1) eine Viertelſtunde geiſtliche Vorleſung; 2) Geſang und Gebete; 3) drei Viertelſtunden Erklärung des Katechismus. Der Unterricht dauert Vormittags 3½ und Nachmittags 2½ Stunde. Der Donnerstag iſt frei. Wo die Geldquellen nicht zureichen, zahlt ein Gymnaſiaſt der drei unteren Klaſſen jährlich 15, der höheren Klaſſen 20 Franken, und außerdem bei jeder Verſetzung 8 bis 12 Franken. In Turin beträgt jenes Schulgeld jährlich 5 Franken mehr. Die Gehalte der Lehrer werden theils von der Regierung, theils von den Städten bezahlt und be-

tragen jährlich 750 — 1200 Lire (Franken); bei längerer Dienſtzeit finden jedoch einige Zulagen ſtatt. Auch die Penſionen ſteigen nach der Dienſtzeit; doch beträgt die höchſte nie mehr als das niedrigſte Gehalt. Bei gleichen Eigenſchaften, ſollen Geiſtliche überall vorgezogen werden. Kein Lehrer darf im Inlande, oder Auslande etwas drucken laſſen, ohne die gewöhnliche einheimiſche Cenſur, und die beſondere Cenſur der riforma. Dieſer Magistrato di riforma iſt eine Art von Oberſchulcollegium, oder Miniſterium des öffentlichen Unterrichts. Unter ihm ſteht in jeder Landſchaft ein consiglio di riforma. Es ſchreibt unter Anderem vor, nach welchen Büchern überall gelehrt werden ſolle. Auf die biſchöflichen Seminarien und ſehr viele Schulen, welche unter der Leitung geiſtlicher Orden ſtehen (z. B. der Jeſuiten, Barnabiten), hat indeß der Magiſtrato wenig, oder gar keinen Einfluß.

In den Gymnaſien ſollen außer den Chreſtomathien, auch einige lateiniſche Schriftſteller geleſen werden (z. B. Phädrus, Ovid, Virgil, Cicero, Cäſar, und Thomas de imitatione Christi). Man behauptet indeſſen, es geſchehe in dieſer Beziehung noch immer zu wenig, und vom Griechiſchen iſt gar nicht die Rede. Der Unterricht wird nicht im piemonteſiſchen Dialekte, ſondern in reinem Italieniſch ertheilt.

Es giebt monatliche, halbjährliche und jährliche Prüfungen, welche in der Regel nicht von dem eigenen

Lehrer der Klasse vorgenommen, sondern einem anderen übertragen werden. Schüler welche nach zweijährigem Unterrichte noch unfähig sind in eine höhere Klasse einzurücken, weiset man vom Studiren zurück, und nur das Oberschulcollegium kann ein drittes Jahr zu weiteren Versuchen bewilligen. Die Schüler sollen keine Bücher lesen welche der Präfekt nicht gab, oder billigte. Es ist ihnen untersagt zu schwimmen, Theater, Bälle, Kaffee-, Spiel- und Speisehäuser zu besuchen, an Privatkomödien Theil zu nehmen u. s. w. Die Polizei wacht über Befolgung dieser Befehle.

Den Gymnasialstudien folgt der sogenannte philosophische Cursus von zwei Jahren. Im ersten Jahre wird gelehrt Logik und Metaphysik in lateinischer Sprache, Arithmetik, Geometrie und Algebra. In Turin ist den jungen Philosophen freigestellt, ob sie einer Vorlesung über griechische Grammatik, oder über allgemeine Geschichte beiwohnen wollen. Im zweiten Jahre wird gelehrt Physik und Moral (in lateinischer Sprache); und die Wahl steht wiederum frei zwischen Geschichte, oder Mineralogie und Zoologie. In den Landschaften ist bisweilen für alle Gegenstände dieses zweijährigen Unterrichts nur ein Lehrer angestellt; jetzt sucht man ihn unter zwei Lehrer zu vertheilen.

In Turin besteht eine Hauptuniversität mit vier Fakultäten, und außerdem sind Hülfsuniversitäten, (università secondarie) gegründet in Chamberi, Asti

Mondovi, Nizza, Novara, Saluzzo und Vercelli, entweder allein für Arzneikunde, oder auch für die Rechtswissenschaft. Sie zählen zwei bis sieben Lehrer. Nach zwei Jahren sollen die Mediziner, nach drei Jahren die Juristen von den landschaftlichen Universitäten zur Hauptuniversität übergehen. Doch ist hiezu eine besondere Erlaubniß nöthig. Auch kann der magistrato di riforma Arme und Niedere zurückweisen, sobald sie keine besonderen Anlagen zeigen. Vor dem vollendeten 14ten Jahre soll niemand den philosophischen Lehrgang beginnen, vor dem 16ten keiner in die übrigen Fakultäten aufgenommen werden. Um weiter zu rücken muß der Student um so mehr Prüfungen überstehen, da die zu hörenden Vorlesungen vorgeschrieben sind, und außerdem nur selten eine freie Wahl stattfindet.

Neben den ordentlichen Professoren giebt es sehr wenige außerordentliche, und keine Privatdocenten; wohl aber eine große Zahl von Repetenten, welche jährlich einer neuen Bestätigung durch die Regierung bedürfen. Die Vorlesungen der Professoren sind unentgeltlich, die Repetenten hingegen nehmen Honorar. Unter diesen steht den Studenten die Annahme und Auswahl frei. — Die sogenannten Kollegien der Fakultät bestehen aus den in der Stadt befindlichen Doktoren. Es sind ihnen ungefähr dieselben Rechte wie in der Lombardei, insbesondere ein Stimmrecht bei den Promotionen zugestanden. Außerdem finden sich bei der

theologischen Fakultät sogenannte Direktoren, welche keine Vorlesungen halten, aber die theologischen Kandidaten, oder Laureati (Doktoren) zu ihrem künftigen Berufe, besonders in Hinsicht auf die Beichte vorbereiten.

Der Universität steht gesetzlich kein Recht zu, über Besetzung von Stellen Vorschläge zu machen. Daß keine Bewerbung (concorso) stattfindet, wird von Einigen gelobt, von Anderen getadelt. Jene sagen, der concorso verletze die Tüchtigsten und schrecke sie zurück *); diese erwiedern, er halte von übereilten und parteiischen Ernennungen ab.

Es giebt drei akademische Grade: Baccalaureus, Licentiat, Laureatus. Den ersten Grad kann man nach zwei Jahren, den zweiten nach vier, den dritten nach fünf Jahren erlangen. Die Ferien zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten sind nur kurz; da aber an keinem Donnerstage gelesen wird, und die Zahl der Heiligentage groß ist, da ferner die Herbstferien vom siebenten September bis ersten November dauern; so sind, Alles zu Allem gerechnet, der freien Tage mehr als bei uns, aber nicht ganz dieselben für die verschiedenen Fakultäten.

Die Studenten stehen nicht bloß unter genauer

*) Heyne erklärt sich in seinen Briefen an Müller bestimmt gegen dies Verfahren.

wiſſenſchaftlicher Aufſicht (z. B. durch das Vorſchreiben der Vorleſungen, die Prüfungen u. dgl.), ſondern auch unter einer ſtrengen polizeilichen Aufſicht, welche meiſt von vier Präfekten (nach den vier Stadtvierteln Turins) geübt wird. Kein Student darf z. B. ohne deren Erlaubniß eine Wohnung wählen, oder dieſelbe verlaſſen; vielmehr beſtimmen jene, wo ſie wohnen und eſſen ſollen. Wer Studenten in ſeine Wohnung aufnimmt muß ſich verpflichten die Aufſicht über ſie zu führen und dafür zu ſorgen, daß ſie die Geſetze beobachten. Die letzten enthalten auch Vorſchriften über Kleidung, Bärte, Faſten, Beichten, zur Meſſe gehen u. ſ. w. Wer dieſelben nicht beobachtet, wird zu keiner Prüfung zugelaſſen, ja von der Univerſität ausgeſchloſſen.

Es ſind in Turin Profeſſoren:

1 der Theologie und 3 Direktoren.
8 „ Jurisprudenz,
13 „ Medizin und einige Gehülfen,
6 „ Philoſophie,
4 „ Mathematik,
2 „ Chemie,
6 für Beredſamkeit, Philologie, Hebräiſch, Italieniſch,
2 „ Naturgeſchichte,
2 „ ſchöne Künſte.

Folgender Auszug aus dem Lektionsverzeichniſſe für das Jahr 183⅞ dient zur näheren Erläuterung.

I. In der theologiſchen Fakultät lieſet Profeſſor

Benone, de libris Josua, Judicum, Ruth etc.

Parato, in Theologia morali, de actibus hominum et de legibus.

Serafino, de locis theologicis.

Pozzo, de Deo homine facto.

(Außer dieſen vier Vorleſungen ſind keine angekündigt.)

II. In der juriſtiſchen Fakultät lieſet Profeſſor

Demargherita, de legibus generatim, ac de jure personarum.

Amossi, de dominio et de servitutibus.

Boron, interpretabitur libr. 1 — 3 Decretalium Gregorii IX.

Vachino, de forma et ordine judiciorum civilium.

Merlo, de institutionibus juris civilis.

Tonello, de institutionibus juris ecclesiastici.

Saracco (prof. extraord.), de legibus generatim, ac de jure personarum.

Nagle (prof. extr.), de dominio et de servitutibus.

III. In der mediziniſchen Fakultät lieſet Profeſſor

Martini, Medicinam forensem, politiam medicam, Hygienen privatam, atque publicam.

Gallo, de inflammationibus, tumoribus, morbis partium genitalium etc.

Riberi, Chirurgiam.

Demichelis, Anatomen generalem textorum atque systematum.

Moris, brevem historiam materiei medicae, et de medicamentis.

Griffa, pyretologiam, doctrinam phlogosium etc.

Pasero, Chirurgiam.

Schina, chirurgicas institutiones.

Berruti, Physiologiam.

Girola, Pathologiae, Nosologiae, Therapeuticae elementa et historiam systematum medicorum.

Sacchero, medicinam ad aegrotantium lectum etc.

Alliprandi, Theoreticam obstetriciam. — Cimices lectiones.

IV. In der philoſophiſchen Fakultät lieſet Profeſſor

Marta, Arithmeticae et geometriae elementa.

Sciolla, Moralem.

Botto, Physicam.

Massara, in Psychologia et Theologia naturali, erronea Materialistorum et Deistorum saeculi potissimum 17 et 18 systemata refutabit.

Corte, Logicam et Metaphysicam.

Plana, Calculi Differentialis et Integralis elementa.

Bidone, Hydrauliciam.

Giulio, Mechanicam.

Vallone, Algebram.

Mochetti, Chemiam.

Peyron, linguae hebraicae elementa.

Paravia, de poesi lyrica; purgatorio di Dante.

Lanteri, Historiam latinarum Literarum; Livium.

Barucchi, Romanam historiam politicam et literariam.

Prieri, Herodotum, Demosthenis philipp. Sophoclis Antigonen. (Alles in einer Vorleſung.)

Giné, de mammiferis et de avibus.

Sismonda, Mineralogiae partem.

Bonsignore, Architecturam civilem.

Talucchi, practicam Geometriam et Architecturam civilem.

Erlaubt, dieſen geſchichtlichen Mittheilungen, nicht einen langen ermüdenden Commentar, ſondern nur ein Paar Bemerkungen anzuhängen, welche ſich mir (sine ira et studio) aufdrängen.

Erſtens. Die Hinweiſung auf Religion und Gottesfurcht (als den Geiſt, welcher das Leben und alle Wiſſenſchaften durchdringen ſoll) ſcheint mir lobenswerth; auch bin ich weit entfernt zu tadeln, daß Katholiken ihre Formen voranſtellen und lieber Thomas a Kempis, als Ovids Liebesgedichte in den Schulen leſen wollen. Dennoch kann ich mich des Zweifels

nicht erwehren: ob es rathsam sey, täglich in der oben beschriebenen Weise, die kirchlichen Übungen zu wiederholen. Abgesehen davon, daß Vielen dies nicht als Gewinn, sondern als Zeitverlust erscheinen könnte, wird es große Mühe kosten zwei Abwege, oder Mißverständnisse zu vermeiden: einmal, eine Überschätzung jener Übungen, welche leicht (mit Zurücksetzung der inneren Heiligung) darin das Wesentliche und Genügende sieht; zweitens umgekehrt, die Gleichgültigkeit, und den Überdruß, welche leicht in jungen Gemüthern entstehen, wenn ihnen täglich das Höchste, in einer zuletzt wenig aufregenden und begeisternden Weise, mechanisch dargeboten wird.

Zweitens. Daß man katholischen Geistlichen (bei übrigens gleichen Eigenschaften) den Schulunterricht zuweiset, könnte als eine Ersparung geltend gemacht werden, weil sie (ohne Familie) mit einem geringeren Gehalte zu leben im Stande sind. Schwerlich wird sich aber eine gewisse Einseitigkeit der Richtung, und der Übelstand vermeiden lassen, daß mancher Unterricht (trotz aller Versprechungen) von minder Unterrichteten ertheilt wird; oder Geistliche ihr ganzes Leben auf Studien verwenden müssen, die mit ihrem namentlichen Berufe nichts gemein haben. Zuletzt steht der Wunsch im Hintergrunde, hiedurch kirchlichen Einfluß und Kirchenherrschaft zu begründen: was sich noch deutlicher ergiebt, wenn man sieht wie täglich mehr

Unterrichtsanſtalten aller weltlichen Aufſicht entzogen werden. Ich wiederhole: daß mir dies mindeſtens eben ſo einſeitig und nachtheilig erſcheint, wie das ganz entgegengeſetzte Syſtem.

Drittens, bietet der ſogenannte philoſophiſche Lehrgang hier noch weniger, als in dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, einen Erſatz für die ungenügende Gymnaſialbildung. Wie kann z. B. eine Vorleſung, oder Lehrſtunde über griechiſche Grammatik, vieljährigen Gymnaſialunterricht in dieſer ſchweren Sprache erſetzen, oder zu dem (gleich dürftigen) Univerſitätsunterrichte vorbereiten? Überdies ſteht dem Quaſiſtudenten die Wahl frei: zieht er nämlich das Griechiſche vor, ſo lernt er gar keine Geſchichte; hält er ſich an dieſe, ſo geht das Griechiſche leer aus. Überhaupt iſt trotz aller Klaſſen, Abtheilungen, Vorſchriften und Prüfungen, weder für philologiſch-hiſtoriſchen, noch für techniſchen Unterricht ſo geſorgt wie bei uns. Eben ſo läßt ſich

Viertens, viel gegen die Hülfsuniverſitäten ſagen. Sie wurden zu einer Zeit gegründet, wo der unruhige Sinn der turiner Studenten ſich der Politik zugewendet und die Regierung in Verlegenheit geſetzt hatte. Man wollte die große Zahl derſelben im Lande vertheilen und ſie dadurch unſchädlich machen. Doch läßt ſich zweifeln, ob jenes vorübergehende Übel, durch dieſes dauernd angewandte Mittel wahrhaft gehoben

seyn. Alles zu Allem gerechnet, dürften nur der unwissenden Studenten mehr, und der Unterricht schlechter geworden seyn, da man jetzt durchaus nicht eine hinreichende Zahl gelehrter Professoren finden kann. — Die Repetenten sind (wohl der vielen Prüfungen halber) gesucht, können aber die wahrhaft wissenschaftliche Bildung wenig fördern, wenn anders der Professor Meister in seinem Fache ist. Überhaupt zeigen sich auf deutschen Universitäten einige Irrthümer der Freiheit, hier Übelstände des Zwanges; auch muß ja an irgend einer Stelle des Lebens, selbst die väterliche Hülfe, wie viel mehr die Schulzucht ein Ende nehmen.

Einzelne Theile des akademischen Unterrichts werden gerühmt, das Zurückbleiben anderer wird getadelt; beides hängt sehr von der Persönlichkeit der Professoren ab, welche zu würdigen nicht meines Amtes ist. Gewiß geschah viel in den neueren Zeiten (besonders für Sammlungen und Gründung einiger Lehrstühle); aber eben so gewiß bleibt noch viel zu thun übrig. Dies zeigt eine Vergleichung unserer Lektionsverzeichnisse mit dem obigen so augenfällig, daß es ganz überflüssig wäre weitere Vergleichungen anzustellen und Beweise beizubringen. Insbesondere muß es auffallen, in Turin so wenig Vorlesungen über Geschichte zu finden; wo doch sonst das Studium dieser Wissenschaft mit so großem Fleiße getrieben wird und die schönsten Früchte trägt.

Dreiundvierzigſter Brief.

Genua, den 17ten Mai.

Es iſt nicht meine Art und nicht meines Amtes den Schmeichler zu machen, oder mit meiner Meinung (welche immer nur die eines Einzelnen iſt) hinter dem Berge zu halten; ſollten aber meine bisherigen Mittheilungen über die ſardiniſchen Staaten, den Glauben im Allgemeinen hervorrufen: „es fehle hier an wahren und großen Fortſchritten“; ſo wäre dies ein ganz irriges Ergebniß und die Schuld läge an mir, qui clarius loqui debuisset. Meine weitere Rede wird hoffentlich zu beſtimmteren und vollſtändigeren Ergebniſſen führen.

Mir ſind (aus der ächteſten Quelle) Überſichten deſſen zugekommen, was ſeit der Regierung des jetzigen Königs unter ſeiner thätigen Leitung und mit Hülfe der verſchiedenen Miniſterien geſchehen und zu Stande gebracht iſt; und ich kann nicht läugnen, daß ich mit freudigem Erſtaunen durchdrungen ward. Gehen wir die einzelnen Miniſterien durch.

1) So viel auch noch für das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts zu thun bleibt, ſo ſehr es ſich vor gewiſſen einſeitigen Richtungen zu hüten

hat; zeigt sich hier doch das Verdienst einer Vermehrung der Schulen, Lehrstellen, Sammlungen, Museen u. s. w.

2) Das Finanzministerium traf Anordnungen über Zölle, Münze, Stempel, Rechnungsführung, Schuldenwesen; worüber ich weiter unten umständlichen Bericht erstatten will.

3) Das Kriegsministerium hat das Verdienst einer neuen Bildung des Heeres, einer Herstellung der Festungen und des Geschützes. Es sorgte für Kasernen, Flotte, Arsenal, Hafenbau, Leuchtthürme und erließ neue Gesetze über die Aushebung und den technischen Kriegsdienst.

4) Seitens des Justizministeriums ergingen Gesetze über Abschaffung geschärfter Todesstrafen und der Vermögenseinziehung, über eine neue Einrichtung der Gerichtsbehörden, über die Majorate. An die Stelle unsicherer und unpassender Vorschriften trat das neue bürgerliche Gesetzbuch, und an den übrigen Theilen wird ernstlich gearbeitet.

5) Zum Ministerium des Innern gehören Gesetze über die Communen, Straßen, Maaß und Gewicht, Gesundheitspolizei, Pockenimpfung, Wälder, Jagden, Posten, Gefängnisse u. s. w. Es wurden gebaut Straßen und Brücken (in großer Zahl), Rathhäuser, Schlachthäuser, Bäder, Theater, Hospitäler, Erziehungshäuser, Armenhäuser, Kirchen. Es wurden

Märkte und Spaziergänge verſchönert, Bildſäulen errichtet, Dämme und Kanäle gezogen, Minen und Steinbrüche eröffnet.

6) Unter Leitung des Miniſteriums des königlichen Hauſes wurden nach den Befehlen des Königs eine Waffen- und Münzſammlung gegründet, die Gemäldeſammlung ſehr vermehrt, Theater und Reitbahn hergeſtellt, Schlöſſer verſchönert, das Archiv geordnet, für vaterländiſche Geſchichte eine Geſellſchaft gegründet, deren höchſt preiswürdige Thätigkeit ſich in der Sammlung der monumenta patriae bekundet u. ſ. w.

7) Für Sardinien endlich, iſt durch eine Reihe höchſt merkwürdiger Geſetze, der Grund zu einer ganz neuen Geſtaltung und Wiedergeburt dieſer lang vernachläſſigten Inſel gelegt.

Wenn ich dies Alles betrachte, wenn ich dieſe Thatſachen (es ſind nicht bloß papierne Worte) ins Auge faſſe; ſo kann und will ich der Klage nicht glauben: ſeit Jahresfriſt habe das Syſtem der Regierung eine andere Wendung genommen, und bezwecke nur Einſeitigkeiten und Rückſchritte. Die Kraft der Dinge, die ſteigende Einſicht, die Ehre und der gute Wille des Königs, ſowie die Stimmung des Volkes ſprechen auf gleiche Weiſe dagegen, und einige Störungen der Bahnen, werden nicht mit völlig verkehrter Rückläufigkeit enden. Jene Stimmung des Volkes offenbarte ſich in einem Stücke „das Teſtament Figaros", wo

gewiſſe tadelnde Anſpielungen gegen Geiſtliche, Orden und mönchiſchen Einfluß, mit höchſtem Beifalle aufgenommen wurden. Ein Verbot dies Stück wieder zugeben, wird jene feindliche Stimmung eher erhöhen, als vermindern; iſt alſo gewiß kein zweckmäßiges Gegenmittel.

Ich will heute noch allerhand einzelne Punkte kürzlich erwähnen, andere Hauptgegenſtände aber erſt ſpäter behandeln.

1) Bevölkerung. Die Zahl der Einwohner der ſardiniſchen Staaten des Feſtlandes betrug im Jahre 1818, 3,439,000, jetzt hingegen an 4 Millionen. Ohne einzelne Unfälle (z. B. die Cholera) würde die Zunahme unter der friedlichen Regierung noch größer geweſen ſeyn.

Das Verhältniß iſt zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlechte wie . .	1,000	zu	1,001
Unverheiratheten und Verheiratheten	10	„	6
Verheiratheten und Verwittweten	10	„	3
Eigenthümern und der Geſammtbevölkerung	1	„	5
Zwiſchen denen welche freie Künſte üben, und der Geſammtzahl .	1	„	500
Zwiſchen denen welche mechaniſche Gewerbe üben, u. d. Geſammtzahl	1	„	100
Arbeitern (operaj giornalieri) aller Art und der Geſammtzahl . .	1	„	10.

Das Land zählt 72 Städte und 2,632 andere Ortschaften. In Sardinien giebt es 93 Mönchs- und 13 Nonnenklöster, auf dem Festlande 242 Mönchs- und 80 Nonnenklöster, zu mancherlei Orden, meist jedoch zu denen der Bettelmönche gehörig.

2) Die Vorurtheile gegen die Kuhpockenimpfung haben abgenommen, und die natürlichen Pocken sind seit mehren Jahren verschwunden.

3) Für die Gesundheitspolizei bestehen höhere und niedere Behörden; Thierärzte werden in einer eigens dazu bestimmten Anstalt in Fossano gebildet.

4) Die neuen Gesetze über die Gefängnisse haben großen Beifall gefunden. Man trennt die Angeklagten von den Verurtheilten, die jüngeren von den älteren Personen, die Männer von den Frauen. Wo mehre zusammen kommen, oder arbeiten, wird das strengste Stillschweigen beobachtet. Der König hat zur Errichtung neuer Gefängnisse 2 Millionen Lire, aus den Überschüssen der Jahre 1836 und 1837 angewiesen, und Preise von 3000 und 1000 Lire für die besten Bau- und Einrichtungspläne ausgesetzt.

5) Über die Straßen und Gewässer ist am 29sten Mai 1817 ein neues Gesetz erlassen. Es nimmt als Regel an, daß Flüsse und Bäche ein Eigenthum der Krone sind, und die Benutzung derselben gegen Übernahme einer Zahlung verliehen werde. — Die Straßen zerfallen in königliche, landschaftliche,

örtliche und Privatſtraßen, und unterliegen mehr oder weniger einer höheren Aufſicht und Leitung. Daſſelbe gilt

6) von Maaßen und Gewichten, obgleich die geſetzlich feſtſtehende Gleichartigkeit, noch nicht alle Verſchiedenheiten aus Handel und Wandel vertrieben hat.

7) Kammern für Ackerbau und Handel ſind in Turin, Genua, Chamberi und Nizza gegründet. Sie beſtehen aus Grundbeſitzern, Bankiers, Kaufleuten und Manufakturiſten. Von Zeit zu Zeit findet eine öffentliche Ausſtellung werthvoller Erzeugniſſe der Gewerbe ſtatt.

8) Eine im Jahre 1837 gegründete Hauptbehörde für Statiſtik hat, mit Hülfe landſchaftlicher Behörden, bereits große Sammlungen angelegt, und wird die Ergebniſſe dereinſt bekannt machen.

9) Die Zahl der Anſtalten für Arme, Kranke u. ſ. w. iſt in den ſardiniſchen Staaten ſehr bedeutend, und man ſchätzt ihre jährlichen Einnahmen (ohne Sardinien) auf 10 Millionen Lire, oder Franken. Die Verwaltung aller dieſer Stiftungen iſt durch neue Geſetze ſehr vollſtändig und gründlich geordnet; ſo daß man wohl auch der ſchon oben erwähnten, ſeit 1831 erſt erlaubten Bettelei, wieder Herr werden wird.

10) Über die Findelhäuſer müßte ich meine alten Klagen und Beſchwerden wiederholen. Auf eine Bevölkerung von 380,000 Seelen kommen in der Landſchaft Turin jährlich 500 ausgeſetzte Kinder; ſie hat jetzt 3,500 ſolcher Kinder zu ernähren.

Im Genueſiſchen waren im Jahre 1813 1,202 Findlinge vorhanden; 1833 2,355. 1835 wurden daſelbſt ausgeſetzt und lebendig gefunden 275; todt gefunden 163. In Jahresfriſt ſtarben 120 Kinder. Das elfte Kind war im Durchſchnitt ein Findling.

Im ganzen Lande wurden während des Jahres 1833 ausgeſetzt 3,180, und davon ſtarben 1,957. Auf eine Bevölkerung von etwa 4 Millionen waren 18,365 Findlinge vorhanden, zu deren Ernährung der Staat 125,000 Lire hergiebt. Was hilft der Vorwand: unglückliche Zeitläufe führten zu dieſen Ergebniſſen, was die Klage daß auch Eheleute ihre Kinder verließen, was die Vorſchrift für eheliche, nicht ausgeſetzte Kinder, keine Unterſtützung zu bewilligen! So lange man an dem Aberglauben feſthält jene entſetzliche Anſtalt befördere gute Sitten und verhindere den Kindermord, iſt in dieſen Gegenden keine Hülfe möglich, ſondern das belohnte Laſter wird jährlich mehr überhand nehmen. Oder ſind ausgeſetzte und todt gefundene Kinder, ſind die in ungeheurer Zahl geſtorbenen nicht auch ermordet, von Müttern, Vätern, Ammen, Aufſehern und Geſetzgebern ermordet?

Vierundvierzigſter Brief.

Genua, den 19ten Mai.

Das Finanzweſen der ſardiniſchen Staaten gehört zu den geordnetſten in Europa, und einzelne Mängel ſind im Ganzen von den Vorzügen überwogen. Jährlich werden für jeden einzelnen Zweig der Verwaltung (der Einnahmen wie der Ausgaben) Überſchläge entworfen, und daraus ein allgemeiner Voranſchlag für den ganzen Staat zuſammengeſetzt. Man hat ſich hiebei nicht der (leider faſt allgemeinen) Methode ergeben, die Einnahmen zu hoch anzuſetzen; was nach kurzer Freude, groſſe Sorgen und Leiden nach ſich zieht. Im Gegentheil hat die Mehreinnahme, ſtets die Mehrausgabe überſtiegen, und von Vorgriffen, bons du Tresor, soumissions und anderen künſtlichen Nothmitteln iſt gottlob nicht die Rede. Das Finanzminiſterium zerfällt, hinſichtlich der Einnahmen in drei Hauptabtheilungen: Erſtens, für direkte Steuern, Domainen, Eintragungsgebühren (insinuazioni) und Lotto. Zweitens, für Zölle, Verzehrungsſteuern und die königlichen Monopole von Salz, Tabak, Pulver und Blei. Drittens, die Verwaltung des königlichen Schatzes und des Schuldenweſens.

Der Hauptveranschlag kommt für das laufende Jahr, in runden Summen zu stehen, wie folgt:

I. Einnahmen.

		Franken od. Lire.
1)	Zölle, Consumtionssteuern, Tabak, Salz u. s. w.	12,500,000
2)	Finanzen (darunter Domainen, direkte Steuern) u. s. w. . .	27,200,000
3)	Ausland (estero), besonders Post	2,300,000
4)	Inneres, darunter Bergwerke .	300,000
5)	Münze, Metallstempel u. s. w.	200,000
6)	Verwaltung des Schatzes (erario)	900,000
	Darunter, Pulver . . 240,000	
	Kanzleieinnahmen (diritti di segretaria) . . 10,000	
	Zinsen von ausgeliehenen Kapitalien . . . 55,000	
	Allerhand z. B. von Verkäufen von Materialien, alten Schiffen u. s. w. . . 130,000	
	Zinsen von Staatsschuldscheinen 75,000	
	Endlich Überschüsse, und einige kleinere Einnahmen.	
7)	Vom Seewesen (marina) . . .	200,000
	Summa	73,600,000.

II. Ausgaben.

	Franken od. Lire
1) Königliches Haus und Hofſtaat	4,000,000
2) Miniſterium der Juſtiz . . .	1,300,000
3) der auswärtigen Angelegenheiten	3,000,000
4) des Innern	7,400,000
5) des Krieges	26,100,000
6) Artillerie	2,900,000
7) Flotte	3,100,000
8) Miniſterium der Finanzen . .	6,100,000
9) Zollweſen	8,500,000
10) Der Wittwe Königinn . . .	262,000
11) Dem Prinzen Carignan . . .	150,000
12) Öffentliche Schuld	8,662,000
Summa	74,174,000
Die Einnahme betrug	73,600,000
Mithin würden fehlen	874,000.

Seit Jahren ſind indeſſen, wie geſagt, die Einnahmen ſtets um einige, ja 4 bis 8 Millionen höher ausgefallen. In dem zuletzt abgeſchloſſenen Jahre 1837 betrugen die Überſchüſſe 2,300,000 Lire.

Für jeden Zweig der Haupteinnahmen ſind beſondere Hebungsbeamte angeſtellt, z. B. für die direkten Steuern, die Zölle, die Verzehrungsſteuern u. ſ. w. Alle Einnahmen laufen in landſchaftlichen Kaſſen zuſammen, welche baar an die Hauptkaſſe zahlen, oder deren Anweiſungen Folge leiſten. Monatliche Ab-

schlüsse und Kassenbesichtigungen, dienen zum Erhalten der Ordnung und Übersicht; am Schlusse des Jahres, erfolgt ein Jahresabschluß. Ohne höhere Prüfung und Erlaubniß dürfen keine Abänderungen an den Voranschlägen eintreten. Alle Rechnungen sind der Prüfung einer Oberrechenkammer unterworfen.

Die direkten Steuern werden nach den Gesetzen vom 14ten December 1818 und ersten April 1826 erhoben. Unter der französischen Regierung gab es vier dieser Steuern: Grundsteuer, Steuer von Thüren und Fenstern, Gewerbsteuer, Personen- und Mobiliarsteuer. Die zweite und dritte ward von der neuen Regierung abgeschafft, und die erste im Jahre 1819 um $^1/_{11}$ und 1838 um $^1/_{10}$ vermindert. Von der Grundsteuer sind nur ausgenommen die königlichen Paläste, Domainen und Fabriken, die Wohnungen und Gärten der Geistlichen, die Kirchen und Kirchhöfe, die Wohnungen der Ordensgeistlichen nebst den zur Clausur gehörigen Gärten.

Es giebt kein allgemeines, gleichartiges Kataster, oder Grundbuch. Vielmehr finden sich erstens, mehre Gemeinen ganz ohne ein solches. Einige alte Verzeichnisse und die fortlebende Kenntniß mancher Personen, müssen jenen Mangel ersetzen; wobei es aber an Willkür, doppelten Ansätzen, Auslassungen und Unordnung mancher Art nicht fehlt. — Zweitens, sind andere Gemeinen zur Zeit der französischen

Herrschaft kataſtrirt worden, und ſuchen durch Nachträge vorhandenen Mängeln abzuhelfen. Drittens, bedienen ſich die von Öſterreich abgetretenen Landſchaften, des alten mailändiſchen Grundbuches, und einige andere Theile Piemonts ebenfalls eines alten, jedoch unvollendeten Kataſters. In Savoyen kam eine ſolche Arbeit ſchon 1730 zu Stande, litt aber ſeitdem mancherlei Abänderungen, insbeſondere dadurch, daß die Franzoſen, auch Geiſtliche und Adliche beſteuerten. Im Genueſiſchen gab es bis 1798 gar kein Grundbuch, und die alsdann angefertigten Verzeichniſſe liegen, trotz vieler Mängel, der jetzigen Beſteuerung noch immer zum Grunde. Die Nothwendigkeit eines allgemeinen Kataſters ſcheint alſo vorhanden zu ſeyn; weil aber deſſen Koſten auf 10 Millionen Lire berechnet, und erſt 2 1/2 Millionen dazu vorhanden ſind, ſo verzögert ſich (abgeſehen von allen bereits angeführten, allgemeinen Urſachen und Bedenken) die gewünſchte Ausführung.

Die Grundſteuer theilt ſich in die königliche, landſchaftliche und örtliche. Jene erſte beſteht wiederum aus der Hauptabgabe und 23/100 Zahlungscentimen; nämlich 3/100 für die Straßen, 1 1/2 Hundertel für die Koſten des Kataſters, 1 1/2 Huntertel für die Koſten des Gottesdienſtes, 17/100 (oder mit Hinzufügung des ſogenannten sussidio, 19/100) für mancherlei andere Ausgaben. Die Zuſchlagscentimen für die

Landschaften und Ortschaften sind nach Maaßgabe des Bedürfnisses sehr verschieden. Jährlich bestimmt ein königliches Gesetz die Hauptsumme und die Zuschlagscentimen für das ganze Reich; das Ministerium vertheilt dieselben auf die Landschaften, der Intendant auf die Ortschaften. Die Voranschläge für die eigenen Bedürfnisse der Landschaften und Ortschaften, sind einer höheren Prüfung und Bestätigung unterworfen.

Ausgenommen von der Personen- und Mobiliarsteuer sind die Erzbischöfe, Bischöfe, Pfarrer, Ordensgeistlichen, und die wirklichen Soldaten. Frei von der Personen- aber nicht von der Mobiliarsteuer sind diejenigen Weltgeistlichen, welchen man das Recht eines besonderen Gerichtsstandes bewilligte. Zahlungspflichtig ist jeder Mensch sobald er über 20 Jahre und nicht als arm bezeichnet wird. Für arm gelten Alle welche kein Eigenthum besitzen und kein Gewerbe treiben, sondern als Dienstboten oder Tagelöhner leben. Die Personensteuern sollen nicht übersteigen

3 Lire in den Städten über 10,000 Einwohner
2½ „ „ „ von 5000 bis 10,000
2 „ „ „ „ 2000 „ 5,000
1½ „ „ „ unter 2,000.

Die Mobiliarsteuer wird nach der Miethe von den Wohnungen bestimmt, und nur die kleinsten bleiben nach den Festsetzungen der Ortsobrigkeiten und der

Intendanten) davon befreit. Es beträgt im Jahre 1839 die königliche Grundſteuer 12,000,000 Lire
die landſchaftliche 2,300,000
die örtliche 2,400,000

Summa 16,700,000 und
die Perſonen- und Mobiliarſteuer etwa 720,000 Lire.

Die Zölle werden nach den Steuerrollen von 1830 und 1835 erhoben. Ihr Ertrag iſt in ſtetem Zunehmen begriffen, obgleich die Höhe mancher Steuerſätze zur Contrebande führt, und eine Ermäßigung zu gleicher Zeit dieſem Mißbrauche abhelfen, und die Einnahmen dennoch erhöhen würde. Ich gebe einige Proben der Steuerſätze. Es zahlte bei der Einfuhr:

	1830.	1835.	
Branntwein, das Hektoliter . .	60 bis 150 Lire	120 Lire	
Wein	24 „ 60	—	
Cacao, der Zentner	50	—	
Kaffee	60	70	
Pfeffer . . .	38	45	
Thee, das Kilogr.	2 1/2	—	
Zucker, der Zentner	45 bis 80	18 bis 48	
Butter . . .	1	—	
Käſe	16	—	
Auſtern . . .	10	—	Ausfuhr.
Pferde, das Stück	7 L. 20 Cent.	—	15 L.
Eſel	50 „	—	3 L.

	1830.	1833.	Ausfuhr
Ochſen . . .	10 L.	5 L.	2 L.
Kälber . . .	1 L. 50 C.	—	25 C.
Hammel . . .	1 L.	—	25 C.
Schweine . .	2 L.	3 L.	1 L.
Leinwand, das Kilogramm . .	2 bis 3 L.		
Baumwollene Waaren desgl.	1 „ 20 L.		
Wolle, der Zentner	1 „ 6 L.		

(Die Ausfuhr iſt ſeit 1833 erlaubt gegen eine Abgabe vom Zentner 10 bis 15 Lire. Seide, Ausfuhr desgl. 3 L.)

	1830.	1833.
Waizen, der Zentner . .	9 L.	—
Andere Getraidearten meiſt	6 L.	—
Bücher (gebundene legati bianchi) der Zentner .	50 bis 100 L.	—
Muſikalien, der Zentner .	50 „ 85 L.	—

Nicht bloß durch dieſe erſtaunlich hohe Steuer, ſondern auch durch die weitläufige, Zeit koſtende und ſtrenge Cenſur, wird der literariſche Verkehr übermäßig erſchwert.

Viele Erzeugniſſe Sardiniens (z. B. Öl, Wein, Getraide, rohe Wolle und Häute, Thunfiſche, Sardellen u. dgl.) gaben früher nur ein Viertheil der gewöhnlichen Steuer. Seit 1833 iſt jene Begünſtigung auch auf Orangen und Südfrüchte ausgedehnt, der Zollſatz aber

überall auf die Hälfte des gewöhnlichen erhöht worden, was ſeitens der Sardinier große Klagen herbeigeführt hat. Gewiß wird, wenn die erheblichen Verbeſſerungen in Sardinien zu Stande kommen, eine Umgeſtaltung des Zollweſens ebenfalls eintreten müſſen. Überhaupt nähert man ſich allmählig auch hier einem einfacheren Syſteme und läßt von dem Gedanken völliger Abſperrung und Ausſchließung immer mehr fallen. Daher z. B. die endlich erlaubte Ausfuhr der Seide und Wolle, und der am 26ſten November 1838 mit Nordamerika auf völlige Gegenſeitigkeit abgeſchloſſene Vertrag. Auf dieſem Wege wird auch eine wohlfeilere Verwaltung möglich werden, und ſtatt einer Zahl von 3800 Beamten aller Art, eine geringere hinreichend erſcheinen.

Die Verzehrungsſteuern werden nach mäßigen Sätzen theils für den Staat ſelbſt erhoben, theils verſtattet dieſer den Gemeinen eine ſolche Hebung zur Deckung ihrer Bedürfniſſe. Jene erſten (gabelle accensate genannt) werden gezahlt von Fleiſch, Wein, Branntwein, Eſſig, Bier und Leder, ſofern dieſe Gegenſtände von Kleinhändlern verkauft werden. Dieſe Einrichtung findet aber nur in 22 Landſchaften des älteren Staates ſtatt; und nicht in Savoyen, Genua, Nizza, Aoſta, Oſſola u. ſ. w. Etwa 1,200,000 Einwohner ſind jenen Steuern unterworfen, etwa 2,800,000 davon befreit. Sie betragen jährlich ungefähr 4½ Millionen

Lire, und werden (wie im Mailändischen) von Pächtern eingezogen, wogegen in den sardinischen Staaten kein Unterschied zwischen den offenen Orten und den geschlossenen Städten besteht.

Die Stadt Turin ist die einzige, welche ihre Verbrauchssteuer nicht selbst erhebt; sondern eine runde Abfindungssumme erhält. Ein Gesetz vom 27sten December 1838 schreibt vor, auf welche Gegenstände eine Verbrauchssteuer von den Städten gelegt werden darf. Es sind hauptsächlich Wein, Getränke anderer Art, Fleisch, Gemahl, Holz, Heu, Stroh und einige Baumaterialien. In den größeren Städten, werden diese Abgaben meist verpachtet und an den Thoren erhoben; in den kleinen hingegen bestimmte Summen durch Abonnement von den Verkäufern eingezogen; alles nach eingeholter Beistimmung der vorgesetzten Behörden, oder selbst des Königs. Nur im Fall des dringendsten Bedürfnisses und nur wenn alle anderen Mittel unzureichend erscheinen, darf Brot, Gemahl und Fleisch besteuert werden.

Die Monopole des Handels mit Salz und Tabak werden in der bekannten, oft wiederkehrenden Weise geübt und geltend gemacht. Der Ertrag beider ist im Steigen begriffen. Das erste erträgt jährlich etwa 13,500,000 Lire, das zweite 7,650,000 Lire. Das meiste Salz kommt aus Sardinien und Südfrankreich, und wird (mit Ausnahme weniger Bezirke)

zu vier Sous das Pfund verkauft. Man wünſcht eine Herabſetzung des Preiſes, beſonders zum Beſten des ärmeren Volkes; welches von dieſer, ſowie von vielen anderen Steuern, am härteſten getroffen wird.

Die Steuern von den Eintragungen (insinuazione, droits d'enregistrement) werden meiſt nach franzöſiſcher Weiſe verwaltet und erhoben. Neben einer bedeutenden, ſteigenden Einnahme, ſind daraus großentheils die Vortheile einer Hypothekeneinrichtung hervorgegangen. — Da ich nicht auf alle anderen Einnahmezweige näher eingehen kann, ſo treffe ich nur eine Auswahl und füge einzelne Bemerkungen hinzu:

1)	Einnahme der 3 vom Hundert, bei Veränderungen (mutazioni) des Eigenthums beträgt	1,560,000 Lire
2)	Einnahme von Domainenpacht	570,000
3)	Königliche Kanäle und Bewäſſerung, Brücken, Hafengeld ꝛc.	190,000
4)	Geldſtrafen	250,000
5)	Notariatsgebühren, Maaßgeld, Mäklergebühren	210,000
6)	Erbſchaftsſtempel . . .	150,000
7)	Wegegeld vom Mont Cenis	84,000
8)	Abgabe von öffentlichem Fuhrwerke	150,000
9)	Patente, Päſſe, Licenzen, Jagdbewilligungen ꝛc.	220,000

10) Andere Stempel . . . . . 1,850,000 Lire
11) Spielkarten 90,000
12) Bewäſſerungsanſtalten von Vercelli 365,000
13) Lotto 2,200,000

Die Bruttoeinnahme beträgt 5,500,000
Die Einſetzenden erhalten nur 3,300,000
Der Staat bezieht alſo . . 2,200,000

wovon die Verwaltungskoſten mit etwa 21 Procent abgehen. Sonſt war der geringſte Einſatz 50 Centimen, jetzt beträgt er eine Lire. Hoffentlich wird dieſe ungerechte, unmoraliſche Anſtalt des Lotto bald hier abgeſchafft, ſowie dies bereits in vielen anderen Staaten geſchehen iſt.

14) Einnahme vom Alleinverkauf von Pulver, Blei und Salpeter . . 500,000 Lire
15) Conſulargebühren 65,000
16) Poſten 2,160,000
17) Dampfboote für Sardinien . . 104,000.

Doch ich trage Bedenken mehr ins Einzelne einzugehen, um Euch nicht zu ermüden; auch dürften die gegebenen Andeutungen hinreichen, Inhalt und Zuſammenhang des Finanzweſens im Allgemeinen kennen zu lernen.

Über die Staatsſchulden muß ich indeß noch ein Paar Worte hinzufügen. Sie zerfallen in drei Abtheilungen:

1) Die 1819 feſtgeſtellte zu 5 Procent verzinsbare Schuld von 100 Millionen Lire. Hievon ſind 60 Millionen ablöslich und ihr urſprünglicher Tilgungsfonds betrug, ein Procent. Die Tilgung erfolgt zur Hälfte durch Aufkauf, zur Hälfte durch Verloosung. 40 Millionen gelten für unablösliche Schuld (perpetuo).

2) Im Jahre 1831 ward, zur Zeit drohender Gefahr, binnen kurzer Zeit ein freiwilliges Anlehen von 25 Millionen zu 5 Procent zu Stande gebracht.

3) Ähnlicher Urſachen halber lieh man 1834 die Summe von 27 Millionen zu 4 Procent und unter Zuſicherung gewiſſer Prämien. Der ganze Betrag liegt in der Staatskaſſe zu außerordentlichem Gebrauche, beſonders zur Vertheidigung des Vaterlandes, vorräthig. Außer der wohlgeordneten Verwaltung, iſt ein Ausſchuß von neun Perſonen zur Aufſicht beſtellt, und eine größere Verſammlung von 60 ausgezeichneten Männern zur Rechnungsprüfung und Abnahme. Die Staatsſchuldſcheine genießen großes Vertrauen, kommen aber ſo wenig auf den Markt, daß man die daraus entſtehenden Leiden der Börſenſpekulationen faſt gar nicht kennt. Eben ſo lobt man die pünktliche Zinszahlung und die fortgeſetzte Verminderung der Schulden. Dagegen fragt ſich ſehr: 1) ob nicht der Aufkauf der 114 bis 118 ſtehenden Papiere unterbleiben, und ſtatt deſſen überall die Verloosung eintreten ſollte? 2) Ob man nicht die Zinſen von 5

auf 4 Procent (unter Anerbietung des Kapitals) herabsetzen könnte? 3) Ob es kein besseres Mittel gäbe, sich gegen außerordentliche Gefahren zu sichern, als die baare, fruchtlose Niederlegung so großer Summen, daß daraus eine jährliche Ausgabe, oder ein Verlust von 1,620,000 Lire entsteht?

Über Sardinien und Genua berichte ich das nächste Mal.

Fünfundvierzigster Brief.

Genua, den 21sten Mai.

Da ich, aus bereits mitgetheilten Gründen, die Seeküsten des genuesischen Landes diesmal schwerlich zu sehen bekomme, so will ich Euch und mir wenigstens in aller Kürze erzählen, was Federi und Bertolotti daselbst fanden. Überall ein vom Meere, durch Hügel, bis zu Bergen aufsteigendes Land, wenig Acker- und mehr Gartenbau, der Ölbaum vorherrschend, Südfrüchte an den günstigsten Stellen, höher hinauf Kastanien, in den Seealpen Hirten und Viehzucht.

überall großer Fleiß, aber keinen Reichthum des Volks, nach dem Sprichworte: wer nichts beſitzt als Olivenbäume, bleibt immer arm. Sie leiden ſchon bei geringem Froſte, und noch größere Verwüſtungen werden durch einige Inſekten angerichtet. Aus dem Samen gezogene Bäume geben erſt nach 50 Jahren vollen Ertrag; durch Stecklinge gezogene aber ſchon nach 25 Jahren, weshalb man dies Verfahren vorzieht. Je ſtärker die Düngung, deſto höher iſt in der Regel der Ertrag. In guten Jahren geben 150 bis 200 Ölbäume, 30 bis 50 Barilen Öl, auf einer Grundfläche von 10,000 Quadratmeters; ja einer der größten Ölbäume kann bis 3 Barilen Öl geben. Sie blühen im Mai, und im December beginnt die Ärndte. Der Preis des Barile wechſelt ſehr von 30 bis 80 Franken.

Orangen- und Citronenbäume geben erſt nach 20 Jahren eine volle Ärndte, und zwar 100 derſelben etwa 30,000 Früchte, das Tauſend zu 16 Franken. Man hat Beiſpiele daß ein Baum bis 4000 Orangen trug. Sie wachſen am Beſten in leichtem, bewäſſertem und gedüngtem Boden. Die fallenden Blüthenblätter dienen bisweilen als Düngung. 25 Pfund derſelben koſten etwa nur einen Franken.

Unter den Hirten finden ſich weniger Arme, als unter den Ölbauern; doch ſind die Weiden minder ſchön und die Thiere kleiner, als in der Schweiz

Thiere und Hirten bleiben des Sommers, Tag und Nacht im Freien. Man macht nur Käse, keine Butter. Schon im Jahre 1753 erging ein dringend nothwendiges Gesetz gegen das leichtsinnige Niederhauen der Bergwälder, mit dem Jahre 1793 brach hingegen die größte Willkür und der größte Schaden herein. Der fruchtbare Boden verschwand, die Stürme wurden mächtiger, die Bergwässer reißender und gefährlicher, die Straßen gingen zu Grunde und das Klima verschlechterte sich in mannichfacher Beziehung. Hoffentlich wird die anbefohlene und begonnene neue Besamung und Bepflanzung der Berge, glücklichen Fortgang haben.

Aus der vortrefflichen, aber noch nicht beendeten Statistik Genuas von Cevasco, entlehne ich dankbar Mehreres, und reihe dann Anderes an, was mir aus sicheren Quellen zukam. In acht Jahren, von 1828 bis 1835 einschließlich, wurden in Genua geboren 24,741, darunter 12,513 Knaben und 12,228 Mädchen.

Es starben 17,738, darunter 8898 männlichen und 8860 weiblichen Geschlechts. Hierunter sind aber die Todesfälle in den Klöstern und Hospitälern nicht begriffen. Die Bevölkerung der Stadt betrug 1813 (zur Zeit der napoleonischen Handelssperre) 74,000, 1827 aber schon 95,000. Seitdem hat die Bevölkerung (zum Theil in Folge der Cholera) nicht

zugenommen. Mit Hinzufügung der Soldaten, Matrosen, Fremden und eingezogenen Landbewohner, steigt jedoch die Gesammtzahl der Einwohner auf 113,000. Man rechnet auf 17 Geburten, 15 Todesfälle, oder auf etwa 28 Einwohner eine Geburt und auf 33 einen Todesfall; auf 142 Einwohner eine Heirath und auf eine Familie zwischen vier und fünf Kinder.

Die Besatzung Genuas besteht etwa aus 6000 Mann, und zur Flotte gehören etwa 3000. Diese besteht aus drei älteren Linienschiffen (vaissaux rasés de 60 canons), 3 Fregatten, 2 Corvetten, 2 Bricks, 1 Cutter und mehren kleineren Schiffen. Über 8000 Fremde besuchen jährlich die Stadt. Sie verbraucht jährlich an 200,000 Hektoliter Wein und Essig, welche (das Hektoliter zu 2 Lire 60 Centimen besteuert) einen Ertrag von etwa 520,600 Lire geben. Dagegen ist der Verbrauch an Branntwein und Bier sehr gering. Es werden jährlich nach einem Überschlage geschlachtet:

	Stück.	Steuer für das Stück. Lire.	Cent.
Ochsen (in runden Summen) . .	2,300	30	—
Kühe . . .	7,500	12	50
Kälber . . .	7,900	10	50
Schweine . .	1,000	7	—
Hammel, Schafe, Ziegen . . .	15,000	—	90
Lämmer u. Zicklein	28,000	—	40.

Bei weitem die größte Quantität des verbrauchten Getraides besteht in Waizen, an 350,000 Säcke (émines), dann folgt Mais (etwa 60,000 Säcke), dann Reis 32,000. Man hat die Verzehrungssteuern, welche der Staat in Genua erhebt, auf 2,150,000 Lire angeschlagen, und die städtische Steuer auf 1,374,000 Lire, zusammen 3,524,000 Lire.

Aus einer lehrreichen Tafel über die Vertheilung der Bevölkerung nach Ständen und Gewerben theile ich Folgendes mit:

298 Familienväter, die bloß von ihren Renten leben.
509 Weltgeistliche.
555 Mönche.
456 Nonnen.
56 geistliche Seminaristen.
41 eingeschriebene Geistliche.
1,490 Kinder, welche die öffentlichen Elementarschulen,
710 Kinder, welche höhere Schulen besuchen.
583 Personen zur Universität gehörig.
1,878 Schüler in Privatschulen.
1,284 Beamte aller Art.
463 Advokaten, Prokuratoren, Notare, Gerichtsschreiber u. s. w.
276 Ärzte, Chirurgen, Apotheker und Hebammen.
1,019 Kaufherren und Fabrikanten.
21,525 Gewerbtreibende beiderlei Geschlechts.

2,438 Materialiſten und Kleinhändler.
3,976 Diener und Gehülfen derſelben.
2,145 Laſtträger.
6,110 Köchinnen, Dienſtmädchen, Kammerfrauen.
2,019 Köche und Dienſtboten männlichen Geſchlechts.
321 Kutſcher und Fuhrleute.
242 Gaſtwirthe u. dgl.
2,698 Bettler und Vagabunden u. ſ. w. u. ſ. w.

Es giebt in Genua nur 3 Perſonen, welche über 1000 Lire Grundſteuer bezahlen,

18 Perſonen, welche 500 bis 1000,
44 „ „ 250 „ 500,
142 „ „ 100 „ 250,
3863 „ unter 100 bezahlen.

Aus der Tafel über den Werth der ausgeführten genueſiſchen Fabrikate und Produkte, hebe ich folgende, wichtigere Gegenſtände aus:

Bleiweiß (Céruse)	154,000 Lire
Korallen	2,952,000
Eiſerne Bettſtellen und andere Waaren der Art	240,000
Conditorwaaren	200,000
Goldſchmiedearbeiten	250,000
Papier und Tapeten	1,500,000
Seife	39,000
Seidenwaaren und Seide . .	2,825,000
Makaroni und Vermicelli . .	1,213,000

Öl	1,134,000 Lire
Reis aus Piement	804,000
Künstliche Blumen	39,000
Handschuh	39,000
Cremor Tartari	98,000
Kastanien	24,000 u. s. w.

Der ganze Werth dieser Ausfuhren wird auf 17 Millionen angeschlagen. — So weit meine kurzen Auszüge aus den genannten, weitläufigen Werken.

Sechsundvierzigster Brief.

Genua, den 22sten Mai.

Daß Genua keine fabricirende Stadt, im größeren Sinne des Wortes ist, geht aus den soeben angeführten Nachrichten um so mehr hervor, da einige der wichtigeren Gegenstände (wie Makaroni, Conditorwaa- und Korallen) keine weitläufige und verwickelte Arbeit erfordern. Um nun eine mannichfaltigere und größere Fabrikation zu erzwingen, möchten Manche auf Ausfuhrverbote roher Erzeugnisse zurückkommen, oder neue und größere Beschränkungen des Handels einführen.

Allein dieser (auf welchem Genuas Daseyn und Wohlseyn in der That beruht) würde dadurch gewiß mehr leiden, als die Fabrikation gewinnen; auch hat sich die Regierung (wie ich schon meldete) mit Recht für eine erleichterte Ausfuhr der Seide und der Wolle entschieden, und nähert sich einer heilsamen Vereinfachung des hohen und verwickelten Zollsystems.

Wenn man sieht, wie Genua zwischen Triest, Venedig, Livorno, Nizza und Marseille gelegen ist, so ergiebt sich daß der Kreis seines Waarenabsatzes nicht über eine gewisse Gränze hinaus erweitert werden kann. Ich habe jedoch in dieser Beziehung zwei Klagen aussprechen hören; erstens: Nizza sey durch alte Vorrechte und die große Leichtigkeit der Landcontrebande sehr im Vortheile. Zweitens: der Transitohandel sey noch immer zu sehr belastet und erschwert. Wenn die Regierung alte Vorrechte, welche den Einwohnern Nizzas durch Vertrag zustehen, nicht verkürzen will, so hat dies eine löbliche Seite; und es wäre nur die Frage, ob und wie den Genuesern ähnliche Begünstigungen zu Theil werden könnten. Daß die Regierung ferner den Transitohandel möglichst erleichtern möchte, scheint mir aus dem neuen, mit Nordamerika geschlossenen Vertrage, deutlich hervorzugehen. Die wichtigste Handelsaussicht für Genua eröffnet sich indeß, meines Erachtens, durch die bevorstehende höhere Kultur Sardiniens, und eine (damit

nothwendig in Verbindung stehende, daraus hervorgehende Aufhebung, oder doch Umgestaltung, der zwischen beiden Ländern noch vorhandenen Zelllinien.

Wie dem Allem auch sey: gewiß zeigt Genua nirgends die Spuren des Verfalles, welche in Venedig so betrübend hervortreten; oder wenn hier (meist durch verständige Einwirkung der Regierung) das Übel höchstens zum Stillstande gebracht ist; so kann man in Genua die Fortschritte, insbesondere zu ungemeiner Verschönerung der Stadt, der Straßen, der Umgegend, des Hafens u. s. w. gar nicht verkennen. Wenn die Vernichtung der alten Regierung (wie jeder Tod) traurig und beklagenswerth bleibt; so war sie doch nicht ohne allen Grund, und (eben so wenig wie in Venedig) in der Form einer erblichen Adelsaristokratie, nicht mehr an der Zeit. Die große Thätigkeit der Genueser kann übrigens niemand bezweifeln: sie handeln unmittelbar bis in die entferntesten Gegenden der Erde, bis Brasilien, Buenosayres, Montevideo, Kolumbien, den canarischen Inseln, Mexiko, Porterico, Para und dem stillen Meere u. s. w., der europäischen Länder nicht zu gedenken.

Näher ergiebt sich dies aus folgenden Tafeln. Es liefen im Jahre 1833 in den Hafen von Genua ein, aus

Alexandrien, sardinische Schiffe	2
Nordamerika desgl.	7
Havana, 11 sardinische, 1 spanische . . .	13

Levante, 73 sardinische, 1 österreichisches . . 74
Brasilien, 33 sardin., 2 engl., 1 französisches 36
Buenosayres und Montevideo, 29 sardinische, 1 englisches 30
Bremen, 2 bremische, 1 hannöv., 1 holländ. 4
Kolumbien, sardinische 2
S. Domingo, französisches 1
Frankreich, 5 neapolitanische, 1 holländisches 3 spanische, 79 sardinische, 54 französische, 1 toskanisches, 2 österreichische . . 145
Canarien, sardinisches 1
Dänemark, dänisches 1
Gibraltar, 11 sardinische, 4 englische . . 15
Adriatisches Meer, 22 sardinische, 5 österreichische 27
Griechenland, sardinische 8
England, 5 sardinische, 81 englische, 1 neapolitanisches, 1 amerikanisches 88
Jonische Inseln und Malta, 8 sardinische, 2 englische 10
Dem Schwarzen Meere und Constantinopel, sardinische 76
Mexiko, sardinische 2
Holland, 8 holländische, 1 belgisches, 1 sardinische, 1 russisches 11
Portugal, sardin. 19, engl. 1, holländ. 1, preußische 1, neapolitanische 2, toskanische 1 24

Porterice und S. Thomas, sardinische	10
S. Romano, 6 sardin., 1 französ., 1 engl.	8
Neapel und Sicilien, 213 sardinische, 30 neapolitanische, 1 österreichisches	274
Sardinien, sardinische	109
Schweden und Norwegen, 5 schwedische, 1 russisches, 1 holländisches	7
Sumatra, amerikanisches	1
Spanien, 48 sardinische, 17 spanische, 2 toskanische, 2 neapolitanische	69
Terranuova, 1 englisches, 1 französisches	2
Toskana, 32 sardinische, 1 span., 1 toskanisches, 1 österreichisches, 1 brasilianisches	36
Dem Stillen Meere, sardinische	1
Para und Maragnon, 1 österreich., 1 spanisches, 1 sardinisches	3.

Die Einfuhr betrug	1834.	1835.	1836.
Kaffee, Pfund	7,344,000.	3,938,000.	8,220,000.
Cacao, Säcke	263,000.	146,000.	576,000.
Häute, Stück	200,000.	167,000.	171,000.
Wachs, Pfund	123,000.	165,000.	329,000.
Pfeffer, „	1,100,000.	314,000.	2,481,000.
Thee, „	17,000.	15,000.	10,000.
Saffian, „	15,000.	18,000.	15,000.
Sehr viel Fische und Kolonialwaaren aller Art.			
Getreide, Zentner	138,000.	572,000.	1,006,000.

Der wichtigſte Gegenſtand iſt der Zucker, deſſen jährliche Einfuhr man auf 200,000 Zentner anſchlägt.

Siebenundvierzigſter Brief.

Livorno, den 24ſten Mai.

Einige Zuſätze zu all den im vorigen Briefe erwähnten Dingen werde ich Euch mittheilen, ſobald der bereits unter dem Drucke befindliche zweite Theil von Cevasco erſchienen iſt; jetzt komme ich auf einen anderen Gegenſtand: die Stadtordnung für Genua. Sie iſt durch die Geſetze vom 30ſten December 1814 und 13ten Julius 1815 feſtgeſtellt. Vierzig Dekurionen, darunter 20 dem Adel, 20 den Bürgern und Kaufleuten entnommen, bilden den groſſen Rath. Die Glieder müſſen ſeyn, großjährig, untadeligen Rufes, von anerkannt hinreichendem Vermögen, und wenigſtens zehn Jahre lang Einwohner der Stadt. Die erſte Klaſſe wird aus den Adlichen Genuas gewählt, ohne Rückſicht darauf wenn ſie in die Adelsliſte eingetragen wurden. Den Abgang von Mitgliedern er-

ſetzt der groſse Rath durch Wahl; das erſte Mal ernannte der König dieſelben. Nahe Verwandte können nicht zu gleicher Zeit im Rathe ſitzen. Jährlich verſammelt ſich derſelbe wenigſtens dreimal, den 16ten April, Auguſt und December, und außerordentlicher Weiſe auf Antrag des kleinen Raths und unter Beiſtimmung des königlichen Bevollmächtigten. In der Regel iſt dies der Präſident des höheren Gerichtshofes in Genua: er hat zwar kein Stimmrecht, aber die Pflicht, für das Wohl der Regierung und der Einwohner zu wachen. Ausſchlieſslich ſteht dem groſsen Rathe das Recht zu, die vom Könige zu beſtätigenden Räthe und oberen Stadtbeamten (z. B. die Rechnungsräthe u. ſ. w.) zu erwählen, den kleinen Rath zu ernennen, die Syndici oder Bürgermeiſter vorzuſchlagen, den einzelnen Räthen Geſchäftsbezirke anzuweiſen, auf den Vorſchlag der Bürgermeiſter und des kleinen Rathes, Unterbeamte anzuſtellen, oder zu entfernen, den Voranſchlag und die Jahresrechnung zu prüfen, über neue Unternehmungen und alle die Stadt betreffende, wichtige Angelegenheiten zu rathſchlagen u. ſ. w. Bei jeder Verſammlung ſollen wenigſtens drei Fünftel der Mitglieder in Amtskleidung gegenwärtig ſein und nach der Stimmenmehrheit entſcheiden. Die Voranſchläge, Jahresrechnungen und viele andere Dinge, gehen aber nächſtdem zur Prüfung und Beſtätigung an die vorgeſetzten Miniſterien.

Der kleine zur eigentlichen Geschäftsführung bestellte Rath, wird aus jeder Klasse zur Hälfte gewählt, und jährlich scheidet die Hälfte der Mitglieder aus. Er verwaltet die Stadteinnahmen, leitet die niedere Polizei, und hat die Aufsicht über alle milden Stiftungen. Zu ihm gehören die Bürgermeister, Rechnungsräthe, mehre andere Stadtbeamte und zehn Räthe. An jedem Beschlusse müssen wenigstens 21 Personen, in Gegenwart eines königlichen Beauftragten Theil genommen haben. Der kleine Rath versammelt sich mindestens alle Monate einmal, und außerdem wenn es die Angelegenheiten der Stadt nothwendig machen.

Zwei Bürgermeister werden auf drei Jahre in der Art vorgeschlagen, daß jeder Rath drei Namen insgeheim niederschreibt und der König aus den sechs Personen welche die meisten Stimmen erhielten, für jede Klasse einen ernennt. Sechs auf zwei Jahre erwählte Rechnungsräthe leiten, unter dem Vorsitze eines eigenen Präsidenten, die Finanzangelegenheiten der Stadt. Sechs Aufseher (provveditori) bestimmen die Taxen der Lebensmittel, des Holzes, der Kohlen, haben die Aufsicht über alle Verkäufer derselben, über Maaß und Gewicht u. s. w. Sechs Ädilen ist die Sorge für die Häfen, Seedämme, Magazine, Schiffsangelegenheiten, Wasserleitungen, Straßen u. dgl. anvertraut. Alle diese aus und durch den großen Rath erwählte Personen, sind Mitglieder des kleinen Rathes.

Sonie von Triest, Venedig, Mailand und Turin theile ich Euch den Voranschlag für Genua aufs Jahr 1837 mit, und werde dieselben später untereinander vergleichen.

I. Einnahmen (mit Weglassung der Centimen).

		Lire
1)	Pacht von Grundstücken	23,653.
2)	Erbzins	7,083.
3)	Einnahme von Schuldscheinen	4,623.
4	Zuschlagscentimen zur Grundsteuer	6,400.
5)	Stadtauflagen (fast lauter Verzehrungssteuern)	1,155,063.
6	Standgelder von dem Platze de' Penti	21,000.
7	Desgleichen vom Fischmarkte	1,500.
8	Waagegeld vom Oele	6,300.
9	von Reben	4,500.
10)	vom Getraide	5,000.
11)	vom Weine	2,500.
12)	Schneezucht	30,060.
13)	Pacht vom Schweinschneiden (porco)	935.
14)	Allerhand Einnahmen	634.
15)	Magazingeld vom Hafen	8,002.
16)	Einnahme vom Theater	23,525 n.
	Zu runder Summe	1,306,000.

II. Ausgaben.

	Lire.
1) Stadtverwaltung	48,955.
2) Hebung der Stadtauflagen	96,548.
3) Andere Geschäftskosten (carichi d'Azienda)	6,912.
4) Erhaltung der Straßen	40,242.
5) „ „ Wasserleitungen	35,137.
6) Reinlichkeit und Sicherheit der Stadt	26,562.
7) Erleuchtung	16,680.
8) Erhaltung der Spaziergänge	6,056.
9) Ausgaben für das Theater	78,020.
10) Ausgaben für die Soldaten	17,971.
11) Polizei	26,299.
12) Archive	4,112.
13) Gerichtskosten	7,425.
14) Desgleichen (anderer Art)	952.
15) Stadtschuldenverzinsung u. Tilgung	303,144.
16) Gottesdienst, Prozessionen u. dgl.	9,600.
17) Wohlthätige Anstalten	477,352.
18) Öffentlicher Unterricht	63,134.
19) Zufällige Ausgaben	10,292 c.
Sma. (einschließlich der Cent. u. rund)	1,306,000.

Aus der Hebungsstelle für die Verzehrungssteuern, theile ich Folgendes mit. Es zahlt

	Lire.	Cent.
Wein und Essig jeder Art in Fässern.		
das Hektoliter	2	20

	Lire.	Cent.
Wein und Eſſig in Bouteillen, jede	—	5
Branntwein jeder Art, das Hektoliter	10	—
Feine Liqueure	20	—
Bier	10	—
Ochſen, das Stück	30	—
Kühe	12	50
Kälber	10	50
Schweine	7	—
Hammel, Schafe, Ziegen	—	90
Lämmer und Zicklein	—	40
Käſe (quintale metrico)	10	—
Olivenöl dsgl.	10	—
Holzkohlen	—	75
Steinkohlen	—	30
Heu	—	25
Hafer und Gerſte	1	85
Mauerſteine aller Art, das Tauſend	—	60
Seife (quintale metrico)	5	—
Papier	4	75
Fiſche, in vier Klaſſen getheilt, zahlen das metriſche Pfund, von 5 Cent. bis	—	50.
In der erſten Klaſſe finden ſich verzeichnet, Arten Fiſche	21	
zweiten	36	
dritten	32	
vierten	30,	

ſo daß (wenn auch nicht alle in der nächſten Nähe Genuas gefangen werden) doch das alte Sprichwort: mare senza pesce, als Verläumdung erſcheint.

Gewiß bilden die Verzehrungsſteuern die Haupteinnahme der Stadt. Vom Norden nach dem Süden gehend, erſcheint hier zum erſten Male die Pacht vom Schnee. Die Theaterverwaltung iſt unter näheren Vorſchriften dem Magiſtrate, oder gewiſſen Räthen (Dekurionen) zugewieſen. In jenen Vorſchriften heißt es: die Dekurionen ſollen Acht haben, daß die Tänzerinnen anſtändig und ſchicklich gekleidet ſeyen; und hierauf gründete ſich jene Forderung, die Beinkleider zu erweitern und zu verlängern, welche die neueſten Händel herbeiführte. Sie war ohne Zweifel geſetzlich, kam aber ſo ſpät und post festum, daß man ſie als chikanirende Neuerung betrachtete. Der Zuſchuß zum Theater iſt noch größer, als der zu den Schulen; am ſtärkſten (trotz reicher Stiftungen) der Beitrag für milde Anſtalten. Mancherlei mag hier noch in den Grundſätzen zu beſſern ſeyn, z. B. in Hinſicht auf die Findelhäuſer, und die Straßenbettelei. Letztere, ſagte mir jemand, war ganz abgeſtellt, iſt aber wieder eingeriſſen ſeitdem wir die Jeſuiten haben. Ich weiß nicht, ob dieſe Behauptung gegründet iſt; gewiß herrſcht aber bei manchen Geiſtlichen die oberflächliche Meinung: Abſchaffung der Straßenbettelei, thue der chriſtlichen Mildthätigkeit Abbruch; während ſie dieſer vielmehr eine einſeitige,

oft ganz ungerechte Richtung giebt, oder die Gemüther gegen die Zudringlichen verhärtet und in eine feindliche Stimmung bringt. — Die Fremden (sagte mir ein Italiener) halten Italien mit Unrecht für ein armes Land, weil sie so viel angebettelt werden. England und Belgien sind Länder voller Armen, nicht Italien. — Wäre diese Behauptung in voller Ausdehnung wahr, so träfe die Schuld der Straßenbettelei, in doppeltem Maaße die Regierungen. — Die Schulden Genuas erscheinen nicht unbedeutend, sind aber meist gemacht worden, um in neuerer Zeit große Unternehmungen, z. B. Straßenbaue und Verschönerungen der Stadt rasch zu Stande zu bringen. Einige meinen: Genua müsse immer einige Schulden behalten, weil die Regierungen in der Regel geneigt wären städtische Überschüsse einzuziehen und nach Belieben zu verwenden.

Achtundvierzigster Brief.

Pisa, den 25sten Mai.

Ich habe bereits über mehre Universitäten Italiens gesprochen, heute führe ich über die in Genua Fol-

gendes aus den Annalen der Statistik an (XXXIX Vol. p. 179). Um in Genua immatriculirt zu werden (heißt es daselbst), muß man sieben Zeugnisse beibringen: 1) das Taufzeugniß; 2) das Zeugniß der Kuhpockenimpfung; 3) ein Zeugniß, man sey monatlich zur Beichte gegangen und habe dem Gottesdienste beigewohnt; 4) man habe häufig das Abendmahl empfangen und sich im letzten Jahre gut aufgeführt; 5) und 6) Zeugnisse, das sogenannte rhetorische und philosophische Studium, sey gebührend beendet worden; 7) das sogenannte Consularzeugniß der Obrigkeiten über Namen, Stand, Vaterland, Familie, Zahl der Brüder und Schwestern, Fähigkeit der Altern die Kosten des Studirens zu bestreiten u. s. w. — Sind alle diese Zeugnisse in gehöriger Ordnung befunden worden, so wird der Kandidat zu einem sogenannten Magistereramen zugelassen und über die Gegenstände des philosophischen Lehrganges geprüft, also über Logik, Metaphysik, Physik, Mathematik, lateinische und italienische Beredsamkeit.

Der als Student Aufgenommene hat, bei Strafe, folgende Vorschriften zu beobachten: 1) er wohnt und ißt bei Familien, welche der Präfekt billigt. Dieser, ein Geistlicher, hat die Pflicht den Studenten zu besuchen und seine Bücher zu prüfen. 2) Der Student geht in kein Theater, Kaffeehaus u. dgl. wohl aber zur Messe, Beichte u. s. w. 3) Alle zwei

Monate muß der Student ein admittatur, oder Zeugniß beibringen, über Fleiß, Wandel, Beſuch der Vorleſungen, des Gottesdienſtes u. ſ. w. — So weit mein Auszug, aus einer Darſtellung, welche wohl keine unbedingte Billigung des Erzählten bezweckt.

In den Jahren 18$^{27}/_{33}$ ſtudirten jährlich im Durchſchnitte 350 Perſonen in Genua. Im Jahre 1837 befanden ſich daſelbſt 6 Theologen (!), 159 Juriſten, 101 Mediciner, 35 Chirurgen, 36 Pharmaceuten, 24 Mathematiker, 122 Studenten der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften. — Hier folgt das Verzeichniß der Vorleſungen für 1838 und 1839.

I. Theologie. Profeſſor Belasco handelt ab die Lehren von der Beichte, den Indulgenzen und der letzten Ölung. — Profeſſor Maſſa, von der Sünde und ihren Hauptarten. — Profeſſor Oliva lehrt Hebräiſch und erklärt die Apoſtelgeſchichte, ſowie die folgenden Schriften des neuen Teſtaments. — Magnasco, lehrt einige Haupttheile der Dogmatik.

II. Jurisprudenz. Bonta, die Lehre von den Gerichten (judiciorum materiam). Leveroni, die Lehre von den Teſtamenten. Parodi, das Seerecht. Daneri, einen Theil des Kirchenrechtes. Mongiardini, einige Theile des römiſchen Rechtes, verglichen mit dem ſardiniſchen Civilrechte. — Caſanova, die Elemente des römiſchen Privatrechtes.

III. Medizin. Garibaldi, einen Theil der ma-

teria medica und gerichtliche Arzneikunde. — Botto, Klinik. Mazzini, Theile der Anatomie und Phyſiologie. Tarella, Nervenkrankheiten und Kacherien. Molfino, Chirurgie und Geburtshülfe. Gherardi, chirurgiſche Operationen u. ſ. w. Pedemonte, den erſten Theil der Pathologie. Bo, die Lehre von den Krankheiten. Saſſi, Mineralogie und Theile der materia medica.

IV. Fakultät der Wiſſenſchaften und der Literatur. Badano, Statik und Dynamik. Botto, Differenzial- und Integralrechnung. Garaffino, Algebra und Trigonometrie. Garibaldi, einen Theil der Phyſik. Lanfranko, Ethik. Speterno, Rhetorik und römiſche Literaturgeſchichte. Grillo, Hydraulik. Valentini, Logik und Metaphyſik. Foppiani, Zeichnen für Baukunſt. Rebuffo, über den Styl, meiſt nach italieniſchen Beiſpielen. Laberio, Chemie. Aſſalini, Arithmetik und Geometrie. —

So das vollſtändige Lektionsverzeichniß einer Anſtalt, die in Italien für eine universitas gilt! Wäre es nicht beſſer aus Turin, Genua und den dürftigen Hülfsuniverſitäten, eine wahrhaft große, alle Wiſſenſchaften umfaſſende Landesuniverſität zu bilden und für Italien hiedurch, in neuer Weiſe, Bahn zu brechen und vorzuleuchten? — Oder ſoll ich etwa noch alle Fächer aufzählen, über welche unvollſtändig, und über welche gar nicht geleſen wird; oder die völlige

Vernachlässigung aller Geschichte persönlich beklagen? Rathsam aber wäre es, einige italienische, französische, englische und deutsche Lektionsverzeichnisse neben einander zu stellen, damit jeder erkenne was er besitze, und was und wie viel ihm fehle.

Neunundvierzigster Brief.

Florenz, den 28sten Mai.

Ich habe Euch schon sehr viel über die Einrichtungen, Zustände und Fortschritte in den sardinischen Staaten geschrieben, die Insel Sardinien aber nur beiläufig erwähnt. Dies geschah keineswegs, weil sie nicht eine Erwähnung verdiente; vielmehr habe ich mir das Wichtigste und Merkwürdigste bis zuletzt vorbehalten.

Seit dem Jahre 1421 besaß Sardinien (nach der Weise Kataloniens) drei Stände, mit mancherlei Rechten, insbesondere der Steuerbewilligung. In der Regierung zahlte man jedoch immer dieselbe bestimmte Summe, ohne weiteres Berathen und Beschließen; ja von 1696 bis 1793 wurden die Stände gar nicht versammelt und 1799 (im Augenblicke der Noth) nur berufen

um die gewöhnliche Steuer von 60,000 Scudi, auf 120,000 zu erhöhen. So lag früher in Wahrheit alle Macht (ohne politische Mitwirkung Anderer) in den Händen der spanischen Statthalter, und ward eben so verderblich geübt, wie in allen fernen, der spanischen Herrschaft unterworfenen Ländern. Auch hätten die Stände, bei größerem Einflusse, den Übeln um so weniger abgeholfen, als sie gar keine Theilnahme, oder Stellvertretung des Volkes in sich schlossen; sondern durch ihre einseitige, oligarchische Zusammensetzung nicht minder tyrannisirt haben würden, als es die einzelnen Barone ohnedies thaten. Nirgends zeigte sich eine heilsame, oder auch nur poetische Seite des Lehnswesens. Der Baron war zugleich Partei und Richter, welcher bei jedem Streite für sich entschied, ohne daß der entfernte, schwache Herrscher Hülfe leisten konnte, oder wollte. So stiegen die Lasten der Untergebenen allmählig auf 60 bis 70 Procent des Ertrags; die drückenden Zehnten von der Bruttoeinnahme ungerechnet. Ein Marchese di Moras erhöhte die Getraideabgaben willkürlich um ein Sechzehntel, weil die Mäuse auf seinen Böden wohl so viel fressen könnten! Als der Vater eines jetzigen piemontesischen Staatsministers, mit einem Lehnsbarone in Sardinien spazieren ging und dieser müde ward, rief er einen Landmann herbei, befahl ihm, auf allen Vieren wie ein Thier niederzuhocken, und setzte sich auf ihn. Der Piemon-

teſer bemerkte mit großem Rechte, wie dies ſein natürliches, menſchliches Gefühl verletze; aber jener ſardiniſche, patriarchaliſche Lehnsherr antwortete: No es nada! Dexelos azer: es bueno que assi se mantengan en el respecto que deven a los señores, estos pecaros! Oder zu deutſch: Das iſt Nichts! Laſſen Sie es gut ſeyn; es iſt heilſam daß die Galgenſchwengel in der Ehrfurcht erhalten werden, welche ſie den Herren ſchuldig ſind!

Iſts ein Wunder wenn das Volk verwilderte und Privatrache übte, wo keine Gerechtigkeit zu finden, ja is auf den Begriff verloren gegangen war. Das Elend Sardiniens entſtand nicht aus natürlichen, nicht us vorübergehenden Urſachen; ſondern hauptſächlich urch die Regierung, oder den Mangel wahrer Regierung. Alle ſeit der piemonteſiſchen Herrſchaft gemachten Beſſerungsverſuche erwieſen nur, daß oberächliche Mittel keinen Schritt weiter führten; während Stimmung, Geſinnung, Anſichten ſich in einem Laaße änderten, daß die Gefahren täglich wuchſen nd Hand an eine gründliche Ausrettung der Übel legt werden mußte.

Dieſer große, ſchwere, politiſch-finanzielle Feldzug, nun mit einer Vorausſicht, Klugheit, Geſchicklichkeit d Feſtigkeit berathen, beſchloſſen, vorbereitet und nählig ſiegreich durchgeführt worden, welche mich erraſchte und aufs Lebhafteſte intereſſirte. Der Kö-

nig, ſeine ſardiniſchen Räthe und deren Feldherr, der Miniſter Graf Villa Marina, verdienen hiefür das größte Lob, und werden noch geprieſen werden, wenn die natürlichen Einwürfe des Augenblickes längſt verſchollen ſind. Um den Gang der Maaßregeln, die Vorſicht und Klugheit zu begreifen, muß man die Reihe der erlaſſenen, die Sache immer weiter führenden Geſetze, nach der Zeitfolge betrachten.

Am 19ten December 1833 erging die erſte hieher gehörige Verfügung des Inhalts: eine in Cagliari neu gegründete Behörde, ſoll ein vollſtändiges Verzeichniß der Lehne, Herrn und Vaſallen aufnehmen, den Ertrag aller beſtimmten und unbeſtimmten Einnahmen (meiſt nach 10- bis 15jährigen Durchſchnitten) ermitteln, oder die überreichten Nachweiſungen genau prüfen und das Ermittelte, oder Gefundene, den Gemeinen zur Anerkenntniß, oder Berichtigung vorlegen. — Auf dieſem Wege bekam man eine richtige Einſicht in den Thatbeſtand, und zugleich in die Größe der verhandenen Übel und Mißbräuche. Insbeſondere ergab ſich: daß die ſogenannte Lehns- oder Patrimonialgerichtsbarkeit, nicht etwa bloß (wie in manchem anderen Lande) das Recht gab einen Richter zu ernennen, der nach allgemeinen Geſetzen ſprechen muß, und einem kräftigen höheren Richterſtuhle unterworfen und von ihm beaufſichtigt iſt. Vielmehr entſchied der Herr nach Willkür, ohne Bezugnahme auf ein allgemeines Geſetz, oder ſein

Vortheil war das höchſte Geſetz, und die meiſten Streitigkeiten betrafen eben nur ſeinen Vortheil. In Wahrheit herrſchte kein anderes Recht in dem halbwilden Sardinien, als das des Stärkeren.

Deshalb wurde (jedoch mit vorläufiger Beibehaltung der Beamten) am erſten Junius 1836, alle Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben und die Rechtspflege unter unmittelbare Leitung des Staates geſtellt. Eine beſondere Behörde prüfte jedoch: ob mit dieſer Veränderung ein wahrhafter Verluſt verbunden und Grund zu einer Entſchädigung vorhanden ſey, oder ob Vortheile und Laſten ſich ausglichen.

Weil bei Ausführung der angegebenen Vorſchriften viele Zweifel und Streitigkeiten nicht ausbleiben konnten, ſo ward am 10ten Julius 1837 eine Behörde zu ihrer Entſcheidung gegründet, von welcher man nur an den König berufen konnte. Bei dieſer Gelegenheit wurden wiederum die Gemeinen gehört, und erforſcht: ob und welche Geldzahlungen und ſonſtige Leiſtungen ſie den Herrn von Rechtswegen ſchuldig ſeyen. Was hiebei nur Folge der Gerichtsbarkeit, oder durch bloße Willkür aufgelegt und erhöht war, fiel für die Zukunft hinweg.

Eine weitere Verfügung vom 21ſten Mai 1838 kündigte an: alle Lehnsverhältniſſe ſollen aufgehoben, alle Lehnspflichten in Gelde feſtgeſetzt, und das Land als Eigenthum gelaſſen, oder getheilt, oder von der

Krone unmittelbar benutzt werden. Zur Leitung aller dieser Dinge setzte sich im Julius 1838 eine besondere Behörde in Thätigkeit, und versuchte zuerst ob zwischen Herrn und Gemeinen eine gütliche Vereinigung könne zu Stande gebracht werden. Der königliche Generalanwalt wachte darüber, daß den letzten nicht zu nahe geschehe. Wo keine Auseinandersetzung eintrat, durften die Forderungen doch nicht über das zuletzt Ermittelte hinausgehen, und nach Ablauf einer gesetzten Frist ward keine Einrede mehr angenommen.

Ein Gesetz vom 13ten September 1838 spricht sich deutlich und bestimmt dahin aus: der Zweck all dieser neuen Gesetze sey, ein freies, unbeschränktes Eigenthum zu gründen, und das Land von allen Lasten, Banden und Abhängigkeitsverhältnissen zu befreien, welche damit unverträglich erscheinen. Dagegen erhalten die Betheiligten eine angemessene Entschädigung in Geld, oder Land, oder auf andere Weise, oder endlich in Renten angewiesen auf die öffentliche Schuld. Die Ansprüche Mitbelehnter, oder sonst Berechtigter wurden gesichert, indeß eine Auflösung dieser Verhältnisse ebenfalls erlaubt.

Da das Landvolk durch die Abhängigkeit von den Lehnsherrn und die Zahlungspflicht an die Lehnsherrn einerseits so sehr gedrückt, andererseits aber auf eine Ablösung seiner Lasten weder vorbereitet noch dazu ver-

mögend genug war; so ergriff man einen anderen merkwürdigen Ausweg. Der König nämlich trat durch Verträge an die Stelle aller Lehnsbarone. Er nahm alle Feudalrenten in seine Hand, welche mit fünf aufs Hundert zu Kapital gerechnet und den zeither Berechtigten durch zinsbare Staatsschuldscheine bezahlt werden. Der Lehnsherr büßte ein, sofern er Ehrenrechte nicht mehr geltend machen, oder willkürlich besteuern kann. Allein zu solch einer Besteuerung hatte er nie ein Recht, und die richtige Einziehung seiner zeitherigen Renten aus der Staatsschuldenkasse, gewährt ihm mehr Sicherheit und Bequemlichkeit, als die Beitreibung in tausend kleinen Theilen von unwilligen Zahlern. Auch kam in Betracht: daß der Umfang der Lehen und der Lehnspflichten keineswegs genau feststand, und vom Könige die letzten viel schärfer als bisher gefordert, ja erhöht werden konnten: ohne daß man über das hinausgegangen wäre, was der Adel (ohne Recht und Vollmacht) täglich gegen seine Hintersassen geübt hatte. In vorstehender Weise sind die Abkommen zwischen dem Könige und den meisten, die Verhältnisse erkennenden Grundherrn bereits abgeschlossen: diese sind Inhaber von Staatsrenten, jener ist alleiniger Herr der Steuern, und unmittelbarer Oberer des Volkes geworden. Um aber in noch anderer Weise für alle Theile zu sorgen, und neue gesellige Verhältnisse herbeizuführen, ist am 26sten Februar 1839 das neueste

und wichtigste Gesetz über Feststellung und Benutzung des Grundeigenthums ergangen. Es bezweckt wesentlich: 1) jeden in vollem Besitze alles dessen zu lassen, was er jemals benutzte. 2) Diese Benutzung durch Abgränzung des Eigenthums und Ablösung der Dienstbarkeiten zu verbessern, und den Ertrag zu erhöhen. 3) Das Unbenutzte, Unbebaute, in Wahrheit Herrnlose, an die Krone zu bringen (der es eigentlich immer gehörte) und neue Bahnen für eine erhöhte Kultur Sardiniens zu eröffnen. Ich gebe zunächst Auszüge aus jenem Gesetze.

In der Einleitung zu demselben heißt es: um den Eigenthümern von Grundvermögen (oder denen, welche wir als Eigenthümer betrachten wollen) zu nützen, um den Ertrag zu erhöhen, und häufige Streitigkeiten abzuschneiden welche aus gemeinsamer Benutzung (comunione) entstehen, sind die Grundsätze festgestellt worden, wie dieselbe zu lösen und königliches Grundeigenthum an Einzelne oder Gemeinen zu überlassen sey.

Dem Gesetze selbst sind folgende Hauptbestimmungen entnommen:

1) Das Grundeigenthum gehört den Einzelnen, den Gemeinen, oder der Krone. Ländereien, welche Dienstbarkeiten, oder dem Weiderechte unterworfen sind, bilden nur ein unvollkommenes Eigenthum.

2) Als Kronland wird alles das betrachtet, wer-

auf weder ein Einzelner noch eine Gemeine, ein vollkommenes, oder unvollkommenes Eigenthumsrecht hat.

3) Als Privateigenthum (volles oder unvollkommenes) soll auch das Land betrachtet werden, welches (wenngleich ohne genügenden Rechtstitel) eingeschlossen (chiuso), oder frei und offen ist benutzt worden. Die friedliche Benutzung, ohne Rechtstitel, wird anerkannt, so weit sie für das Bedürfniß je stattgefunden hat. Dasselbe gilt in Bezug auf Weidewechsel, oder Ländereien die nur von Zeit zu Zeit besäet wurden.

4) Für die Schulen wird ein angemessener Landbesitz ausgeworfen.

5) Alle nach Abzug des vollkommenen und getheilten Eigenthums bleibenden Ländereien, vertheilt die Krone nach Belieben und unter billigen Bedingungen.

6) Alle Dienstbarkeiten können abgelöset werden, Gemeinevermögen kommt aber für jetzt nicht zur Theilung. Jeder hat das Recht, sein Land durch jene Ablösungen in vollständiges Eigenthum zu verwandeln, und es alsdann einzuschließen.

7) Von einer Ablösung der an den König übergegangenen Renten, ist, aus nahe liegenden Gründen, noch nicht die Rede.

8) Alles Land was die Lehnsbarone zeither in irgend einer Weise wirklich benutzten, wird (ohne weitere Entschädigung an die Krone) künftig als freies Allode betrachtet.

Mögen (wie bei allen wichtigen Veränderungen)

ſchmerzliche Gefühle erweckt, Gewohnheiten geſtört, Anſprüche verletzt ſeyn; im Ganzen und Großen waren die Übel unbeſchreiblich groß und die Abſtellung derſelben nothwendig. Dieſe neue Geſetzgebung wird (wie es ähnlicher Weiſe in anderen Ländern auch geſchehen) vereinzelte Anklagen wider ihre Urheber hervorrufen, es werden Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und Recht und Religion zu Hülfe gerufen werden, um das Bezweckte und Geſchehene in Schatten zu ſtellen. Vorurtheile und baares Unrecht heißen dann geheiligt, und der neue Lebensquell wird als Giftquelle bezeichnet und verläumdet. In Wahrheit iſt aber jedes wahre Recht und Eigenthum geſchont und berückſichtigt; es iſt nur das geändert, was gar nicht mehr ſo wie bisher bleiben konnte; es iſt der Weg zu einer heilſamen Umgeſtaltung der ganzen Inſel gebahnt, und gar viele andere Verbeſſerungen (z. B. der Straßen, des Steuerweſens, der Hebungs- und Gerichtskoſten der Schulen) ſtehen damit in nothwendiger Verbindung. Karl Albert und ſein Miniſter Villa Marina werden (wie ähnlicher Maaßregeln halber Friedrich Wilhelm III, Stein und Hardenberg) als Revolutionaire verſchrien und die alte gute Zeit gerühmt werden, wo das ganze Volk Sardiniens wenigen Übermüthigen zum Schemel ihrer Füße diente, bis es, thieriſch behandelt, in thieriſche Wuth gerieth und Böſes mit Böſem vergalt. Die nächſten Nachkom-

men der Wenigen welche klagen, erleben aber (ſofern man nur muthig auf der eingeſchlagenen Bahn beharret) gewiß die großen Vortheile dieſer neuen Erweckung ihres Vaterlandes, und ſtimmen dann dem Danke bei, welchen das Volk bereits jetzt ausſpricht, und welchen alle Unbefangenen und Unterrichteten beſtätigen.

Funfzigſter Brief.

Florenz, den erſten Junius.

Schon längſt hätte ich mein Verſprechen erfüllen und Euch Einiges über die Verhältniſſe und die Lage des Landvolkes (der Bauern, Pächter u. ſ. w.) in Italien mittheilen ſollen. Dieſe Aufgabe iſt aber theils von Anderen bereits gelöſet worden, theils hat ſie ſo viel innere Schwierigkeiten, daß ich gern jenes Verſprechen zurücknähme, wenn nicht dadurch eine weſentliche Lücke in meinen Darſtellungen entſtände.

Die Unſicherheiten, Widerſprüche und Irthümer entſtehen, meines Erachtens, in dieſen Gegenden hauptſächlich daraus: daß man annimmt, daſſelbe Wort bezeichene und charakteriſire überall dieſelben Zuſtände; während Geſetze, Gebräuche, Güte oder Schlechtigkeit

des Bodens, Gegenstand des Anbaues, Maaß der erforderlichen Arbeit u. s. w., aufs mannichfaltigste die gleich benannten Verhältnisse verändern und umgestalten. So scheint das Wort mezzeria, mezzadria, mezzajuolo, mit mathematischer Genauigkeit des Landmanns Stellung und Antheil zu bezeichnen und ihm die Hälfte des Ertrages zuzuweisen; wir werden aber sehen, wie äußerst selten diese Voraussetzung eintrifft und über das Wohlseyn, oder Übelbefinden des Landmannes allein entscheidet. Schon die Gesetze (welche das Allgemeine, welche die Regeln bestimmen sollen), weichen untereinander ab. Das österreichische Landrecht z. B. geht auf die Eigenthümlichkeiten des lombardischen Ackerbaues wenig ein, und beurtheilt das Meiste nach den allgemeinen Grundsätzen von Vertrag und Pacht; die Gesetzbücher von Piemont und Parma hingegen berücksichtigen die landschaftlichen Verhältnisse und enthalten sehr viele, hieher gehörige, — und doch wieder untereinander abweichende Bestimmungen. Ich hoffe, folgende Auszüge aus den zuletzt genannten Gesetzbüchern, werden Euch nicht langweilen, weil sie das Verständniß am Besten eröffnen und aus den vorhandenen, mannichfaltigen Gewohnheiten ein Mittleres aufzufinden suchen, um dasselbe als Vorschrift hinzustellen.

Das sardinische Gesetzbuch bestimmt also über die

Landpacht und Benutzung des Bodens zur Hälfte (a metairie), Folgendes (Buch III, Titel II).

Ist ein Vertrag, eine Pacht (bail) für mehre Jahre geschlossen und während dieser Zeit eine Ärndte ganz, oder wenigstens bis zur Hälfte, durch Zufall oder Unfall verloren gegangen; so kann der Pächter einen Erlaß am Pachtgelde fordern, wenn er nicht bereits durch frühere Ärndten entschädigt ward. Ist dies noch nicht der Fall, so darf der Richter vorläufig erlauben, daß der Pächter eine angemessene Summe zurückbehalte; die Schlußberechnung erfolgt aber erst am Ende der Pachtzeit, nach Maaßgabe des Gesammtertrages aller Ärndten.

Dauert die Pacht nur ein Jahr und die Ärndte ging ganz oder bis über die Hälfte verloren, so findet verhältnißmäßiger Erlaß statt. Ein Verlust unter der Hälfte, berechtigt nie zu einer Herabsetzung der Pachtsumme. Der Pächter kann sich durch ein allgemeines Versprechen zur Übernahme der Unfälle verpflichten; doch erstreckt sich diese alsdann nur auf gewöhnliche Unfälle (z. B. Hagel, Frost, Feuer vom Himmel) nicht aber auf außerordentliche Fälle (z. B. Kriegsschäden); es müßte sich denn das Versprechen ausdrücklich auch auf diese beziehen.

Mündliche Verträge, ohne Bezeichnung ihrer Dauer, gewähren die Benutzung des Grundstücks, bis die Ärndte von demselben eingezogen ist, also z. B. von

Wieſen und Weingärten auf ein Jahr, von Äckern bis zum Ablaufe des gewöhnlichen Turnus, oder Fruchtwechſels. Stroh, Heu und Dünger des laufenden Jahres muß der Pächter unentgeltlich zurücklaſſen, wenn er ſie in ähnlicher Weiſe beim Anfange der Pacht erhielt; und gegen den Empfang des Schätzungswerthes, wenn jenes nicht der Fall war.

Wer ein Grundſtück unter der Bedingung in Pacht nimmt, die Früchte mit dem Verpächter zu theilen, heißt ein Theiler oder Halbler (colon partiaire, mezzajuolo). Zufälligen Verluſt an der Ärndte tragen beide zu verhältnißmäßigen Theilen, ohne daß der Eine oder der Andere auf Entſchädigung Anſpruch machen kann. Ohne Erlaubniß des Pächters darf der Halbler, weder Heu, noch Stroh, noch Miſt verkaufen, oder für Andere Fuhren übernehmen. Der Tod des Halblers löſet die Pacht am Ende des Wirthſchaftsjahres; doch können die Erben des Verſtorbenen dieſelbe noch das folgende Wirthſchaftsjahr fortführen, wenn der Tod in die vier letzten Monate deſſelben fiel.

Wo keine beſtimmten Gewohnheiten, oder Verträge vorhanden ſind, kommen nachſtehende Beſtimmungen zur Anwendung. Der Halbler ſtellt das Vieh, welches zum Ackerbau und zur Düngung des Landes nöthig iſt, ferner das Winterfutter für daſſelbe, endlich das Ackergeräth. Der Viehſtand ſoll mit Umfang und Ertrag in richtigem Verhältniſſe ſtehen.

Die Saat wird zur Hälfte vom Verpächter und zur Hälfte vom Halbler gegeben; der letzte übernimmt Arbeit und Kosten des Beackerns und Ärndtens allein. Desgleichen Grabenhebungen, gewöhnliche Wegebesserungen, Baufuhren und den Transport der Früchte welche dem Verpächter zufallen, bis in dessen Haus.

Der Halbler darf weder ärndten, noch dreschen, noch die Weinlese halten, ohne den Eigenthümer benachrichtigt zu haben. Alle natürlichen, oder künstlichen Früchte des Grundstücks, werden zwischen beide gleich getheilt. Der Halbler bekommt das für den Weinbau und den Bedarf des Pachthofes nöthige Holz, aus dem vorhandenen Baumbestande; aber er muß es schlagen, zurichten, und den Überschuß abliefern.

Der Vertrag des Halblers dauert (wenn ausdrückliche Bestimmungen fehlen) ein Jahr, welches den 11ten November beginnt und endigt. Ist aber der März ohne Kündigung verstrichen, so dauert der Vertrag ein zweites Jahr.

Der einfache Viehbenutzungsvertrag (bail à cheptel simple) ist ein solcher, wo jemand einem Anderen Vieh zum Bewachen, Ernähren und Pflegen unter der Bedingung übergiebt, daß der Viehpächter die Hälfte der Vermehrung beziehe. Die Vermehrung besteht theils in der Zahl (dans le croit), theils in der sonstigen Werthszunahme der Thiere. Milch,

Mist und Arbeit derselben gehören allein dem Pächter. Richtig sind die Bestimmungen, daß der Viehpächter über die Hälfte des zufälligen Verlustes, oder einen größeren Antheil am Verluste, wie am Gewinne trage. Als Regel gilt, daß solch ein Vertrag drei Jahre dauere.

Eine zweite Art dieses Vertrages über Viehbenutzung besteht darin, daß jeder Theil die Hälfte der Thiere hergiebt, und Gewinn und Verlust getheilt wird. Aber auch hier bezieht der Pächter, Wolle, Mist und Arbeit allein, und der Verpächter nur die Hälfte der vermehrten Zahl und Wolle.

So viel aus dem sardinischen Gesetzbuche; sehen wir jetzt, was das Gesetzbuch von Parma über dieselben Gegenstände anordnet. Es heißt daselbst: die Mezzadria, ist ein Gesellschaftsvertrag zwischen Herrn und Landmann, wo der erste das Grundstück, der zweite die Arbeit unter der Bedingung hergiebt, die Früchte und den Nutzen zu theilen. Wenn Übereinkunft und Gewohnheit nicht das Gegentheil festsetzen, muß der Verpächter das nöthige Vieh und Winterfutter, der Pächter aber das Ackergeräth hergeben. Die Saat liefert (in der Regel) jeder zur Hälfte; wogegen der Halbler die gewöhnlichen Lasten und Arbeiten des Landbaues und der Viehzucht trägt. Zu außerordentlichen, dauernden Verbesserungen leistet er Hülfe, jedoch nur für eine angemessene Vergütung.

Die Pflanzen zu neuen Anpflanzungen liefert der Herr, die Arbeit verrichtet der Pächter. Die Bestimmungen über Grabenhebungen, Wegebesserungen und Fuhren, Ankündigung der Ärndte und Weinlese, stimmen fast ganz mit den sardinischen überein. — Hat der Herr das Vieh ganz, oder zum Theil hergegeben, so darf der Pächter es nicht ohne dessen Zustimmung verkaufen. Dem Herrn steht es frei sich eine höhere Pacht als die Hälfte des Ertrages auszubedingen; es ist aber verboten die Lasten des Pächters so hoch zu steigern, daß ihm nicht ein Drittel der jährlichen Gesammteinnahme bliebe. Lieferte der Herr das Vieh, so muß dem Kolonen wenigstens ein Drittel der Einnahmen von demselben gelassen werden; lieferte es der Kolone, so ist kein Vertrag gültig, der ihm weniger als $^2/_3$ des Ertrages zuspricht. Der abziehende Halbler muß Stroh und Mist des letzten Jahres zurücklassen.

Beim Vertrage über Viehnutzung (Soccio o soccida) darf nicht ausbedungen werden, daß der Empfänger allen, ohne Schuld und durch Zufall entstehenden Schaden trage; eben so wenig, daß er einen größeren Antheil am Verluste, als am Vortheile übernehme, oder am Schlusse der Pacht mehr als das Übergebene an Kapitalwerth zurückgebe. Alle Bedingungen solcher Art, sind nichtig.

Bleiben wir (ohne in die wirklich vorhandene Mannichfaltigkeit einzugehen) bei dem Inhalte des

ſardiniſchen und parmenſiſchen Geſetzbuches ſtehen, welche (wie geſagt) nur die Regeln, das Allgemeine ausſprechen wollen; ſo zeigen ſich ſchon hier große Verſchiedenheiten des Geſichtspunktes, der rechtlichen Vorausſetzungen und der Bedingungen. Mithin muß auch das Ergebniß der Verträge, der Gewinn oder Schade, die Heilſamkeit oder Schädlichkeit derſelben, ſich weſentlich verändern und umgeſtalten, je nachdem man den einen oder den anderen geſetzlichen Inbegriff der Regeln zum Grunde legt. Mit Bezug auf den angeblich mathematiſch genauen Satz: „der Pächter, oder Halbler giebt die Hälfte der Früchte"; haben Viele ſich in Lob und Tadel umſtändlich ausgeſprochen, und doch kann man behaupten: unter tauſend Fällen ſey dieſe Hälfte nur einmal die wirkliche Hälfte; in der Regel hingegen, nach Maaßgabe der Verhältniſſe und Nebenbeſtimmungen, bald mehr bald weniger, hier zu wenig und dort zu viel.

Welch außerordentlicher Unterſchied entſteht z. B. daraus, daß der Herr, oder der Halbler, Vieh und Winterfutter hergiebt und herbeiſchafft; daß Nebenbedingungen (wie Wegebeſſerungen, Fuhren u. dgl.) eine geringe, oder eine große Laſt auflegen u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein weſentlicher Unterſchied jener Geſetzbücher zeigt ſich ferner darin, daß das Eine meiſt präſumirt der Pächter habe viele läſtige Bedingungen übernommen; während das andere (in gerechter Beſorgniß vor über-

triebener Härte) gewiſſe Bedingungen für nichtig erklärt, und darüber kein Rechtsverfahren zuläßt. Es ſpricht ſich hierin die richtige Überzeugung aus: der Geſetzgeber dürfe keine unbedingt willkürliche Entwickelung des Privatrechts verſtatten, ſondern müſſe daſſelbe nicht ſelten, vom Standpunkte des öffentlichen Rechtes und Wohls, in die rechte Bahn und zum rechten Maaße zurücklenken.

Einundfunfzigſter Brief.

Florenz, den 2ten Junius.

Den geſetzlichen Beſtimmungen über die Verhältniſſe des Landvolkes in Oberitalien, laſſe ich heute zunächſt einige Stimmen über den wirklichen Zuſtand deſſelben folgen. Der lehrreichen Reiſe Burgers ſind folgende Äußerungen entnommen, die ich aus meinen italieniſch gemachten Auszügen zurück überſetze.

Die Landbauer, oder Pächter, zahlen in der Regel kein Geld, ſondern einen Theil des natürlichen Ertrages. Das Zugvieh und Ackergeräth gehört gemeiniglich dem Pächter. Außer den Geld- und Natural-

leiſtungen enthalten die Verträge meiſt eine ſolche Zahl läſtiger Bedingungen, daß ſich die Kolonen im Allgemeinen in einem ſchlechteren Zuſtande befinden, als die Eigenthumsbauern in Deutſchland. Oft iſt ihre Arbeit nicht ſo gut bezahlt, wie die der geringſten Tagelöhner, und ſie ſind gezwungen ſich mit der ſchlechteſten Wohnung, Nahrung und Kleidung zu begnügen. Übermäßige Bevölkerung und eine die Reichen begünſtigende Geſetzgebung, ſind die Haupturſachen dieſer Übel. Es fehlt Geld, Muth, Möglichkeit um anderwärts beſſere Bedingungen zu finden. Ewige Streitigkeiten mit den Herrn, bringen die Dinge nicht weiter und Gerichte können nicht helfen, wo der Buchſtabe des Geſetzes, anſtatt Hülfe nachzuweiſen, ſich wider die Klagenden ausſpricht u. ſ. w. u. ſ. w.

Ähnlicherweiſe ſagt Gioja in ſeiner Statiſtik des Kreiſes von Oloro (S. 50): das Syſtem der Hälfte erzeugt in dem Landbauer die Neigung den Herrn zu betrügen, und läßt ihn unthätig, da er nur die Hälfte des, durch Verbeſſerungen etwa entſtehenden Gewinnes, bezieht, ſein Beſitz immer unſicher, und ſein Verhältniß zu dem Einnehmer des Herrn immer unangenehm bleibt. Oft muß er die verkehrten Vorſchriften derſelben berückſichtigen, und eine Pacht entrichten, welche durch die unzähligen Theilungen (zu denen das Übermaaß der Bevölkerung treibt) immer härter und drückender wird.

Ohne Erlaubniß (heißt es in dem manuale dei proprietarii) darf der Kolon nicht verafterpachten. Schaden nach Einbringung der Arndte, trifft in der Regel ihn allein. Erlaß tritt erst bei einem Verluste über die Hälfte des Ertrages ein, und auch dann nicht, sobald sich durch mehre Jahre ein Ersatz dieses Verlustes nachweisen läßt.

Capitani klagt in seinem Werke über den Ackerbau in der Brianza, daß die Pachtverträge nicht schriftlich abgefaßt würden und giebt einen Entwurf, als Muster und Probe, welcher für den Pächter sehr hart erscheint. Von allen dem Lande aufzulegenden Lasten und Steuern, soll er die Hälfte tragen. Die Preise werden in einer Jahreszeit festgesetzt, welche dem Herrn am vortheilhaftesten ist u. s. w.

Ich habe (sagt Capitani, an einer anderen Stelle) tausend Mal Knaben und Mädchen von 10 — 12 Jahren die schwersten Arbeiten verrichten und Lasten tragen sehen, die für ihre Kräfte viel zu groß waren. Dies ist ohne Zweifel eine der Ursachen, weshalb man im niederen Volke so viel kleine, unentwickelte Gestalten antrifft und das Geschlecht immer mehr ausartet. — Das Land ist von den Eigenthümern verlassen; keine Theilnahme, kein Vorbild, keine Verbesserungen, keine menschlichen oder christlichen Verhältnisse! u. s. w. — In besserem Zustande sind die Grundstücke kleiner Eigenthümer; auf Geld gesetzte

Pächter befinden sich hingegen nicht besser, als Kolonen. Ehen, vorzeitig geschlossen um dem Kriegsdienste zu entgehen, vermehren mit der Bevölkerung, auch das Elend.

Diesen Stimmen, welche den Vertrag auf die Hälfte hart anklagen und die elenden Verhältnisse des Halblers laut beklagen, stehen andere zur Seite, welche (so Chateauvieux und Martens) auf die Vorzüge dieses Systemes aufmerksam machen, z. B. die Gleichheit des Interesse zwischen Verpächter und Pächter, die dem Ertrage stets angemessene Pacht, die Leichtigkeit durch Vereinigung von Kapital und Arbeit, Verbesserungen zu machen u. s. w. — Und in dieser Weise steigt das Lob, bis einige florentinische Schriftsteller in dem Vertrage und der Stellung des Halblers, das höchste der Weisheit und des Glückes erblicken, wogegen alle anderen Arten das Grundvermögen zu benutzen, weit zurückstehen müßten.

Soll ich nun, Partei ergreifend, kurzweg die eine Ansicht billigen und die andere verwerfen? Keineswegs! Mir entsteht vielmehr die Überzeugung, daß jene wohlgesinnten und gescheuten Männer Verschiedenes vor Augen hatten, was mit gleichem Namen bezeichnet wird; — daher die abweichenden Beschreibungen und Urtheile. Diese Verschiedenheit, welche sich schon in der Lombardei zeigt, tritt noch mehr

hervor, wenn man Piemont und Toskana damit vergleicht. Ohne von den Gegenständen und der Weise des Landbaues, der Fruchtfolge, den Bewässerungen u. s. w. zu sprechen (worüber Burger und Rumohr erschöpfend gehandelt haben) erinnere ich nur an einige Thatsachen. Keineswegs ist in der Lombardei alles Land zur Hälfte ausgethan. Wir finden große Pachtungen für Geld, kleinere Pachtungen für eine unveränderliche Menge Getraide, für einen Naturalantheil von ⅓, ⅛, ⅔, Erbzinsleute, Eigenthümer. Derselbe Mensch ist oft auf ähnlichem Boden zugleich Eigenthümer, Erbzinsmann, Geldpächter und Naturalpächter. Andere Verhältnisse zeigt ferner das Bergland, das Hügelland und die Ebene. An drei Viertheile des Grundeigenthums befinden sich in den Händen der Stadtbewohner und milden Stiftungen, und wenige Reiche besitzen weit mehr, als viele Geringere. In der Brianza ist durchschnittlich das Eigenthum eines Städters fünfmal größer und neunmal mehr werth, als das eines Nichtstädters; das Eigenthum eines Adlichen achtmal größer und eilfmal mehr werth als das eines Nichtadlichen. Zwischen dem großen Eigenthümer und dem Bebauer stehen oft Hauptpächter, welche weiter verafterpachten. Die Herren wollen lieber mit Einem, der Bürgschaft leistet, zu thun haben, als mit vielen kleinen Leuten. Zuletzt lastet Alles auf diesen. Doch kommt

das Meiſte (ich muß es wiederholen) darauf an, was durch Vertrag oder Gebrauch von dem Halbler verlangt wird. An einem Orte giebt z. B. der Herr die Saat, an dem zweiten der Kolon, an dem dritten giebt jeder die Hälfte. Der Gartenertrag gehört dem Landmanne, oder er wird getheilt. Außerordentliche Laſten (Wegebeſſerungen, Fuhren u. dgl.) ſind hoch, oder gering. Es bleibt Zeit, oder es fehlt an Zeit und Gelegenheit für außerordentlichen Erwerb. Der Boden erfordert viel, oder wenig Arbeit, iſt vielen oder wenigen Unfällen ausgeſetzt. Welch ein Unterſchied z. B. ob der Ertrag das dritte oder zehnte Korn giebt, und nach ſtrenger Theilung (bei oft gleicher Arbeit) 1 ½, oder 5 dem Landmanne zufallen. Die mathematiſche, mechaniſche Hälfte iſt, wie ich ſchon ſagte, in der Regel zu viel, oder zu wenig, und wird der unzähligen Nebenverhältniſſe und Nebenbedingungen halber in Wahrheit nie genau gegeben.

Dieſe Verhältniſſe haben auch herbeigeführt, daß ſich die Halbler in der Lombardei am ſchlechteſten befinden und am dürftigſten leben. Beſſer iſt ihr Zuſtand in Piemont, zum Theil wie ich höre deswegen, weil ſie von den Wieſen größeren eigenen Vortheil ziehen und weil ſie neben dem Pachtlande meiſt auch Eigenthum beſitzen. Von den florentiniſchen Verhältniſſen ſchreibe ich (ſelbſt auf die Gefahr mancher Wiederholungen) ein andermal.

Zweiundfunfzigster Brief.

Florenz, den 3ten Junius.

Ich habe bei Mittheilung einiger Nachrichten über die bäuerlichen Verhältniſſe im nördlichen Italien, auch die Geſetzgebung des Herzogthums Parma erwähnt, und will (da ſich vielleicht keine beſſere Stelle findet) heute noch mancherlei hinzuſetzen. Denn obgleich die neuen Geſetzbücher ſehr den franzöſiſchen nachgebildet ſind, enthalten ſie doch Eigenthümliches, oder hier in anderem Lichte Erſcheinendes.

Das bürgerliche Geſetzbuch zählt 2376 Paragraphen.
Das peinliche 336
Die bürgerliche Gerichtsordnung 1162
Die peinliche . . . . . 612.

Die Trennung der Ehegatten von Tiſch und Bette tritt ein wegen Ehebruch, böslicher Verlaſſung, öffentlich ſittenloſem Leben, wiederholter Mißhandlung, Lebensnachſtellung und dauernder Krankheit, welche die Gefahr einer Anſteckung mit ſich führt. Vor der Trauung findet die bürgerliche Eintragung ſtatt. Unterſuchungen wegen der Vaterſchaft ſind unerlaubt.

Die des Ehebruchs ſchuldige Frau wird drei Monate, bis zwei Jahre eingeſperrt. Den Ehebrecher

trifft gleiche Haft, und er zahlt außerdem 100 bis 1000 Lire Strafe. Die gewöhnliche, in der Regel nie geschärfte Todesstrafe, ist das Aufhenken. Die Infamie trifft niemand als die Person des Verurtheilten. Versuche sowie Verschwörungen, welche den Zweck haben die Form der Verfassung zu ändern, oder dieselbe zu zerstören, oder die Bürger zum Ergreifen der Waffen gegen die höchste Obrigkeit anzureizen; — werden mit dem Tode bestraft.

Als Umhertreiber, Vagabunden, werden alle diejenigen betrachtet, welche weder einen bestimmten Wohnsiß, noch Mittel der Erhaltung nachweisen, noch ein eigenes Gewerbe und sichere Beschäftigung haben. Der überführte Vagabunde wird mit drei bis sechs Monaten Gefängniß bestraft.

Da es öffentliche Anstalten zum Besten der Armen giebt, so werden öffentliche Bettler bis zu sechs Monaten eingesperrt, und nachher in ein Armenhaus abgeführt. Die Strafe eines gesunden Bettlers kann nie weniger betragen als zwei Monate.

Genossenschaften für bestimmte Zwecke, welche mehr als 20 Mitglieder zählen, bedürfen einer Erlaubniß der Regierung. Gesellschaften, die das Geheimniß als Bedingung aufstellen, sind verboten; ihre Mitglieder trifft eine Haft von sechs Monaten bis drei Jahren, und das Vermögen der Gesellschaft wird eingezogen.

Auf Kindermord steht die Todesstrafe, auf Abtreibung der Frucht 3 bis 5monatliches Gefängniß. Tödtung im Zweikampfe wird am Herausforderer mit 10 bis 20, am Herausgeforderten mit 3 bis 10jähriger Haft bestraft; wobei das Gesetz also annimmt, jener sey immer der schuldigere Theil. Diebe kann, unter sehr erschwerenden Umständen, selbst die Todesstrafe treffen. — Hazardspiele sind verboten. Übertreter dieser Vorschrift werden einen Monat, bis ein Jahr lang verhaftet, und mit 100 bis 1000 Lire gebüßt.

Das peinliche Verfahren ist öffentlich, aber ohne Geschworne. Die Entscheidung der Richter erfolgt nach absoluter Mehrheit der Stimmen.

Es giebt Gerichte der Schiedsrichter, des Prätors, erster und zweiter Instanz, und höchster Revision. Sachen, welche die öffentliche Ordnung betreffen und gewissen Förmlichkeiten unterworfen sind, können nicht vor die Schiedsrichter gebracht werden. Diese müssen nach den gewöhnlichen Rechtsregeln entscheiden, sofern sie nicht in freundschaftlicher Weise davon ausdrücklich entbunden wurden. Wo sie zu keiner Einstimmigkeit, oder entscheidenden Mehrheit der Stimmen gelangen, hat ihr Geschäft ein Ende. Von ihren Aussprüchen findet Berufung an die gewöhnlichen Behörden statt, sofern man diesem Rechtsmittel nicht ausdrücklich entsagte. Urtheile bloßer Schieds-

richter können nie den Rechten eines Dritten entgegengestellt werden.

Der Prätor entscheidet viele Klagen über Besitz, Tagelohn, Feldschaden, Streit auf Märkten, zwischen Gastwirthen und Gästen u. s. w. Bis zum Werthe von 100 Lire findet von seinen Urtheilen keine Berufung statt. Sonst geht diese an die Gerichtshöfe erster Instanz, welche auch über die dem Prätor nicht zugewiesenen Sachen Recht sprechen. Nur wenn der Werth des Gegenstandes eine gewisse Summe übersteigt, darf von ihren Entscheidungen appellirt werden.

Der Revisionshof ist kein bloßes Cassationsgericht, sondern man kann sich auch an denselben wenden, wegen neu aufgefundener, oder als falsch anerkannter Dokumente, wenn über einige Punkte die Entscheidung versäumt, oder über andere erkannt ward welche niemand in Anregung brachte u. s. w.

Beim Concurse giebt es keine Klassen der Gläubiger, sondern jeder wird befriedigt im Verhältniß seiner Forderung und des Geldvorraths. Abtretung aller Güter und 70jähriges Alter befreien den Schuldner in der Regel von eingetretener Haft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Italien.

Zweiter Theil.

Italien.

Beiträge zur Kenntniß dieſes Landes

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1840.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhaltsverzeichniß.

Livorno und Piſa . . . . . S. 1—8

Seefahrt, Denkmale, Campo ſanto, Fahrt nach Florenz.

Florenz . . . . . S. 9—15

Lage, Theater, Riccolini, Proceſſionen, der Großherzog und die Großherzoginn.

Kunſtbetrachtungen eines Unverſtändigen . . . . . S. 16—25

Trieſt, Venedig, Schönheit, die mediceiſche Venus.

Florenz . . . . . S. 26—30

Erbrecht, Katholicismus, Engländer und Franzoſen, Politik und Converſation.

Kunſtbetrachtungen . . . . S. 31—38

Mediceiſche Venus. Sinn des Geruchs. Florentiner Kunſtwerke.

Florenz . . . . . S. 39—46

Umgebung, italieniſche Theater, Bibliotheken, Gemälde, Palaſt Pitti.

Kunſtbetrachtungen . . . . S. 47—54

Niebe, Alfieri, Künſte.

Florenz . . . . . S. 55—58

Bartolini, Theater Cucumero, Becchi, Amici, phyſikaliſche Sammlungen, Fieſole.

Toskana . . . . . S. 59—101

Geſetzgebung Leopolds, Landbau, Halbler, Kataſter, Grundſteuer, Städteordnung, Livorno, Zölle, Bevölkerung, Heer, Geiſtliche und Mönche, Univerſität Piſa, Gerichtsverfaſſung, Juden, Staatseinnahmen, Steuern, Stadt Florenz.

Rom . . . . . S. 103—110

Fahrt nach Rom, Theater Argentina

Kunſtbetrachtungen . . . S. 111—119

Scheinen, Schönheit.

Rom . . . . . S. 120—129

Inſektenkunde, Geſchichtſchreibung, Peyron, Lateran, Hannover, etruscisches Muſeum.

Kunſtbetrachtungen . . . . S. 129 — 146

Tanzkunſt, Reitkunſt, Verwandtſchaft der Künſte, Gefahr der Schönheit, ernſte und heitere Künſte, Kunſt zu ſterben, Vatikan, Fackelbeleuchtung.

Rom . . . . . S. 147 — 149

Erleuchtung der Peterskirche, Feuerwerk.

Kirchenſtaat . . . . . S. 150 — 173

Regierung und Volk, Schulen, Univerſitäten, Landbau, Bevölkerung, Arme, Verwaltung, Städteordnung, Finanzen.

Neapel . . . . . S. 174 — 193

Reiſe nach Neapel, Campagna di Roma, Ruinen, Taſchendiebe in Neapel, Schönheit der Lage, Kunſtausſtellung, Alfieri, politiſche Anſichten, Muſik.

Kunſtbetrachtungen . . . S. 193 — 202

Naturſchönheit, Landſchaftsmalerei, plaſtiſch, maleriſch.

Neapel . . . . . S. 202 — 226

Bibliotheken, Gelehrte, Serrent, Natur und Geſelligkeit, hier und dort, Kalabrien, römiſches Archiv geſperrt, Sommer, Keuſchheit, Iſchia, Studj, Pompeji.

Palermo . . . . . S. 227 — 243

Fahrt dahin, Flora, S. Maria di Gesu, Herzog von Serradifalco, Monreale, Bibliothek, Alterthümer, Geſellſchaften, Biſa, Narrenhaus, Armenweſen, Monte Pellegrino, S. Roſalia, Fahrt nach Meſſina.

Meſſina . . . . . S. 244—262

Catanea, der Ätna, Syracus.

Malta . . . . . S. 263—274

Rückreiſe nach Neapel.

Neapel . . . . . S. 274—306

Neuere Geſchichte Neapels.

Neapel . . . . . S. 307—322

Verfaſſung, Stände, Geiſtlichkeit, Klöſter, Kenkerbat, Adel, Landbau.

Neapel . . . . . S. 323—336

Verwaltung, Städteordnung, Geſetzgebung, Rechtspflege.

Neapel . . . . . S. 336—359

Statiſtik, Bevölkerung, Kriegsweſen, Schulen, Wiſſenſchaften, Univerſität, Theaterweſen.

Neapel . . . . . S. 360—379

Landbau, Getraidehandel, Forſten, Domainen, Taveliere von Apulien, Fabriken, Handel, Straßen, Fürſt von Caſſaro.

Neapel . . . . . S. 380—394

Finanzen, Grundſteuer, Gewerbſteuer, Zölle, Verbrauchsſteuern, Staatseinnahmen, Staatsſchulden, Stadt Neapel.

Neapel . . . . . S. 394—404

Armenweſen, Bettelei, Findelhäuſer.

Sicilien . . . . . S. 404—410
Verfassung, Verwaltung.

Sicilien . . . . . S. 419—431
Bevölkerung, Heer, Waffencompagnien, Rechtspflege, Handel, Schiffahrt.

Sicilien . . . . . S. 431—439
Schwefelhandel und Schwefelmonopol.

Sicilien . . . . . S. 440—445
Getraidehandel, Grundsteuer, Mahlsteuer, Lotto, Palermo, Messina, Findelhäuser.

Florenz . . . . . S. 446—453
Römisches Archiv. Über das Verhältniß von Kirche und Staat, religiöse Wirren.

Florenz . . . . . S. 454—456
Reise von Neapel nach Florenz.

Verona . . . . . S. 457—462
Reise von Florenz nach Verona. Österreichische Regierung. Keine Bettelei. Schulprüfung, Paßwesen.

München . . . . . S. 463—466
Reise von Verona nach München. Bibliothek, Kunstschätze, religiöse Parteiungen, Auflösung Deutschlands, der Bundestag.

Italien. Übersicht . . . . S. 467—484
Nationalcharakter, Kunst, Wissenschaft, Musik, Fa-

milienverhältniſſe, Cicisbeat, Findelhäuſer, Heer, Geiſtliche und Klöſter, Religion, Stände, Verfaſſungen.

Italien . . . . . S. 483—504

Die einzelnen Staaten. Sicilien, Neapel, Kirchenſtaat, Toskana, Piemont, Sardinien, lombardiſch-venetianiſches Königreich. Einheit Italiens, Revolutionen, Fortſchritte, Hoffnungen und Wünſche.

Dreiundfunfzigſter Brief.

Piſa, den 25ſten Mai 1839.

Den 22ſten um 5 Uhr beſtieg ich das nach Livorno fahrende Dampfboot Columbus. Bei ſchönem Wetter ſtachen wir in die See, und ich erfreute mich an dem großen und reichen Rückblicke auf Genua. Allmählig aber ward der Himmel immer ſchwärzer, die Sonne ſchoß nur einzelne Strahlen durch Wolkenſpalten, und der uns entgegenkommende Scirocco wehte nicht bloß immer ſtärker, ſondern auch immer kälter. — — —

— Nachts, als ich erwache, ſchlagen die Thüren auf und zu, die Lampe läutet in der ſie umgebenden Glasglocke, den Regen höre ich ſtromweiſe aufs Verdeck fallen, und das ganze Schiff knarrte, ſeufzte und krachte dergeſtalt, als werde es in jedem Augenblicke auseinandergehen, oder wie ein Sarg im Meere verſinken. Grund genug zur Furcht, oder zu Todesgedanken; ich brachte es jedoch, aus Erſchöpfung und Gleichgültigkeit, zu keinem. — Endlich erreichten wir Livorno. — — —

Mittags war die Wirthstafel meist mit Franzosen besetzt. Nachdem sie die Theorie und Praxis eines leichtsinnigen Lebens umständlich entwickelt und mit Beispielen belegt hatten, stiegen sie aufwärts und verhandelten über Könige, Heilige und Päpste, ganz in derselben Weise, wie über die Huren. Das geistreichste Feuerwerk heiterer Lebensansicht, wird der Eine sagen; während der Zweite über die Oberflächlichkeit der Auffassung erstaunt, und der Dritte in sittlichen Zorn über die Fäulniß der Gesinnung geräth, und sich mit Ekel abwendet. In mir wechselte das Alles gar rasch und ich wäre geistig seekrank geworden, hätte ich länger verweilt. — Schon bin ich im mittleren Italien, und doch redet mich jeder Lumpenkerl, der nicht drei Worte französisch zusammenstümpern kann, in dieser Sprache an, um mir, hauptsächlich aber um sich eine Ehre zu erzeigen! Auch ein Anfang kläglicher Sklaverei, den die Franzosen sehr natürlich geltend machen.

Die Fahrt von Livorno nach Pisa, durch das ebene, wohlbebaute Land war angenehm. Zu der Zeit wo die Hügelkette, welche jetzt sich kahl auf der einen Seite hinlagert, noch Waldung trug, muß die Gegend doppelt zur Ansiedlung eingeladen haben. Abends, bei Mondschein, wanderte ich noch hinaus zum Dom, dem Thurme, Baptisterium und Campo santo. Tiefe Stille und Einsamkeit; ich hörte meinen eigenen Tritt in dem Grase nicht, das ringsum aufgewachsen ist. Ve-

nedigs frühere Größe zeigt sich noch jetzt im Mittelpunkte des heutigen Lebens und Verkehrs; die Pisaner dagegen scheinen ihre Denkmale hinaus gewiesen zu haben, um sie nicht immer zur Erneuerung des Schmerzes vor Augen zu sehen. Nicht bloß Florenz, auch Livorno hat sich über Pisa erhoben; letzteres aber nur wie ein glücklicher Emporkömmling. Ich ward an Fürth und Nürnberg, an Altona und Hamburg erinnert. Die Poesie wurzelt hier in der Vorzeit, und hält noch immer ein Leben, eine Entwickelung fest, die höher steht als Geld und Philisterei durcheinander gekocht. — —

— — Die ritterliche Ansicht des Mittelalters, suchte ich der abstrakt-constitutionellen gegenüber, auch bei Hrn. G — geltend zu machen, im Widerspruche gegen diejenigen welche eine junge Königinn in ein Automat, oder eine Repetiruhr verwandeln wollen. Solch trockenes Holz wächst nicht, solch vergrauter Zepter regiert nicht mehr. Köpfe ohne Herzen, und Herzen ohne Köpfe, haben niemals eine lebendige Verfassung; sie sind Apparate für anatomische Sammlungen.

Vierundfunfzigſter Brief.

Florenz, den 27ſten Mai.

Mehre Stunden widmete ich den, ſchon genannten piſaner Denkmalen. Der ſchiefe Thurm iſt gewiß geſunken, und nicht vorſätzlich ſchief gebaut; aber auch gerade aufgerichtet ſtände er den deutſchen Wunderthürmen nach. Der Dom bleibt ein ſehr merkwürdiges Gebäude, und mehr noch im Inneren, als von außen. Im Baptiſterium bewunderte ich von Neuem, das außerordentliche Genie des Nikola Piſano, der unter ſo vielen Stümpern plözlich wie ein großer Meiſter hervortritt. Als ich ins Campo ſanto eintreten wollte, folgte mir ein alter Bauer mit drei, keineswegs ſchönen, aber ſehr gutmüthig ausſehenden Töchtern. Der vornehme Führer ließ aber nur mich hinein, und warf jenen die Thüre vor der Naſe zu, ſo daß ſie in tiefſter Betrübniß draußen ſtanden. Auf meine Frage, warum u. ſ. w.? antwortete er: ſolcher Pöbel, popolaccio, könne an den öffentlichen Tagen erſcheinen. — Wann ſind dieſe Tage? — Fünfmal des Jahres! — Und dieſe armen Leute ſollen warten, oder (ſie waren 16 Lieues von Hauſe) beſonders herein kommen? — Ja, Herr! — Nun ſo werde ich auch

warten und an einem öffentlichen Tage wiederkommen. — Das half, und ſo that ſich die Thüre für die Dankbaren auf. Meine Menſchenliebe koſtete mir aber, da mein kleines Geld ausgegangen war, natürlich etwas mehr. — Trotz ſo viel zu Grunde gegangen iſt, enthält das Campo ſanto noch große Schätze; obwohl Orgagnas Fantaſien das Schöne etwas hintanſetzen, und Benozzos Maaß und Mannichfaltigkeit voranſtehen dürfte. — —

Gern wäre ich länger in Piſa geblieben — aber fugit irreparabile tempus. Die Diligence ging des Nachts, aus geſchloſſenen Kutſchen heraus ſieht man gar wenig, und ich wollte mich von Neuem an dem ſchönen Arnothale erfreuen. Deshalb nahm ich (meinem waſſerdichten Mantel vertrauend) einen Platz außerhalb. Dies war aber dem Kutſcher nicht bequem und ein Herr, der allein im Wagen ſaß, lud mich dringend ein, ihm Geſellſchaft zu leiſten und mit ihm zu ſprechen. Da ich nicht menſchenſcheu bin, und vier große Fenſterſcheiben eine weite Ausſicht eröffneten, ſo ging ich endlich auf den Antrag ein. Zweimal wurden wir ſpäter in Kaleſchen ein- und umgepackt, wo es noch weniger an Ausſicht fehlte. Mein engliſcher Mantel, und noch mehr meine über die Stiefeln gezogenen Pelzſchuhe, waren meinem Reiſegefährten Anfangs ein Gegenſtand des Spottes; in der That aber ging ein ſo ungemein ſcharfer und kalter Wind,

daß er aufs Erbärmlichſte fror, während ich in Betrachtung der reichen Umgebungen nicht in ähnlicher Weiſe geſtört wurde. Das Wetter, ſagen Alle, iſt ganz außerordentlich; — mag ſeyn, aber es iſt —!

Bald fand ſich eine Störung anderer Art. Mein Reiſegefährte, ein Richter erſter Inſtanz und ein ſtudirter Mann, erwähnte (aus alter Erinnerung) Horaz, Cäſar, Cornelius Nepos u. ſ. w. und beantwortete meine, auf ſeine Stellung bezüglichen Fragen, mit Bereitwilligkeit. Ähnlicherweiſe benahm ich mich. Allmählig aber entwickelte dieſer bore, oder secatore eine unglaubliche Neigung zum Fragen; ſo daß ich in meinem ganzen Leben nicht ſo viel examinirt worden bin, als in dieſen Stunden. Anfangs antwortete ich gründlich und umſtändlich, wie es einem Examinandus gebührt, dann wurden die Antworten kürzer und gleichartiger, z. B.: Wie oft gehen die Proteſtanten zum Abendmahle? — So oft ſie wollen. — Wie oft faſten ſie? — So oft ſie keinen Appetit ſpüren. — Was eſſen ſie? — Was ſie haben. — Was dürfen ſie eſſen? — Was ihnen gut ſchmeckt. — Was ſchmeckt ihnen gut? — Was gut gekocht iſt. — Dieſe kurzen Antworten ſchrumpften allmählig auf ein Ja und Nein zuſammen, und zuletzt ſchwieg ich ganz ſtill. Das half aber nichts: der Mann fragte weiter, und ſah mich dabei an, um die Antworten aus den Mienen des Verſtummten zu leſen. Nur

einige wahrhafte Beiſpiele: Iſt Prag nicht die Hauptſtadt von Sachſen? Was iſt die Lehre der Lutheraner? Wer iſt der Obere des Königs von Preußen? Wie halten Sie Ihre Vorleſungen? Geben Sie mir einige Proben. Geht der gerade Weg von Berlin nach Piſa, nicht über Brüſſel? Wie erziehen Sie Ihre Kinder? Gränzt Schweden nicht an Preußen? Was haben Sie für Haupteinnahmen und für Nebenverdienſt? Welche Sprache ſprechen die Preußen? Wie viel Urſprachen giebt es? Iſt Leder nicht die Haupteinnahme der Preußen? Hatte Napoleon natürliche Anlagen u. ſ. w. Wozu könnten Sie mich brauchen, wenn ich Sie nach Deutſchland begleitete? (Unterbrechung des Stillſchweigens.) Zu Nichts! — Wie heißt il sole, auf deutſch? die Sonne; la luna? der Mond. Geben Sie mir größere Proben des Deutſchen. — Heiliges Kreuz Donnerwetter, Schock Sch—!! Bei dieſem Stoßſeufzer in der kräftigen Sprache des Teut, fuhr der Mann erſchrocken zurück, und ſchwieg, wie ein eingeſchüchterter Kanarienvogel — jedoch nur ſehr kurze Zeit. Von mir wandte er ſich zu den Veturinen, von dieſen wieder zu mir u. ſ. w. u. ſ. w. Nebenbei mußte ich Vieles errathen, oder wißt Ihr was er ſagen wollte, als er gar oft von hazza und hozza ſprach?

Trotz der Störung ergötzte ich mich an Weg, Anbau, Gegend, S. Miniato, dem Thale des Arno, und

all den reichbebauten Hügeln um Florenz. Wie 1816 und 1817 heimelte es mich wieder an, und eine harmoniſche Stimmung durchdrang das Gemüth. Eure Briefe erhöhten dies Wohlbefinden, und ein Spaziergang, ſpät Abends am Arno, zu Maria Novella, dem Dom, dem alten Palaſte, den Kunſtwerken Michel Angelos, Johanns von Bologna, Benvenuto Cellinis, erweckte Gedanken und Empfindungen gar mancherlei Art, bis körperliche Ermüdung mich nach Hauſe trieb.

Fünfundfunfzigſter Brief.

(An L. Tieck.)

Florenz, den 31ſten Mai.

Am heutigen Morgen gedenke ich zuerſt Ihrer, mein geliebter Freund, und wünſche von Herzen Geſundheit, Lebensdauer, und ſtete Heiterkeit: nur von den Wolken durchzogen wie ſie der Dichter braucht und ſelbſt erzeugt. In der Jugend bringt der Geburtstag eine Anweiſung für die Zukunft; in unſeren Jahren iſt er eine Quittung für die Vergangenheit, oder ein Rech-

nungsabſchluß. Ich habe wohl zu viel in Papier gezahlt, das im Curſe ſinkt; Sie ſind noch Manches ſchuldig geblieben. Wollen Sie nun nicht bald die Cevennen auslöſen (praeterea censeo etc.); ſo machen Sie ſich doch an Ihre eigenen Denkwürdigkeiten und verjüngen Sie ſich dadurch auf die erfreulichſte Weiſe.

Ich verjünge mich jetzt, indem Andenken und Bilder meiner italieniſchen Reiſe von 181⅞ wieder auftauchen und lebendig werden, und fühle im Ganzen in der damaligen Weiſe; obwohl die Gegenſtände der Thätigkeit und Aufmerkſamkeit ſich modificiren. Ich bedarf mehr der Gegenwart, des lebendigen Umganges; und könnte meine früheren, umfaſſenden Papierſtudien nicht mehr zu Stande bringen. Faſt fürchte ich mich vor Handſchriften (ſchon der Augen halber) und weiß daß der deutſche Glaube: in der Überzahl von Kleinigkeiten, liege die wahre Kraft und Macht — ein Aberglaube iſt. Doch bin ich weit entfernt von der Anmaßung Th—, der Alles durch ſeine eigene Weisheit zu Stande bringen, und lehren will, ohne gründlich zu lernen. — — —

Überall bleibe ich meinem Plane getreu ſo viele und ſo verſchiedene Italiener kennen zu lernen, als möglich; und dies trägt gewiß mehr und beſſere Früchte, als wenn ſich viele Engländer und Deutſche nur unter ihren Landsleuten umhertreiben, ſtatt wahrhaft fremde Länder und Menſchen kennen zu lernen.

— — Jetzt einige Einzelheiten. Bis jetzt iſt von italieniſcher Hitze noch nicht die Rede; denn obgleich in Genua und hier, die Sonne in einzelnen Stunden ſo heiß ſchien, daß ich ungenirt bei Spaziergängen den Sonnenſchirm aufmachte, kommt es doch im Durchſchnitt nicht über 14°, und war heute Morgen um halb 6 Uhr 10° im Schatten. Man weiſſagt von bevorſtehender Hitze; ich werde aber (ſo ſcheint es) ohne Unbequemlichkeit mehr davon ertragen können, als vor 21 oder 22 Jahren. — Auch vielleicht vom Aleatico, an den ich ſchon oft und beſonders heute gedacht habe. Da ich indeſſen, bis heute, jeden Tag ausgebeten war, ſo hing es nicht von mir ab Weinſorten zu beſtellen; und wenn ich des Mittags das Nöthige gethan hatte, durfte ich kein opus supererogationis vollbringen. Die ſchönen Tage und die mondhellen Abende luden zu Spaziergängen ein, welche mich allmählig um die ganze Stadt führen. In den Cascinen, die früheren heiteren Eindrücke. Auf einer Seite der, jetzt noch raſch dahinfließende Arno; in der Mitte, die ſchönen hohen, von unten auf mit Epheu umzogenen Bäume; dann rechts reich bewachſene Wieſen, hierauf Gärten und endlich die Hügel und Berge mit ihren Villen, Ölbäumen, Weinſtöcken und den am Himmel ſich mannichfaltig hinziehenden Linien ihrer Gipfel. Man muß ein Stockfiſch ſeyn, wenn man ſich an der heiteren, mannichfaltigen Lage von Florenz

nicht ergötzt. Der Name hat seinen Grund, und die Natur trägt noch mehr den Charakter des Harmonischen, als die hiesige Menschengeschichte. Von der Kunst schreibe ich ein andermal, bis jetzt habe ich erst den kleineren Theil der Schätze wieder aufsuchen können.

— — Montag den 27sten war angezeigt: Im Theater Pergola: Moses und Pharao. Kein Wort weiter auf dem Zettel. — Ich kannte die Oper nicht, fand aber das Parterre kaum zu einem Sechstheil voll, und in den Logen nicht über 30 bis 40 Menschen. Beim Anfange der Ouvertüre ging mir Träumenden erst ein Licht auf: es war nichts Anderes, als Rossinis wohlbekannter Moses in Ägypten. Oratorio sacro, sagt das Textbuch, vom principe della musica italiana del nostro secolo. Das leere Haus zeigte indeß, daß andere dii minorum gentium schon die Herrschaft angetreten haben. Von geistlicher Musik fast keine Spur, die meisten Melodien brauchbar zu Tänzen für Menschen, Hunde und Bären. Hie und da ein äußerlicher Ansatz zur Heiligung, der aber bald wieder in die verweltlichte Oper umschlägt. Die Juden schrien ungeheuer, erst über ihre Noth, dann über die Wunder Mosis. Dieser sah völlig aus, wie ein Nußknacker. Sänger und Sängerinnen ohne Auszeichnung; nur die Tadolini hat eine schöne Stimme, und gurgelte die Rossiniaden auf- und abwärts so ab, daß die Verehrer dieser Tonspielereien damit zufrieden seyn konnten

— — Ich hatte gehört: Niccolini wolle eine Geſchichte der Hohenſtaufen ſchreiben; guelfiſch, weil die meine zu ghibelliniſch ſey. — Wie gern ſpräche ich hierüber mit Sachverſtändigen und nähme Lehre an; aber die Italiener lernen nun einmal kein Deutſch und kennen mein Buch höchſtens dem Titel nach, und von Hörenſagen. Nur Niccolini hat die Sache ernſter genommen, und ſich diejenigen Theile, welche ihn intereſſiren (hauptſächlich Manfred und Konradin), überſetzen laſſen, — was ihn mehr denn 100 Scudi koſtet! Ich bat ihn dringend mich nicht mit leeren Komplimenten abzuſpeiſen, ſondern offen zu ſagen was ihm mangelhaft erſcheine; er beharrte aber beim Lobe in einer Weiſe, welche ächte Theilnahme zunächſt an der Sache erwies. Ich erzählte ihm ferner, was Manche in Hinſicht auf eine Umgeſtaltung, Weglaſſung u. ſ. w. verlangten; worauf er ungefähr die Gegengründe ausſprach, die auch mir immer überwiegend erſchienen. Endlich läugnete er: daß meine Darſtellung zu ghibelliniſch ſey, und rühmte die große Unparteilichkeit. Vielleicht theilt er eher noch die Anſicht derer, welche meine Auffaſſung zu kalt und ruhig finden und die höhere Begeiſterung, das *θειον*, vermiſſen. Wer aber kann ſeiner Länge eine Elle zuſetzen? Sesquipedalia verba helfen nicht weiter und machen nicht größer.

Geſtern ward das Frohnleichnamsfeſt gefeiert, mit einer 1½ Stunde lang dauernden Prozeſſion. Eine

Revue, zugleich der geistlichen und weltlichen Uniformen; bei aller scheinbaren Mannichfaltigkeit, doch ermüdende Wiederholung, oder die Gegensätze ohne Vermittelung. Ich konnte mich durchaus nicht in eine religiöse Stimmung hineinfinden. Auch ging es wohl den Meisten so; zuletzt war es darauf aber gar nicht abgesehen. Den heitersten Theil bildeten die unzähligen Jungen mit ihren weißen Nachtmützen und Gesichtsschleiern. Den zugespitzten Leinwandrüssel wußten sie in so mannichfaltiger Weise zu gebrauchen, wie ein Elephant. Ab und zu gab es auch Tritte vor den Hintern, und eine kleine Prügelei. Das schreckliche Gesinge, oder Geplärre, das Läuten, die Trommeln, Trompeten und kleinen Pfeifen machten einen so argen Lärm, daß mir der Kopf ganz wüst ward. Am schlimmsten an den Scheidepunkten, wo man zugleich dreierlei Musik aus drei Tonarten hörte: das unreine Choralisiren der Geistlichen, die Opernmusik des Fußvolkes und die Fanfaren der Reiterei. Weiber nehmen keinen Theil an der Prozession (wohl aber in Turin); und das ungemein zahlreiche stehende Heer der Geistlichen und Mönche, erinnerte an die stehenden Kriegsheere anderer Länder. Doch thun diese, nöthigen Falls, wohl noch mehr für das irdische, als jene für das himmlische Vaterland. Die vorwaltende Stimmung der Italiener ist jetzt ghibellinisch, weil sie meinen das Guelfische habe Italien zertheilt und schwach

gemacht. Die Sache hat indeß zwei Seiten. Auch in Deutschland trat z. B. das Kaiserthum in den Hintergrund, und doch steht dasselbe anders da, als Italien. Über diese Dinge vielleicht ein andermal.

Gestern Mittag ward ich zuerst der verwittweten Großherzoginn vorgestellt, welche ihren trefflichen Brüdern gleicht. Das Gespräch wandte sich (kaum weiß ich selbst wie) auf Herrscher mit vorwaltendem Verstande, oder Gemüthe; wobei natürlich Elisabeth und Maria Stuart nicht fehlen durften. Mit vollem Rechte behauptete die Großherzoginn: das Nützliche sey nicht vollgültig ohne das Gute, und der bloße Verstand erzeuge keinen vollkommenen Charakter. — Doch streift das Alles an ewige, noch immer nicht vollständig gelöfete Fragen, z. B. in wie weit das wahrhaft Nützliche auch jedesmal gut, das wahrhaft Gute auch nützlich sey? Wie Verstand und Gemüth des wahren Herrschers sich gestalten? Ob sie sich nicht anders gestalten müssen bei ihm, als bei dem bloßen Unterthan? Ob das Maaß des Privatrechtes ausreichen kann für die Handlungsweise des Königs? oder das Maaß bloßen Staatsrechts für den Unterthan? Wie man beides versöhnen könne und müsse, und der doppelte Standpunkt doch wieder ein einiger sey u. s. w. u. s. w.

Von der Großherzoginn ward ich zum Großherzoge geführt. Er empfing mich eben so gnädig wie der Vicekönig Rainer in Mailand, worüber ich schon Bericht er-

ſtattete. Über des Großherzogs Thätigkeit, ſeine Lernbegierde, ſeine Kenntniſſe, ſeinen überaus wohlwollenden Sinn, iſt nur Eine Stimme; und unter vielen Herrſcherpoſten bleibt der eines Großherzogs von Toskana, wohl einer der beſten und glücklichſten. Ob alle ſeine Umgebungen ſo überlegenen Geiſtes ſind, die edlen Abſichten des Großherzogs, in genügender Weiſe zu unterſtützen und durchzuführen, darüber ſcheinen Zweifel obzuwalten. Doch iſts ein Glück daß kaum in ganz Europa ein Herrſcher vorhanden iſt, deſſen gute und edle Abſichten man läugnen könnte; und will einer ſagen: stat pro ratione voluntas (wie —), ſo findet er auf ſeinem Wege ſo viel Kletten und Burzeldörner, oder Purzeldornen, daß er zuletzt nolens volens umkehren muß. Wenn nur die großen Krankheiten im Oſten und Weſten Europas, nicht auch das Centrum ergreifen, die romaniſchen Völker in Anarchie, die germaniſchen in nutzloſe Kämpfe ſtürzen, und den Ruſſen Zeit und Gelegenheit geben immer weiter vorzudringen. —

Sechsundfunfzigster Brief.

Betrachtungen eines Unverständigen, über Kunst und Kunstwerke.

Viele Menschen sind dadurch glücklich daß sie glauben, wo nicht Alles, doch sehr viel zu wissen. Das Bestreben, die Höhen der Menschheit zu erreichen, indem ich mich (wie Fichte sagte) durch die Kraft eines bloßen Entschlusses daselbst setzen oder niedersetzen wollte, ist mir indessen jedesmal fehlgeschlagen. Solch transscendentaler, oder transscendenter Beschluß mag Andere erhoben, oder ihrer Länge etwas zugesetzt haben; ich fand mich, nach kurzer Selbstbetrachtung, immer auf derselben Stelle wieder, nur ermüdeter und verdrießlicher, denn zuvor. Weil mich nun philosophische Abstraktion nicht weiter führte, trachtete ich nach poetischer Inspiration; griff aber auch nur in Wolken hinein, und gewann nichts Reelles für den besseren Ausbau meines Geistes. Nachdem sich diese Siebenmeilenstiefeln glücklicher Sonntagskinder, für mich in bloße Stelzen verwandelt hatten, die mich zu Falle brachten: schlug ich, obwohl ungern, den Weg ein, welcher allen mittelmäßigen Leuten eröffnet ist; — ich

legte mich nämlich aufs Lernen. Man fand aber, meine Fortſchritte ſeyen gering, und fügte als eine Art höflichen Troſtes nur hinzu: über viele Dinge ſey daheim, in unſerem Deutſchlande, nichts zu lernen. So reiſete ich denn, um die ächten geſelligen Verhältniſſe, um Freiheit, Verfaſſung u. dgl. kennen zu lernen und ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, nach Paris; wohnte allerhand populairen und miniſteriellen Emeuten bei, ſah Könige ein- und abſetzen, Journaliſten ſich in Miniſter, Arme in Reiche verwandeln; unter ſtetem Accompagnement heute von unermeßlichen Vivats, morgen von Pereats, high life above und below stairs. In meinem Kopfe ging durch alle dieſe Dinge kein Licht auf, ich fand kein Pfingſtfeſt neuer Erleuchtung, ſondern nur ein Da capo babyloniſcher Sprachverwirrung, und wagte es nach der Heimkehr zu behaupten: in Frankreich ſey über die obengenannten Dinge nichts zu lernen. Gröbere ſagten hierauf: eine Gans flog über den Rhein, eine Gans kam wieder heim. Höflichere bemerkten: ich habe meinen Beruf verkannt; nach Italien müſſe ich reiſen, die Kunſt ſey für mich, und ich für die Kunſt geſchaffen! Ich ließ mich um ſo eher bereden, als ich allmählig eine wahre Leidenſchaft für das Lernen, und die Überzeugung gewonnen hatte, nur der rechte Schüler erfreue ſich einer ewigen Jugend. Behufs dieſer Verjüngung ſchreibe ich auch regelmäßig

meine Schulexercitien eines Unverſtändigen; wie ich es wirklich bin, und durch unzählige Zeugen und Eideshelfer beweiſen könnte, ſobald irgend einer an jenem character indelebilis zweifeln ſollte. Nur das unveräußerliche, und jetzt überall anerkannte Menſchenrecht, nehme ich in Anſpruch: ohne Ängſtlichkeit, oder Verantwortlichkeit niederzuſchreiben, was mir in den Kopf, oder in die Feder kömmt.

Trieſt.

Reiſen Sie, ſagte mir jemand, nicht nach Trieſt: es iſt eine völlig unkünſtleriſche Stadt! Wenn ich aber dahin reiſe, wo die Kunſt bereits geſtorben iſt, bereits ihr Campo ſanto bezogen hat, warum nicht dahin, wo ſie ihre Geburt erwartet? Wäre es nicht anziehend und lehrreich dieſen jugendlichen Boden, dieſe terra vergine zu ſchauen, welche erſt nach längerer Kultur und in ſpäterer Fruchtfolge, Kunſt und Wiſſenſchaft tragen kann? Trachtet (heißt es und mit Recht) zuerſt nach dem Reiche Gottes; nach Gemälden und Bildſäulen kann man aber nicht zuerſt trachten; viel andere Arbeit muß vorgenommen, viele Grundſteine müſſen gelegt werden, ehe man an dieſe Blüthen und Früchte geiſtigen Ausbaues kommt. Ich habe eben ſo wenig hinreichenden Grund die Trieſtiner zu tadeln, daß ihre Stadt noch nicht in venetianiſcher Kunſtweiſe prangt; als anzunehmen: ſie würden ſich in aller Zu-

kunſt nur mit den Gegenſtänden beſchäftigen, welche nach dem Alfabeth in der Zollrolle verzeichnet ſind. Möge zu dem Beſitze von Kunſtwerken (wofür Einzelne, z. B. Hr. Sarteri, einen ſchönen Anfang gemacht haben) bald das Erzeugen derſelben hinzutreten, und Trieſt auch hier den Ruhm größter Thätigkeit verdienen! Macte virtute esto!

Venedig.

Dem raſchen Sinken Venedigs in materieller Beziehung iſt Einhalt gethan; eine geiſtige Auferſtehung muß vom Inneren ausgehen. Sie wird ausbleiben wenn man mit eiteler Selbſtgefälligkeit die Werke größerer Vorfahren aufzeigt, und die eigene Nichtigkeit durch die Macht äußerer Verhältniſſe und Hinderniſſe entſchuldigt, ja rechtfertigt. Sind dieſe Hinderniſſe jetzo wirklich größer als zur Zeit Attilas, oder des Krieges von Chioggia? Iſt eine unbedingte Nothwendigkeit vorhanden, daß die heutigen venetianiſchen Maler, ſo weit hinter denen des 16ten Jahrhunderts zurückſtehen? Durch das Purgatorium großartigen Schmerzes und bitterer Selbſterkenntniß müſſen die Venetianer hindurchgehen; ſonſt kommen ſie (politiſcher Größe gar nicht zu gedenken) nicht wieder zur wahren Kunſt, ſondern höchſtens zu Ausſtellungen vergänglicher Bilder, um der augenblicklichen Noth armer Leute abzuhelfen.

Sie werden (ſagte mir jemand) in Venedig lernen, was Fleiſch iſt. Das war mir verſtändlicher als der Spruch eines Anderen: die Abſtraktion innerer Sinnlichkeit, hat ſich als Concretes der Äußerlichkeit offenbart. Zuletzt ſagen beide Sätze daſſelbe, und der letzte hängt dem erſten, Anſtands halber, nur einigen philoſophiſchen Flanell über. — Ich bin aber heute unanſtändig geſinnt, und behaupte: meine Art der Unanſtändigkeit vertrage ſich mit der Frömmigkeit. Unter allem Sichtbaren, was Gott auf Erden erſchaffen und zur Beſchauung hingeſtellt hat, iſt der menſchliche Leib das erſte, höchſte, ſchönſte. Ich will den Thieren, Pflanzen, Bergen, Wolken u. ſ. w. nichts Böſes nachſagen, ſie nicht herabſetzen; — der Menſch aber bleibt der König der Schöpfung. Darüber, entgegnet man, ſind ja Alle einig. — Keineswegs: ſie ſprechen von Schönheit und fürchten ſich doch oft vor ihr. Sie glauben dieſelbe zu ergreifen, und malen und bewundern doch Fratzen und Mißgeburten. Der Sinn für Schönheit iſt noch weit ſeltener als der für Sittlichkeit; und doch iſt die Verbindung des Schönen und Guten das Höhere. — Warum ſcheuen Viele, bona ſide, die Schönheit? Weil ſie ihnen nur als das Verführeriſche erſcheint. Warum preiſen Viele die Schönheit? Weil ſie dieſelbe durch das Glas gemeiner Begier betrachten. Das unintereſſirte Wohl-

gefallen, von welchem Kant ſpricht, iſt ihnen ein Unbegreifliches, Unmögliches.

Der Kopf des Menſchen iſt die höchſte Signatur ſeines Geiſtes. Der rechte Kunſtbeſchauer kann ſich aber darauf nicht beſchränken, ſondern muß fähig ſeyn ſich an allen wahrhaft ſchönen Gliedern zu erbauen, vom Fuße bis zum Scheitel. Ich ſage zu **erbauen**, wie an einer Offenbarung Gottes und ſeiner Schöpferkraft. So haben die venetianiſchen großen Maler das Fleiſch betrachtet und dargeſtellt. Nicht in dem gemeinen Sinne einer réhabilitation de la chair, ſondern als das Medium wodurch das Sichtbare ſich mit dem Unſichtbaren und Geiſtigen verbindet. Wer von dieſem Weſen, dieſer Bedeutung der Schönheit nichts weiß, dem iſt eine Hauptthür des Allerheiligſten verſchloſſen.

Das Fleiſch, ohne den Geiſt, iſt todt und verweſet in wenigen Stunden; wenn es aber heißt: „der Geiſt, das Wort, der λογος ward Fleiſch"; ſo liegt darin, wie überhaupt die höchſte Offenbarung, ſo auch die Grundlage der höchſten Theorie und Praxis aller Kunſt.

Warum iſt die lebendige Schönheit, oft ohne hervorragenden Geiſt? Weil ſie nicht Werk und Beſitz des Einzelnen; ſondern eine Gabe Gottes für Alle iſt.

Warum offenbart ſich der Geiſt oft in dem Unſchönen? Um das Schöne zur Demuth zu verweiſen

und zu beweiſen: der Unſchöne beſitze durch begeiſterte Erkenntniß die Schönheit weit mehr, als wer ſie eitel am eigenen Leibe umherträgt. — Warum iſt die Lehre ungenügend, welche das Schöne bloß in dem Charakteriſtiſchen findet? Weil ſie die Offenbarung Gottes, in etwas lediglich Perſönliches verwandeln möchte.

Die mediceiſche Venus.

Die florentiner Tribune iſt in der That ein Allerheiligſtes der mannichfaltigſten Kunſt; für mich unverſtändigen Bewunderer des menſchlichen Leibes sans décoration, überſtrahlt jedoch, ſchon beim Eintritte, dieſe vollkommene Geſtalt alles Übrige, und immer komme ich wieder auf ſie als das natürlichſte Maaß, den reinſten Wohllaut, das edelſte Seyn ohne anderen Zweck und Zuthat zurück. Unbekümmert um puritaniſchen Widerſpruch habe ich die größte Freude an dieſem Fuße (wie ihn beſchuhte Damen nie aufweiſen können, nie die Strümpfe ausziehen dürfen) an dieſem feinen Knöchel, dieſer ſchlanken und doch ſchön gerundeten Wade, u. ſ. w. u. ſ. w., an jedem einzelnen Theile, wie an der Erſcheinung des Ganzen. Iſt denn dieſe Betrachtung, dieſe Freude, eine Sünde? Iſt Kotzebue nicht bloß ein großer Thor, ſondern auch ein wahrer Sünder, wenn er behauptet: die berliner Kammermädchen wären ſchöner, wie die mediceiſche Venus? Abgeſehen von der einleuchtenden Albernheit

dieſer Behauptung, kann ſie jedoch (billiger gedeutet) in die Unterſuchung über das Verhältniß des Lebendigen, zum Kunſtwerke führen. Der entſcheidende Vorzug des erſten iſt eben, daß es lebt; der entſcheidende Vorzug des letzten, daß es nicht altert, oder ſtirbt. Es macht einen tiefen und tiefſinnigen Eindruck, nach einem Menſchenalter (unter deſſen Laſt man ſelbſt ergraut iſt) dieſe Kunſtwerke in unveränderter Jugend, und als Beweiſe der Unſterblichkeit wieder zu finden, gewichtiger als viele andere Beweiſe, angeblich philoſophiſcher Art. Nirgends offenbart ſich die, von Gott eingeflößte Schöpferkraft, die Kraft ihm nachzuerſchaffen, ſo deutlich und bewundernswürdig als in dem wahren Kunſtwerke. Und wiederum bleiben diejenigen Kunſtwerke, welche den menſchlichen Leib darſtellen, für alle Zeiten am anſprechendſten, lebendigſten, verſtändlichſten. Die Venus und der Apoll ſtehen der Gegenwart (trotz des Schneiderapparats welchen man gegen die Kälte und zur Verhüllung des Unſchönen überhängt) näher, als die Tragödien des Sophokles und die Geſetzgebung Solons. Iſt dies ein Vorzug, oder deutet es auf eine leibliche Abgeſchloſſenheit; während die Wiedergeburt des Geiſtigen immer weiter vorwärts führet?

Gewiß leiten Betrachtungen dieſer Art, ab von dem unmittelbaren Genuſſe an der Schönheit, und zu neuen Kotzebuiaden folgender Art. Venus iſt eine

Göttinn. Warum? Die kleinen Amoretten zur Seite, kann man auch hübſchen Mädchen zugeſellen, und weitere Symbole und Bezeichnungen fehlen. Jupiter, Juno, Minerva erkenne ich noch an anderen Dingen, ja ſchon an den Köpfen. Der Kopf der Venus zeigt ſehr ſchöne, regelmäßige Formen; ſagt aber ſonſt wenig und verhält ſich faſt negativ. Keine Spur von Liebe, Begeiſterung, Aufregung, Anreizung, Zurückweiſung. Aber eben, weil der Kopf nicht die Venus macht, zeigte ſie ſich dem Paris ganz nackt, während die anderen Göttinnen meinten: dem rechten Kenner ſey ſchon an ihren Köpfen genug gegeben und gezeigt. Die Venus iſt die Göttinn der *geſammten* leiblichen Schönheit, darum muß die Bedeutung des Einzelnen zurücktreten.

Wenn aber Venus die Göttinn der geſammten leiblichen Schönheit iſt, warum will dieſe mediceiſche ſich nicht ganz zeigen? Der Diana war es Ernſt als ſie den, Kunſt oder Schönheit liebenden Aktäon verwandelte; was aber will die Venus mit dieſer Stellung ſagen? Ich erkenne weder Hoheit, noch Zorn, noch Scham in gewöhnlichem Sinne des Worts. Sieht ſie durch die Finger, und ſoll man wieder durch die Finger ſehen? Will ſie die Aufmerkſamkeit ablenken, oder wohin richten? Bei der neapolitaniſchen Venus (oder wer das ſchöne Frauenzimmer iſt) weiß ich was ſie beſieht, und was ſie vorzugsweiſe zeigen

will, und der Beſchauer nimmt Lehre an; was bezweckt die mediceiſche mit der Wendung des Kopfes und dieſer Art von digito monstrarier? Vielleicht könnte man ohne unnütze Reflexion antworten: der Künſtler brauchte eine Stellung, wo die Arme ſich in ſchön geſchwungenen Linien darſtellten, er konnte ſie alſo weder eng verſchlingen, noch gerade herabhängen laſſen, noch dem Leibe (der ganz ſichtbar bleiben ſollte) auflegen, noch einen Arm nach hinten verweiſen u. ſ. w. Etwas tiefſinniger klingt es, wenn man ſpricht: es ſollten ſich zwei Naturen, die göttliche und die menſchliche offenbaren. Ein völliges Verſchwinden aller Scheu hätte, im beſten Falle, nur die göttliche Überlegenheit gezeigt, und wäre bei ſchlechter Behandlung in Unverſchämtheit ausgeartet. Ein Verwalten der Beſorgniß hätte bloß das menſchliche Element gezeigt, und die Schönheit ganz einer moraliſchen Reflexion untergeordnet. — So kann man noch viel über dieſe Venus raiſonniren, oder ſchwadroniren; ich will aber zur rechten Unſchuld zurückkehren und ſie anſehen.

(Die Fortſetzung ein andermal.)

Siebenundfunfzigſter Brief.

Florenz, den 3ten Junius.

— — — Ich hatte mit einem Juriſten über das Erbrecht der hieſigen Frauen geſprochen, und fragte Mad. H— über ihre Meinung. Sie hatte mehr Grund auf die hieſigen Geſetze zu ſchelten, als preußiſche Frauen auf die preußiſchen Geſetze. Die Töchter ſind in Toskana von der Erbſchaft geſetzlich ausgeſchloſſen, ſie erhalten nur einen Pflichttheil und eine, ihnen gewöhnlich angerechnete, Ausſtattung. Unverheirathete ſollen von den Brüdern im Hauſe erhalten werden, wobei oft wenig Freude ſeyn mag. Im Fall einer Trennung, geht die Abfindung nicht über den Pflichtheil hinaus. Zur Zeit der Franzoſen war das Erbrecht für Söhne und Töchter gleich; nach ihrer Vertreibung erhielten jene Beſtimmungen wieder Geſetzeskraft, und nur darin zeigt ſich eine Erleichterung für die Frauen, daß Fideicommiſſe und Subſtitutionen älterer Zeiten, meiſt ihre Kraft verloren haben. Aber eben weil dies geſchehen, und von Lehnspflichten und politiſchen Rechten des Adels, oder der Erſtgebornen gar nicht mehr die Rede iſt, weil die Weiber ſonſt überall auf eine andere Stelle gerückt ſind; erſcheint jenes einſeitige Erbrecht, als ein unpaſ-

ſender Überreſt anderer Zeiten, welcher ſich durch willkürliche Vorliebe, und nicht durch genügende Gründe erhalten hat. Will man folgerecht verfahren, ſo muß man ihn (gleich wie ſo vieles, damit Zuſammenhangende) ganz beſeitigen.

Achtundfunfzigſter Brief.

Florenz, den 4ten Junius.

Jeder Tag hat in Italien ſeine Eigenthümlichkeiten des Sehens, Hörens, Lernens; ſchon deshalb begreife ich nicht, wie man Einzelnes was unangenehm berühren mag, ganz allein in die Wagſchale legen kann. Zur Probe das Inhaltsverzeichniß des geſtrigen ganz einfachen Tages. — — —

— — — Jetzt zum Mittagseſſen bei dem Marcheſe — mit —. Drei verſtändige Leute müſſen verſtändig reden; und ſo kam nacheinander gar viel Florentiniſches und Fremdes, Gegenwart und Vergangenheit zur Sprache, was ich ſeines Ortes im Gedächtniſſe bewahre, oder niederſchreibe. — — Die Proteſtanten, ſagte — weiter, ſind jetzt oft billiger gegen Papſt und Kirche, als die Katholiken, wenigſtens die Italie-

ner. Wir haben beides in der Nähe, und kennen die Wirklichkeit. Nur wenige Thoren bilden ſich ein, die Allmacht der altkatholiſchen Kirchenherrſchaft könne wiederkehren. — Ich bemerkte, wie der Überdruß am politiſchen Experimentiren in Manchem Neigung und Hoffnung errege, auf kirchlichem Boden Freiheit, oder Gehorſam, zu begründen. Einſtimmig waren wir: daß der geſammte Proteſtantismus und der geſammte Katholicismus, nur von Wenigen angenommen und aufgenommen werde, daß Gefühl und Überzeugung der Welt, ja jedes denkenden Einzelnen, ſie in Wahrheit beide modificire und auf eine neue Geſtaltung hinweiſe. Einſtimmig waren wir ferner: daß die rechte Mitte, eben das Rechte, das Poſitive ſey; aus lauter Negationen aber die rechte Mitte weder gefunden, noch auf dieſe Weiſe etwas gegründet, oder erbaut werden könne. Hiebei gaben die miniſteriellen Umtriebe in Paris (wobei auch nicht ein großer, inhaltsreicher, poſitiver Gedanke zum Vorſchein kam) gar lehrreiche Beiſpiele und Beweiſe.

Unter Geſprächen dieſer Art, fuhren wir zu Mad. — einer franzöſiſchen, geiſtreichen Dame, welcher jene Herrn mich vorſtellen wollten. Sie zeigte ſogleich, bei angenehmem Äußeren, auch die gewandte Lebendigkeit der Franzöſinnen. Ohne ſich im Stillen ihres kleinen Kindes ſtören zu laſſen, befand ſie ſich (ich weiß nicht

mehr wie) ſogleich im centre de la politique und hielt große Lobreden auf Hrn. T —. Insbeſondere befinde ſich von ihm im Conſtitutionnel ein Artikel gegen den König, von einer profondeur des pensées und einer simplicité d'expression — unübertrefflich! Meine Begleiter ſchwiegen, und einige beſcheidene Bemerkungen meinerſeits förderten nur den politiſchen Enthuſiasmus. Mir war zu Muthe, wie einer Champagnerbouteille, die aufs Äußerſte flattirt wird loszubrechen; dennoch hielt ich an mich und ſagte kein Wort mehr; ſo konnte denn der Strom der pariſer Beredſamkeit ſich ungehindert verlaufen. — Mad. — fragte hierauf nach Hallam und konnte nicht begreifen daß er weder Parlamentsglied ſey, noch nach dieſer Würde ſtrebe. Ich bemerkte: die Engländer glaubten nicht daß die Wiſſenſchaft, ohne politiſches Mitreden ärmlich, oder jeder Gelehrte **berufen** ſey mitzuregieren. Jetzt kam die Rede auf die Engländerinnen und Mad. — ſagte: ſie wären inſipide, ohne Ausdruck, höchſtens beautés de jardinières, große Hände, große Füße, dick, plump, à l'allemande, keine Erziehung und geſellige Bildung. Hatte ich mir zeither Gewalt angethan und geſchwiegen, ſo ließ ich nun meiner Beredſamkeit freien Lauf; wo dann freilich hier das **Reden**, ſowie früher das **Schweigen**, als Oppoſition gegen das Franzöſiſche heraustrat. So auch

durch die Behauptung; das Talent Converſation zu machen und esprit zu zeigen, ſey keineswegs das Erſte und Höchſte für Männer, oder Frauen. Die Frau — zeigte jedoch eben dies Talent, indem ſie ſich die Einreden gefallen ließ. Sie verſprach beim Wiederſehen die Franzöſinnen anzugreifen und ich, dieſelben zu vertheidigen.

Ein Spaziergang am Arno beſchloß den Tag, oder den Abend. Die Venus ſchien ſo hell, daß ſie einen Lichtſtreifen im Waſſer bildete; und nach vortrefflichem Schlafe, ſchrieb ich die Tagesgeſchichte nieder, um nun an die Tagesarbeit zu gehen.

— — Auf der Polizei fragte man mich: wie alt ſind Sie? Als ich geantwortet: 58 Jahre, erſchrak ich gar ſehr und dachte: du gehörſt nach Hauſe um dich zur Ruhe zu ſetzen! — —

Neunundfunfzigſter Brief.

Florenz, den 6ten Junius.

Der unverſtändigen Kunſtbetrachtungen erſte Fortſetzung.

Venus Medici noch einmal und for ever.

Als das ſehr ſchöne Fräulein von Glafei, die nachmalige Frau von Saldern, in einer Geſellſchaft zufällig auf eine Bank oder eine Erhöhung geſtiegen war und viele Bewunderer um ſich verſammelt hatte, ſagte einer der letzten: ſie möge, von dieſer Erhöhung herab, eine Rede halten. Über die Wahl des Gegenſtandes entſtanden Zweifel, und ein Anderer ſchlug vor: „nehmen Sie ſich ſelbſt zum Thema, und halten Sie eine Rede über die Schönheit.“ Denſelben Vorſchlag habe ich der Göttinn ſchon mehre Male gemacht; aber ſie ſchweigt, und ſo kann ich nicht umhin (ohne Anſpruch auf Rede und Redekunſt) meiner Zunge noch einmal freien Lauf zu laſſen.

Wer die mediceiſche Venus nur aus Gipsabgüſſen kennt, kennt ſie noch nicht zur Hälfte; ſo unbeſtimmt, matt, plump erſcheint Alles, im Vergleich

mit dem Urbilde. Es iſt als wollte man Titian und Correggio nach Kupferſtichen beurtheilen.

Warum nennt man aber jedes nackte Frauenzimmer eine Venus? Etwa um die Verſchiedenheit, den Gegenſatz zu bezeichnen? *Καθ' αντιφρασιν.* Selbſt die berliner Kammerjungfern würden, wenn man ſie dieſer kotzebuiſchen Feuerprobe unterwerfen, oder dieſem Luftbade ausſetzen wollte, darin keine Standeserhöhung, ſondern eine Erniedrigung und Verſpottung finden. Weil jede Enthüllung bei den meiſten Menſchen nur das Unvollkommene, Unſchöne zum Vorſchein bringt, haben ja ſelbſt Geſetzgeber ſie als Verhöhnung und Strafe vorgeſchrieben; und die menſchliche Bekleidung hat weniger mit der Sittlichkeit zu thun, als daß ſich darin eine Abneigung gegen das Unſchöne, alſo der Anfang eines beſſeren Geſchmacks ausſpricht, bis gewiſſe Ultras in dem Anblicke, ja in dem Daſeyn des Schönen, ſchon Verkehrtheit und Ausartung ſehen und es zu vernichten trachten.

Die Ideen des Wahren, Schönen, Guten ſind von ſo unendlichem Umfange und ſo überreichen Inhalts, daß man ſich nicht wundern darf wenn Verehrer der einen oder der andern ſie ausſchließend auf den Thron ſetzen, und vergeſſen daß erſt jener Dreieinheit die rechte Herrſchaft gebührt. Solch übertriebene Verehrer des Wahren, ſtellen z. B. das Häßliche dem Schönen gleich, weil in einer Beziehung (aber auch

nur in einer) jenem eine gewiſſe Wahrheit nicht kann abgeſprochen werden. Ähnliche Verehrer des Guten finden in dem Hervorheben des Schönen, eine Ungerechtigkeit gegen das Häßliche und eine gottloſe Erhebung des Sichtbaren, über das Unſichtbare. Auf dieſem Boden einſeitiger Irthümer erwachſen Naturaliſten, Puritaner, Bilderſtürmer, neufranzöſiſche Dichter, — allzumal — (wenn nichts Schlimmeres) — verkehrte Unitarier.

Ich habe nun auch die niederhockende Venus in der hieſigen Gallerie wieder genau betrachtet. Sie iſt überraſcht und wünſcht ernſt ſich zu verhüllen; in dem Maaß als ſich aber hier die Schamhaftigkeit des Mädchens mehr kund giebt, tritt die Göttinn zurück, welche Schönheit offenbaren darf und ſoll.

Warum giebt es keinen Gott der Schönheit? Weil bei ihm (oder doch bei dem Manne) die Schönheit nie ausreicht, nie das Ganze iſt und erſchöpft; ſondern noch etwas Anderes, Qualitatives, Charakteriſtiſches, ein Zweck, eine Richtung und Thätigkeit hervortreten ſollen. Apollon iſt ſo wenig ein Gott der Schönheit, als Diana eine Göttinn derſelben; ihr innerſtes Weſen erwächſt auf ganz anderem Boden. Adonis und Antinous haben ſich aus ihrem weichlichen Daſeyn, nie bis zum Göttlichen erhoben; jener war der Venus nie ebenbürtig.

Ich habe in einer früheren unverſtändigen Betrachtung gar gründlich zu beweiſen geſucht: daß, und warum ſich Juno nicht entkleide; und nun finde ich vorgeſtern in der Werkſtatt des hieſigen Bildhauers Bartolini, eine liegende Juno, welche einen Schleier emporhebt um ſich völlig nackt zu zeigen. Ein ſchönes Weib; dennoch blieb mir der Eindruck, als thue ſie es faſt par dépit, oder um zu ſagen: anch' io sono bella! Aber es iſt nicht ihres Amtes, de son métier, wie bei der Venus. Auch muß ſie ſich wieder ankleiden, oder ankleiden laſſen, was Venus nicht nöthig hat. Vielleicht iſt dieſe um deswillen an Vulkan vermählt, der (wie die Borghese ſagte) immer la chambre bien chauffée hat.

Der Sinn des Geruchs.

Für den Sinn des Auges und des Ohres ſind große Kunſttheorien entworfen; Geſchmack und Gefühl haben, aus ihrem kleineren Gebiete heraus, aller Orten Eroberungen verſucht und Kolonien angelegt: nur der Sinn des Geruchs iſt überall vernachläſſigt und keiner Betrachtung und Erziehung gewürdigt worden. Höchſtens hat man einmal erörtert und ermittelt: ob und wie die Gerüche auf Geſundheit, oder Krankheit des Leibes einwirken. Dies führt kaum in die Phyſiologie, aber nicht in die Pſychologie und Äſthetik; ja es ließe ſich von jenem Standpunkte darthun:

Gott habe zwar die Nase immerhin (des Schnaubens und des Schnupftabaknehmens halber) erschaffen mögen; am Riechen sey aber nichts gelegen, und der Nichtriechende vielleicht besser daran, als der Riechende.

Auf diese Betrachtungen bringt mich Florenz! In dieser kunstreichen, eleganten, reinlichen, schöngepflasterten Stadt, fließen von jeder Mauer zahllose Ströme, welche dem Acheron und Phlegeton, dem Cocytus und Styx und allen Höllenflüssen vergleichbar sind, höheren Gedanken und Gefühlen den Dampf anthun, und jeden zur Verzweiflung bringen, dessen Geruchsnerven noch nicht ganz zerstört sind. Außerdem bedarf es steter Aufmerksamkeit, um nicht in diese unreinen Gewässer hinein zu treten, und mehr mit nach Hause zu bringen als homöopathisch nöthig ist, die Luft zu verpesten. Es wird als großer Fortschritt gerühmt, daß von den wenigen Schlächtern kein Schwein mehr dürfe in der Stadt geschlachtet werden; aber diese ganz allgemeine Schweinerei duldet man, und hat sich daran gewöhnt, oder ist dagegen abgestumpft. Gott besser's!

Adam Müller wollte einst eine Ästhetik des Geruchs entwerfen, kam aber nicht über seine sonstige Lehre vom Gegensatze hinaus. Ein Geruch, und ein Antigeruch (vielleicht der florentinische), dies abstrakte Schema bringt die Sache nicht zum Ziele. So lange sumettes Wild, anrüchige Seefische, stinkender Käse, Theer, Meerrettig, Knoblauch u. s. w.

u. ſ. w. von vielen Leuten noch mit Wohlgefallen gegeſſen und gerochen werden, — zarte Damen hingegen den Roſenduft verabſcheuen; fehlt es an den erſten Elementen zur Begründung einer Äſthetik des Geruches. Willkür und babyloniſche Anarchie herrſcht auf dieſem Boden, bis irgend ein großer Geſetzgeber für die Naſe auftritt, an den man glaubt, oder dem man ein Patent für ſeine neue Eintheilung und Abſchätzung ertheilt. Vielleicht iſt Florenz hiezu berufen, es ſey aus Deſperation, oder nach dem Sprichworte per aspra ad astra. Hat man doch den großen Neptun auf dem herzoglichen Platze dahin gebracht, ſich ungemein anſtändig und beſcheiden aufzuführen; warum nicht die vielen kleinen Florentiner, welche kein Unrecht auf dieſe Bewäſſerungsanſtalten haben?

Allerhand Anderes von Florenz.

Florenz im Mittelalter, und Florenz ſeit dem 16ten Jahrhunderte, iſt (trotz aller hindurchlaufenden Fäden) weſentlich verſchieden. Glücklicher als manche italieniſche Republik, hat es aus einer äſchyleiſchen Jugend, den Weg zu einer xenophontiſchen Harmonie ſpäterer Jahre gefunden. Dies harmoniſche Maaß, dieſe Thätigkeit ohne krankhafte Übertreibung, dieſe Grazie ohne Oberflächlichkeit, dieſe Zufriedenheit ohne Gleichgültigkeit, ſpricht mich (mit Recht, oder Unrecht) in Florenz, in Toskana an, und ſcheint mir (ſofern nicht

unwiderstehliche Stürme daher brausen) die Bürgschaft langen und glücklichen Lebens zu gewähren.

In einigen noch übrigen, thurmähnlichen Häusern, offenbart sich der Charakter der früheren florentinischen Geschichte, und nicht minder in den Stadtmauern. An Schönheit würde Florenz sehr gewinnen, wenn man diese abtrüge und aller Orten Aussichten eröffnete. Die, für den Beschauer höchst unangenehme Leidenschaft, jedes Besitzthum hier mit hohen Mauern einzuschließen, wurzelt ebenfalls in einer früheren Zeit, welche daheim weniger Sicherheit gewährte, oder die Natur weniger verehrte, — oder (wie noch Andere meinen) weniger Götzendienst mit ihr trieb. Diesmal bestreite ich die letzte Meinung, und stelle mich auf die Seite derer, welche in Regensburg, Leipzig, Breslau, Dresden u. s. w. Sinn und Geschmack für Naturschönheit erwiesen.

Am schroffsten zeigt sich der Gegensatz der früheren gewaltigen Richtung und der jetzigen gemäßigteren Zeit, an den Kunstwerken auf dem Platze des Großherzogs. Herkules erschlägt den Cacus, von Bandinelli; Sabinerraub, von Johann von Bologna; Perseus mit dem abgeschlagenen Haupte und dem Leichname der Meduſa, von Benvenuto Cellini; Judith, welche dem Holofernes den Kopf abschneidet, von Donatello; Michel Angelos David (der auch Goliath heißen könnte) mit ähnlichen Absichten umgehend. — Nichts also

wie Mord und Todtſchlag; ſo daß der Neptun (ſtatt als Heidengott mit ſeinem quos ego wild voranzugeben) ganz erſchrocken daſteht, und gutmüthig all dem Skandale zuſchaut. — Der in Bezug auf Blüchers Bildſäule angebrachte Witz: „ich habe hier oben allene nich Platz"; ließe ſich in Bezug auf Perſeus und Judith und die beiden zuſammengedrehten Leichen noch eher wiederholen. Perſeus iſt (in Vergleich mit den beſſeren Bildſäulen des Alterthums) nur ein plumper Geſell, wie es Cellini ſelbſt war; und all dieſe Halsabſchneidereien, Rümpfe ohne Kopf, Blutſtröme in Bronze u. ſ. w., ſcheinen mir verfehlte Aufgaben, ſo viel Kunſt auch auf ihre Löſung verwandt iſt. Selbſt die ſchöne, eingeklemmte, in der Luft ſich abmühende Sabinerinn, ſähe ich gern auf ſicherer Erde in einer zur Offenbarung jener Schönheit günſtigeren Stellung.

Gut daß das Papier zu Ende geht, ſonſt würde dieſe Portion des Unverſtandes und der Ketzereien heut zu groß. Vielleicht verbittet Ihr Euch dies Gericht für die Zukunft.

Sechzigſter Brief.

Florenz, den 7ten Junius.

Dem Unverſtändigen, mag das Alltägliche (was iſt ſchlimmer?) folgen. Wo möglich mache ich alle Tage einen Spaziergang in die ſchönen Umgegenden. So eines Nachmittags in die Cascinen. Vom ſonnenhellen Abend her, die ſchönſte Beleuchtung der Wälder und Wieſen; gegen Mitternacht ging ein Regenſchauer an den bebauten Bergen nieder; gegen Morgen zeichnete ſich Florenz, auf ſchwarzem Wolkengrunde ſcharf ab, mit ſeinen Kuppeln und Thürmen. Alles ſo mannichfaltig, wie ſchön. Ein andermal nach Poggio imperiale, dem Luſtſchloſſe des Großherzogs, durch dunkele Cypreſſen aufwärts zu heiteren Höhen, und Orangegärten. — Ein drittes Mal nach Bello sguardo, wo jenſeit eines grünen, mit Wein und Ölbäumen beſetzten Abhanges, ganz Florenz vor Augen liegt, links ſich die Ebene gen Piſtoja eröffnet, und gegenüber Fieſole mit ſeinen alten Kirchen und Gebäuden die Hügelkette krönt. — Ein viertes Mal nach S. Miniato, ausgezeichnet durch ähnliche ſehr ſchöne Ausſichten.

— — Es iſt natürlich wärmer geworden, als es war, aber noch gar keine drückende Hitze, und unrathſam die wärmere Kleidung ſchon abzulegen, da die Morgen und Abende nicht über 11 bis 13 Grad Wärme zeigen.

Durch den Grafen Waldburg-Truchſeß, erhielt ich einen franzöſiſchen Brief aus Turin, worin mir der Graf Coſilla meldet: S. M. der König habe mir ein Exemplar der Storia metallica ſeines Reiches geſchenkt. In meiner an den Grafen gerichteten (ebenfalls franzöſiſchen) Antwort, habe ich mich für dieſe unerwartete Gnade bedankt, einige literariſche Punkte erörtert, und (unter Anderem) geſagt: »J'ai parcouru differens pays de l'Europe, mais la reception que j'ai trouvé à Turin, le nombre de personnes d'esprit, de talens et de science, qui ont bien voulu m'instruire, l'énergie du caractère qui m'a paru plus grande que dans quelques autres pays de l'Italie, les progrès de la monarchie sarde, principalement de la Sardaigne elle même, un Roi qui tache de réaliser un juste milieu *positif*; — tout cela a rendu mon séjour à Turin extrêmement utile et agréable, et s'est imprimé dans mon coeur et ma memoire pour toute la vie.

Laßt mein Franzöſiſch unbekrittelt; bemerkt aber, daß all das Geſagte völlig wahr iſt und nur an dieſer Stelle der Zweifel unterdrückt ward: ob König

Karl Albert nicht zu sehr geistlichen, insbesondere jesuitischen Rathschlägen Gehör gebe. In dieser Beziehung verweise ich auf meine anderen Berichte.

Vom Theater ist und bleibt wenig zu erzählen. Die schlechten Opern und Komödien ziehen mich nicht an, und ein Talent wie Erminia Gherardi habe ich nicht wiedergefunden. Doch ginge ich wohl noch öfter ins Schauspiel, finge es früher als halb neun Uhr an. So mag ich aber nicht den Schlaf in der Nacht, oder die Arbeitszeit des Morgens einbüßen.

Aus den hiesigen Theatergesetzen hebe ich nur eines hervor, worin es heißt: Alles was öffentlich versprochen wird (neue Dekorationen, reiche Kleidungen, zahlreiches Personal, militairische Banda), muß gehalten werden; da es nicht zu erlauben ist, daß man das Publikum täusche und betrüge.

Sehr anziehende Nachrichten über das italienische Theater, enthalten die Skizzen meines so oft erwähnten, verehrten Freundes Czörnig. Ich entnehme denselben Folgendes: Das italienische Theater wird nicht bloß wie ein Kunstgenuß, sondern fast noch mehr wie ein geselliges Vergnügen betrachtet, wohlfeiler, bequemer, mannichfaltiger, kunstreicher, als französische Soireen und englische Routs. Damit steht in Verbindung, daß man nicht Jahr ein Jahr aus nur vollendete Kunstwerke sehen kann und will; sondern sich auch mit Mittelmäßigem behilft und plaudert,

bis irgend der Aufmerkſamkeit Werthes, aus dem Unbedeutenden hervorleuchtet. Daher ferner der häufige Wechſel der Geſellſchaften, die kurzen Engagements der Künſtler, die Nothwendigkeit für den Unternehmer Alles in jeder Stadt und für jedes Jahr neu zu beginnen u. ſ. w. Die Operntexte ſind faſt ohne Ausnahme ſchlecht und nach einem Leiſten zugeſchnitten; ſchon um den hartnäckigen Forderungen der einzelnen Sänger und Sängerinnen zu genügen. Trotz der Vorliebe für die Oper, gehen die meiſten Unternehmer mit ihren Geſellſchaften zu Grunde, ſobald ſie nicht von der Regierung unterſtützt werden. So erhält die Scala jährlich 240,000 Franken, worüber die anderen lombardiſchen Städte jedoch viel Klage erheben. Im Jahre 1832 waren in Ober- und Mittelitalien (ohne Neapel und Sicilien) 71 Theater, darunter 18 für Oper und Ballet, 33 für die Oper, eins für die Oper und Schauſpiel, eins für Schauſpiel und Ballet, 17 fürs Schauſpiel, eins für Schauſpiel und Seiltänzer. Nur in Florenz zeigte ſich ein Übergewicht des Schauſpiels. Für das Jahr 1838 wurden 20 Opern neu componirt, von denen kaum eine den zweiten Sommer erlebt. Donizetti ſchrieb bereits 60 Opern; Gluck, Mozart und Spontini wußten (wie Voltaire ſagt) que ce n'est pas avec un si grand paquetage qu'on va à l'éternité. — Ich fühle mich ſehr geneigt, über dies

Muſik- und Theaterweſen noch unverſtändig zu ſprechen; darum breche ich hier ab, bis ich für jenes Vorrecht einen neuen Stempelbogen gelöſet und bezahlt habe.

Obgleich das Beſehen von Bibliotheken in der Regel eine langweilige Sache iſt, gehört es doch zu den Pflichten eines reiſenden Gelehrten, das Handwerk zu begrüßen. Perſönlich gerathe ich indeſſen dadurch immer in eine faule, unluſtige Stimmung, als ſey es (nur zu wahr!) unmöglich alle Bücher zu leſen, und ſchon deshalb nicht der Mühe werth welche zu ſchreiben.

An den vorherrſchenden Schweinslederbänden einiger Bibliotheken in Florenz, erkennt man ſchon daß ſie mit dem Geiſte der Zeit nicht fortſchreiten. Ganz anders mit der großherzoglichen Bibliothek im Palaſte Pitti. Obgleich erſt ſeit 1815 angelegt, ſind (beſonders durch die Vorliebe des Erzherzogs Ferdinand) eine erſtaunliche Menge der ſchönſten Ausgaben alter und neuer Klaſſiker, ſowie koſtbare Werke für Natur- und Kunſtgeſchichte angeſchafft worden. Auch an Handſchriften (z. B. von Lorenz dem Mediceer, Taſſo, Galilei) fehlt es nicht, die zum Theil noch gar nicht benutzt und bekannt gemacht wurden. Arbeit genug für einen Mann, der (wie —) neues Licht über die florentiner Geſchichte verbreiten will.

Vielleicht wäre es (für allgemeinen Gebrauch, und

der dringenden Nothwendigkeit halber die florentiner Bibliotheken zu vermehren) gerathen dieſelben zu einer großen Hauptbibliothek zu vereinigen, und die Doubletten zu verkaufen. Gewiß wäre es nützlich über Verwendung der, immer noch unzureichenden Geldmittel, jährlich ein beſtimmtes Abkommen zu treffen, und jeder Bibliothek beſtimmte Fächer zuzuweiſen. — Nur als ſehr ſeltene Ausnahme werden Bücher an Gelehrte verliehen, niemals aber an Studenten; was ſchon deshalb ſehr übel iſt, weil die Vorleſungen auf der Univerſität und die Leſeſtunden auf der Bibliothek, meiſt zuſammenfallen.

Einundſechzigſter Brief.

Florenz, den 8ten Junius.

— — Weil ich mich nicht entſchließen kann, nach bekannter Weiſe zum tauſendſten Male über die einzelnen Bildſäulen und Gemälde daſſelbe zu ſagen, und weil ich eben ſo wenig alle Gedanken und Empfindungen darüber unterdrücken mag, ſo laſſe ich das Meiſte zur Seite, und habe mir für Einzelnes die Erlaubniß gegeben, meinen unverſtändigen Ketzereien freien Lauf zu

lassen. Dasselbe hätte ich gestern fast gethan, als ein Paar Engländer gar vielerlei an der mediceischen Venus auszusetzen hatten, und ein Paar Andere die Gemälde des Carlo Dolce aufs Höchste bewunderten. Wahrscheinlich englischen Aufträgen gemäß, sitzen vor jedem dieser Gemälde, nicht bloß ein Copist, sondern deren zwei, drei. Trotz Tiecks Zerbino, immer noch vergebliche Reisen in das Land des guten Geschmacks!

Zweiundsechzigster Brief.

Florenz, den 10ten Junius.

Könnte ich nur durch trockene Aufzählung des täglichen Lebens, den Glanz und die Farben des Natur- und Kunstgenusses Euren Augen vorüberführen. Wie ich vom Garten Boboli in den Palast Pitti gehe, die Cascinen ihres heiteren Eindrucks halber immer wieder besuche, und mich vorgestern auf dem Kastell Belvedere (oberhalb von Boboli) an der vielleicht schönsten Aussicht in die Umgegend erfreute. Hügel und Berglinien der mannichfachsten Art, der Arno mit den Brücken in schönster Beleuchtung, Boboli, Pitti, die

ganze Stadt zu den Füßen hingeſtreckt, und aus dem Meere dunkeln und hellen Grünes, die weißen Häuſer luſtig und eigenthümlich hervorleuchtend. — Und doch werden römiſche Eiferer mir bald beweiſen: die wüſte Campagna ſey ſchöner, als Florenz und Neapel! Solch einer Natur und Kunſt gegenüber, können ſich die lebendigen Florentiner kaum à la hauteur und al pari halten. — — —

Dreiundſechzigſter Brief.

Florenz, den 11ten Junius.

Der unverſtändigen Kunſtbetrachtungen zweite Fortſetzung.

Niobe.

Das größte Trauerſpiel, das je in der Kunſtgeſchichte dargeſtellt und aufgeführt worden iſt. Ein einfacher Gedanke, ein einfaches Gefühl, ein erhabener Accord; aber gebrochen, und hindurchmodulirt durch alle Abſtufungen und inneren Verwandtſchaften von Beſorgniß, Furcht, Schmerz, Ergebung, Todespein und Verſchei-

den. Eine erhabene, wunderbare, tiefſinnige Conception, die eben deshalb ſchon aufs Tiefſte erregt und erſchüttert; während Laokoon mich faſt nur verletzt und zu Betrachtungen über die Künſtlichkeit des Kunſtwerkes verleitet, welche immer untergeordneter Art ſind und bleiben.

War Stolz in Niobe auf ihre ſieben edlen Söhne und ihre ſieben herrlichen Töchter, ſo war er natürlich, mütterlich, und jeden Falls edlerer Art als der Maitreſſenübermuth ihrer Schweſter Latona. Apollon iſt kein voller Gott, ſondern nur ein halber (halbſchlägig oder halbſchlächtig), weil der Mutter Neid ihn ebenfalls erfüllte, und ſeine Macht nicht durch Milde, Liebe, Gnade erhöht und verklärt ward. Der jüdiſche Jehova zeigt ſich auch als eifriger Gott, doch rettete er Iſaak; während Apollon hier nur der Tödtende (απολλυμι), Zerſtörende, der helleniſche Schiwa iſt. Daher hat Niobe auch Recht behalten durch alle Zeiten hindurch, im inneren Gefühle, wie in äußerer Darſtellung. — Sie iſt die Siegerinn, auferſtanden mit ihren Kindern, und umgeben von theilnehmenden Freunden und Freundinnen. — Schon durch dieſe That allein, verlor Apollon ſeine Herrſchaft; Niobe und ihre Kinder ſtürzten in ihrem Untergange das Heidenthum, waren Vorboten einer anderen Zeit und höherer Offenbarung.

Alfieri.

Was Einem fehlt, das erwirbt man gern und läßt es ſich noch lieber ſchenken, ohne (nach dem Sprichworte) dem geſchenkten Gaule genau ins Maul zu ſehen. Der Artikel Tragödie war in den italieniſchen Literargeſchichten nur mit einigen Surrogaten verſehen; da kam Alfieri und bot ächte, die Fabrik Hellas und Compagnie noch übertreffende Waare. Kann man ſich wundern daß Alle freudig zugriffen und nicht ſowohl den Stoff, ihren Leibern gemäß, zuſchnitten, als in das fertige Kleid hineinkrochen, oder es über die Schultern hingen, und im Kothurnſchritt gegen andere dramatiſche Schneider und Kleider anrückten? Unſer Alfieri, rufen die Italiener, als ſcheuten ſie den Pluralis: unſere Alfierie zu ſagen (wie es wohl anderwärts geſchieht). Iſt denn aber Alfieri wirklich ein italieniſches, einheimiſches, dem Boden und Klima natürliches, angemeſſenes Gewächs, oder Produkt? Ich weiß wohl daß er in Italien geboren ward und italieniſch ſchrieb; mir erſcheint er aber als eine ganz fremde, exotiſche Pflanze, die man zwar hegt und pflegt, die aber keineswegs durch und durch italieniſch iſt, wie etwa Dante und Machiaveli. Als ich dies, oder Ähnliches gegen den Marcheſe M— äußerte, entgegnete er: Alfieri ſey populair, die Darſtellung ſeiner Tragödien überfüllt, und ſelbſt das Landvolk durch dieſelben bis zu Thränen gerührt.

Abbate B— hingegen läugnete die Popularität und den zahlreichen Beſuch, und trocknete mithin auch die Thränen des Landvolkes. Es iſt nicht meines Amtes: tantas componere lites; die zweite Behauptung erſcheint mir dagegen für die Italiener günſtiger, als die erſte. Denn ſie würde beweiſen: daß rhetoriſche Treibhaustragödien den unverkünſtelten Sinn wenig anſprechen, und die Bewunderung ſich in den Kreis der äſthetiſirenden Gelehrten zurückzieht.

Als ich (ohne auf Werth, oder Unwerth des Urtheils einzugehen) es als Thatſache ausſprach: daß die übrigen großen Dichter Italiens in Deutſchland gekannt und geehrt würden, Goldoni noch oft dargeſtellt werde und ſelbſt Gozzi Anklang finde, Alfieri aber nirgends Bewunderung, oder auch nur Theilnahme errege; — ſo galt dieſe Thatſache natürlich für ein Zeichen noch fortdauernder nordiſcher Barbarei und — behauptete: nach 600 Jahren, werde die Welt einſehen, Alfieri ſey ein eben ſo großer Dichter, wie Dante! Was ich hierauf dachte, ſagte ich ein andermal an B— und er ſtimmte bei: daß Alfieri gar kein Dichter, ſondern nur ein Rhetor ſey, der ſich gern zum Dichter hinaufgeſchraubt hätte. Zuletzt gaben — und ſeine Frau zu: es fehle dem Alfieri das movimento (was ich bei weiterem Beſprechen eben das Dramatiſche nannte); aber die Erhabenheit der Sprache, Geſinnung, der Tiefſinn ſeiner Werke, er-

ſetze nicht bloß das Mangelnde, ſondern führe weit darüber hinaus. Zuletzt ſucht aber dieſe Theorie, das Weſen eines Kunſtwerkes neben demſelben, und ſetzt das Ganze zur Seite, oder die Einzelheiten (auch ſchöne Stellen genannt) drüber hinauf.

Sowie die Bewunderer Alfieris das Erhabene (und als Nebenſache und Beilage das Dramatiſche) in ſeiner trockenen, herben Rhetorik finden; ſo glaubten vor 150 Jahren die Bewunderer des weichlichen Marini: durch ihn ſey die Schönheit in höherer Potenz wiedergeboren und offenbart worden. Der erſte Aberglaube wird vergehen, wie der zweite vergangen iſt.

Es giebt ausgezeichnete Schriftſteller, deren Verſtändniß einem fremden Volke äußerſt ſchwer wird, und aus Höflichkeit könnte man Alfieri dahin zählen. Warum verſteht man denn aber, bei uns, den viel ſchwierigeren Dante; und haben die Deutſchen nicht überall Fleiß und Beweglichkeit gezeigt, ſich in das Allerfremdartigſte — bis zum Indianiſchen und Chineſiſchen — hineinzufinden? Könnte man unſere Bildung in dieſer Beziehung zu univerſell und verbreitet nennen; ſo zeigt ſich bei den Italienern das Gegentheil. So oft ſich auch die deutſchen Jünglinge, nach vollendeten Schuljahren, vom Griechiſchen wegwenden; es bleibt doch ein Gefühl für Maaß und Schönheit zurück, und die Kenntniß neuerer Sprachen tritt als Füllſtück hinzu. Die meiſten jungen Italiener lernen

aber weder Griechiſch, noch Deutſch, noch Engliſch, und Überſetzungen fehlen ganz, oder geben durchaus ungenügende Vorſtellungen von den Dichterwerken des Auslandes. Daß ſich Italien in falſcher Selbſtgenügſamkeit ſo vereinzelt, hat ſchon großen Schaden gethan, und wird täglich nachtheiliger einwirken wenn man nicht ernſter und ausdauernder an die, zeither verſchmähte, europäiſche Arbeit des Geiſtes geht.

Künſte.

Wie viel Künſte giebt es? Auf dieſe, äußerſt ſchwierige Frage ſind ſehr viele, unter einander abweichende, niemals völlig genügende Antworten ertheilt worden. Beſchränkt man jene Frage und ſagt: wie viel freie, oder ſchöne Künſte giebt es? ſo ſtimmen die Gelehrten (von den Verehrern des trivium und quadrivium abwärts) eben ſo wenig überein. Sucht man den eigenen Boden dadurch genauer kennen zu lernen, daß man ihn beſtimmter abgränzt und Wiſſenſchaft von Kunſt unterſcheidet; ſo bricht die Verwirrung wieder herein, weil jede Kunſt einer Theorie, und jede Wiſſenſchaft einer künſtleriſchen Behandlung bedarf. Bezieht man die Kunſt allein auf Schönheit und leitet (mit eiliger Bequemlichkeit) die Schönheit nur von Scheinen ab; ſo fallen die Künſte lediglich den Sinnen, oder ſtreng genommen dem Auge zu. Die Muſik laſſen dieſe Theoretiker zur Seite, und die

Dichtkunſt verwandelt ſich meiſt in eine Beſchreibung des Sinnlichen.

Ganz entgegengeſetzte Schulen wiſſen umgekehrt nur von Geiſt und Bedeutung, wobei die Schönheit ihr Licht puritaniſch unter den Scheffel ſtellen muß. Andere Zweifel entſtehen darüber: ob die Künſte eine erbliche, geſchloſſene Oligarchie bilden, oder ob man (ausgezeichneter Verdienſte halber) Standeserhöhungen vornehmen und z. B. eine Reitkunſt, Kochkunſt, Gartenkunſt u. dgl. ernennen dürfe? Ferner: ob und welche Gleichheit, oder welcher Unterſchied des Ranges, unter dem alten und dem neuen Adel ſey?

Das Wort Kunſt weiſet belehrend auf ein Können hin; aber dieſe Leuchte ſcheint auszugehen, wenn wir bedenken, daß ſo vieles Können außerhalb aller Kunſt liegt, und ſo viele die ſich Künſtler nennen, eben nichts können. Gewiß iſt das Wollen vom Können verſchieden und ohne das letzte nicht hinreichend; gewiß ſteht das Erkennen des Wiſſenſchaftlichen auf anderem Boden, als das Erſchaffen des Künſtlers. Doch gehören beide zu einander und ergänzen ſich unter einander. Jeder Künſtler ſoll und muß denken; in der Regel aber nennt man diejenigen denkende Künſtler, welche nichts können, und mit den Zahlpfennigen angeblicher Gedanken ihre Schulden bezahlen wollen.

In den meiſten Fällen führt das Lernen zum Können; aber alles Lernen und Können ſetzt eine urſprüng-

liche Gabe voraus, iſt nur ein Finden aus verborgenen Schätzen. Mag man den Boden noch ſo viel düngen und begießen; ohne Samen wächſt keine Pflanze empor. Was man Wahl der Lebensart nennt, iſt meiſt nur eine generatio aequivoca. Allen höheren Naturen iſt ihr Beruf anerſchaffen; aber die ihr Pfund vergraben, die Faulen, verdorren und verſchwinden ehe die Zeit der Ärndte kömmt. Jede Geburt des Geiſtes, wie des Leibes, hat ihre Wehen und ihre Freuden; wer jene ſcheut, wird dieſe nie genießen. Was der Tag erzeugt, verzehrt der Tag; für alles Ewige, iſt der Tag nur ein Vorübergehendes. Je tiefer der Baum wurzelt, deſto ſicherer und höher treibt die Krone. Die Journaliſtik trachtet danach die Ewigkeit in einen Tag zu verwandeln; und doch iſt dieſer Nichts, ohne ein Vor und Nach. Künſtler, welche ſich von Tageswünſchen und Zwecken beherrſchen laſſen, opfern ihre Ewigkeit ihrer Zeitlichkeit.

Der Tag erhält erſt höhere Bedeutung, wenn ich ihn als weſentlichen Theil der Ewigkeit betrachte; und die Ewigkeit erhält erſt lebendigen Inhalt, wenn ich ſie als Zeitlichkeit individualiſire. Der bloß Genießende verflüchtigt das Beharrliche; der erzeugende Künſtler, der Wiſſenſchaftliche, der Staatsmann, bildet aus dem unſichtbaren Äther der Ewigkeit, neue eigenthümliche Welten und ruft ſie ins Daſeyn. Völker, die ſich nur dem Materialen (ſeys in Krieg, oder Frieden) zu-

wenden, kommen über das Handhaben des Gegebenen, nicht zum Erſchaffen; oder glauben, ein Erzeugen für den täglichen Genuß, könne jemals das Erſchaffen für die Ewigkeit erſetzen. Wir erfaſſen die Ewigkeit nicht durch Aneinanderreihen des Zeitlichen (auch iſt die Ewigkeit eines menſchlichen Werkes immer nur eine Zeitlichkeit): vielmehr liegt der Inhalt der Ewigkeit darin, daß wir ihren Gedanken, in ſeiner unbegränzten Totalität ergreifen. Dies iſt nur möglich, weil der Menſch ein Geſchöpf des Ewigen iſt; der Gedanke ward anerſchaffen und angeboren. Läßt man hievon ab, ſo kommt man aus den Antinomien nie heraus.

Die Schöpfungsgeſchichte legt die Ewigkeit dar, als Erfüllung, oder Ausfüllung der Zeitlichkeit; ſo zerlegen wir die göttliche Flamme der Kunſt, in prismatiſche Farben der Künſte. Macht der eine Strahl die vielen, oder die vielen den einen? — mir gleich. Gewiß iſt die Einheit nichts ohne die Vielheit, und die Vielheit nichts ohne die Einheit. Das Hörbare wird in den chladniſchen Figuren, den Verhältniſſen der Baukunſt u. ſ. w. ſichtbar; das Sichtbare in der Bewegung hörbar, und die Harmonie der Sphären iſt weit mehr als ein bloßer Einfall. In der mediceiſchen Venus höre ich den ſchönſten, harmoniſchen Accord, im Laokoon eine unaufgelöſete Diſſonanz. — Sucht nun für dieſe durchgehenden Töne meiner Grillen (wo möglich) einen verſtändigen Grund- und Schlußaccord.

Vierundſechzigſter Brief.

Florenz, den 12ten Junius.

— — Trotz dieſer glücklichen Sehnſucht nach der Heimath (denn ein Reiſender ohne Heimath, bleibt eine Art ewiger Jude) beſtätigt ſich meine Behauptung von dem Reichthume und der Mannichfaltigkeit Italiens, und auch Ihr müßt es aus meinen Briefen entnehmen; obgleich dieſelben nur eine einzelne Seite hervorheben und ſehr viel Anderes ganz unberührt laſſen. Wenn Florenz für jene Seite weniger merkwürdig iſt, als Norditalien; ſo bietet Natur und Kunſt doppelten Genuß dar, und läßt mich vergeſſen daß man mir den Voranſchlag der Stadt noch nicht gezeigt hat. Schlimmer wäre es, wenn die mediceiſche Venus in ähnlicher Weiſe geheim thäte, wie die Geheimräthe.

An jedem Tage ſehe ich etwas von Kunſt und Natur. Am 9ten ging ich z. B. mit Vecchi Vormittags nach Boboli, welcher Garten eben Natur und Kunſt glücklich zu verbinden ſtrebt. Von da ein zweites Mal zum Bildhauer Bartolini, um mich an einer Reihe ausgezeichneter Werke zu erfreuen: der Juno, dem Denkmale Demidofs und Albertis, Hektor und Andromache, und andere ſchöne weibliche Geſtalten. Ein großer Napoleon, wartet unausgeführt auf Liebhaber.

Den 10ten Abends ſah ich im Theater Cucumere, Scribes Mariage de raison von einer franzöſiſchen Geſellſchaft gut genug aufführen. Das Publikum zeigte ſeinen Geſchmack ſchon dadurch, — daß es franzöſiſch verſtand und das Franzöſiſche beklatſchte. Geſtern ſtand die Wahl zwiſchen dem Theater und einer soirée bei —. Um keinem Volke Unrecht zu thun, und keinem Genuſſe den Vorzug zu geben, entſagte ich beiden und ging, nach heißem Tage, am ſchönen Abend längs des Arno ſpazieren.

Kein Tag vergeht wo ich nicht einen, oder den anderen Italiener ſpräche, und von ihm lernte, ſo Gapponi, Foſſombroni, Riccolini, Ricci u. A. Mit größter Dienſtfertigkeit und Aufopferung ſeiner Zeit, nimmt ſich insbeſondere Hr. Becchi (Bibliothekar der Riccardiana und Sekretair der Accademia della crusca) meiner an. Er führte mich ein beim Präſidenten Puccini, begleitete mich nach Bello guardo und Belvedere, und geht heute Abend mit mir nach Fieſole. — — —

Fünfundſechzigſter Brief.

Florenz, den 13ten Junius.

Geſtern führte mich der Caval. Medici zu Antinori dem Direktor des phyſikaliſchen Kabinets, welches gerade nicht das Neueſte und Vollkommenſte jeder Art beſitzt; aber für die Geſchichte der Wiſſenſchaft und Inſtrumentenfabrikation wichtig iſt. So bleiben die Werkzeuge deren ſich Galilei, Torricelli, Fontana, Volta bedienten, würdige und beglaubigte Reliquien. Thiere, Vögel, Fiſche, Mineralien, von Allem ein Anfang, eine Grundlage. Blumen von Wachs, trefflich gemacht, obwohl vergänglich. Das anatomiſche Kabinet ebenfalls von Wachs, ein Gegenſtand der Bewunderung aller Kenner.

Hr. Profeſſor Amici zeigte uns die außerordentliche Kraft ſeiner Mikroſkope, und eines von ihm gefertigten Fernrohrs. Er läugnete den Umlauf der Pflanzenſäfte wie ihn unſer S—, beſonders am Chelidonium, will nachgewieſen haben. Die Bewegung finde nicht durch innere Kraft ſtatt, ſondern ſey Folge der, von außen hinzutretenden Wärme. Eben ſo erklärte er ſich gegen den Verſuch einiger deutſchen Botaniker, welche wie Philadelphia durch die bloße Geſchwindig-

keit) alle Pflanzenmänner in Weiber verwandeln, oder jenen (durch eine umgekehrte Emancipation) die Geſchäfte der letzten zuweiſen. Die genaueſte Erklärung, welche er hierüber an eine junge Marcheſe richtete, hätte (ins Animaliſche überſetzt) einen vollſtändigen Hebammenkatechismus gegeben. Zelters: Ihr glaubt nicht, was ich aushalten kann; fiel mir hiebei unwillkürlich ein. Ländlich, ſittlich.

— — Abends fuhr ich mit dem Abbate Becchi (dieſem unbeſchreiblich dienſtfertigen Freunde) nach Fieſole. Wo die unſeligen Mauern nicht hindern, eine ganze Reihe der anmuthigſten Ausſichten, mit all den ſchon ſo oft erwähnten Ebenen, Hügeln und Bergen. Das in allen Abſtufungen grünende Landmeer, durchzogen von dem Silberſtreifen des Arno. Neben Florenz und ſeiner Rieſenkuppel (dieſem Mittelpunkte der Landſchaft) eine überall hin vertheilte unzählbare Menge von weißen, fernhin glänzenden Häuſern, Caſinen und Villen. Der klarſte, wolkenloſe Himmel, bei ſinkender Sonne in allen Farben prangend; und über Berg und Thal ergoß ſich zugleich jener zauberiſche Duft, der von dunkelblau bis roſenroth alles dichteriſch zugleich umhüllt und verklärt. Neben dem Wege, anmuthig hinauf- und hinabſteigend, freundlich grüßend, die Mädchen aus Fieſole, denen ich ein Zeugniß der Schönheit nicht ſo, wie manchen Italienerinnen, verweigern darf.

Sechsundsechzigster Brief.

Florenz, den 8ten Junius.

Das Haus Österreich wird in der Regel so dargestellt, als hege es eine übermäßige Neigung zum Erhalten des Bestehenden, ja zum unthätigen Stillstehen, oder gar zu unverständigem Rückwärtsgehen. Und doch ließe sich wohl umgekehrt beweisen: die großen Veränderungen, welche die Welt mit so lautem Beifall begrüßte, als sie bei unseren westlichen Nachbaren zum Vorschein kamen, waren schon viel früher in allen Haupttheilen von österreichischen Herrschern in Anregung gebracht, und nur das ganz Gewaltsame und Übertriebene verschmäht worden. Josephs II nicht zu erwähnen (an dem Vielen das tadeln, was sie anderwärts bewundern) habe ich schon dargelegt, was Maria Theresia Großes und Lobenswerthes für die Lombardei that, und ganz in derselben Weise wirkte Peter Leopold, ihr Sohn, von 1765 bis 1790 für Toskana.

Mehr als zwanzig Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution, schaffte er die alten Vorschriften über Schätze und Bergwerke ab, beschränkte das Jagdrecht, hob die Zünfte, sowie die meisten Steuerfreiheiten und Lehnsmißbräuche auf, erlaubte den

freien Anbau des Tabaks und machte dem Zwangsgemahle für Getraide und Oliven ein Ende. Unnütze Befehle von oben herab (z. B. wann die Weinlese beginnen, wie man den Acker bebauen solle u. dgl.) hörten auf. Von Feststellung der Getraide- und Brotpreise war nicht mehr die Rede, und freier Getraidehandel im Innern und (ohne Schutzzölle) nach außen, trat (sofern sich nicht Hungersnoth zeigte) an die Stelle vielfacher, wechselnder Bestimmungen: — und dies System hat sich bis auf den heutigen Tag bewährt. Eben so führte der Verdruß ob übertriebener Beschränkung der Waldbenutzung, zu einer völligen Freiheit derselben; was neben manchem Vortheil auch Mißbräuche erzeugte und die Berge entblößte, weil der Eigennutz der Menschen zwar nicht die künftigen Getraideärndten im Voraus wegnehmen, wohl aber Forsten für Jahrhunderte zerstören kann. Ein milderes Kriminalrecht trat an die Stelle harter Gesetze, eine neue Städteordnung an die Stelle ungenügender Bestimmungen. Man sorgte für Schulen, Universitäten und Archive, und legte (lange vor Necker) vom Staatshaushalte öffentlich Rechnung ab. Die Kirche ward genöthigt sich innerhalb ihres eigenen Bodens zu bewegen, die Erwerbung zur todten Hand beschränkt, und über die Benutzung des Grundvermögens eine Reihe sehr wichtiger Gesetze erlassen. Sie bezweckten hauptsächlich den unsichern Zeitbesitz zu vermindern,

oder doch dem Zeitbesitzer einen Antheil an den Verbesserungen des Bodens zu verschaffen. Zunächst sollten alle Güter der Krone und der Korporationen sich so weit als möglich in Eigenthum der Bebauenden verwandeln, und der Zinsbesitz (livello, Emphyteusis) einen festen Charakter annehmen. Alles jedoch ohne Verletzung von Rechten und Einnahmen der ersten Eigenthümer; wie dies ja auch im Preußischen bezweckt und zuletzt erreicht ward. Ablösung fester Abgaben erlaubte man, ohne sie zwangsmäßig vorzuschreiben.

Genug, Toskana hatte (ohne einzelne Mißgriffe und Unvollkommenheiten läugnen zu wollen) seine Revolution in friedlich milder Weise beendet, ehe die französische begann, und fand wenig Gefallen an den Neuerungen, welche die Siegesboten der angeblichen Freiheit mit Gewalt aufdrangen. Deshalb erklärten französische Commissarien den Einwohnern: „Ihr, die ihr Freiheitsbäume niederwerft, erklärt damit, ihr wollt für immer Sklaven bleiben! Für euch ist die Vernunft nicht vorhanden, und ihr seyd unwürdig des Genusses der Menschenrechte."

Nach dem Falle Napoleons wurde das französische Recht und manche (besonders für die Obereigenthümer drückende) Einrichtung abgeschafft; Anderes jedoch als nützlich und verständig beibehalten, so z. B. Bestimmungen über Fideicommisse, über städtische Gesetze die

nicht mehr zeitgemäß erschienen, das Handelsrecht u. s. w.

Hinsichtlich der Zinsgüter (livelli) kam man größtentheils wieder auf die Bestimmungen Leopolds zurück, so z. B. hinsichtlich der Laudemien, der Rechte des Obereigenthums u. s. w. Nur sollte der Canon nicht mehr in Naturalien, sondern in Gelde, nach Durchschnittspreisen des Monats August, gezahlt werden.

So viel die Gesetzgebung Leopolds auch in Bezug auf Domainen, Lehn- und Kirchengüter änderte, und größere Freiheit der Benutzung des Grundvermögens herbeiführte, wirkte sie doch auf das Verhältniß der Halbler, der mezzajuoli, fast gar nicht. Vorzugsweise die florentinischen Zustände im Auge behaltend, sprechen nun die Lobredner: unter allen Verhältnissen in welchen der Landmann leben kann, bildet dies am Besten Kopf und Herz, lehrt Mäßigkeit und giebt ein Besitzthum, das man nicht mißbrauchen kann. Der Halbler kennt keine Steuern und keine Sorgen. Er hat keine Noth mit Kaufen und Verkaufen, Knechten und Mägden; macht keine Auslagen, braucht keine Kapitalien, findet überall angemessenen Genuß für seine Arbeit, ist Miteigenthümer ohne Unbequemlichkeit, und zufrieden ohne Leidenschaft und Überreizung. Zwischen ihm und dem Herrn besteht ein väterliches, menschliches Verhältniß; ein Verhältniß ächter Gemein-

ſchaft, wie es das Lehnsweſen vielleicht bezweckte, aber nie erreichte.

Betrachtet und vergleicht man den toskaniſchen und mailändiſchen Halbler, ihre Kleidung, Wohnung, Nahrung, ihr Benehmen und ihr Äußeres; ſo hat es keinen Zweifel daß jene Lichtſeiten dort mehr, als hier heraustreten. Doch fehlt es auch hier nicht an allem Schatten. Zunächſt behaupten manche Herrn: daß ſie in Toskana zu ſchlecht, die Landleute aber zu günſtig geſtellt wären; daß ſie behufs koſtſpieliger Verbeſſerungen überfreigebig die Hand geboten hätten, deren Ertrag hauptſächlich dieſen zu Theil werde; daß deren Schulden ihnen gemeiniglich zur Laſt fielen, und die Landbauer ſich oft länger in ungeſtörtem Beſitze erhielten, als die verarmenden Herrn; daß jene endlich durch keine Vorſtellungen von mangelhafter Wirthſchaftsweiſe abzubringen wären, und mit negativer Widerſetzlichkeit auch den Geduldigſten ermüdeten u. ſ. w.

Wiederum bemerken Andere: die Neigung unwiſſender Herren ſich in die Wirthſchaftsweiſe zu miſchen, wirkt nur nachtheilig und ihr Zurückkommen entſteht aus ganz anderen Gründen, als aus einer zu günſtigen Stellung des Halblers. Große Unſicherheit des Ertrages (beſonders beim Wein- und Ölbau) kann der Herr immer noch leichter überſtehen, als der Landmann, und faſt nie hat dieſer Gelegenheit etwas zu erübrigen. Ja ein ſolcher Erwerb von Kapitalien

würde ihn in schädlicher Weise aus seinem Stande heraustreiben, da sich für ihn kein Mittel darbietet innerhalb seiner natürlichen Kreise zu wachsen. So lebt er denn (der Zukunft nicht gedenkend) von Jahr zu Jahr, und wenn der Gebrauch ihn auch meist im Besitze läßt, so fehlt es doch auch nicht an Beispielen daß man seine Lasten steigert, oder das Recht geltend macht ihn ohne Angabe eines Grundes fortzuschicken. Wenn übrigens Schulden der Halbler bisweilen dem Herrn zur Last fallen, so spricht auch dies gegen das ganze Verhältniß; indem entweder die Noth zum Schuldenmachen zwang, oder der Herr nicht im Stande ist über die Lässigen und Unordentlichen gehörige Aufsicht zu führen.

Um manche dieser Übelstände zu beseitigen, hat man vorgeschlagen an die Stelle des, fast überall nur mündlichen Übereinkommens auf ein Jahr, schriftliche Verträge treten zu lassen *). Hiegegen ist eingewandt worden: das Herkommen ist klar, gewiß und bekannt. Bei der unzähligen Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, würde ein bestimmtes Formular des Vertrages, entweder zu genau und dann unpassend seyn; oder es hielte sich ganz am Allgemeinen und wäre hiedurch unbedeutend. Die ächte Grundlage dieses Vertrages,

*) Capei della scritte coloniche. Giorn. agrario No 47.

das wechſelſeitige Zutrauen, müßte durch Einführung ſchriftlicher Verträge leiden, Mißtrauen an die Stelle treten und der, des Schreibens unkundige Halbler, zuletzt immer den Kürzeren ziehen und läſtigeren Bedingungen unterworfen werden. Sind Mängel vorhanden, ſo liegen ſie nicht in den Formen, ſondern in den Perſonen und in anderen Gründen.

Überlege ich nach allen Seiten, was ich in Lob und Tadel über das Syſtem der Mezzadria, des Halblerthums gehört und geleſen habe, ſo ſcheint ſich Folgendes zu ergeben:

Erſtens: es iſt ein, in gewiſſen geſelligen Verhältniſſen natürlicher Zuſtand; giebt aber keine allgemeine Regel für alle Länder und Zeiten.

Zweitens: das Wohlſeyn oder Übelbefinden der Herrn und Halbler, hängt weniger ab von der hindurchlaufenden Bedingung einer Theilung der Früchte, als von anderen Nebenbedingungen, Verhältniſſen und Gebräuchen.

Drittens: die Mezzadria ſchützt, durch die Naturaltheilung, ſtets gegen äußerſtes Elend; aber ſie hemmt andererſeits die Fortſchritte und erhält in einer gleichartigen Mittelmäßigkeit. Daher ſagen die Landleute: chi è nato povero, sarà sempre povero; wer arm geboren iſt, bleibt immer arm. — So lange ein anderes Sprichwort (ſeiner inneren Wahrheit halber) allgemein anerkannt wird: tante mute, tante

caduta; jede Verwechselung der Landbauer, iſt ein Verluſt; — wird die übelſte Ausartung vermieden. Ergreift aber (bei ſteigender Bevölkerung und ſteigenden Anerbieten der Halbler) die Herrn jene unſelige Neigung deren Laſten zu erhöhen; ſo tritt an die Stelle des Menſchlichen, Gemeinſamen, Väterlichen, eine furchtbare Tyrannei, ein verdammliches Monopol des Privateigenthums, die Verarmung und Ausartung ganzer Völker. Von dieſem Zuſtande Irlands, iſt Toskana gottlob weit entfernt; und wer jene irländiſchen Zeitpachter für Geld kennt, der muß einräumen: die Abſchaffung der Mezzadria und die Annahme jenes Geldpachtſyſtems würde für Toskana ein Rückſchritt, die Annahme des Halbierſyſtemes für Irland ein großer Fortſchritt ſeyn. Weil indeß viele italieniſche Schriftſteller nichts von Deutſchland wiſſen, behandeln ſie dieſe Dinge, als gebe es außer jenen beiden Syſtemen, kein anderes und beſſeres. Davon nachher.

Woher kommt es denn, daß Einzelne einräumen *): nicht bloß die Herrn wünſchten, ſtatt der Naturaltheilung eine feſte Rente, ſondern auch die Halbler wünſchten Pächter (fittuarii) zu werden? ſo daß weniger andere Gründe, als vielmehr Armuth, Bequemlichkeit und Unwiſſenheit von einer Umgeſtaltung des Syſtemes abhielten. Hieher gehören noch folgende

*) Gasparin giornale agrario VII, 253.

Stellen aus dem reichhaltigen Giornale agrario. Verminderung des Aufwandes (so ermahnt Herr Landucci *) die Vornehmen) und Thätigkeit der Einzelnen, gewähren die einzigen Mittel zerrüttete Vermögensumstände herzustellen. Dann wird nicht mehr verwaltet und beseſſen werden, von entfernten und verſchuldeten Eigenthümern, die an nichts denken als ſich die höchſte augenblickliche Einnahme zu verſchaffen, unbekümmert ob dadurch in Zukunft Schade und geringerer Ertrag entſteht.

Die genaue Sorgfalt kleiner Eigenthümer (heißt es an einer anderen Stelle **) bringt jedem Lande eine große Zahl nützlicher und einträglicher Bewirthſchaftungen, und zieht den beſſeren Anbau großer Landſtrecken nach ſich. — Zum Beſten des Landbaues (ſagt Herr Bonaretti V, 108 und ähnlich Herr Landucci VII, 379) und zum Vortheil verſtändiger Eigenthümer möchte ich mich denen zugeſellen, welche unſerem landſchaftlichen Syſteme, die langen Pachtungen vorziehen, und noch mehr möchte ich den feſten Zins (livelli) empfehlen u. ſ. w.

Ohne nun die Lichtſeiten der toskaniſchen Mezzadria zu verkennen, oder eine plötzliche Veränderung zu wünſchen, ohne eine gewaltſame jemals zu empfehlen:

*) Vol. X, p. 163.

**) Vol. VII, 256.

deutet doch all das Mitgetheilte auf eine Möglichkeit, und auch auf eine Neigung zu Veränderungen hin. Sollen aber dieſe nicht größeren Verluſt, denn Gewinn herbeiführen; ſo darf man (wie Hr. Ricci mit Recht behauptet) die Mezzadria keineswegs mit einem irländiſchen, ja nicht einmal mit einem engliſchen Zeitpachtſyſteme vertauſchen *). Es zeigen ſich auf dieſer Bahn unausweichbare Stufen, und auf jeder beharren die Landleute gern, ſo lange ſich die möglichen Übel und Mißbräuche, nicht in wirkliche verwandeln. Dann aber ſucht der jährlich angenommene Halbler, Hülfe in der Zeitpacht; der Zeitpächter in der Erbpacht oder dem Erbzins (livello); der Erbpächter endlich in völlig freiem Eigenthume.

Mit ſteigendem Bewußtſeyn und Selbſtgefühl, drängt Alles nach dieſer letzten, höchſten Stufe hin; welche mehr als irgend eine andere zu leiblicher und geiſtiger Entwickelung des Menſchen führt, Seyn und Haben mit einander ausſöhnt, und zum reichſten Quell der edelſten Vaterlandsliebe wird.

Mit der Eigenthumserwerbung oder Verleihung iſt aber noch nicht Alles zum Ziele und gleichartig fortdauerndem glücklichen Beſtehen gebracht; vielmehr hat der neue Zuſtand, auch ſeine neuen eigenthümlichen Gefahren. Um dieſer willen zur Beſitzloſigkeit

*) Giorn. VII, 302.

zurückkehren wollen, hieße die Sklaverei der Freiheit vorziehen, weil auch diese Mißbräuche erzeugt. Für das Familien- und Erbrecht der Eigenthümer, die Rechte der Erstgeborenen und Nachgeborenen, für das Vereinigen und Theilen der Güter lassen sich, nach Ort und Zeit verschiedene Regeln entwerfen, ohne das Bewegliche versteinern und sich überall einmischen zu wollen. Zwei Gefahren insbesondere dürfen nicht übersehen werden: erstens, eine übermäßige Zertheilung des Grundeigenthums in bevölkerten Gegenden, und zweitens: ein Auskauf der kleinen Grundeigenthümer; wodurch man wieder zum Anfange zurückgeworfen wird, und latifundia mit Knechten erwachsen.

Genug für heute, obgleich der Gegenstand nichts weniger als erschöpft ist. So ließe sich z. B. noch prüfen: ob das deutsche enge Dorfleben, oder die Zerstreutheit der Halbler den Vorzug verdient? Ob der unsichere Wein- und Ölbau, nicht am meisten lange Pachtperioden erfordert? Ob der englische Fabrikarbeiter nicht sehr gewinnen würde, wenn man ihn in einen Halbler verwandeln, oder dies System auf ihn anwenden könnte u. s. w. u. s. w.

Siebenundſechzigſter Brief.

Florenz, den 9ten Junius.

Dem, was ich Euch im vorigen Briefe mittheilte, ſchließen ſich am Beſten folgende Nachrichten über das florentiniſche Kataſter an. Die Mängel des früheren, führten am 8ten Januar 1818 den Befehl zur Anfertigung eines neuen herbei, und nachdem die Beauftragten ſich über das, in anderen Ländern beobachtete Verfahren genau unterrichtet und allgemeine Grundſätze feſtgeſtellt hatten, begannen ſie ihre Arbeiten. Im Jahre 1826 waren die Vermeſſungen beendigt, 1829 die Karten, 1830 die Abſchätzung, 1834 die neue, billigere Vertheilung der alten Steuer. Es fand ſich eine Oberfläche von 6,389,000 Quadraten, jedes zu 10,000 toskaniſchen Klaftern gerechnet (etwa ein franzöſiſcher Arpent). Davon war nicht ſteuerbar (Straßen, Flüſſe u. dgl.) 209,000

Blieben ſteuerpflichtig 6,180,000

welche beſondere Stücke (appezzamenti) bildeten . . . 2,276,000.

Bei Ermittelung des Ertrages legte man das Jahr 1818 und die geringsten Durchschnittspreise mehrer Jahre zum Grunde, und hörte etwanige Einreden der Steuerpflichtigen. Nur vom reinen Einkommen sollte die Abgabe erhoben werden. Mit Recht brachte man die Ausgaben der Grundbesitzer für Flüsse, Dämme u. dgl. in Abzug, denn sie belaufen sich jährlich auf 4½ Million Lire; und ebenso nahm man Rücksichten auf die großen Lasten mit denen das Grundvermögen seitens der Gemeinen belastet ist. Weil nämlich die Grundsteuer den meisten Gemeinen bei weitem die größte Einnahme gewährt und den ansehnlichsten Theil der Ausgaben decken muß, so steigt dieselbe (auf 100 Lire Einkommen) von 1 $^{82}/_{100}$ Lire, bis 20 $^{27}/_{100}$ Lire: im Durchschnitt auf 9 $^{11}/_{100}$, oder mehr als die Regierung für ihre Bedürfnisse erhebt.

Die steuerbare Rente (welche indeß durch die Art der Abschätzung weit unter dem wirklichen Ertrage bleibt) beträgt 44,339,000 Lire, wovon 13,232,000 auf Häuser und Fabriken (parte fabbricata) fallen. Ein Quadrat bringt etwa 7 $^{18}/_{100}$ Lire Ertrag, und der Grundbesitz einer Person (ein Patrimonium) etwa 299 Lire.

Über die Vertheilung des Grundvermögens und Ertrags giebt folgende Tafel Auskunft.

Reine Einnahme.		Zahl der Eigenthümer.		Summe der Einnahme.
Zwiſchen 1 und	100 Lire	87,917	und	2,622,000 L.
bis	500	31,467	„	7,115,000
„	1,000	7,025	„	4,945,000
„	2,000	3,834	„	5,381,000
„	3,000	1,331	„	2,228,000
„	4,000	663	„	2,256,000
„	5,000	392	„	1,819,000
„	10,000	754	„	5,238,000
„	15,000	222	„	2,735,000
„	20,000	85	„	1,472,000
„	30,000	84	„	2,063,000
„	40,000	29	„	988,000
„	50,000	22	„	972,000
„	100,000	21	„	1,411,000
Über	100,000	10	„	2,283,000.

Unter den größeren Grundeigenthümern ſteht der Staat, oder die regierende Familie, weit obenan; doch finde ich auch das Findlingshaus mit einer jährlichen reinen Grundeinnahme von 191,000 Lire aufgeführt.

Über den Antheil der verſchiedenen Zweige der Geiſtlichkeit iſt mir Folgendes zugekommen.

Einfache Pfründen (benefizi semplici) haben vom Grundvermögen, reines Einkommen	429,000 Lire
Canonicate und zur Residenz verpflichtende Pfründen	327,000
Brüderschaften	14,000
Mönchsklöster	542,000
Nonnenklöster	594,000
Bischöfe	301,000
Kirchen	46,000
Pfarreien	1,144,000
Wohlthätige Anstalten	391,000
Summa (mit Hinzufügung der Hunderte)	3,790,000.

Rechnet man die Domainen hinzu, so ist ungefähr der achte Theil des Grundvermögens unbeweglich in denselben Händen.

Die Arten des Anbaues, die dazu gehörige Fläche, der Ertrag und die reine Rente, ergeben sich aus nachstehender Tafel.

	Quadrate.	Ertrag.	Reine Rente vom Quadrate.
Wein	644,000	12,239 M. Lire	19 — Lire
Wein und Öl	462,000	7,195	15,57
Bloßer Acker	997,000	4,622	4,63
Wald aller Art	1,661,000	2,971	1,79
Kastanien	361,000	1,144	3,17
Natürliche und künstliche Wiesen	79,000	865	10,83

	Quadrate.	Ertrag.	Reine Rente vom Quadrate.
Weideland .	1,870,000	1,462 M. Lire	0,78 Lire
Verſchiedene Erzeugniſſe . .	73,000	604	—
Gebäude (fabbricati) . .	28,000	13,232	—
Runde Summa	6,180,000	44,339,000,	oder an 10

Millionen Thaler.

Dieſe Tafel zeigt auf lehrreiche Weiſe nicht allein die Menge, ſondern auch die Einträglichkeit jedes Anbauzweiges; ſie erklärt die Neigung den einen zu erweitern, den anderen zu beſchränken und z. B. den Wald- und Weideboden für andere Zwecke zu verwenden.

Um eintretende Veränderungen auf leichte und kurze Weiſe im Kataſter einzutragen, iſt für jeden Grundeigenthümer eine Art von Buchhaltung mit Sollen oder Geben, und Haben (dare e avere) eingeführt.

Es betrugen für das Kataſter:

die allgemeinen Koſten . .	750,000 Lire
die Vermeſſungen	2,804,000
die Abſchätzungen	1,373,000
die Ausführung (attivazione)	1,433,000
In runder Summe	6,362,000.

Bei Anfertigung der neuen Kataster kostete das Quadrat im Kirchenstaate 1 17/100 Lire, in Frankreich 1 12/100, in Toskana 1,03.

Der Staat wird jährlich (wie zuvor) etwa 3,150,000 Lire, oder 7 Lire von 100 Lire reinen Einkommens erheben. — In diesem Falle betragen die jährlichen Zinsen der, für Anfertigung des toskanischen Katasters verwendeten Summen (zu 4 Procent) etwa 260,000 Lire; oder etwa 8 Procent der erhobenen Grundsteuer, die laufenden Hebungskosten ungerechnet. Doch sind die letzten äußerst gering für den Staat, da dies Geschäft fast ganz den Gemeinen zugewiesen, oder überlassen ist.

In Ländern welche (wie Toskana) vorzugsweise Landbau aller Art treiben, wird ein Grundbuch und eine Grundsteuer immer große Bedeutung behalten; auch tritt die sehr gefährliche Folge: daß neue Grundsteuern nicht bloß eine laufende Rente nehmen, sondern plötzlich den Kapitalwerth vermindern; fast gar nicht ein, wo nur von einer hin und wieder neuen Umlegung, aber von keiner großen Erhöhung der Abgabe die Rede ist. Der Gedanke: mit einem neuen Grundbuche, eine, für alle Zeiten gleichartige, angemessene Besteuerung gefunden zu haben, wäre indeß nichts als ein wohlwollender Traum. Die Verzehrungssteuern schließen sich, in ihrer steten Beweglichkeit, den wirklichen Verhältnissen weit näher an, als

die unbeweglicheren Grundſteuern; doch bleiben Unbilligkeiten überall nicht aus, man mag die Einnahmen oder die Ausgaben der Menſchen beſteuern.

Ich komme auf einen anderen Gegenſtand. — Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß die Städte und Gemeinen, welche einſt in Italien ſo allgewaltig waren, allmählig faſt alle Rechte verloren, und einer faſt unbedingten Oberleitung unterwerfen wurden. Dieſen Mangel anerkennend, ſagt der Großherzog Leopold in ſeiner neuen Städteordnung vom 26ſten Mai 1774: er hoffe die genauere Kenntniß ihrer Bedürfniſſe, ſowie das Recht die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinen zu prüfen, die Abgaben zu vertheilen und überall ihr Gutachten abzugeben, werde den Eifer der Bürger für das allgemeine Wohl erwecken und verſtärken. — Vermöge dieſes, im Jahre 1816 berichtigten Geſetzes, wird in die zu fertigende Bürgerrolle jeder aufgenommen, der Grundvermögen beſitzt und jährlich einen gewiſſen Steuerbetrag entrichtet. Auch Geiſtliche, Stiftungen, der Fiskus u. ſ. w. ſind hiezu berechtigt und ernennen nöthigen Falls einen Stellvertreter zur Wahrnehmung ihrer Rechte. In jeder Stadt giebt es einen Gonfaloniere oder Bürgermeiſter, einige Prioren oder Stadträthe, und einen größeren Rath. Die Zahl der Mitglieder des letzten ſowie der Prioren, iſt verſchieden und wohl nicht nach ganz gleichartigen Grundſätzen abgeſtuft. So finden wir in

Florenz . .	11	Prioren	und	20	Räthe
Prato . .	8	„	„	16	„
Pistoja . .	7	„	„	12	„
Arezzo . .	7	„	„	16	„
Fiesole . .	2	„	„	5	„
S. Casciano	5	„	„	20	„ u. s. w.

Den Gonfaloniere ernennt der Großherzog auf drei Jahre aus den Bürgern und auf den Vorschlag der vorgesetzten Behörde. Die Prioren wechseln jährlich zur Hälfte, die Räthe alljährlich. Ihre Wahl erfolgt in der Art, daß man die auf Zettel geschriebenen Namen aller Bürger in eine Börse thut, und aus derselben für jedes zu besetzende Amt zwei Zettel herauszieht. Wer geringe Gewerbe treibt, kann vom Magistrate zurückgewiesen werden; zuletzt ernennt die vorgesetzte Behörde (provveditore delle camere) aus zweien jedesmal wen sie will. Gonfaloniere, Prioren und Räthe erhalten (den Ersatz gewisser Ausgaben abgerechnet) keine Besoldung. Wer das Amt nicht annimmt, zahlt 50 bis 100 Lire Strafe. Geistliche und Beamte sind befreit; Klöster und Juden ernennen Stellvertreter. Die eigentliche Verwaltung steht dem Gonfaloniere und den Prioren zu; doch müssen sie über sehr viele Dinge (so z. B. über Voranschläge, Veräußerungen, Auflagen u. dgl.) die Genehmigung der Regierung einholen. Nach zurückgelegter Amtszeit muß ein Jahr vergehen ehe man wieder Gon-

faloniere, oder Priore, drei Jahre ehe man wieder Mitglied des Raths werden kann. Jeder Stadtbeamte ſoll wenigſtens 30 Jahre alt, es ſollen zu jeder Berathung wenigſtens zwei Drittheile verſammelt ſeyn. Der große Rath hat keine fortlaufenden Geſchäfte, auch keine dauernde Aufſicht über Einnahmen und Ausgaben; ſondern wird nur bei gewiſſen Neuerungen, Verkäufen, Beſteuerungen u. dgl. gehört. Die geringeren Einwohner zahlen eine feſtſtehende, ſehr mäßige Summe zu den Stadtabgaben; wogegen die Hauptlaſt um ſo mehr auf den Grundeigenthümern ruht, da nur ſehr wenige toskaniſche Städte einen Theil ihrer Bedürfniſſe durch Verzehrungsſteuern decken.

So die Grundzüge einer wohlgemeinten, aber im Ganzen noch unausgebildeten und wenig Rechte verleihenden Städteordnung. Als Fortſchritt wäre es zunächſt wohl zu betrachten, wenn das Erloſen aus der Geſammtheit der Bürger aufhörte, dem Rathe ein bedeutenderer Wirkungskreis zugewieſen, die Amtszeit der Prioren verlängert und den Städten der Vorſchlag ihrer Bürgermeiſter überlaſſen würde.

Achtundſechzigſter Brief.

Florenz, den 10ten Junius.

Ich habe von Natur eine große Abneigung vor dem Übermaaße ſtatiſtiſcher Ziffern, und eine noch größere vor den, ſo oft übereilt daran geknüpften Schlüſſen; ſo daß ich mich wundere, wie ich ſchon ſo viel in dieſer Farbe niedergeſchrieben und Euch damit gewiß noch mehr gelangweilt habe, als mich. Auch ſcheinen jene Ziffern in dem kleinen, durch Abgeſchloſſenheit und goldene Mittelmäßigkeit glücklichen Toskana weniger Bedeutung zu haben; als wo der bloße Materialismus ſeine Rieſenarme über große Völker und ganze Welttheile ausſtreckt. Deshalb werde ich ſo wenig Ziffern als möglich mittheilen, die Ihr in anderen Werken (z. B. Bowrings Bericht) in größter Zahl findet; aber deſto mehr verlangen, daß Ihr in und zwiſchen den Zeilen leſet.

Zur Abwechſelung greife ich heute Livorno heraus.

Die Zeiten, wo ein Staat, oder eine Stadt, über ihre natürlichen Verhältniſſe hinaus herrſchen und ſich insbeſondere des Handels bemächtigen konnte, ſind nicht mehr, und werden hoffentlich durch zerſtörende Übermacht nicht wiederkehren. Die allgemein ver-

breitete Thätigkeit hat eben jeder einzelnen Thätigkeit ihr Maaß und ihre Gränze vorgeſchrieben, über welche ſie in der Regel nicht hinausſchreiten kann So findet Livorno ſeine Gränze durch Marſeille, Genua, Ankona, Venedig, Trieſt u. ſ. w., und kann höchſtens auf einen Abſatz an etwa 3 bis 4 Millionen Menſchen rechnen. Weil jeder jetzt dahin ſtrebt unmittelbar, ohne Zwiſchenperſon zu kaufen und zu verkaufen, muß der Commiſſionshandel; weil Frankreich Algier beſitzt, der afrikaniſche Handel abnehmen. Dennoch vergrößert ſich Livorno noch immer und zeigt Thätigkeit, obwohl nur einſeitiger Art. Den bloßen Reiſenden wird Genua, Venedig und ſelbſt Piſa mehr anziehen, als Livorno.

Im Jahre 1791 hatte die Stadt 50,000
" " 1807 " " 64,000 } Einwohner.
" " 1836 " " 76,000

Im Jahre 1757 ſchätzte man den Werth des Handelsumſatzes auf 3 Millionen Lire, im Jahre 1835 die Ausfuhr auf 52 bis 63 Millionen und die Einfuhr auf 66 bis 85 Millionen Lire. Mögen die Berechnungen und Abſchätzungen auch willkürlich und übertrieben ſeyn; gewiß iſt der ſehr große Fortſchritt (bis zur natürlichen Gränze des Handels) nicht zu bezweifeln. Eben ſo wenig aber die Größe gewiſſer Schwankungen deſſelben.

Es liefen ein im Jahre 1825, Schiffe 905
1826 „ 721
1827 „ 1017
1828 „ 867
1829 „ 726
1832 „ 1266
1833 „ 1150
1836 „ 831
1837 „ 1075;

oder mit Einschluß der Dampfböte und Küstenfahrer,
1836 5503
1837 5897.

Im Durchschnitt hat die Zahl der Schiffe seit 1826 nicht zugenommen. Es liefen ein Schiffe:

	1825.	1836.	1837.	Im Durchschnitt v. 1815 bis 1834.
Englische	170	156	185	234
Toskanische	161	114	140	178
Sardinische	152	191	184	—
Österreichische	111	55	139	89
Neapolitanische	71	98	80	79
Französische	62	15	40	83
Spanische	38	12	13	25
Schwedische u. Norwegische	36	14	23	48
Römische	35	—	—	17
Amerikanische	29	32	18	32

	1825.	1836.	1837.	Im Durchſchnitt v. 1815 bis 1834.
Ruſſiſche . .	18	46	96	54
Däniſche . .	12	11	4	21
Holländiſche (u. Hannoverſche)	9	—	—	7
Algieriſche . .	1	—	—	—
Griechiſche . .	—	55	104	12
Joniſche . .	—	11	22	5
Belgiſche, holländiſche, preußiſche, hannoverſche, türkiſche, römiſche	23	27		19 türkiſche 1 Barbarske 1 hamburger ꝛc.

Aus dieſer Liſte ergiebt ſich: daß einige Staaten, in Bezug auf dieſe Richtung der Handelsthätigkeit (ſo Spanien) weſentlich zurückgingen, andere aufblühten, und noch andere in einzelnen Jahren durch beſondere Umſtände und Nachfrage in Bewegung geriethen.

Die Hauptgegenſtände der Einfuhr ſind Getraide, Kolonialwaaren (beſonders Zucker, Kaffe und Pfeffer), Manufakturwaaren, Metalle u. ſ. w. Die Hauptgegenſtände der Ausfuhr: Leder, Öl, Seife, Borax, Strohhüte, Mützen, Liqueure, Stärke, Korallen u. ſ. w.

Livorno iſt bekanntlich ein Freihafen und manche, beſonders für den Handel drückende Steuern wurden, im Jahre 1834 (vielleicht zu ſpät) abgeſchafft und dagegen dem Handelsſtande eine, von ihm zu vertheilende und nach vier Klaſſen zu erhebende,

Steuer aufgelegt. Ferner erhebt man in Livorno verſchiedene Verzehrungsſteuern.

Es zahlt	Lire.	Soldi.	Den.
Waizenmehl, 100 Pfund .	1	5	—
„ wenn es übers Meer kommt	4	—	—
Brot, 100 Pfund . . .	1	3	4
„ übers Meer . . .	3	0	8,
Wein (das Barile, 133⅓ Pfd.)	—	13	4
„ fremder	1	6	8
Olivenöl, 100 Pfund . .	—	13	4
Ochſen, das Stück . . .	60	—	—
Kühe	35	—	—
Kälber (über 180 Pfund) .	33	6	8
Schaafe	1	—	—
Hammel	3	10	—
Schweine	10	—	—
Friſches Fleiſch, 100 Pfd. .	8	6	8
Wurſt, Schinken, Geſalzenes, 100 Pfd.	7	10	—
Holz, 1000 Pfd. . . .	—	8	4
Kohlen desgl.	1	1	8
Stroh	—	10	—
Heu	—	11	8
Mauerſteine, das Tauſend .	—	1	8
Hühner, das Paar . . .	—	2	8
Gänſe, desgl.	—	8	—

ꝛc.

Die feſten Einnahmen der Stadt (von Zins u. dgl.) betrugen 1838 etwa 20,000 Lire, die unbeſtimmten von Steuern aller Art 861,000. Für 1839 iſt die Einnahme und Ausgabe auf 852,000 Lire angeſchlagen. So bin ich noleus, volens, doch wieder in die Zahlen hineingerathen und will nur, um den Kelch auf einmal zu leeren, auf verwandte Gegenſtände übergehen, die ſich ohne Zahlen nicht ganz begreifen laſſen. Die erſte Zollrolle, welche Erwähnung verdient und große Mißbräuche abſchaffte, iſt vom Jahre 1781; die zweite, weiter fortſchreitende, vom Jahre 1791. Alle Zolllinien im Inneren wurden aufgehoben, die Hebungsſätze für alle Eingangsſtellen gleich gemacht, die Zollſtraßen beſtimmt, und über die eigentliche Verwaltung umſtändliche Vorſchriften gegeben. Dem damals herrſchenden Merkantilſyſtem huldigten jene Zollgeſetze in ſo fern, als ſie (zur Beförderung inländiſcher Manufakturen) die Ausfuhr mancher rohen Gegenſtände erſchwerten, oder verboten, ſo z. B. von Wolle, Seide, Lumpen, Häute u. dgl. Merkwürdig und folgenreich hingegen erſcheint es, daß man die Einfuhr und Ausfuhr von Vieh und Getraide ganz unbeſteuert ließ. Im Jahre 1816 erhöhte man die Zollſätze, von allem nicht im Lande Erzeugten und Fabricirten um ein Viertel; im Jahre 1833 traten hingegen manche Ermäßigungen der Abgabe ein. Ich theile einige Zollſätze mit. Es zahlen

	Lire.	Soldi.	Den.
Südfrüchte (agrumi), 100 Pfund	3	—	—
Käſe, 100 Pfd. bei der Einfuhr	2	10	—
„ „ „ Ausfuhr	—	6	8
Kaffe „ „ Einfuhr	10	—	—
„ „ „ Ausfuhr	—	10	—
Zimmt „ „ Einfuhr	7	—	—
Pfeffer	6	—	—
Thee	30	—	—
Zucker von 4 L. 10 S. bis .	10	—	—
Bücher . . . . . 3 bis	7	—	—
Wein von 13 S. 4 D. das Barile bis	6	13	4
Baumwolle rohe (sodo), 100 Pfd.	—	10	—
„ geſponnene (filato)	1	—	— ꝛc.

Für diejenigen Städte, wo eine indirekte Beſteuerung für den Staat ſtattfindet (Florenz, Piſa, Siena, Piſtoja) treten einige Veränderungen der Zollſätze ein, auf welche ich hier nicht eingehen kann. Die Bruttoeinnahme von den Zöllen beträgt an 9 Millionen Lire (oder weit über das Doppelte der Grundſteuer), und deren Hebungskoſten etwa 1,250,000. Auf den Hauptzollbezirk von Florenz fielen im Jahre 1832 Einnahmen 3,605,000, und Ausgaben 515,000 Lire.

An den Thoren von Florenz (und der Staat bezieht die ganze Einnahme) wurden im Jahre 1832 eingenommen:

Von Vieh und geſchlachtetem Fleiſche	575,000	Lire
Mehl, Brot (pastumi)	417,000	
Wein	663,000	
Öl	94,000	
Von anderen Gegenſtänden . . .	334,000	
Vom Fuhrwerk und der Thorſperre	30,000	
Aufſchlag von 4 Procent auf manche Gegenſtände der Einfuhr . . .	5,000	
Summa rund	2,120,000	Lire.

Florenz verbrauchte jährlich Barili

Wein	497,000
Öl	47,000.

Wäre jener Wein allein in Florenz und von Florentinern getrunken worden, und rechnen wir in runder Summe 500,000 Barili und 100,000 Florentiner, ſo kämen jährlich auf den Kopf 5 Barili, oder etwa 340 Bouteillen; welcher Verbrauch ſich indeſſen erhöht, wenn man bedenkt daß die Weiber weniger und die Kinder gar nicht Wein trinken.

Neunundſechzigſter Brief.

Florenz, den 11ten Junius.

Die Bevölkerung von Toskana betrug im Jahre
1815 1,169,000 Einwohner
1823 1,256,000 „
1838 in runder Summe etwa 1½ Millionen.
Auf dieſe Bevölkerung erſcheint ein (zum Theil beurlaubtes) Heer von 7 bis 8000 Mann, im Vergleiche mit vielen anderen Staaten, mäßig genug.

Behufs einer verſtändigen Leitung der Aushebungen, wird jährlich in jeder Gemeine aus obrigkeitlichen Perſonen und anderen achtbaren Männern eine Commiſſion gebildet. Ihr bleibt überlaſſen zu beſtimmen und zu entſcheiden, in welcher Weiſe die nach dem Maaßſtabe der Bevölkerung, auf die Gemeine fallende Rekrutenzahl herbeizuſchaffen ſey; und zwar mit der geringſten Beſchwerde für die Einwohner, und ohne Schaden für den Staat. Man fängt gewöhnlich damit an, ſich nach Freiwilligen umzuſehen, und einzelne müſſige, unnütze Leute kurzweg einzuſtellen, ſofern ſie zu den Kriegspflichtigen gehören. Dieſe Kriegspflicht beginnt mit dem 21ſten, und der Kriegsdienſt dauert 6 Jahre. Frei von der Einſtellung ſind

Geiſtliche, Seminariſten, im laufenden Jahre Verheirathete, einzige Söhne einer Wittwe, oder eines 70jährigen Vaters, Familienväter die von ihrer Hände Arbeit leben u. ſ. w.

Jene Aushebungscommiſſion entſcheidet (nach Annahme der Freiwilligen und anrüchigen Perſonen), ob die fehlenden Rekruten ſollen durch Werbung, oder Verloosung herbeigeſchafft werden. In jenem Falle hat ſie das Recht eine Rekrutenſteuer nach Klaſſen von allen Kriegspflichtigen einzuziehen, wobei jeder für kriegs- und ſteuerpflichtig gilt der nicht Soldat iſt, alſo auch Beamte, Familienväter, Juden, einzige Söhne, u. ſ. w. Dieſe Methode wird bisweilen vorgezogen, weil ſie die Laſt auf Viele vertheilt, und dem Geworbenen bis 50 Scudi Werbegeld zuſichert. An anderen Orten ſucht man hingegen der Geldzahlung zu entgehen, und meint das nunmehr eintretende Loos zeige, bei der geringen Zahl der Auszuhebenden, keine große Gefahr. Der Gezogene darf, der Jude und Nichtkatholik (eterodosse) muß einen Stellvertreter herbeiſchaffen. — In jeder Stadt beſteht eine aus achtbaren Leuten gebildete Stadtwache. Die Waffen werden an einem öffentlichen Orte niedergelegt, und monatlich eine Schau gehalten.

Es hat etwas Erfreuliches, zu ſehen daß in Toskana nicht alle friedlichen Zwecke, den kriegeriſchen untergeordnet ſind, nicht der, bei weitem größte Theil

der Staatseinnahmen, darauf verwendet wird, und den Einwohnern eine willkommene Freiheit gelassen ist, die Last der Einstellung zu vertheilen und zu erleichtern. Andererseits aber klagt man, daß die Einstellung unmüßer Personen und die Annahme schlechter Stellvertreter, der Gesinnung im Heere schade und die Achtung für dasselbe vermindere. Gewiß steht in Toskana unter den Kardinaltugenden die Mäßigung, der Tapferkeit voran, und es läßt sich zweifeln ob heitere Ruhe, selbstgewählte Thätigkeit, und ästhetisches Empfinden genügende Mittel sind ein Volk dergestalt zu stählen, daß es in Zeiten einbrechender Gefahr Alles der Begeisterung fürs Vaterland unterordne und, wo nicht glorreich siege, doch im Untergange noch Vorbild für Glücklichere werde.

Wenn Toskana ein minder zahlreiches Heer von Soldaten hat, dann (wie ganz Italien) ein desto stärkeres von Findelkindern und von Geistlichen und Mönchen. Balbi giebt für jenes Land folgende Zahlen *).

Die Weltgeistlichkeit bestand im Jahre

1830 aus Priestern	7,000
Anderen Geistlichen (chierici) . . .	3,000
Summa	10,000.

*) Annal. di Statistica 1830, Vol. 23, p. 313.

Es giebt mit Beſitzthum verſehene

Mönche	1150
Nonnen	4200
Bettelmönche	1400
	8,150

Summa Summarum Perſonen 18,150.

Es giebt Mönchsklöſter	mit Beſitzthum		45
„ Nonnenklöſter	„	„	67
„ Bettelklöſter	„	„	50
		Summa	162.

Für das Jahr 1833 finde ich die Zahl der Weltgeiſtlichen auf 8901 angegeben, die Zahl der Mönche auf 2461, der Nonnen auf 3939, der Mönchsklöſter auf 133 (darunter 52 Bettelklöſter), der Nonnenklöſter auf 69. Welche Zahlen ganz richtig, oder wie die eingetretenen Veränderungen zu erklären ſind, habe ich nicht mit Sicherheit erfahren.

Der Werth der Erziehung und des Unterrichts iſt in einem ſo hoch gebildeten Lande wie Toskana, zwar keineswegs der Aufmerkſamkeit der Regierung und der Einzelnen entgangen; dennoch bleibt in jeder Richtung und Abſtufung noch viel zu thun übrig, und Schulen und Univerſitäten erſcheinen ſehr dürftig, im Vergleiche mit Zahl und Einnahmen der Geiſtlichen und insbeſondere der Mönche.

Als einen Beweis ſtatt vieler, theile ich Euch das Lektionsverzeichniß der Univerſität Piſa für 1839 mit.

I. Theologische Fakultät.

Samuelli, biblische Kritik, Archäologie und Exegese der biblischen Hauptwerke, alles in einem Kollegium, wöchentlich drei Stunden. (Alle Vorlesungen sind dreistündig.)

Rosellini, Hebräisch und Erklärung des alten Testaments.

Fantoni, orientalische Sprachen.

Bardini, christliche Sittenlehre.

Sbragia, de locis theologicis.

Boninsegni, Kirchengeschichte von 1517, bis zum 17ten Jahrhunderte.

Dal Padule, vom Kultus und den letzten Dingen (de novissimis).

II. Juristische Fakultät.

del Rosso, vom Ursprunge des Rechtes, dem Personen- und Sachenrechte.

Graffini, Kirchenrecht (institutiones canonicas).

Bonaini, Kirchenrecht (Ecclesiastici juris elementa).

Giuliani, Institutionen des römischen Rechtes.

del Borgo, desgleichen.

Cantini, Erklärung der Dekretalen und Canons.

Carmignani, Criminalrecht.

Sacchelli, Logik und Metaphysik (an dieser Stelle aufgeführt).

Bagnoli, Horazens Epiſtel an die Piſonen, Ilias und Demoſthenes über die Krone. (Eine Verleſung.)

Fantoni, griechiſche Grammatik.

Roſini, Taſſos Gedichte.

III. Mediziniſche Fakultät.

A. Mediziniſch-chirurgiſche Abtheilung.

Barzellotti, von Natur, Urſach, Sitz und Heilung der Krankheiten.

Civinini, Anatomie.

Arcangioli, Phyſiologie.

Puccinotti, Pathologie und gerichtliche Arzneikunde.

Menici, Chirurgie und Geburtshülfe.

Morelli, Klinik.

Regnoli, chirurgiſche Klinik.

Bianchi, kleinere Chirurgie.

B. Phyſiſch-mathematiſche Abtheilung.

Corridi, Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Algebra, eine Verleſung.

Pieraccioli, Analyſis des Unendlichen.

Foggi, Algebra.

Pacinotti, Experimentalphyſik.

Gerbi, theoretiſche Phyſik.

Branchi, Chemie.

Gerbi, Aſtronomie.

Savi, Botanik. Derselbe Geognoſie und von den Säugethieren (Mammalogia).

Amici, Hydraulik.

Die Vorleſungen, welche ſonſt bei der philoſophiſchen Fakultät gehalten werden (die hier fehlt) ſind theils der juriſtiſchen, theils der mediziniſchen beigeordnet; hauptſächlich (wie man mir ſagt) mit Rückſicht auf die Vertheilung der Promotionen und der davon zu erhebenden Gebühren.

Wären auch alle Profeſſoren Piſas die erſten Männer und ihre Vorleſungen die beſten der Welt; ſo iſt doch der geſammte Lehrgang äußerſt unvollſtändig und dürftig, ſo z. B. über Exegeſe, Dogmatik, Kirchengeſchichte. Es fehlen Vorleſungen über Rechtsgeſchichte, Pandekten, Naturrecht, Staatsrecht, Lehnrecht, Völkerrecht, Handelsrecht, Prozeß; es fehlt (mit Ausnahme eines Kollegiums über Logik und Metaphyſik) alle Philoſophie, und eben ſo zuſammengeſchrumpft iſt die Philologie; es fehlt alle Geſchichte, Geographie und Statiſtik, es fehlen alle Staats- und Kameralwiſſenſchaften u. ſ. w. — Wahrlich die Italiener bilden ſich nicht durch ihre Univerſitäten, ſondern trotz dieſer Univerſitäten; und wie können die Regierungen ſich wundern wenn viele Alte und Junge über der Welt Lauf, die geſelligen Verhältniſſe, Staaten, Verfaſſungen und Verwaltungen gar keine, oder verkehrte Anſichten haben und geltend zu machen ſuchen; da ihnen

jeder ächte Zugang zu Wiſſenſchaft und Erfahrung, eben durch verkehrte Einſeitigkeit und thörichte Furchtſamkeit der Regierungen abgeſchnitten iſt.

Siena (ſagt man mir) ſey noch dürftiger beſetzt, als Piſa; erhalte ich das Lektionsverzeichniß, ſo lege ich es bei. Wäre es nun nicht beſſer, in Toskana eine vollkommene, treffliche Univerſität zu haben, als zwei, welche dem Begriffe und dem Zwecke gleich wenig entſprechen, wie dies die dabei angeſtellten Männer am tiefſten fühlen und am bitterſten beklagen. — Im Durchſchnitte der letzten Jahre hatte Piſa 5 bis 600, Siena 2 bis 300 Studenten, die größte Zahl Juriſten, die kleinſte Theologen.

Siebzigſter Brief.

Florenz, den 12ten Junius.

Wie in jedem Staate ſind auch in Toskana Behörden für die verſchiedenen Zweige der Verwaltung; nur können (bei der Kleinheit des Landes) deren mehre einer Perſon anvertraut, oder die Zwiſchenbehörden erſpart werden, welche in einem großen Reiche unent-

behrlich sind. Anstatt Euch deshalb mit Einzelheiten zu ermüden, die sich gewissermaßen von selbst verstehen, will ich einige Punkte aus der neuen Gerichtsverfassung erwähnen, die im vergangenen Jahre neu gestaltet ward.

In erster Stelle richten in den einzelnen Orten, oder in kleineren Bezirken, die Vicarien und Podesta bis zu 400 Liren an Werth, und über manche andere Gegenstände ohne Bezugnahme auf deren Werth, z. B. über Tagelohn, Leistungen der Halbier, Gränzverrückungen, Besitz u. s. w. In Bezug auf freiwillige Gerichtsbarkeit ist ihnen insbesondere Vieles zugewiesen, was den Familienrath und dessen Wirksamkeit betrifft. Vierzehn sogenannte Tribunale entscheiden in erster Instanz alle Sachen deren Werth über 400 Lire beträgt, und es kann von dem Spruche der Vicarien u. s. w. an sie berufen werden, sobald der Werth 70 Lire übersteigt. Von ihrem zweiten Urtheile findet keine weitere Berufung statt; wohl aber kann von dem ersten Urtheile dieser Tribunale an den höheren Gerichtshof (corte regia) appellirt werden, sobald der Werth 800 Lire übersteigt. Im Tribunale erster Instanz sollen wenigstens drei, im höheren Gerichtshofe fünf Richter abstimmen. Der letzte ist besetzt mit einem Präsidenten, vier Vicepräsidenten und sechzehn Räthen. Ähnliche Abstufungen und Abtheilungen wie für die bürgerlichen Prozesse, finden sich für Kriminal-

ſachen. Den Prokuratoren und Generaladvokaten iſt der bekannte Geſchäftskreis zugewieſen, und auch ein Caſſationshof gegründet worden.

Geſchworne ſind nirgends eingeführt; das Verfahren hingegen iſt überall öffentlich, und bei kleineren Sachen unter 70 Lire Werth meiſt mündlich, jedoch werden kurze Vermerke in einem Protokolle niedergeſchrieben. Eine Art von Anklagekammer entſcheidet, ob ein peinliches Verfahren zu eröffnen ſey. Die Strafen ſind mild, aber es findet (ſchon des öffentlichen Verfahrens halber) von einem peinlichen Urtheile keine Berufung ſtatt. Der geſammte Prozeßgang iſt dem franzöſiſchen überall nachgebildet, und wird deshalb von Einigen in dem Maaße gelobt, wie von Anderen getadelt. Gewiß muß nach dieſem Anfange auch ein neues bürgerliches Geſetzbuch entworfen werden, und man hat den Anfang nur da gemacht, wo er am leichteſten erſchien.

Die Juden ſtehen unter den gewöhnlichen Richtern und Geſetzen, doch iſt aus ihrer Mitte eine Behörde gebildet für ihren Gottesdienſt, Schulen, Arme u. ſ. w. — Die Verhältniſſe von Staat und Kirche ſollen nach den Geſetzen Leopolds beurtheilt werden; indeſſen ward der letzten in neuerer Zeit Manches eingeräumt, was man früher beſtritt. Vor dem 24ſten Jahre darf kein Mönch, vor dem 30ſten keine Nonne das Gelübde ablegen; ungeachtet dieſer Be-

schränkung hat sich deren Zahl seit 1815 erneut und vermehrt.

Im Jahre 1828 betrugen nach einer mir zugekommenen Angabe die gesammten Einnahmen des Staates . . . . . 23,186,000 Lire.

Hierunter befanden sich Einnahmen von den Zöllen und Handelssteuern . . . 8,401,000 Lire.

Die Grundsteuer etwa . . .	3,032,000
Salz	3,725,000
Lotto	2,309,000
Tabak	1,377,000 u. s. w.

Oder nach anderen Abtheilungen

Auflagen aller Art	14,550,000 Lire.
Regalien	8,464,000
Patrimonialeinnahmen . .	2,172,000
Summa	25,186,000 Lire.

Für 1836 finde ich die Einnahmen angegeben auf 25,104,000 Lire, die Ausgaben auf 23,978,000 Lire: was einen großen, mir zweifelhaften Überschuß zeigen würde.

Die Hebungskosten betragen im Allgemeinen an 20 Procent der Einnahme. Das Kriegswesen kostet selbst in Toskana noch 4,287,000 Lire, während der öffentliche Unterricht und die schönen Künste nur mit 836,000 Lire angesetzt sind. Die Ausgaben für den Hof sind folgendergestalt angegeben:

	Lire.
Gesammtverwaltung und baare Zahlungen	2,604,000
Verschönerung der Paläste, Gebäude u. s. w.	231,000
Erhaltung derselben	115,000
Gärten	21,000
Blumen	11,000
Jagden	34,000
Summa	3,016,000.

Noch verdienen folgende Posten Erwähnung:

	Lire.
Für die Universität Pisa	151,000
Ankauf von Kunstwerken, Ausgrabungen	23,000
Egyptische Reise	22,000
Karte von Toskana	7,000
Denkmal Dantes	7,000
Dem Theater Pergola	13,000
Dem Papste Citronen (cedrati) und den Kirchen Blumen	1,601

Obgleich allerhand öffentliche Schulden vorhanden sind, kommen sie doch weder in den bekannt gewordenen Rechnungen, noch auf dem Markte und an der Börse zum Vorschein; ein Beweis daß ihr Betrag gering, ihre (zum Theil hypothekarische) Sicherheit genügend ist, und sie meist in denselben Händen bleiben, oder leicht zu decken und zu übertragen sind.

Manche außerordentliche Ausgabe haben die großen Verbesserungen herbeigeführt, welche der Großherzog in

den Maremmen mit Verstand und Nachdruck betreibt. Sie werden dereinst hoffentlich jede Auslage reichlich ersetzen; gewiß dienen sie schon jetzt zum Heile der, zeither an Krankheiten leidenden, ja dahin sterbenden Bevölkerung. Manche Unternehmung würde wohl erleichtert, wenn über Ablösungen und Gründung vollen Eigenthums, Gesetze nach Weise der preußischen gegeben würden und zur Anwendung kämen.

Einundsiebzigster Brief.

Florenz, den 13ten Junius.

So eben erhalte ich den Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben für die Stadt Florenz vom Jahre 1834. Ich theile Euch einige Hauptpunkte mit, da die Aufführung aller einzelnen kleinen Sätze zu weitläufig und wenig lehrreich ist. Die gesammten Einnahmen belaufen sich auf 818,000 Lire, und eben so hoch sind (mit Ausnahme einer Deckungssumme) die Ausgaben angesetzt. Unter den Einnahmen befinden sich an Pacht, Grundzinsen und festen Hebungen etwa . . . . . 115,000 Lire

Außerordentliche Einnahmen . . .	2,000 Lire
Darunter 1,900 Lire für Eröffnung von Theatern.	
Entſchädigung vom Staate für die Verzehrungsſteuern	70,000
Strafen für Nichtbeſuch der Magiſtratsverſammlungen	100
Familienſteuer	50,000
Grund- und Hausſteuer	616,000

Die beiden letzten Einnahmen ſind (da für die Stadt keine Verzehrungsſteuern erhoben werden) die wichtigſten; doch werden 46,000 Lire von der Familienſteuer und 280,000 von der Grundſteuer an den Staat abgeführt. Dieſe Summen erſcheinen alſo im Voranſchlage der Stadt nur als durchlaufend, und vermindern die Stadteinnahmen und Ausgaben in Wahrheit auf etwa 492,000 Lire.

Unter den Ausgaben finden ſich:

Zur Schuldentilgung (alles in runden Summen)	13,000 Lire
Desgleichen Kriegslaſten von $18^{15}/_{16}$	16,000
Verwaltungskoſten etwa	25,000
Anfertigung des Kataſters . . .	13,000
Straßen, Brücken, neue Baue . .	130,000
Reinigung der Stadt	25,000
Irrenhäuſer	35,000
Findelhaus	7,000
Feueranſtalten	21,000

Schulen	5,000 Lire.
Arbeitshaus	60,000
Öffentliche Feste	24,000 u. s. w.

Einige Ausgaben, die sonst wohl einer Stadt zufallen, hat der Staat um so mehr übernommen, da ihm ja die Verzehrungssteuer (mit Ausnahme einer geringen Entschädigungssumme) zu Gute kömmt. Das Findelhaus kostet (trotz der Fundationen) der Stadt mehr, als die Schulen; die öffentlichen Feste so viel als die ganze Verwaltung, und das Narrenhaus 10,000 Lire mehr als die letzte. Die Ausgabe für die Straßen ist immer (schon des künstlichen und doch vergänglichen Pflasters halber) sehr hoch; indeß befinden sich unter der oben angegebenen Summe einige ganz außerordentliche Gegenstände. Für die Erleuchtung der Stadt, wird mit 43,600 Lire aus anderen Kassen gesorgt.

Meinen früheren Mittheilungen über die Städteordnung setze ich Einiges hinzu, was ich erst jetzt erfahren habe. — Die Summe, welche gefordert wird um in die Bürgerrolle einzurücken, ist keineswegs überall gleich und, sonderbar, nach eigener Festsetzung der Städte in mancher kleineren Stadt höher als in den größeren. Viel natürlicher erscheint die, meist in sechs (zu Florenz in zehn) Klassen getheilte, von 2 bis 90 Lire steigende Personensteuer; welche indeß bei der Aufnahme in die Bürgerrolle nicht berücksichtigt wird.

— Es findet ferner ein Unterſchied ſtatt, ob jemand ſoll zum Priore, oder zum Mitgliede des großen Rathes erlooſet werden. Jene Stelle kann nur in die Hände ſolcher kommen, welche zu Florenz (laut des neuen Kataſters) eine reine Einnahme aus Grundvermögen von 420 Lire haben. In die große Borſa, aus welcher man den großen Rath erlooſet (zu Florenz etwa 5,000 Perſonen), wird hingegen jeder aufgenommen, der auch nur das allerkleinſte Grundvermögen beſitzt. Nun hat zwar der große Rath mit den eigentlichen, den fortlaufenden Geſchäften Nichts zu thun; aber er ſoll doch über neue Ämter, Anlagen u. dgl. gehört werden. Trifft nun das Loos unbrauchbare Leute, ſo muß man ſie fortdauernd zurückweiſen; oder ſich darauf verlaſſen, daß ſie gutwillig Ja ſagen. Jeden Falls iſt das Erlooſen aus der Geſammtzahl von mehren tauſend Bürgern, der ſchlechteſte Ausweg (obgleich ſich auch die Athener deſſen zu ihrem Schaden bedienten); und es beſtätigt ſich in Toskana (wie anderwärts): daß ſcheinbar außerordentlich liberale Formen, weil deren genaue Anwendung unmöglich iſt, oder zu Verwirrungen führt, in Wahrheit und nothwendig alle Macht in die Hände weniger leitenden Perſonen und der Regierung bringen.

Als ein anderer Zuſatz zu früheren Mittheilungen mag hier eine Überſicht aller im Jahre 1830 in Tos-

kana erhobenen Steuern, in runden Summen hier Platz finden.

	Lire.
Grundsteuer für den Staat	3,067,000
„ für die Städte	2,838,000
Personensteuer für den Staat . . .	786,000
„ für die Städte	79,000
Für das Kataster	220,000
Für Erlaubniß zum Tragen der Waffen und zum Jagen . . .	78,000
„ „ zum Billardspiel . . .	6,000
Für milde Stiftungen, Zuschlag zu Zöllen, Salz und Lotto	448,000
Für das Arbeitshaus (durch Grundsteuer)	48,000
Hafengeld u dgl in Pisa	23,000
Desgl. in Elba	18,000
Gold und Metallstempel . . .	25,000
Zölle	8,262,000
Eintragungsgebühren und Stempel .	1,495,000
Salzsteuer	2,376,000
Post	348,000
Lotto (netto!)	2,686,000
Tabakspacht	1,364,000
Gerichts-, Archivsgebühren und Anderes .	523,000
In runder Hauptsumme (mit Hinzufügung der Hunderte u. s. w.)	25,104,000,

oder etwa 18 Lire auf den Kopf.

Ich darf nicht bange ſeyn daß Ihr zu denen gehört, welche aus ſolchen Ziffern übereilte Folgerungen ziehen, z. B. in Hinſicht auf Wohlſtand, Druck oder Leichtigkeit der Steuern, Güte der Regierung u. dgl. Ein geringer Steuerſatz kann z. B. an einer Stelle ſchon drücken, welcher an einer zweiten noch leicht erſcheint. Es iſt ferner ein gewaltiger Unterſchied ob Millionen Einnahmen verzehrt werden von Landleuten, oder Hofleuten, von Soldaten und Mönchen, oder von Kaufleuten, Geiſtlichen und Gelehrten. Dieſelbe Summe als Grundſteuer von den eigenen Unterthanen erhoben, wirkt anders wie ein Zoll zu dem auch Fremde beitragen u. ſ. w. u. ſ. w. Genug, die ſtatiſtiſche Mathematik muß, weil ſie mit dem Lebendigen zu thun hat, mit viel größerer Vorſicht und Beſcheidenheit zu Werke gehen, als es in den neueſten Zeiten leider faſt allgemein Gebrauch geworden iſt.

Zweiundſiebzigſter Brief.

Rom, den 18ten Junius.

Da Ihr aus der Überſchrift erſeht daß ich glücklich in Rom angekommen bin, will ich in meinen Tagesberichten der Zeitordnung folgen. Den 14ten Junius ſah ich in Florenz drei Akte von der cameraderie. Daß Selbſterkenntniß noch nicht zur Beſſerung führt, beweiſen die Franzoſen. Wie ſind die Wahlumtriebe und dies leichtſinnige, eigennützige, niederträchtige Lobhudeln und Verläumden lächerlich und verächtlich dargeſtellt; — und doch werden dieſe Mittel in der politiſchen Apotheke täglich ausgeboten und angewandt!

Sonnabend den 15ten ward gepackt, bezahlt, noch einmal der Dom und ein Theil der Cascinen beſucht und um 11 Uhr abgefahren. Bis Siena wohlangebaute Hügel und Thäler, von der hochbelegenen Stadt, weite, ſchöne Ausſichten. Bald darauf aber die kahlen, häßlichen Thonhügel, bis das eindrechende Dunkel Schönheit, wie Häßlichkeit verdeckte. Im Durchſchnitt hielt ſich das Thermometer auf 24°, ſtieg aber zwiſchen 12 und 2 Uhr bis 28°; ja unmittelbar unter der von der Sonne beſchienenen Wagendecke bis 30°. Da daſſelbe nur bis 40° eingetheilt iſt, ſo nahm ich

es weg, aus Furcht es möchte platzen. Abend und Nacht, Mond-, Planeten- und Sternenſchein wunderſchön, und zur Seite viele tauſende (und das iſt noch zu wenig geſagt) von leuchtenden Johanniswürmchen, oder, wie ich faſt glaube, von Elfen, die ihre Tänze aufführten. — Der Wagen lang, bequem, und erquickender Schlaf. Mit Anbruch des Tages (Sonntag der 16te), bei dem wilden Felſenneſte Radicofani, 13° und allmählig ſteigend bis 26°; alſo zwei Grad weniger als Tags zuvor, aber weit mehr Staub, als auf den florentiner Chauſſeen. Bei Ponte a Centino, Eintritt in das päpſtliche Gebiet, des Kouriers halber ohne Durchſuchung (auch hatte ich ja nicht das geringſte Accisbare bei mir). Aquapendente ſchön gelegen, aber diesmal ohne aqua. Der See von Bolſena erfreute, ſchon der Abwechſelung halber; mit den ſchönen Seen des nördlichen Italiens iſt er indeß ſo wenig zu vergleichen, als ein kleinerer in der Gegend von Ronciglione. Ja beide ſtehen den churmärkiſchen Seen viel näher, als den ſchweizeriſchen. In Monteſiascone zum Mittage, kaum genießbare Waſſerſuppe, ein Stück Rindfleiſch ohne Sauce, Moſtrich oder Zuthat, und ſo trocken daß man es in weißen Atlas einwickeln konnte, ohne zu beſorgen es werde einen Fleck abgeben. Der Wein ſchlecht, und nach muffigem Faſſe ſchmeckend; beſſer der Orviete, den wir in Baccano geben ließen. Von Mon-

tagna aus, der erſte Blick auf Rom. Erinnerungen an Terni, Civita caſtellana, und den einzeln ſtehenden Soracte. — Durch Viterbo raſch hindurch. Vorherrſchend rothe Eſparſette und höher gelb blühender Ginſter; die Bäume zur Seite weggehauen um den Räubern das Verſtecken unmöglich zu machen. Eine italieniſche Forſtwiſſenſchaft, von welcher Pfeil und Hartig nichts wiſſen. — Bettelei überwunden; aber man verhärtet und giebt Keinem etwas, weil man nicht Hunderten geben kann und jede Gabe das Ungeziefer herbeizieht. Die Grundſätze, welche ſonſt nur die römiſche Regierung über Bettelei aufſtellte, haben ſich jetzt auch über Florenz und Turin verbreitet. Es iſt ein erlaubtes, und ſelbſt privilegirtes Gewerbe und Erwerbsmittel; und nur Öſterreich hält an verſtändigeren Grundſätzen feſt, als die einheimiſchen Regierungen. Wiederum der ſchönſte Abend, ſo daß man die Wüſte der Campagna di Roma minder bemerkte. Die Lager der Hirten, ihre Nachtfeuer u. ſ. w. deuteten indeß auf eine Benutzung des Bodens hin, wie man ſie faſt nirgends mehr in Europa findet. Davon ein andermal.

Ponte Molle und die Tiber weckten mich aus mancherlei Träumen; Rom muß aus der oft trivialen Gegenwart, in eine andere Welt verſetzen, obwohl das tragiſche Element in derſelben vorherrſcht, um durch Furcht und Mitleid das Gemüth zu reinigen.

Um 10 Uhr erreichten wir die Stadt, um halb 11 Uhr war ich im Hotel Ceſari, ganz nahe beim Corſo und der Dogana; alſo im Mittelpunkte der Stadt belegen.

— — Sowie die Kälte im Anfange der Reiſe eine Rolle ſpielte, ſo muß man jetzt die Hitze in Betracht ziehen. Sie ſtieg, wie man mir ſagt, geſtern bis 28° (ich hatte das Thermometer nicht ausgehangen) und heute früh um halb 6 fand ich, obgleich die Fenſter in meiner Stube (neben der Schlafkammer) die ganze Nacht offen geſtanden, doch ſchon 18°. In dieſem Augenblicke (halb 7) muß ich Alles verſchließen, weil die Wärme ſchon ſtark im Steigen iſt.

Wer nur auf ein Paar Monate nach Italien kömmt, thut am Beſten den Herbſt zu wählen, wogegen ich den hieſigen Winter, noch immer nicht dem Sommer vorziehen kann. Denn

1) ſind die Tage im Sommer länger und erlauben in kürzerer Zeit mehr zu ſehen;

2) ſind die Naturſchönheiten im Winter auch in Italien viel geringer, und die meiſten Bäume, ſowie der Wein, blattlos;

3) dauert die Hitze nur gewiſſe Tagesſtunden, wogegen die Abende und Nächte von größter Schönheit ſind;

4) drückt dieſelbe Zahl von Wärmegraden bei uns

mehr, und nur der Scirocco wirkt wie die Schwüle des nördlichen Klimas;

3) ist das winterliche Frieren in Italien (beim Mangel fast aller Heizanstalten) unbequemer wie die Hitze. — — —

Dreiundsiebzigster Brief.

Rom, den 19ten Junius.

— — In gutem Eise kühlte ich den Rest der Hitze und ging dann (der gütigen Einladung des — folgend) in das Theater Argentina, wo die Montecchi u. s. w. diesmal ganz außerordentlich sollten gegeben werden, insbesondere durch Hrn. Donzelli, die Schwester der londoner Grisi und die Marini. Nach jeder Arie wurden diese dreimal herausgerufen, und mit Klatschen, Lobestrommeln und Beifallsgeschrei Minuten lang in dankender Stellung festgehalten; bis meist der vermittelnde Arzt, dieser Hans in beiden Familien, das Stück oder die Stücke zusammenflickend und beruhigend dazwischen trat. Ich war mit mir sehr unzufrieden, da ich gar nicht in diesen Bewunderungstaumel ge-

rathen konnte, vielmehr das nordiſche Philiſterthum ſich hervorwandte. Dazu wirkten freilich auch äußere Gründe: Hitze nämlich und ſchlechte Luft ſchläferten ein, und dons gratuits (in noch ſtärkerer Doſis dargereicht wie in der Judengaſſe) weckten wieder auf, und ſprangen auf und ab, wie die Muſik. Doch iſt dieſe, im Vergleiche mit dem Allerneueſten was ich in Italien hörte, ein Wunderwerk. Einem Baier, der Mad. Devrient weit über die hieſige Griſi ſetzte, ſagte die —, dies folge aus ſeiner Unkenntniß der Sprache. Auf mich fand dies nun keine Anwendung. Die Devrient, die Hähnel und die Malibran ziehe ich ohne Zweifel dieſer zweiten Griſi vor; in weitere Kritik mag ich mich nicht einlaſſen, es iſt ſchon wieder zu warm dazu. — —

Vierundſiebzigſter Brief.

Rom, den 20ſten Junius.

Der unverſtändigen Kunſtbetrachtungen dritte Fortſetzung.

Scheinen. Schönheit.

So bin ich, faſt mit Gewalt, wieder zu dieſer furchtbaren Betrachtung hingedrängt! Iſt denn die Schönheit wirklich nur ein Schein? Beſteht ihr Weſen nur in der äußerlichſten Oberflächlichkeit, hinter welcher eine unabweisbare, allmächtige, entſetzliche Wahrheit ſich verſteckt? Iſt ſie nur eine Art von Couliſſe, von Dekorationsmalerei, welche der Unkundige, der Leichtſinnige, der Oberflächliche anſtaunt und bewundert; weil er nicht tiefer eindringen kann, oder, die Augen verſchließend, nicht eindringen will? Mit der Weiſung: alle dieſe Grübelei ſey überflüſſig, ja eine thörichte Selbſtpeinigung, wird man ſie nicht los. Wenn ſchon Viele nicht ſehen, obwohl ſie die Augen weit offen halten; ſo kommt ihnen die wahre Erleuchtung gewiß nicht, weil ſie ruhig dahinſchlafen.

Als ich in Florenz die mediceiſche Venus in ihrer ewigen, unwandelbaren Jugendſchönheit wieder fand,

alle Lebendigen hingegen veraltet und dahingewelkt; fühlte ich mich faſt gezwungen das Kunſtwerk hinaufzuſtellen über alle Werke der Natur, und in ihm eine engere Verwandtſchaft mit dem Göttlichen, eine unmittelbare Schöpferkraft, eine Offenbarung höherer Welten und Urbilder zu erkennen. Alles was die lebendigen Menſchen ängſtet: tägliches Bedürfniß, Krankheit, Wechſel, Verluſt — und Tod, ſind ihm fremd. Die tauſend mühſeligen Bedingniſſe durch welche ſich das Lebendige in bloßer Zeitlichkeit dahinſchleppt — einathmen und ausathmen, eſſen und trinken, ſchnauben, nießen, verdauen u. ſ. w. u. ſ. w. — dieſe Gemeinheiten des Daſeyns, liegen dem ächten Kunſtwerke fern. Scheinbar das Körperlichſte (Stein und Erz), iſt es in Wahrheit doch das Geiſtigſte; ſcheinbar das Unlebendigſte, trägt es allein doch den Tod nicht in ſich!

Wenn ein Vater ſagt: dies hübſche Mädchen iſt meine Tochter; und Phidias ſagen konnte: dieſe Minerva iſt meinem Haupte entſproſſen; — wie verhalten ſich die Väter gegeneinander und die Kinder?

Hätte denn aber Phidias einen Zeus, eine Athene bilden können, wenn ihm die Schönheit nie in der Natur entgegengetreten wäre? Wie verhält ſich das geiſtige a priori, zu dem materiellen a posteriori? Kann ich das Schöne beurtheilen, wenn ich nicht täglich und vielſeitig den Sinn dafür bilde? Kann ich

wiſſen wie ein ſchöner Menſch ausſieht und ausſehen ſoll, wenn ich nie einen nackt ſah? Und wiederum laufen die Wilden Jahr aus, Jahr ein nackt umher, und wiſſen dennoch gar Nichts von der Schönheit. Doch, ich kehre zum Anfange meiner Betrachtung zurück.

Aus der Tribune der Kunſt, ging ich in Florenz zu den anatomiſchen Präparaten und Nachbildungen von Wachs. Ich ſah den Menſchen, wie er von der Größe einer Bohne allmählig anwächſt, immerdar gebückt, zuſammengedreht, häßlich, bedrängt und die Mutter bedrängend; das punctum ſaliens des Körpers deutlich genug, das des Geiſtes ein Geheimniß.

Nun die Mütter. Schöne Weiber mit dem ſchmerzlichen Ausdrucke des Dahinſterbens, der Leib aufgeſchnitten, und der Tod des Schönen gegeben, damit das Unvollkommene in die Welt trete. Köpfe mit abgenommener Hirnſchale, geſpaltene Brüſte, geſchundene Beine, und die ganze Welt der Nerven, Muskeln, Adern u. ſ. w. dem Auge dargelegt. Iſt denn dies nun das Weſentliche, Wahre, Lebendige, Leben Erzeugende; von dem man nicht das Geringſte wegnehmen kann, ohne die Auflöſung des Ganzen unausweichbar herbeizuführen? Und wenn dem ſo iſt, wer kann die Haut, die Oberfläche für etwas Anderes halten, als für die bloße Hülle, das Couvert des Ganzen, beſtimmt im Winter zu frieren, im Sommer zu

ſchreiten und das Auseinanderfallen der unzähligen Theile zu verhindern.

Giebt es dann aber noch eine Schönheit? Wird ſie nicht zum äußerlichſten Scheine der Oberfläche? Oder ſpricht der Anatom nicht mit größerem Rechte von Schönheit der Milz, der Leber, der Eingeweide, als ein Verliebter, oder Künſtler von ſchönen Händen und Augen? In dieſer Richtung fortſchreitend kann man behaupten: das was die Welt Schönheit nennt, beſtimmt weder das Leben, noch den Werth des Lebenden; es iſt ein hors d'oeuvre, was in Bezug auf alle höheren Funktionen nach Belieben verhanden ſeyn, oder ganz fehlen kann. Ja die Schönheit iſt nicht bloß etwas Unweſentliches, ſondern auch ein Verdammliches: weil ſie ſchwächlich reizbare Gemüther, zu einem abgeſchmackten, götzendieneriſchen Fanatismus fortreißt; und denjenigen kann man glücklich preiſen, welcher gegen dieſe Gefahren ein dreifaches Erz um ſeine Bruſt trägt. Es iſt ein weſentlicher Fortſchritt des Menſchen, eine wahrhafte Befreiung, wenn er die Gleichgültigkeit jenes äußerlichen Scheines begreift, und ſich durch geiſtige Erhebung in ein ganz gleiches, billiges, ſittliches, neutrales Verhältniß zum ſogenannten Schönen und Häßlichen ſtellt. Die Art und Weiſe, wie ſo viele angeblich fein fühlende Menſchen das verſpotten und mißhandeln, was ſie aus bloßer Willkür häßlich nennen, iſt zu gleicher Zeit einfältig und ſchändlich. Ein-

fältig, weil dieſe Leute wo möglich noch weniger wiſſen, warum ſie etwas häßlich, als weshalb ſie es ſchön nennen; ſchändlich, weil ſie den, nach ihrer eigenen Meinung ſchon Verkürzten, nicht tröſten, ſondern verfolgen und Gottes Ebenbild nicht in der Offenbarung des Geiſtes, der Freiheit, der Sittlichkeit erkennen, ſondern im bloß Sinnlichen, und obenein in einer, aus der unermeßlichen Totalität des Sinnlichen, willkürlich herausgegriffenen kleinen Portion. Diejenigen, welche in den Mißgeſtalteten, oder den Feren, nicht Gegenſtände des Spottes, ſondern verdoppelter Liebe und Sorgfalt ſehen, welche den Funken des Göttlichen durch alle Hüllen hindurch erkennen und ehren; dieſe ſtehen höher als alle Sinnesluſtigen und Kunſtſchwätzer, welche ſchönen Weibern und Bildſäulen nachlaufen.

Durch die Befreiung von den Feſſeln der einſeitigen Schönheitslehre, verwandelt ſich Alles in Schönes, und die untergeordneten, beſchränkenden Gegenſätze fallen zu Boden. Wollte man auch zugeben, in Theorie und Praxis wiſſe man was ſchön ſey und weshalb, wollte man eine philoſophiſche oder künſtleriſche Schule als die allein richtige und begabte anerkennen, und alle abweichenden zur Seite werfen; ſo kehrt die Noth und Unwiſſenheit bei der Lehre vom Häßlichen in faſt noch größerem Maaße zurück. Deshalb haben faſt alle Theoretiker dieſen Stein des

Anſtoßes umgangen, als werde er dadurch aus der Welt geſchafft. Iſt das Schöne nur ein Schein, ſo iſt das Häßliche auch nur ein Schein; wurzelt das Schöne in Gott, und tritt es hervor als das Weſentliche durch die Gnade ſeiner Offenbarung; warum iſt deſſen ſo wenig, und das Reich des Häßlichen hingegen ſo groß? Das Schöne iſt (wie das Gute) leicht begriffen und erklärt; das Häßliche (wie das Böſe) hingegen ein, noch immer durch Demonſtration nicht zu löſendes, Geheimniß.

Faſt immer wird das Schöne nur aufgefaßt und erklärt in Bezug auf Bildhauerei und Malerei; fände aber jene Auffaſſung und Erklärung nicht auch bei den übrigen Künſten ihren rechten Boden, ſo müßte eine andere, gleichartiger hindurchgehende und belebende Idee, aufgeſucht und entwickelt werden. So hätte ſich das Ungenügende des gewöhnlichen Gegenſatzes von Schön und Häßlich, wohl ſchon klarer ergeben, wenn man mehr in das Gebiet der Muſik hinüberſchaute. Die Lehre von bloßer Nachahmung und Wiederholung des Natürlichen findet hier keine Anwendung, und während alſo Vorbild, und damit auch Beſtimmtheit der Richtung zu fehlen ſcheint, zeigt ſich wiederum in der mathematiſchen Grundlage etwas viel Feſteres und Unwandelbares. Wollte man (was ſo einfach und angemeſſen erſcheint) das Schöne der Muſik in den Conſonanzen, und das Häßliche in den

Diſſonanzen finden, ſo geräth man in neue Zweifel und Beſorgniſſe. Weiſe ich nämlich um deswillen die Diſſonanzen aus der Muſik hinweg, ſo zerſtöre ich in der That die Kunſt und gerathe in kahle und ermüdende Fortſchreitungen. Nimmt man hingegen das Häßliche, nach Weiſe der Diſſonanzen, in die Malerei auf (als Krüppel, Bettler, Martern u. dgl.), ſo erſtirbt nicht ſelten das Schöne unter all dem Unkraute. Ferner ergeben die mathematiſchen Verhältniſſe, daß die Diſſonanz im Reiche der Töne unausweichbar hervortritt, und zwar der Auflöſung bedarf, aber keineswegs vernichtet werden kann und ſoll. Hiemit wird nicht geläugnet daß auch in der Muſik ein übermäßiger Gebrauch von den Diſſonanzen gemacht worden ſey: wir finden Componiſten die nach Maaß und Zahl ihrer Conſonanzen und Diſſonanzen eine Reihe bilden wie die Maler, von Fieſole, bis Michel Angelo.

Auch die Dichtkunſt bedarf der Diſſonanzen. Das conſonirend idylliſche Jodeln à la Gessner, und die Fanfarendreiklänge klopſtockſcher Hymnen, ſoll niemand über König Ödipus und König Lear hinaufſetzen. Aber eben ſo wenig die ſchreienden, unaufgelöſeten Diſſonanzen gewiſſer Dichterlinge, über dem ruhig fließenden Lichtſtrom homeriſcher Geſänge.

Fünfundſiebzigſter Brief.

Rom, den 21ſten Junius.

Ich habe geſtern, bei ſteigender Hitze, meiner Feder freien, aber auch unſicheren Lauf gelaſſen und wiederhole deshalb: die Betrachtung, welche den Weg abſtrakt negativer Demonſtration betritt, oder ſich dieſer als des höchſten Mittels fortſchreitender Gedankenentwickelung bedient, iſt eine furchtbare! Denn die Schönheit entweicht, ſie verſchwindet unter den Händen; wie bei gleichem Verfahren auch die Güte, die Wahrheit, die Freiheit. Deßungeachtet kann ich Weg und Verfahren nicht kurzweg verdammen; jener bleibt ein natürlicher, gegebener und muß bis zu Ende verfolgt werden, weil erſt dann das Umkehren als nothwendig erſcheint. Iſt jemand durch die Auffaſſung einzelner Erfahrungen, oder durch Reflexion in dies Gebiet gerathen, er muß es ganz kennen lernen; hat er dieſen Kelch einmal an ſeine Lippen geſetzt, er muß ihn austrinken. Wehe denen die auf halbem Wege ſtill ſtehen: ihnen bleibt die Schönheit nur Schein, die Güte nur Thorheit, und die Freiheit ein Unmögliches. Sind dieſe Geſpenſter unter den Händen bis zu unbezwinglicher Rieſengröße hinangewachſen,

dann wird der falsche Zauber durch den rechten leicht zerstört, sofern man nur Muth und Hoffnung nicht vorzeitig verliert. Ein unbefangener Blick auf die göttliche Offenbarung der Schönheit, eine begeisterte Anerkenntniß fremder Güte, ein edler Entschluß von innen heraus, stellt Schönheit, Güte und Freiheit wieder her; und auch wissenschaftlich lernt man begreifen daß und warum jene schwarze Kunst des Zerstörens und Vernichtens, eben selbst nur eine nichtige sey.

Es giebt Naturen, und es sind wohl die am höchsten begabten, welche dies Purgatorium gar nicht kennen lernen, weil sie den Himmel als ihre Heimath in sich tragen; es giebt Naturen, und es sind trotz ungemäßigter Ansprüche die geringsten, welche (Glaube, Liebe und Hoffnung aufgebend) den Weg aus dem Purgatorium zur Hölle, als den einzigen bezeichnen welcher der nichtsnutzigen Menschheit offen bleibe, um aus kindischen Vorurtheilen zum wahren Siege und zur rechten Erkenntniß zu gelangen.

Sechsundſiebzigſter Brief.

Rom, den 22ſten Junius.

Rom ſoll von Rechtswegen die Stimmung erhöhen, aus dem Kammerton in den Orgelton hinaufhelfen; allein dieſem Montiren gegenüber, dementirt die Hitze, und die mir anderwärts unbekannte Leidenſchaft der Jagd, koſtet mir ſo gut Zeit, als anderen Freunden oder Feinden Italiens. Den 31ſten Mai, an Tiecks Geburtstag, ward die Jagd eröffnet, aber vor Rom kam es zu nichts Erheblichem. Zuerſt ſtellte ich mich hier bloß auf den Anſtand, verlor aber dabei zu viel Zeit um geringer Beute willen. Darauf zog ich vor, Morgens bei Tages-, und Abends bei Kerzenlicht, ein Treibjagen im Bette und einigen größeren Revieren zu halten. Während ich aber die Parforcejagd auf ein hochgehörntes, oder gebeintes Thier richtete, gingen mir zehn andere durch die Lappen, oder ſchreckbar auf mich los. Dies erhöht indeß die Leidenſchaft, und man wird ein wilder Jäger, der zwiſchen eigenem und fremdem Gebiete keinen Unterſchied mehr macht. Auch verderben böſe Beiſpiele gute Sitten. Deutlicher zu ſprechen. Mir gegenüber (und die Straße iſt eng) leſen ein paar große Weiber, jeden Abend bei voller

Erleuchtung alle ihre Jagdreviere ab. Anfangs glaubte ich Kurzsichtiger, es seyen Fantasmata des erhitzten Blutes. Die Brille auf die Nase setzend, sah ich jedoch Alles, nur das gefangene Thier nicht. Indeß gab mir das Symbol der Nagelprobe, den Beweis für glücklichen Fang.

Aus einer bloßen Nachahmung, erhob ich mich bald zur Originalität, und überbot meine Vorbilder. Erst wurden nur die Strümpfe ausgezogen und zum Fenster hinaus umgekehrt und ausgeschüttelt. Mit steigendem Muthe kam die Reihe auch an andere Kleidungsstücke, wobei mir des Professor B — Beispiel warnend vorschwebt und ich mich gar sehr hüte das ganze Jagdrevier bei der kühnen Umkehrung auf die Straße fallen zu lassen. Man sollte glauben: Verschwendung solcher Art müsse den ganzen Jagdbestand bald erschöpfen; nach kurzer Frist strömen, oder springen indeß die Verjagten zurück, und Alles setzt sich wieder, wie Luft und Wasser, in ein allgemeines Gleichgewicht. — Ihr sehr, die ewige Roma schützt nicht gegen so geringe Beschäftigungen und Beschreibungen. —

— Mit zunehmenden Jahren ist bei mir Lust und Geschicklichkeit gewachsen, mit dem Lebendigen, statt mit dem Todten zu verkehren, und ich mag mich nicht um einiger Handschriften willen, ganz von der Gegenwart abwenden. Hier gewönne ich (meine

Kräfte einſetzend) vielleicht zehn, und dort nur eins. Der Glaube aber (den viele deutſche Gelehrte hegen) eines ſey mehr als zehn, iſt mir längſt abhanden gekommen, wenn ich ihn je gehabt habe. Finde ich wenig des für mich unmittelbar literariſch Brauchbaren, ſo führe ich nur ein much ado about nothing auf, und werde verſpottet; finde ich viel ſo wird die Sache faſt noch ſchlimmer; wenigſtens entdecke ich, bei immer ſchärferer Selbſtprüfung, hier die Wurzel der ganzen Stimmung, oder Mißſtimmung. Die Hohenſtaufen ſind meine erſte Liebe, denen ich ſo viele Jahre (ja immerdar) treu blieb. Ich habe ſie in Kopf und Herzen, mehr als die horaziſche Zeit lang, umhergetragen, gehegt, gepflegt und endlich dargeſtellt. Nun ſoll ich meine Liebe und meinen Glauben, in die kritiſche Retorte ſtecken, und mich zuletzt gar freuen, wenn ich beides verdiſtillire!? Ich kann nicht anmaßend von meinen Hohenſtaufen ſagen: ſie ſind ewig, weil ſie ſind; wenn aber die Lebenskraft auch nur eines Tages in ihnen iſt, ſo ward ſie eingehaucht durch Liebe und Begeiſterung, und nicht durch ein Papierfeuer, was ich jetzt anzünden ſoll um mich und ſie daran zu erwärmen. Mag ein Anderer ſie malen und zeichnen mit Daguerres Genauigkeit, daß man mit dem Vergrößerungsglaſe noch jedes Härchen und Federchen erkenne, und nach Belieben ableſen kann; — auf dieſem Wege werde ich mich in mei-

nen alten Tagen nicht mehr zum Geſchichtſchreiber hinaufkünſteln. Anfangs ſuchte ich den Grund meines beſchriebenen Zuſtandes, lediglich in der Faulheit. Ihr werdet mir aber für meine Reiſezeit das Zeugniß des Fleißes nicht verſagen; und ſo bin ich allmählig immer weiter getrieben und genöthigt worden ein umſtändliches Bekenntniß abzulegen, aus dem, ich weiß nicht — ob meine Schuld oder Unſchuld hervorgeht. Zunächſt freue ich mich auf Neapel, ſchon deshalb, weil ich daſelbſt gar Nichts mit Bibliotheken zu thun bekomme. — Dieſer Anhang zur Hauptconfeſſion ſcheint hinreichend, einen auf literariſchen Reiſen begriffenen Profeſſor zu verdammen. Steckt denn aber die Literatur und Wiſſenſchaft allein in dem, was Andere ſchon geſchrieben, geleſen und gedruckt haben?

— — — — Nach dieſen Bruchſtücken der bloß perſönlichen Tagesgeſchichte, muß ich mich aber endlich zum äußeren Lebenslauf wenden. Mittwoch den 19ten Junius, aß ich beim K. von B. Das Tiſchgeſpräch war lebhaft über Deutſchland, England, Zollverein, Schulen; nach Tiſche blieb ich lange mit dem K. allein und wir redeten über die kirchlichen Verhältniſſe, den Geiſt und das Weſen unſerer Zeit, die Pflichten eines Königs u. ſ. w. Es iſt unmöglich größeren Ernſt, edleren Sinn, und löblichere Wahrheitsliebe zu beſitzen, als der K. Aus allen Kräften ſucht er ſich für

den großen Beruf vorzubereiten, den Gott ihm auferlegt; solch Streben trägt Werth und Lohn schon in sich, und so werden auch die äußeren Früchte nicht ausbleiben.

— — Donnerstag den 20sten besuchte mich der große Orientalist Peyron, welcher jetzt in der Propaganda seine Forschungen über das Koptische fortsetzt. Er nannte Champollions Behauptungen und Beweise regelmäßiger und sicherer als die Seyferts, aber auch jener sey zu weit gegangen, und von 10 Schritten vorwärts, werde man wohl 5 zurückthun müssen. Manches könne er nicht als koptisch anerkennen, was Champollion dafür ausgebe. Die mathematische Regelmäßigkeit (und Steifheit) der Sprache, mache es ihm unglaublich, daß je in Ägypten eine dichterische und geschichtliche Literatur, im höheren Sinne, existirt habe. Für die Anordnung und Würdigung der biblischen, besonders der alexandrinischen Handschriften, dürfte eine neue Ausgabe der koptischen Übersetzung sehr nützlich seyn, wozu alle Hülfsmittel zur Hand wären. — — —

Siebenundſiebzigſter Brief.

Rom, den 25ſten Junius.

— — — Auf dem Platze Colonna ſtehen Buden, mit Orangen und Citronen reich und geſchmackvoll beſetzt, mit vielen Lämpchen und Laternchen hell erleuchtet, mit Fähnchen geſchmückt, und friſches Waſſer ſtrömt aus dem reichen Springbrunnen ununterbrochen herzu um kühle Getränke aller Art zu bereiten. Für ein Paar Bajocchi erquickte ich mich, und hoffte nach dieſem reichen römiſchen Tage ruhig zu ſchlafen. Aber um Mitternacht (die Repetiruhr ergab die Zeit), weckte mich ein gewaltiger Geſang zweier Männer, die dem naſalen Ataciſmus ergeben waren; um ein Uhr geriethen zwei Eſel unter meinem Fenſter in ähnlichen muſikaliſchen Wettſtreit und erwieſen, daß ſie ſich in italieniſcher Schule gebildet hatten. Um zwei Uhr begannen zwei Katzen ein Duett, in welches zwei zahlreiche Halbchöre beifällig, oder mißfällig einfielen. Ich war geduldiger und aufmerkſamer als die Hunde, welche in der Nachbarſchaft mit gemeinem Bellen jene Kunſtübung tadelten. Die Katzen fuhren auch im edlen Selbſtgefühle fort ſo zu moduliren (wie R — dieſe Natur- und Kunſttaute aufgefaßt hat), bis aus

mehren Fenſtern menſchlicher Neid ziſchend herausſtönte und gewiſſe Feuchtigkeiten den Sängern auf den Kopf gegoſſen wurden, was die letzte Anſtrengung derſelben bis zum höchſten sforzato hinauftrieb und den glänzendſten Abgang herbeiführte. So die Reihe der Kunſtgenüſſe des Tages und der Nacht. Einige Mordents, welche kritiſche Flöhe den Katzenmelodien hinzufügten, hielt ich für ſchlechte Überladung, mußte ſie aber als italiſche Zugabe mit in den Kauf nehmen.

Am 24ſten, dem Johannistage, eine andere Welt. Unter dem Schutze meines Sonnenſchirmes ging ich der Sonne, dem Staube, dem Scirocco und den Jungen, welche riefen piove — muthig entgegen, bis zum entfernten Lateran. Nach ſo vielen militairiſchen Revuen, wollte ich auch einmal wieder eine geiſtliche ſehen. Doch fehlte jene Seite nicht ganz, denn Dragoner eröffneten und ſchloſſen den Zug des Papſtes und der Kardinäle. Alle Wagen gleichartig, alle Pferde ſchwarz, alles Zeug roth. Des Papſtes Kutſcher u. ſ. w. in großen Stiefeln und roth ſeidenen Kleidern. Er ſelbſt in aller Pracht, Segen ſpendend; das Volk Theil nehmend, aber mehr wie nach herkömmlich Eingelerntem, als daß ſich Begeiſterung gezeigt hätte. In der Kirche geordneter Zug der Geiſtlichen, Biſchöfe, Kardinäle in mannichfaltigen Uniformen. Die Kardinäle meiſt ſo alt und hinfällig, daß der Streit zwiſchen Staat und Kirche für ſie verloren wäre, wenn

Schwerter und Fäuste auf diesem Boden entschieden. Der Papst einhergetragen, über Alle erhaben, beschattet von den Pfauenfedern. — Sobald er vorüber war, in der Kirche, Drängen, Stoßen, Reden, Kommen, Davonlaufen, wie auf einem Jahrmarkte, ohne Stille, Haltung, Andacht. Die stets ganz gleichartige Form, mag die beste seyn, giebt aber eben nichts Neues, die Aufmerksamkeit Erweckendes. Der Papst hat ein gutmüthiges, wohlwollendes Ansehn, und scheint sich einer noch festen Gesundheit zu erfreuen. Wenigstens fiel mir nichts in die Augen, was andere Vermuthungen erwecken könnte.

Achtundsiebzigster Brief.

Rom, den 27sten Junius.

Im Vergleich mit den großen Quantitäten Politik, welche man in England und Frankreich verzehren kann, oder muß, ist man in Italien auf eine homöopathisch kleine Portion angewiesen, und die Zeitungen spielen eine bloße Nebenrolle. Doch habe ich aus denselben mit großer Betrübniß gesehen, daß —

Deſto erfreulicher war mir die friedliche Wendung der hannoverſchen Angelegenheiten. Im Vergleich mit den grandes journées des grandes nations, iſt dieſe deutſche Entwickelung für den Liebhaber ſpaniſchen Pfeffers und franzöſiſchen Knoblauchs freilich ſehr geſchmack- und effektlos; in Wahrheit aber muß ſich jeder Deutſche freuen über die Mäßigung, welche ſich der Feſtigkeit zugeſellte, über die Pietät, welche man (ſchon aus Achtung für ſich ſelbſt) nie ganz zur Seite warf, über das Vermeiden aller das Ziel überſchreitenden Mittel, und darüber daß man die chriſtlichen Tugenden von Glaube, Liebe und Hoffnung, mit den anderen Kardinaltugenden in Übereinſtimmung brachte. Auch der verblendetſte Parteimenſch muß dies Alles lobend anerkennen, und ſo hoffe ich auf den beſten *) Ausgang. Der Hiſtoriker darf behaupten, daß ohne die — — des — dieſes ſchöne Kapitel in der deutſchen Geſchichte fehlen würde. Doch iſts genug an einer ſolchen Generalprobe; beim da capo könnten die zu geſpannten Saiten ſpringen.

Meine Lebensweiſe geht ihren gleichartigen, ruhigen Gang. Sehr heiße Tage, ſehr ſchöne Abende. Täglich etwas geſehen, gehört, gelernt. — —

— Geſtern ſah ich mit A — das vom jetzigen

*) Der damalige Anſchein friedlicher und freundlicher Beendigung iſt leider wieder verſchwunden.

Papste angelegte, etruscische Museum auf dem Vatikan. Es ist überraschend reich, wohl geordnet und giebt einen lehrreichen Überblick über die künstlerischen Bestrebungen, und auch über die Lebensweise dieses Volkes. Möchte es nur (was bis jetzt nicht erlaubt ist) amtliche, oder freiwillige Beschreiber und Erklärer finden! —

Neunundsiebzigster Brief.

Rom, den 26sten Junius.

Der unverständigen Kunstbetrachtungen vierte Fortsetzung.

Tanzkunst. Reitkunst.

Die Entscheidung: ob diese beiden Künste mit Recht auf so vornehme Bezeichnung Anspruch machen dürfen, wird gutentheils davon abhängen: ob das Kunstwerk ein unabhängiges Dasern, eine selbständige Dauer haben müsse, — oder nicht! In jenem Falle scheinen alle die vorübergehenden, wechselnden Bewegungen der Tänzer und Kunstreiter, keinesweges den

Namen von Kunſtwerken zu verdienen. Eben ſo wenig ſollte man hier von zwei verſchiedenen Künſten reden, da alle dieſe Leiſtungen unter einen allgemeineren Begriff zuſammenfallen: den der künſtleriſchen Bewegung.

Wiederum bringt uns dieſer Begriff der Bewegung nicht ins Klare, ſondern in neue Zweifel. Wenn jemand Hunde und Affen tanzen lehrt, ſo wird man weder den Lehrer, noch die Schüler, Künſtler nennen wollen. Beſchränken wir deshalb die künſtleriſche Bewegung auf den Menſchen für ſich, oder in ſeiner Verbindung mit dem edlen Roſſe; ſo fragt ſich: ob nicht eine Reihe unbewegter und unbeweglicher Darſtellungen des menſchlichen Leibes, ebenfalls auf Kunſtwerth Anſpruch machen könne? Wollen wir die lebenden Bilder (ſofern ſie bloße Nachahmungen ſind) als untergeordnet zur Seite laſſen; ſo ſind doch in dieſer Weiſe auch Bilder erfunden worden, von größerem Kunſtwerthe, als gar viele Tanzgruppen; und die Schütz war als Sphinx, oder Niobe, bewundernswerther wie manche Tänzerinn als Windmühle. Gewiß liegt das Entſcheidende nicht in dem Bewegen, oder Nichtbewegen; auch finden ſich dieſe Begriffe, oder Erſcheinungen ebenfalls in den anderen Künſten, nur in mehr idealiſtiſcher Weiſe und in gar verſchiedenen Abſtufungen: von den Darſtellungen des Unbeweglichen (z. B. des todten Chriſtus), bis zum

Sabinerraube Johanns von Bologna und der Schlacht Conſtantins von Raphael. In die Dichtkunſt dringt die Bewegung, als Metrum ein, und die Muſik iſt faſt in jeder Beziehung, eine Kunſt des Bewegens und der Bewegung.

Hinter jeder Bewegung liegt aber als regelndes Geheimniß, ein Beharrliches verborgen, wovon jene ausgeht, und womit ſie in Harmonie ſtehen muß. Fehlt die Möglichkeit einer ſolchen Verbindung und Zurückführung, einer ſolchen Probe in den bildenden Künſten; ſo ſpricht man mit Recht von Verzeichnung. In der Muſik zeigt ſich das Geheimniß des Beharrlichen in den chladniſchen Figuren, und der Grundbaß regelt das Bewegliche und verſtändigt es mit dem beharrenden Maaße. Die Proſodie endlich ſtrebt danach, auch den Gedanken in eine feſte Form einzufaſſen.

Irthum iſt alſo überall: wo der Augenblick (herausgegriffen und als ein Beharrliches betrachtet und gewürdigt) für und in Beziehung auf das rechte Maaß incommenſurabel erſcheint, und das nennt man (wie geſagt) bei den bildenden Künſten, Verzeichnung. In der Muſik, wo die Continuität der Bewegung nicht ſo unterbrochen und fixirt wird, muß die Prüfung, die Generalprobe auch ergeben: ob der gegenwärtige Augenblick angemeſſen mit dem folgenden verbunden iſt, und in ihn hinüberführt; und dies giebt die Lehre von den Fortſchreitungen und Ausweichungen.

Will ſich die Tanzkunſt ähnlichen Regeln entziehen, ſo geräth ſie in leere Willkür und Unnatur: auch wäre es nicht ſchwer zu erweiſen: das auf dieſem Boden jetzt am meiſten Bewunderte, beruhe auf lauter Verzeichnungen und falſchen Fortſchreitungen, und bedürfe einer gründlichen Umgeſtaltung und Wiedergeburt. Allerdings können Menſchen (Männer und Frauen) genügen, das Schöne beharrend oder bewegt darzuſtellen: wie aber die Dinge jetzt liegen, hat ſich die Reitkunſt mehr vor Ausartung bewahrt, als die Tanzkunſt. Faſt ſollte man glauben, die Verbindung mit der gleichartigen Bewegung des Pferdes, habe ein gewiſſes Maaß, eine gewiſſe Haltung aufgezwungen, und doch wieder zu größerer Mannichfaltigkeit Gelegenheit geboten. Gewiß zeigt ſich ein merkwürdiger Unterſchied. Wendet ſich nämlich die Tanzkunſt ab von Schönheit und Anmuth, ſo finden wir gar nichts, als langweilige, widerwärtige Fratzen; bei den Kunſtreitern hingegen bleibt die außerordentliche Kühnheit immer anziehend, die Herrſchaft über das Thier bewundernswerth, und die Sicherheit mit welcher jede Gefahr beſiegt wird, erfreulich.

Verwandtſchaft der Künſte.

So oft man auch ſchon auf die Ähnlichkeit und auf die Eigenthümlichkeit der einzelnen Künſte aufmerkſam gemacht hat, zeigt doch die Kunſtgeſchichte in dieſer

Beziehung der Irthümer nur zu viele. Entweder nämlich, wird jene Ähnlichkeit zu weit getrieben, und manche Aufgabe aus einem fremden Kunſtgebiete herübergenommen, deren Löſung auf dem neuen Boden nicht gelingen kann; oder umgekehrt wird auch da eine völlige Unabhängigkeit behauptet, wo das Ziel nur durch Wechſelwirkung zu erreichen iſt. Ich gebe Beiſpiele. In manchen Gemälden herrſcht das Princip der Bildhauerei ſo vor, daß ſie faſt gar keine Bewegung zeigen, oder die Gruppen (ohne Perſpective) wie ein Basrelief auf einer und derſelben Linie, aneinander gereiht ſind. Umgekehrt finden ſich Basreliefs, wo Menſchen und Thiere in übereinander gehäuft ſind, daß ſich viele Hintergründe maleriſch damit anfüllen ließen. Bernini und ſeine ganze Schule verkannten die Gränzen der Malerei und Bildhauerei, und ſchadeten dieſer Kunſt, indem ſie ihr die Löſung dieß maleriſcher Aufgaben zumutheten. In neuerer Zeit treten manche Irthümer über das Verhältniß der Dichtkunſt und Malerei hervor. Jene hat ſich nicht ſelten in Beſchreibungen des Sichtbaren gefallen (z. B. von Bildern, Gegenden, Stuben, Kleidungsſtücken u. dgl.), welche trotz der größten Umſtändlichkeit doch keinen dichteriſchen, ſondern in der Regel nur einen langweiligen Eindruck machen. Umgekehrt täuſchen ſich manche Maler, als ſey jedes lyriſche Gedicht, jede Ballade

u. ſ. w., ein angemeſſener Gegenſtand auch für ihre Kunſt. Ja viele Mißgeburten ſind auf dem Gebiete der Dichtkunſt ſelbſt, dadurch hervorgewachſen daß man wähnte jeder Roman, jede Novelle, jedes Epos laſſe ſich in ein Drama verwandeln.

Gedichte leſen und Schauſpiele aufführen, iſt ſchon ſehr verſchieden; wie noch mehr Gedichte leſen, und Bilder, oder Bildwerke anſchauen! Dem Geiſte kann man oft zumuthen, durch gegebene Worte ein Bild in ſich zu erſchaffen, was äußerlich fürs Auge hingeſtellt, anders wirkt und gerechtem Tadel unterliegt. So iſt Manzonis Beſchreibung der Peſt von großer dichteriſcher Kraft und trotz der Furchtbarkeit zu rechtfertigen, aber doch zu erlauben; eine Reihe von Gemälden, danach entworfen, wäre hingegen unerträglich und ein ſo arger Mißgriff wie etwa die Peſtkranken in Luxemburg und ähnliche, häßliche Gebilde. Deshalb erſcheint mir (ich wage die Ketzerei auszuſprechen), trotz der techniſchen Vollendung, auch der Laokoon ein verfehltes Werk. Dieſe verſteinerte Bewegung hält eine grelle Diſſonanz unaufgelöſet für die Ewigkeit feſt, und die Behauptung: dem Schmerze, ſey ein wohlüberlegter Dämpfer aufgeſetzt, enthält eher eine erläuternde Anklage, als eine Entſchuldigung. Ich will nicht entſcheiden, ob das Werk des Bildhauers, oder des Dichters das ältere ſey; gewiß ſteht dieſer an

eigenem Boden, jener hingegen wagte ſich in ein fremdes Gebiet.

Beiſpiele übertriebener Vereinzelung der Künſte zeigt die Geſchichte der neueſten Muſik. Anſtatt daß Worte und Töne ſich in der Oper durchdringen, verſtärken, verklären ſollten, gehen ſie jetzt „wie Schafe", oder vielmehr ſchafsmäßig zerſtreut einher, und das Höchſte der dramatiſch-charakteriſtiſchen Vollendung iſt herabgeſunken zu einem inſtrumentalen Solfeggiren, nach anſpruchsvollen, in Wahrheit aber meiſt abgeſchmackten Worten. Das Ineinandergreifen der Dichtkunſt und Muſik, ihr Parallelismus iſt ſo offenbar und ſo wirkſam, daß nur die höchſte Oberflächlichkeit bloßer Stümperei und Liebhaberei, das Zuſammengehörige auseinanderreißen, und die monſtröſen Bruchſtücke mehr bewundern kann, als die dramatiſchen Kunſtwerke Glucks, Mozarts und Spontinis.

Laſſen ſich doch ſelbſt Bezeichnungen aus der Dichtkunſt, analog auf Werke der Bildhauerei übertragen. So iſt mir Niobe eine große Tragödie, die mediceiſche Venus eine lyriſche Offenbarung ſchönen Seyns, der Nil mit ſeinen 16 Knaben im Vatikan, eine der heiterſten und edelſten Idyllen, die je gedichtet worden ſind, und das bekannte Weib Gulielmos della Porta in der Peterskirche, eine Liebesdithyrambe, wogegen die meiſten kalt ſind und kalt laſſen.

Gefahr der Schönheit.

Die — —, eine der ſchönſten Frauen Roms, nannte die Schönheit die gefährlichſte Gabe des Himmels. Sind denn aber nicht alle Gaben des Himmels gefährlich, Reichthum z. B., Klugheit, Macht, vornehme Geburt u. ſ. w.? Und doch wünſcht ſie ſich jeder, oder nur äußerſt Wenige würden die Dargebotenen zurückweiſen. Keineswegs geſchieht dies aus bloßer, verdammlicher Eitelkeit; ſondern auch weil jenen Himmelsgaben ein wahrer und großer Werth beiwohnt, und ein richtiges Gefühl den Menſchen ſagt: es ſey wenigſtens möglich, ihren Mißbrauch zu vermeiden! Aber freilich, wer über viel geſetzt iſt, der hat viel zu verantworten, und wer ſich leichtſinnig in Gefahr begiebt, kommt darin um. Laut eines alten Märchens gab es einſt einen Muff wunderbarer Art. Wer in das eine Ende deſſelben hineinblies, ward ſchön; wer in das andere, der ward tugendhaft, und dieſe letzte Methode erhob der Erzähler über Maßen. Schon als Kind hielt ich es aber für abgeſchmackt, die Tugend in dieſer Weiſe erblaſen, oder erpuſten zu wollen, und hatte darüber viel Streit mit dem Kantor in Wörlitz. Das zweite Schönheitsende des Muffs iſt leider auch verloren gegangen; doch blieb lange die beglückende Überzeugung: ſelbſt dem mit Schönheit nicht Begabten, erwachſe aus dem Guten heraus die

Kraft und Möglichkeit schön zu leben. Erst seitdem diese Kunde verloren ging, ward die Schönheit zu einem Monopole Weniger, und trotz seines hohen Preises zu einem unsicheren, vergänglichen, gefährlichen und doch beneideten Monopole.

Die — — sagte ferner: ich will lieber der häßlichste Mann, als das schönste Weib in Rom seyn; ein Ausspruch über den sich tiefsinnige Abhandlungen schreiben ließen. Nach herkömmlichem Schlendrian widersprachen mehre Herren; ich aber gab ihr Recht, weil es mir würde unerträglich gewesen seyn, die Huldigungen unzähliger Gecken und Laffen anzuhören, oder gar anzunehmen. Der lebhafte, tiefe Seufzer, mit dem die — beistimmte, bewies mir daß meine Ansicht keine leere Hypothese sey, sondern durch viele langweilige und bittere Erfahrungen bestätigt werde.

Achtzigſter Brief.

Rom, den 27ſten Junius.

Der unverſtändigen Kunſtbetrachtungen fünfte Fortſetzung.

Schwere und leichte, ernſte und heitere Künſte; Kunſt zu ſterben.

Man hat unterſucht, welche Kunſt die ſchwerere, welche die leichtere ſey; zum Theil um nach dem Ergebniſſe, die Rangordnung derſelben abzumeſſen. Zuletzt führt dies Bemühen jedoch zu Wenig, oder Nichts; weil das Können jede Kunſt leicht, das Nichtkönnen ſchwer erſcheinen läßt, und natürliche Gaben jenes herbeiführen, während beim Mangel derſelben keine Mühe zum Ziele bringt. Gewiſſe Anfänge, welche indeß noch dieſſeit aller wahren Kunſt liegen (etwas zeichnen, Klavier ſpielen, tanzen u. dgl.) gelingen gar Vielen; die Zahl der Meiſter in den verſchiedenen Künſten iſt dagegen überall ſo klein, daß ſich aus derſelben eher die gleiche, als eine abgeſtufte Verſchiedenheit der Künſte nachweiſen ließe. Wenigſtens haben die Statiſtiker (welche jetzt auch das Geiſtigſte zählen, meſſen und materialiſiren wollen) noch keine

quantitative Stufenleiter entwerfen können. Oder dieſe würde immer nur auf Nachfrage und Abſatz von Bildniſſen, Opern, Tänzen, Tänzerinnen u. ſ. w. gehen; nicht aber Aufſchluß geben, über die ſchaffende, göttliche Wurzel der Kunſt ſelbſt. Homer und Phidias, Apelles und Prariteles, Dante und Michel Angelo, Göthe und Mozart ſtehen al pari; ohne daß man dem Einen oder dem Anderen (weil er dieſe oder jene Kunſt übte) einen Vorzug einräumen, einen höheren oder niederen Orden (mit oder ohne Lorber und Eichenlaub) umhängen dürfte.

Eine andere Eintheilung der Künſte in **ernſte** und **heitere**, leidet auch an Unklarheit. Wenn ein Dichter ſagt: „ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt"; ſo wird z. B. jene Eigenſchaft als unpaſſend für die Kunſt ganz zur Seite gewieſen. Zuletzt hat aber dieſer Gegenſatz, dieſe Oppoſition keinen genügenden Grund; ſondern ſpielt nur auf einem Boden, wo die Umkehrung in das Gegentheil möglich, und eben ſo witzig iſt. Jede wahre Kunſt, jedes gehaltreiche Leben hat ſeinen ernſten, wie ſeinen heiteren Inhalt, und die Herabſetzung auf die Hälfte wäre etwas Thörichtes, ja Unmögliches. Ferner zeigt die Geſchichte der Künſte, daß einſeitige Vorliebe für die eine dieſer Richtungen, jedesmal ein Sinken und Ausarten derſelben hervorgebracht hat; ſo z. B. die carikaturartige Cabahenheit der Nachfolger Michel Angelos, die

Weichlichkeit Berninis, das Zurücktreten der Kirchenmusik u. ſ. w.

Giebt es aber (wende ich mir ſelbſt ein) nicht eine Kunſt, welche lediglich dem Ernſte zugewandt iſt, nämlich die Kunſt zu ſterben? Wäre dem ſo, dann würde ſich die Unterſuchung: ob der Name, ob die Bezeichnung einer Kunſt hier anwendbar ſey, gar nicht zurückweiſen laſſen. Oder könnte man nicht von vorn herein den ganzen Geſichtspunkt umdrehen und ſagen: die Kunſt zu ſterben, ſolle eben den ſchlechten Ernſt austreiben, und Heiterkeit ſelig über den Tod verbreiten? — Gewiß bedürfen wir auch an dieſer Stelle, der heiteren Seite nicht minder, als der ernſten.

Wäre der Tod ein bloßes Leiden, ohne eigenes Thun; ſo würde von einem Können, einer Kunſt gar nicht die Rede ſeyn dürfen. Wenn dagegen hier auch eine Naturgabe ſich geltend macht, oder bis auf einen gewiſſen Punkt das Lernen möglich iſt; ſo führt uns dies in weitere Unterſuchungen.

Die paſſive Seite, das Sterben, iſt für alle Menſchen gleich nothwendig; es ergiebt ſich unausbleiblich von ſelbſt; wohin kann ſich nun das aktive, thätige Streben richten? Eines erhabenen Todes zu ſterben, ſagen Einige; wer aber kann verſtändiger Weiſe glauben, ihm ſey der erhabene Tod eines Epaminondas, Guſtav Adolf, Nelſon beſchieden, oder

durch mühevolles Bestreben herbeizuführen? — Eines schönen, ruhigen Todes sterben, sagen Andere. Wie aber wenn Bewußtlosigkeit den Menschen überfällt, oder er in Krämpfen und Schmerzen wehklagend dahinfährt? In wessen Gewalt steht es, dies abzuwehren, oder durch Verübung desselben Herr zu werden? Deshalb ist nichts verkehrter, als die ungewisse Weise des Todes, über den Inhalt des ganzen Lebens hinaufzusetzen, oder dies danach abzuschätzen.

Der Tod ist, ungeachtet seiner Gewißheit, doch auch das Unbekannte, Überraschende, Augenblickliche, worauf im gewöhnlichen Sinne keine Einübung, oder Generalprobe möglich erscheint. Suchen wir also eine andere Deutung und Bedeutung.

Nach der einen Ansicht, ist der Tod wo nicht das Ende alles materiellen Seyns, doch das Ende alles persönlichen Bewußtseyns: nach der anderen aber nur ein Scheide- und Wendepunkt, in dem Continuum von Zeit und Ewigkeit. Jene Ansicht wird als die irreligiöse, diese als die religiöse bezeichnet und ihr der unbedingte Vorzug zugesprochen. Und doch ließe sich, wo nicht genau beweisen, doch behaupten: so wie der Religiöse mit Gott keineswegs hadert, daß er ihn nicht früher, oder später, oder anders in diese Zeitlichkeit eintreten ließ; so hadert er auch nicht, wenn er ihn aus der Zeitlichkeit verschwinden ließe und seine Persönlichkeit auflöste. Der Wunsch, die Hoffnung, der Glaube,

geben hier wenigſtens kein jus quaesitum, auf welches man eine Klage anſtellen könnte. Eben ſo irrig iſt die Deutung: wenn das irdiſche Leben keine Fortſetzung finde, habe es an ſich keinen Werth, oder der Inhalt ſey gleichgültig; weil alsdann Lohn und Strafe in jener Welt nicht mehr die Hauptrolle ſpiele. Man könnte eben ſo einſeitig die Demonſtration umkehren, und behaupten: der Werth und die Nothwendigkeit eines vollkommenen Lebens ſteigere ſich, wenn man auf keine zweite, zu verbeſſernde Ausgabe rechne und rechnen dürfe.

Bleiben wir indeß bei jenem wichtigen Gegenſatze in ſeiner gewöhnlichen Auffaſſung ſtehen, ſo führt überwiegender Nachdruck auf das irdiſche zeitliche Leben gelegt, meiſt in die Lehre vom Genießen, ohne höhere Thätigkeit und edlen Zweck, und gewiß fehlt dann auch die rechte Kunſt des Sterbens. Eben ſo irrig iſt aber die entgegengeſetzte Betrachtungsweiſe, welche die Zeitlichkeit als das bloß Negative, Unwerthe behandelt, und meint: gegen falſchen Epikurismus gebe es kein anderes Mittel als Mönchsthum und Aſcetik. — Man ſoll die Zeitlichkeit aufnehmen in die ununterbrochene Reihe der Ewigkeit, und die Ewigkeit eindringen laſſen in die Erſcheinungen des Zeitlichen: oder (was daſſelbe iſt): es giebt keine Kunſt zu ſterben, ohne die Kunſt zu leben. Der abſondernde, ſcheidende Taktſtrich in der Muſik, giebt noch keine

Muſik; aber taktloſe Muſik wird nur zu leicht ein haltungsloſes Continuum.

Leben und Tod, Melodie und Begränzung derſelben, gehören zu einander; ähnlicher erſcheint die Begränzung, der Tod; mannichfaltiger die Melodie, das Leben. Trotz der hindurchgreifenden Regeln und Geſetze, iſt die Kunſt zu leben für jede ächte Perſönlichkeit eine eigenthümliche. Die Kunſt zu ſterben, beſteht alſo nicht darin zu ſagen, oder zu ſchreiben: fine, und volti subito, oder coda; ſie beſteht vielmehr darin, für jeden Augenblick der reichen Lebensmelodie, das rechte Maaß, den rechten Taktſtrich zu finden und zu ſetzen. Sie iſt nicht ein Geſchäft, ein «coup d'eclat am Schluſſe; ſondern der rechte Metronom von Anfang bis zu Ende.

Der Vatikan. Fackelbeleuchtung.

In der ganzen Welt giebt es keinen Raum der ſo unendlich viele und mannichfaltige Schätze für Künſte und Wiſſenſchaften in ſich ſchlöſſe, wie der Vatikan; er iſt mit Recht das erſehnte, gelobte Land für Künſtler und Forſcher. Sowie es aber, ſeit Chriſti Geburt, kein ausſchließend erwähltes Land für die Religion, kein allein heiliges Land mehr giebt; ſo auch nicht für Kunſt und Wiſſenſchaft. Sammlungen und Akademien haben zwar oft gefördert; ſie haben aber auch

gehemmt und dem lebendigſten Leben, das Lebenslicht ausgeblaſen. In der Sammlung offenbart ſich die Geſchichte, und die Geſchichte recht verſtanden erzeugt zugleich Weisheit und Begeiſterung; wer ſich aber mit dem Rückwärtsblicken begnügt, kommt nicht vorwärts, und welch Volk auf Lorberen ruht, treibt keine Zweige zu neuen Kränzen.

Den Maſſen nach wird Florenz weit vom Vatikan überboten; doch zeigt dieſer kein vollkommen ſchönes Weib, noch weniger eine Göttinn wie die Venus Medici, oder von Melos, oder die Diana in Paris. Reicher iſt der Vatikan an männlichen Geſtalten, doch ſind die meiſten derſelben aus einer Zeit, wo die Kunſt bereits herabgekommen und wo nicht der Technik, doch der Auffaſſung nach flacher geworden war. Im Vergleiche mit den Werken des Phidias erſcheinen Meleager, Antinous u. dgl. nur gering; ja ſelbſt am belvederiſchen Apoll kann man ſich nicht mehr ſo begeiſtern, wie zur Zeit Winkelmanns. Wahrlich, ein Gott der die florentiniſche Niobe und ihre Kinder künſtleriſch überböte und beſiegte, müßte ein ganz anderer, und altioris indaginis ſeyn. Laokoon und ſeine Söhne zeigen das Höchſte, was die Technik vermag; aber das Princip der ihn bildenden Männer, ſteht dem des Bernini, und der Künſtler welche Martern malen, ganz nahe. —

Das wären viel Ketzereien in wenig Zeilen; aber sie mögen stehen bleiben, um die Rechtgläubigen nicht des Vergnügens zu berauben, mich zu verdammen.

Das Betrachten der schönsten Bildsäulen im Vatikan bei Fackelbeleuchtung, hat ein eigenthümliches Interesse, und eigenthümliche Vortheile. Die Nacht, die Umgebung, die halberleuchteten fernen Gestalten, die im vollen Lichte heraustretenden, von verschiedenen Seiten erleuchteten Werke, bieten dem Auge unbekannte Erscheinungen und regen das Gemüth auf zu neuen Gefühlen. Einiges gewinnt, Anderes verliert bei dieser Lichtprobe. Trotz der Freude ihr (durch die Güte des —) beiwohnen zu dürfen, konnte ich mich doch der Betrachtung nicht erwehren: sie verhalte sich zum vollen Tageslichte, wie unsere Lampen-, Coulissen- und Theaterwirthschaft, zum vollkommenen, oder das Vollkommene darstellenden Tagesschauspiele der Griechen. Niobe und ihre Kinder konnten auf dunklerm Hintergrunde das volle Tageslicht aushalten; sie bedurften keiner ästhetischen Sonnen- oder Lichtschirme. Nicht bloß die reine Liebe der Kunst, auch ein gewisses, pikantes Raffinement, treibt zu dieser Fackelbeleuchtung.

Ich spiele nicht den puritanischen Sittenrichter, doch konnte ich eine Betrachtung anderer Art nicht loswerden. Unsere Sitten und Gebräuche, vielleicht auch ein ursprüngliches, unaustilgbares Gefühl der Scham, gebieten die Ver-

hüllung des Nackten. Mit Recht hat ſich die Kunſt, dieſer Sitte nicht unbedingt unterwerfen und Scham und Keuſchheit weſentlich in den Gewändern finden wollen. Gewiß aber iſt es nicht folgerecht oder aus einem Stück, wenn Damen die Füße an ſich ziehen, damit man nicht Spann und Knöchel erblicke, wenn ſie es für unanſtändig halten Waden und Lenden in ihrer Gegenwart auch nur zu nennen; — und dann gehen ſie hin und laſſen ſich ein ganzes Heer nackter Männer, oben und unten und in der Mitte, und vorn und hinten beleuchten, und von den jungen Herrn alles mit äſthetiſchen Redensarten und Exclamationen erläutern. — Ich ſah einſt daß der Führer hiebei zuletzt den Ringer Canovas umdrehte und deſſen ungeheuren Hintern in die Schuß- und Geſichtslinie der Damen brachte; es war ein großartiger Abſchied aus dem freien Lande, oder der Freibeuterei der Kunſt; um nächſtdem die Röcke und die Moralität wieder nach den Geſetzen der Schwere vorherrſchen zu laſſen.

Einundachtzigſter Brief.

Rom, den 30ſten Junius.

Man ſagt ſo oft (mit oder ohne Grund): das habe ich mir noch größer und ſchöner vorgeſtellt! Die Beleuchtung der Peterskirche (am 28ſten) und das Feuerwerk auf der Engelsburg (am 29ſten), übertrifft aber weit alle Erwartungen, iſt einzig in ſeiner Art und allein eine Reiſe nach Rom werth. Über dies Zeugniß hinaus, kann man von dieſen ſichtlichen Wundern keine Beſchreibung machen; ſie bleibt nämlich hinter dem Geſehenen unendlich weit zurück und giebt keinen angemeſſenen Begriff. Was ich in kurzen, trockenen Worten noch hinzuſetze, bezweckt alſo keineswegs das Unmögliche.

Erleuchtet wurden 1) in Doppelreihen von Lampen, der obere Rand des großen Säulenganges zu beiden Seiten der Peterskirche; 2) die Kapitäler aller Säulen an der Façade der Peterskirche, das Architrav, alle Fenſter, und das was über das Architrav emporſteigt; 3) die kleinen Kuppeln; 4) die große Kuppel bis zum Kreuze. Die Erleuchtung ſelbſt zerfällt in zwei Theile; zuerſt nämlich beſteht ſie aus einer Unzahl von Lampen die hinter leichten Papierſchirmen

ſtehen, wodurch das abgedämpfte Licht, etwas ungemein Zauberiſches und Wunderbares erhält. Drauf erſcheinen, mit erſtaunenswürdiger Schnelligkeit, überall die leuchtenden Fackeln; ein Aufſchwung vom leiſen, ſinnigen Piano, zum Glanze des ſiegreichſten Fortiſſimo. Alle Mängel der Façade verſchwinden bei dieſer Doppelbeleuchtung und die Kuppel zeigt ihre Majeſtät und Größe in bewundernswerther Weiſe. Ich ſah ſie vom Petersplatze, von der Brücke S. Angelo, und vom Monte Pincio; und in allen dieſen Entfernungen war der Eindruck groß, herrlich, unvergleichlich.

Daß, hiemit verglichen, das Feuerwerk auf der Engelsburg nur unbedeutend ſeyn müſſe, hatte ich mir nicht ungründlich zuſammengerechnet: — und doch iſt es eben ſo erſtaunenswürdig und einzig in ſeiner Art. Ich erhielt einen trefflichen Platz gerade gegenüber, dicht am Fluſſe. So war Vor- und Hintergrund ſchon bedeutend. Auf ein gegebenes Zeichen begannen nun in raſcher Folge, eine Reihe der mannichfachſten, glänzendſten Erſcheinungen; ſo daß alle Feuerwerke die ich je in meinem Leben geſehen habe, dagegen nur Lappalien ſind. Rieſengarben von Raketen, Schwärmern, Feuerkugeln; Feuerſchlangen nach allen Richtungen, Räder, Sterne, Geſtalten und Bewegungen der verſchiedenſten Art, Waſſerfälle von Feuerwogen u. ſ. w. Jetzt aus dieſem Allen ſich entwickelnd, ein großer gothiſcher Dom (an Orvieto erinnernd), aus

Feuer aller Farben glänzend hingezaubert: nun völlige Nacht und Stille; neue Zeichen, neue Wunder! Genug, mit diesen beiden römischen Festtagen sind keine anderen zu vergleichen. — Was in S. Peter selbst geschah, war dem ähnlich was ich im Lateran sah: Geistliche und Soldaten, kirchliche und kriegerische Musik, Papst, Kardinäle, Bischöfe u. s. w. Ein Dragoner verwickelte sich mit seinen Sporen so in das Gewand eines Bischofs, daß sie sich kaum loswickeln konnten; ein Symbol der Wirren zwischen Kirche und Staat. Mein Überrock, sagte mir ein Soldat, hindere mich an einer Stelle weiter vorzugehen; in demselben Augenblicke fuhren aber ein Paar Hunde zwischen uns hindurch in das Allerheiligste. Sie hatten allerdings nur Leibröcke an. In der merkwürdigen, mit geschichtlichen und künstlerischen Denkmalen reich versehenen Unterkirche, hielt ich mich diesmal nur kurze Zeit auf, die Kühlung und schlechte Luft vor der Abreise doppelt fürchtend.

Zweiundachtzigſter Brief.

Rom, den 20ſten Junius.

Ihr wißt, daß es nie meine Abſicht geweſen iſt, über die Zuſtände des heutigen Italiens etwas Vollſtändiges zu ſammeln und ein regelrechtes Buch zu ſchreiben; ſondern nur da Nachträge zu liefern, wo mir Lücken zu ſeyn ſchienen, oder durch günſtige Verhältniſſe glaubhafte Nachrichten in meine Hände kamen. Am wenigſten bedarf es meiner Bemühungen, wo Andere bereits einen Gegenſtand erſchöpft haben, über den ich nur Ungenügendes ſagen könnte. So wird z. B. hinſichtlich des Kirchenſtaates unter anderen ein jetzt zu druckendes Werk, das unter d. T. „Römiſche Briefe" erſcheinen ſoll, alle Wünſche erfüllen; weshalb ich nur Einzelnes herausgreife, mehr um es mir, als um es Anderen klar zu machen.

Zuvörderſt höre ich über die hieſige Regierung ſelten ungemeſſenes Lob, und häufig ungemeſſenen Tadel ausſprechen, und zwar ſowohl in geiſtlicher, als in weltlicher Hinſicht. Als Heilmittel, wird dann wohl die gänzliche Trennung des Einen vom Anderen vorgeſchlagen. Gewiß haben dieſe beiden Seiten ſo weſentlichen Einfluß aufeinander, daß durch Annahme

jenes Vorſchlages etwas ganz Neues — Beſſeres oder Schlechteres, entſtehen müßte.

Angenommen, eine ſolche vollſtändige Trennung käme zu Stande und der Kirchenſtaat würde ein weltliches Herzogthum; ſo dürfte damit, von anderen Seiten her, der größte Verluſt einbrechen und Rom ſich zunächſt aus der Hauptſtadt der katholiſchen Welt, in die Hauptſtadt eines bloßen Herzogthums verwandeln. — Noch üblere Folgen müßte die angeprieſene Veränderung in kirchlicher Hinſicht haben: der jetzt unabhängige Papſt geriethe gewiß in drückende Abhängigkeit von irgend einer katholiſchen Macht, und Zeiten der avignonſchen und napoleoniſchen Gefangenſchaft kehrten wieder. Die proteſtantiſche Anſicht, welche überhaupt keinen Papſt will, ſtelle ich hier ganz bei Seite, und behalte mir vor über das Verhältniß von Staat und Kirche vielleicht ſpäter meine unmaßgebliche Meinung zu ſagen.

Eine andere, jedoch hieher gehörige und oft ausgeſprochene Behauptung, iſt die: Volk und Regierung ſtänden im Kirchenſtaate im ſchroffſten Gegenſatze: jenes ſey über Maßen vortrefflich, dieſe über Maßen ſchlecht. — In einzelnen Augenblicken kann durch höchſt ausgezeichnete, oder höchſt verdammliche Perſonen ein ſolcher Gegenſatz heraustreten; es kann auch auf längere Zeiträume das Übergewicht des Beſſeren, oder Schlechteren nach der einen oder der anderen

Seite hinfallen. Im Ganzen und Großen ſteht aber Regierung und Volk in ſtetem wechſelſeitigen Zuſammenhange, und ſowie der vergleichende Anatom aus einzelnen Theilen, den Bau des ganzen Thieres ableitet und ihn erkennt; ſo kann der Staatsmann aus der Regierung und den Geſetzen auf das Volk, und aus Sitten und Gewohnheiten des Volkes auf die Regierung ſchließen. Mir ſcheint das Löbliche und Tadelnswerthe im Kirchenſtaate eher aus dieſem Zuſammenhange und dieſer Wechſelwirkung erklärlich, als wenn man dieſelben einſeitig läugnet. Die Vorausſetzung: nur das Mangelhafte, Unverſtändige, Eigennützige u. ſ. w. treibe aus den Maſſen nach oben und gelange zur Regierung, während das reine Gold unten am Boden liegen bleibe; dieſe Vorausſetzung mancher Pſeudoliberalen erſcheint mir ſo einſeitig und irrig, wie die entgegengeſetzte mancher Hyperariſtokraten: das wahre Natur- und Staatsrecht erlaube ihnen, auf den Köpfen der untenſtehenden, verderbten Maſſen nach Willkür umherzuſpazieren.

Ich verlaſſe jedoch dieſen Boden allgemeiner Betrachtungen, um Euch heute Auszüge aus der Geſetzgebung Leos XII über Schulen und Univerſitäten mitzutheilen. In der Einleitung zur Hauptbulle vom Auguſt 1824 macht der Kardinal Bertazzoli auf gewiſſe irrige Richtungen der bloß materiellen Wiſſenſchaft aufmerkſam und erinnert an die Nothwendigkeit,

ſittliche Erziehung Hand in Hand mit geiſtiger Bildung gehen zu laſſen. Ganz richtig. Rom beherrſchte im Mittelalter die chriſtliche Welt, ſo lange es an der Spitze der ſittlichen und geiſtigen Bildung ſtand. Die letzte konnte im 16ten Jahrhunderte das Auseinanderfallen der Chriſtenheit nicht verhindern, weil man in Rom zwar Kunſt und Wiſſenſchaft, aber keine Frömmigkeit und Tugend mehr ſah. Nur da wo eine erneute, verklärte Einigung dieſer Richtungen eintritt, iſt der rechte Boden auf welchem ſich anzuſiedeln, künftige Geſchlechter für eine Pflicht und ein Glück halten werden.

Die Hauptbeſtimmungen jenes Geſetzes ſind folgende: Es wird eine Congregation zur Leitung aller Schulangelegenheiten gegründet. Im Kirchenſtaate ſollen zwei Hauptuniverſitäten (Rom und Bologna) jede mit wenigſtens 38 Lehrſtellen ſeyn, und ſechs Univerſitäten zweiten Ranges zu Ferrara, Perugia, Camerino, Macerata, Fermo und Urbino, jede mit wenigſtens 17 Lehrſtellen. An der Spitze jener beiden ſteht ein Erzkanzler, an der Spitze der letzten ein Kanzler. In Rom iſt es der Kardinal-Kämmerling, in Bologna der Erzbiſchof, in den übrigen Städten der Erzbiſchof, oder Biſchof. Sie ſorgen für Erfüllung aller Geſetze, üben die Rechtspflege, verhängen (mit Rath des Rektors, oder anderer Perſonen) Strafen bis zu einjähriger Haft, haben den Vorſitz bei

der Wahl der Profeſſoren und bei Vertheilung der akademiſchen Würden u. ſ. w.

Jede Univerſität hat einen Rektor, welcher nicht bloß die Aufſicht über den Wandel der Studenten, ſondern auch der Profeſſoren führt, und Acht giebt ob dieſe ihren Pflichten nachkommen. Jede der vier Fakultäten einer Hauptuniverſität ſoll bis 12, einer Nebenuniverſität 6 bis 8 Lehrer zählen. Kein Lehrer darf ohne die wichtigſten Urſachen (gravissima causa) und nur zufolge des Spruches der hienach urteilnden Congregation entfernt werden. Die Fakultäten haben das Recht ihren Dekan zu wählen, Prüfungen anzuſtellen, akademiſche Würden zu vertheilen, Vorſchläge wegen Beſetzung der Lehrſtellen zu machen, Gutachten zu geben und Alles das in Antrag zu bringen, was ihnen für das Wohl der Anſtalt und der Studenten, der Künſte und der Wiſſenſchaften nöthig erſcheint.

Für Beſetzung der Lehrſtellen findet eine Bewerbung (concorso), ſowie eine ſchriftliche und mündliche Prüfung ſtatt. Bei der Abſtimmung durch Ballot, haben auch die Kanzler und einige zur Stadtobrigkeit gehörige Perſonen ein Votum. Hinſichtlich theologiſcher Stellen, welche von gewiſſen Orden beſetzt werden, findet eine Prüfung anderer Art ſtatt. Männer welche bereits eines anerkannten literariſchen Rufes genießen, ſind der Bewerbung und Prüfung nicht unter-

worfen. Kein erwählter Profeſſor kann (ohne Urtheil und Recht) ſeiner Stelle beraubt werden.

Jeder Profeſſor legt ſeinen Vorleſungen einen, von der Congregation gebilligten, gedruckten Entwurf zum Grunde. Es ſteht ihm frei ſeine weiteren Erläuterungen zu diktiren. Die meiſten Vorleſungen müſſen in lateiniſcher Sprache gehalten werden. In jeder Fakultät ſoll ein überzähliger Profeſſor ſeyn, welcher die Vorleſungen eines etwa erkrankten, oder verhinderten Lehrers übernimmt.

Niemals werden Bücher aus den Bibliotheken ins Haus verliehen; niemals verbotene Bücher, ohne höhere Erlaubniß ausgehändigt.

Die Biſchöfe und Magiſträte machen (nach vorheriger Berathung) der Congregation ihre Vorſchläge über Zahl und Art der Stadtſchulen. Die Stellen werden zur Bewerbung ausgeboten, die Prüfung erfolgt in Gegenwart des Stadtrathes, und der, welcher die meiſten Stimmen erhält, wird dem Biſchofe zur Beſtätigung vorgeſtellt.

Behufs der Aufnahme in die Univerſitätsmatrikel muß der Student gewiſſe Kenntniſſe nachweiſen. Kein Relegirter wird in einer anderen päpſtlichen Univerſität aufgenommen. Wer nicht regelmäßig der Meſſe beiwohnt und andere religiöſe Pflichten erfüllt, bekommt weder Zeugniſſe, noch die akademiſchen Grade des Baccalaureus, Licentiaten, oder Doktors. Die Rechte

der verſchiedenen Univerſitäten in Hinſicht auf die Verleihung derſelben, ſind nicht ganz gleich. Jeder Profeſſor, Schullehrer, Doktor, muß das Glaubensbekenntniß Pius IV ablegen. In der Regel ſoll ein Doktorandus vier Jahre ſtudirt haben. Auf jeder Univerſität ernennt man jährlich aus den Studenten einige Ehrendoktoren. Sie ſind den vorgeſchriebenen Prüfungen, aber nicht den gewöhnlichen Zahlungen unterworfen. Dieſe betragen für das Baccalaureat und Licentiat 10, für das Doktorat 40 Scudi.

Jährlich werden alle Studenten in der Art geprüft, daß jeder Profeſſor den Hauptinhalt ſeiner Vorträge in nicht weniger als 15 Aufgaben zuſammendrängt, deren eine durchs Loos gezogen, und binnen vier Stunden bearbeitet und gelöſet wird. Auf den beiden Hauptuniverſitäten dauern die Ferien vom 27ſten Junius, bis 5ten November, auf denen zweiten Ranges vom 20ſten Julius bis 5ten November; die Zeiten der Feſte und manche Heiligentage ungerechnet. Der Donnerstag (heißt es) iſt nur frei um die fünfte aufeinanderfolgende Lehrſtunde zu verhindern.

Die Gymnaſien der Biſchöfe und Orden, ſind den allgemeinen Vorſchriften nicht unterworfen. Alle Schulen wechſelſeitigen Unterrichts werden aufgehoben. Ohne eine, meiſt von den Biſchöfen zu ertheilende Erlaubniß, darf niemand eine Schule eröffnen. Dieſe Erlaubniß ſoll ſich hauptſächlich auf den Ausfall einer

vorhergegangenen Prüfung gründen. Alle Schüler, ohne Ausnahme, nehmen an dem vorgeſchriebenen Religionsunterrichte Theil. Die Behörde beſtimmt den höchſten und niedrigſten Satz des zu fordernden Schulgeldes. Aller Unterricht beginnt und ſchließt mit Gebet und geiſtlichen Übungen. Jeder Lehrer ſoll Mäßigung und Milde zeigen und nur im äußerſten Falle darf er mit einem Stricklein ohne Knoten, das Innere der flachen Hand ſchlagen.

Die Vorleſungen, welche ein Student behufs des Doktorats hören ſoll, ſind zum Theil ſo im Allgemeinen bezeichnet (z. B. S. Theologia, S. Scriptura) daß man Umfang und Inhalt daraus nicht genau entnehmen kann; doch theile ich die etwas beſtimmteren Forderungen hinſichtlich der Philologie mit. Der Doktorandus ſoll gehört haben: im erſten Jahre, Rhetorik und Poetik, alte Geſchichte, römiſche Alterthümer; im zweiten Jahre, römiſche Klaſſiker, griechiſche und römiſche Geſchichte, griechiſche Alterthümer; im dritten Jahre, italieniſche Klaſſiker, neuere Geſchichte, ägyptiſche und andere Alterthümer.

Die Art und Weiſe wie dieſe Geſetze aufgefaßt und weiter zur Anwendung gebracht werden, ergiebt ſich zum Theil aus den Lektionsverzeichniſſen, und ſo mag hier zuerſt das neueſte des römiſchen Collegiums der Jeſuiten, und zwar (damit nicht Überſetzungsfehler einſchleichen) in der Urſprache hier folgen.

I. *Quibus de argumentis inter annum lectiones in scholis superioribus habentur.* In schola:

Literarum sacrarum: Institutiones biblicae. — Commentationes in selecta loca veteris testamenti.

Theologiae dogmaticae: De incarnatione. De deo creatore.

Institutionum canonicarum: Prolegomena in sacram jurisprudentiam. — De personis et judiciis ecclesiasticis.

Linguae hebraicae: Grammatica Eduardi Slaughter. — Liber Deuteronomii.

Theologiae brevioris: De fide divina ejusque regulis. — De deo uno. — De sanctissima trinitate.

Theologiae moralis: De actibus humanis. — De conscientia. — De legibus. — De peccatis. — De virtutibus. De praeceptis decalogi.

Historiae ecclesiasticae: Dissertationes ex primis quinque saeculis.

Sacrorum rituum: De antiquis ecclesiae ritibus in Sacramentorum administratione.

Eloquentiae sacrae: Praecepta traduntur. — Exempla S. S. Ecclesiae patrum exhibentur. — Stilus et declamatio exercitatione efformantur.

Philosophiae religionis: Principia religionis naturalis et revelatae adjecto examine Kantiani criticismi.

Ethicae: Philosophia morum. — Jus naturae. — Principia juris publici.

Logicae et Metaphysicae: Dialectica. — Veritatis fontes. — Notiones ontologicae. — Cosmologia. — Psychologia. — Theologia naturalis.

Matheseos sublimioris: Introductio ad calculum superiorem. — Calculus differentialis atque integralis.

Astronomiae: Notiones praeviae in Trigonometriam sphaericam. — Theoria motus corporum caelestium. — Mundani systematis expositio.

Physico-Matheseos: Statica. — Dynamica. — Hydrostatica. — Acustica. — Optica.

Physico-Chimicae: Physicae experimentalis elementa. — Principia Chemiae.

Elementorum Matheseos: Arithmetica. — Algebra. — Geometria. — Trigonometria rectilinea. Notiones sectionum conicarum.

Linguae graecae: Dialecti docentur et cum lingua communi conciliantur. — Enarratur Pindarus.

II. *Index rerum quae tradantur, et librorum quorum usus in scholis inferioribus.*

Rhetoricae: Demosthenis orationes. Thucydidis Historiae. Homeri Ilias. Pindari Odae. Ciceronis orationes et partitiones oratoriae. Livii Historiae. Virgilii Aeneis. Horatii carmina. — Eloquentia italica. Historia rei literariae.

Humanitatis: Ars rhetorica Dominici de Colonia. Ars poetica Josephi Juvencii. Isocratis oratio paraenetica. Xenophontis Cyropaedia. Luciani dialogi selecti. Anacreontis Odae selectae. Ciceronis orationes selectae et de officiis. Excerpta ex Livii et Sallustii historiis. Virgilii Aeneis. Horatii Odae selectae. Catulli, Tibulli et Propertii carmina castigata. — Praecepta italicae elocutionis, ac stili virtutes. Excerpta ab Hist. univ. Geographia vetus et sphaera armillaris.

Grammaticae supremae: Alvari Grammatica et ars metrica. Graeca Grammatica patavina.

Grammaticae mediae: Alvari Grammatica. Graeca Grammatica patavina. Cebetis tabula. Aesopi fabulae. Ciceronis epistolae ad familiares. Cornelius Nepos. Phaedrus. Ovidii fastorum et tristium libri. — Praecepta linguae italicae: Excerpta ab Hist. univ. Geographia.

Grammaticae infimae I ordinis: Alvari Grammatica. Gretseri Rudimenta linguae graecae. Ciceronis epistolae selectae. Phaedrus. Praecepta linguae italicae. Excerpta ab Hist. univ. Geographia.

Grammaticae infimae II ordinis: Alvarus. Facillima et selecta ex epistolis Ciceronis. — Excerpta ab Hist. univ. Rudimenta linguae italicae. Prima Geographiae elementa.

Betrachtungen und Randgloſſen zu dem Vorſtehenden füge ich um ſo weniger bei, da ich bei ähnlichen Gelegenheiten meine Anſichten ſchon des Breiteren dargelegt habe. Nur die Frage will ich aufwerfen: ob es im Jahre 1831 bei Gelegenheit der bolognefer Unruhen nicht viel geſcheuter geweſen wäre, ſogleich ernſtlich für gründlichen hiſtoriſch-politiſchen Unterricht zu ſorgen, als die Univerſitäten auf zwei Jahre zu ſchließen und die Aufgeregten und Unruhigen ſich ſelbſt zu überlaſſen?

Dreiundachtzigſter Brief.

Rom, den 22ſten Junius.

Wenn es unmöglich iſt, Venedig durch künſtliche Mittel zu ſeiner ehemaligen Größe zu erheben, ſo geht dies noch weit mehr bei Rom über menſchliche Kräfte hinaus, und darf nicht kurzweg der Regierung zur Laſt gelegt werden. Vielmehr hat faſt jeder Papſt ſeine Pflicht und ſeine Ehre darin geſetzt, für Herſtellung und Verſchönerung Roms etwas Erhebliches zu thun. Noch unbezwinglicher als die Stadt, zeigt

ſich die Umgebung, die Campagna; und während Einzelne über die Schönheiten und die Poeſie dieſer Wüſte jubeln, ſehe ich faſt nur die unerbittliche Nemeſis und das Weltgericht, welches die Eroberer, die Herrn der Sklaven und Latifundia, die Genußſüchtigen ſtrafte, weiter als bis ins vierte Glied, in perpetuam rei memoriam!

Abweſenheit der Eigenthümer, Eigennutz der Pächter und Aufſeher, Armuth und Krankheit der Bearbeiter; kein geſelliges, ſittliches Band, keine Gemeinſchaft, keine Anſiedelung, keine Anhänglichkeit an den Boden, keine Theilnahme am Glück, keine Hülfe im Unglück: — wie Unzähliges müßte ganz anders werden, bevor eine Auferſtehung dieſes Grabes möglich erſcheint. Die Campagna iſt aber, gottlob, nicht der ganze Kirchenſtaat, ſondern nur ein kleiner Theil deſſelben.

Wenn derſelbe im Jahre 1800, 2,400,000 Einwohner zählte, 1829, 2,679,000, und 1833, 2,728,000, ſo zeigt ſich auch hier wenigſtens ein äußerlicher Fortſchritt. Die Bevölkerung Roms welche 1795 an 164,000 Menſchen zählte, und 1813 auf 117,000 Menſchen hinabgeſunken war, iſt jetzt auf 153,000 geſtiegen. Darunter befinden ſich 5,273 Geiſtliche, Mönche, Nonnen und Seminariſten; oder es kommen auf etwa 29 Perſonen ein Geiſtlicher, oder im gewöhnlichen Sinne nicht producirender Menſch

Man behauptet: es beſtänden im Kirchenſtaate 1824 Monchs- und 612 Nonnenklöſter. Binnen fünf Jahren, von 1829 bis 1833 wurden 3,840 Kinder in Rom ausgeſetzt, von denen (ſo höre ich) 2,941, oder 72 Procent ſtarben! Sie ſollen eine jährliche Ausgabe von 50,000 Scudi, oder etwa 75,000 Thaler verurſachen. Für die Schulen giebt (zu den eigenen Einnahmen von 3,800 Scudi) die Regierung 4,400 Scudi.

An milden Stiftungen iſt Rom überreich: für Alte, Kranke, Wittwen, Waiſen, Bettler, Gefangene, Hausarme u. ſ. w. Der Papſt giebt jährlich an 22,000 Scudi Almoſen; allein am Krönungstage deſſelben werden 2,400 Scudi vertheilt. Von 1,400 Mädchen die jährlich in Rom heirathen, werden an 1,100 ausgeſtattet, was früher 60,000, jetzt 32,000 Scudi koſtet. Hiezu giebt das Lotto 5,300 Scudi!

Alle dieſe Anſtalten haben Armuth und Bettelei eher vermehrt, als vertilgt, und Morichini hat die Gründe dieſer Erſcheinungen einleuchtend auseinandergeſetzt. Mit Recht erklärt er ſich wider Bettelei und Faulenzerei, und bezeichnet das Beſchäftigen der Armen, als die löblichſte Unterſtützung.

Vierundachtzigſter Brief.

Rom, den 28ſten Junius.

Das Studium der öffentlichen Einrichtungen Venedigs und des neuen Roms, hat außerordentliche Schwierigkeiten, weil den Abtheilungen der Behörden, Gerichte u ſ. w., ſo wenig wie einſt in Athen ſcharfe wiſſenſchaftliche Prinzipien zum Grunde liegen, die große Mannichfaltigkeit vielmehr durch einzelne Ereigniſſe und Bedürfniſſe hervorgetrieben ward, und manches abſterbende Ältere, neben dem lebendigen Neueren ſcheinbar fortbeſtand. Gleich anderen Regierungen hat indeß auch die päpſtliche ſich in der neueren Zeit bemüht mehr Einheit, Ordnung und Einfachheit in den Geſchäftsgang zu bringen. Zum Beweiſe theile ich hier einen Auszug aus dem wichtigen Geſetze Pius VII vom 6ten Julius 1816 mit.

Es iſt nöthig (heißt es daſelbſt in der Einleitung) ſich einem Syſteme der Einheit zu nähern, weil die Verſchiedenheit der Geſetze und des Herkommens zu groß und ſchädlich war. Die Aufgabe iſt mithin doppelter Art: erſtens zu ändern, und zweitens die weiſen Einrichtungen alter Zeiten zu erhalten.

Der Kirchenſtaat iſt in 17 Delegationen verſchie-

dener Wichtigkeit, und jede wiederum in mehre Unterabtheilungen oder Kreiſe (governi) zerfällt. An der Spitze der geſammten Regierung der Delegation (mit Ausnahme der Rechtspflege) ſteht ein Kardinal, und ihm zur Seite zwei Aſſeſſoren. Außerdem erwählt die Regierung zwei bis vier würdige Perſonen, welche in fünf Jahren zur Hälfte wechſeln, und in allen wichtigen Dingen um Rath gefragt werden ſollen.

Die Gerichtsbarkeit der Barone, wird in einigen Landſchaften unter gewiſſen Bedingungen vorläufig beibehalten, zugleich aber die Methode angegeben, wie ſie aufgehoben werden könne. Alle Gerichtsbeamte des Adels bedürfen einer päpſtlichen Beſtätigung und ſind den allgemeinen Geſetzen unterworfen.

In jedem Hauptorte einer Delegation befindet ſich ein Tribunal erſter Inſtanz, welches auch in appellatorio über gewiſſe Sachen ſpricht, die in erſter Stelle den Kreisbeamten zugewieſen ſind. Rechtsſachen über 10 Scudi an Werth, bei welchen die Barone betheiligt ſind, werden nicht von ihnen, ſondern von einem benachbarten päpſtlichen Gerichte entſchieden. Das Verfahren bei den Gerichten erſter Inſtanz iſt öffentlich, aber ohne Geſchworne. Es giebt vier Appellationshöfe, und mit zwei gleichlautenden Urtheilen iſt jede Sache zu Ende gebracht. Die Tribunale der Rota und Segnatur ſind beibehalten, ihr eigenthüm-

licher Geschäftskreis aber ohne Weitläufigkeit nicht nachzuweisen. Für Kameralsachen, oder das was die Franzosen droit administratif nennen, sind zwei besondere Instanzen gebildet.

Der Papst ernennt alle Richter. Um Richter erster Instanz zu werden, verlangt man: ehrbaren Wandel, ein Alter von 25 Jahren, die Doktorwürde (laureato) und dreijährige Gerichtspraxis. Der Richter zweiter Instanz, soll wenigstens 30 Jahre alt seyn und fünfjährige Praxis nachweisen. — Neue Gesetzbücher werden versprochen.

Die peinlichen Gerichte sind in ähnlicher Weise abgestuft, die Asyle und kirchlichen Freiheiten, die Inquisition und die bischöflichen Gerichte, unter gewissen näheren Bestimmungen beibehalten; die Tortur hingegen abgeschafft.

In jeder Stadt befindet sich ein Magistrat, und (nach Maaßgabe der Bevölkerung) eine Behörde von 18 bis 48 Räthen, oder Stadtverordneten. Das erste Mal werden diese vom Delegaten ernannt, später von den Räthen selbst nach Mehrheit der Stimmen erwählt. Der Delegat darf die Bestätigung nur aus erheblichen Gründen, und wegen gesetzlicher Unfähigkeit verweigern. Zwei Drittheile der Räthe bestehen aus Grundeigenthümern, ein Drittel aus Gelehrten, Kaufleuten und Gewerbtreibenden. Tagelöhner und die ein niedriges Gewerbe treiben sind unwählbar, nicht

aber unabhängige Ackerbauer. Aus alten Genossenschaften (ceti) dürfen nicht über die Hälfte der Räthe in die neue Behörde einrücken; Geistliche, welche eigene Güter haben, sind zulässig, und sitzen dann über den Laien. Wo Adliche ansässig sind, nimmt man gewöhnlich ein Drittel der Räthe aus denselben. Sonst werden Geistliche und fromme Stiftungen, durch zwei vom Bischofe ernannte Abgeordnete vertreten.

Der Magistrat besteht aus einem Gonfaloniere und 2, 4, 6 (später 3 bis 9) Ältesten (anziani). Aus einer von den Räthen eingereichten dreifachen Liste, erwählt der Delegat die Anziane, und der Kardinal-Staatssekretair die Gonfalonieri. Diese bleiben zwei Jahre im Amte; jene scheiden jährlich zur Hälfte aus, und sind erst nach zwei anderen Jahren wieder wählbar. Die Voranschläge der Städte werden, nach Anhörung des Gutachtens der Anziane, entworfen, von den Räthen geprüft, mit den Bemerkungen des Delegaten an die vorgesetzte Behörde (congregazione del buon governo) gesandt, und endlich bestätigt, oder abgeändert. Dasselbe Verfahren findet hinsichtlich der Rechnungen statt.

Der Gonfaloniere beruft den Rath und ist Vorsitzer in demselben. Zwei Drittel der Räthe müssen gegenwärtig seyn um einen Beschluß fassen zu können. Kein Beschluß kommt zur Ausführung ohne Bestätigung des Delegaten und der oberen Behörde.

Für jede Landſchaft ſollte nach dem Vorſchlage der Gemeinen vom Papſte eine Zahl von Landſchaftsräthen ernannt, und ihnen Einfluß auf die Vertheilung der Steuern und die Rechnungsführung eingeräumt werden.

Die Veräußerung der Domainen ward beſtätigt: Herſtellung eingezogener Kirchen und Klöſter, oder Entſchädigung der Erwerber und Eigenthümer, hat der Regierung außerordentlich große Summen gekoſtet und vorzugsweiſe den ſchlechten Zuſtand der Finanzen herbeigeführt.

Noch nicht aufgehobene Fideicommiſſe bleiben unangetaſtet; neue können nur unter gewiſſen Bedingungen geſtiftet werden: ſo z. B. nur auf unbewegliche Güter, mindeſtens 15,000 Scudi an Werth, nur auf vier Grade u. ſ. w. Frommen Stiftungen gewährt man mehr Freiheit.

Sind Söhne vorhanden, ſo haben die Töchter nur Anſpruch auf eine Ausſteuer, oder eine Abfindung aus dem Vermögen des Vaters, welche den Pflichttheil nicht zu überſteigen pflegt. Rührt hingegen die Erbſchaft von Weibern her, ſo ſind die Töchter nicht ausgeſchloſſen.

Fünfundachtzigster Brief.

Rom, den 25ſten Junius.

Gegen die Geſetzgebung Papſt Pius VII von 1816 erhoben ſich zunächſt diejenigen, welche in der Wiederherſtellung aller alten Einrichtungen den alleinigen Weg des Heiles ſahen; und ſo erſchien unter Leo XII am 5ten Oktober 1824 ein neues Geſetz, welches viele Einrichtungen ſeines Vorgängers unbewährt nannte, die Einführung eines beſſeren Rechts- und Verwaltungsſyſtems verſprach, ſogleich aber die Macht der Geiſtlichkeit und des Adels wiederherſtellte, oder doch erhöhte. Dieſe neue, rückläufige Geſetzgebung fand noch mehr Widerſpruch als die vorwärtseilende, und nach den beſeitigten Aufſtänden von 1831 hielten ſich die Großmächte Europas für verpflichtet den Papſt auf die Nothwendigkeit beſonnener Veränderungen aufmerkſam zu machen. Dieſe Veränderungen ſollte die päpſtliche Verordnung vom 5ten Julius 1831 herbeiführen; ſie hat aber den Beifall der Mehrzahl nicht gewonnen, oder iſt wenigſtens als ungenügend bezeichnet worden. Gewiß haben die ſcheinbar ſtaatsrechtlichen Formen kein groſes praktiſches Gewicht, und es iſt (wie geſagt) hier nicht der Ort, das umſtänd-

lücher zu entwickeln, was anderwärts bereits vollständig gedruckt, oder in genügenden Auszügen mitgetheilt ist. So finden sich z. B. lehrreiche Nachrichten über Gesetzgebung und Rechtspflege in Mittermaiers Zeitschrift für Rechtswissenschaft, Theil 6 und 9, über den Landbau in Tournons études statistiques, Bowrings Bericht u. s. w.*). Deshalb nur noch ein Paar vereinzelte Nachrichten und Bemerkungen.

Alle Versuche das Finanzwesen in gebührende Ordnung zu bringen, sind zeither ungenügend gewesen; eine Folge vielfacher Ursachen. Denn wenn auch die Kosten des päpstlichen Hofes, mit Einschluß der Kardinäle, nur bescheiden und mäßig sind; so nimmt doch das Heer an 20, und die Staatsschuld an 25, oder (wie Andere behaupten) gar an 38 Procent der Staatseinnahmen hinweg; so daß sich dieselben für 1837 auf

etwa . . . . . 13,485,000 Thaler,

die Ausgaben aber auf . . 14,730,000 belaufen,

also ein Deficit blieb von . 1,245,000,

welches den Staat zur Auflösung führen muß, wenn nicht größere und durchgreifendere Maaßregeln als bisher ergriffen werden. Großentheils ist man in diese Noth, durch das Bemühen gerathen: den geistlichen und Mönchsstaat früherer Zeiten in seiner vollen Aus-

*) Alles trefflich zusammengedrängt in Schuberts Statistik.

dehnung herzustellen, und für alle zur französischen Zeit erlittenen Verluste zu entschädigen. Kostspielige Anleihen beseitigen die Noth kaum für den Augenblick; gewiß kehrt sie unausweichlich in verdoppeltem Maaße zurück.

Von den Irthümern der alten Zollgesetze hat man sich in keiner Weise ganz losgemacht; sondern hofft immer noch die Entwickelung der inneren, mangelnden Thätigkeit, von Einfuhr- und Ausfuhrverboten, oder von Steuersätzen, die (wie mir erzählt wird) bis 75 Procente des Werthes, oder z. B. auf 100 Scudi von 100 Pfunden Tuch, stiegen. Einzelne Besserungen sind in neueren Zeiten eingetreten, lassen aber immer noch viel zu thun übrig.

Die Grundsteuer beträgt etwa 75 Bajocchi von 100 Scudi Schätzungsertrag, halbjährig von den Eigenthümern der ländlichen und städtischen Grundstücke einzuzahlen. Über den Getraidehandel wechselten die Vorschriften. Seit dem Jahre 1823 ward die Einfuhr oder die Ausfuhr verboten, je nachdem der einheimische Preis unter einen gewissen Satz hinabsank, oder drüber hinaufstieg.

Die Erhebung der Verbrauchssteuern war nicht immer im ganzen Kirchenstaate dieselbe. In den ummauerten Orten (stazio comune murato) der Landschaften Bologna, Ferrara, Forli, Ravenna, und in der Stadt Rom, wurden sie bezahlt von Wein,

Branntwein, Mehl, Getraide, Hülsenfrüchten, Schlachtvieh, Fettwaaren, Heu, Stroh, rohen oder getrockneten Häuten, Bau- und Brennmaterialien. In offenen Städten und Orten (dazio consumo fuorense) beschränkte sich die Steuer auf Wein, Branntwein, Mehl und Fleisch, und ward von den Personen erhoben zu deren Gewerbe der Verkauf dieser Gegenstände gehörte. Gewöhnlich verpachtete man die Steuer an den Meistbietenden auf drei Jahre. In allen übrigen Landschaften wird in den Städten und auf dem platten Lande eine Mahlsteuer erhoben, von jeder Art Getraide; Mais, Roggen, Gerste und Hafer jedoch ausgenommen. Werden diese Sorten jedoch mit anderem steuerbaren Getraide vermischt, so muß die Abgabe bezahlt werden. Sie beträgt für den Rubbio zu 6 10 Pfund, 76 Bajocchi und 4 Quattrini. Auch diese Steuer wird meist verpachtet. Das Gesetz enthält genaue Vorschriften für Müller, Mahlgäste, Pächter, Controle, Bezettelung, Zeit und Gültigkeit, Ausweis, Strafen, Confiscationen u. s. w. Jedes Mahlen im Hause, auf welche Weise es auch geschehe, ist streng verboten.

Als Regalien werden betrachtet: Salz, Tabak, Alaun, Vitriol und Spielkarten. Das Salz wird theils im Auslande gekauft, theils in Cornete, Ostia, Cervia und Comacchio gewonnen. Der Bau des Tabaks ist nur in gewissen Gegenden, unter gewis-

sen Beschränkungen erlaubt. Alle Blätter müssen der Regierung zum Verkauf nach drei verschiedenen Preisen dargeboten, und nur die zurückgewiesenen dürfen ins Ausland verkauft werden. Der Alaun wird hauptsächlich in den reichen Gruben von la Tolfa, der Vitriol bei Ferentino und Valle Gambara im Bezirke von Viterbo gewonnen. Das Spiel Karten kostet für Privathäuser drei, an öffentlichen Orten sechs Bajocchi. Die Kosten gerichtlicher Beglaubigung von Privatgeschäften betragen 20 Bajocchi bis 2 Scudi, die Kosten hypothekarischer Eintragungen eins vom Tausend. Für den Übergang von Eigenthum und Nießbrauch durch Erbschaft, Schenkung u. dgl. zahlen Brüder ½ Procent, religiöse Stiftungen 2 Procent, Verwandte zweiten Grades 3, dritten Grades 4, vierten Grades 5 Procent, entferntere Verwandte und Fremde 6 Procent. Das heillose Lotto bringt dem Staate ein jährliches Sündengeld von mehr als 1½ Million Thaler.

Sechsundachtzigſter Brief.

Neapel, den 3ten Julius.

Bis hieher hat mich der Himmel glücklich geführt; über das wie, berichte ich in aller Kürze. Den 30ſten Junius nahm ich Abſchied von Hrn. v. B —, beſah die Gemälde in Maria Araceli, und fuhr dann zur Siſtina, um Michel Angelos Heldengedicht von neuem zu bewundern. Mittags beim Grafen L —, mit dem es zu anziehenden politiſchen Geſprächen kam. Spaziergang auf Monte Pincio mit —; dann in ſeiner Begleitung zum Mauſoleum des Auguſtus, was zu einer Arena hergeſtellt oder ausgebaut iſt. Ringsum Sitze, darüber hinauf Logen, unten in der Mitte der Schauplatz, diesmal für ein Feuerwerk; ſehr ſchön, obgleich es dem auf der Engelsburg nicht gleich kommen konnte.

Um Mitternacht mit Hrn. v. H — und dem Kourier H. Müller, Abfahrt von Rom, beim Koloſſeum und Lateran vorbei, hinaus in die Campagna, die bei Mondſchein noch wüſter, einſamer und ängſtlicher erſchien als gewöhnlich. Morgens bei Albano zeigte das Thermometer nur 11°, ſtieg nicht über 20°, und Abends bei Neapel fror ich trotz Überrock und Regenmantel. Die pontiniſchen Sümpfe, ohne daß man Sümpfe ſähe. Überall reiche Wieſen, gute

Saaten, mitten hindurch ein langer schattiger, mit hohen Bäumen besetzter Weg und zur Seite ein rasch genug fließender Kanal. Nur die Gesichtsfarbe einzelner Menschen bewies, daß der böse Ruf dieser Gegenden nicht unverdient ist. Bei Terracina eröffnet sich die neue Welt des südlichen Italiens: Granaten, Orangen, blühende Aloen, fantastisch gelegene Orte wie Fondi und Itri; — Alles im neuen Lichte, wozu jedoch die Bettelei den gewöhnlichen Schatten liefert. Vom Garigliano bis S. Agatha der reichste, mannichfachste Anbau: Äcker, Wiesen, viele Bäume, der Fluß sich hell hindurchwindend, und drei Viertel des Gesichtskreises eingeschlossen von sich hebenden und sinkenden Hügeln, auf denen Häuser, Ortschaften Kirchen und Thürme emporsteigen. Noch weiter zurück die Berge der Abruzzen, welche in mannichfachen Linien und Massen sich übereinander lagern. Anfangs Alles sonnenbeleuchtet, dann in jedem Grade farbiger Dunkelheit sich darstellend, bis die Erde verschwand und der Sternenhimmel die Betrachtung auf sich zog und anders stimmte. Um 2 Uhr in der Nacht erreichten wir Neapel.

Ich habe, wie vor 22 Jahren, das Gerede über die unendliche, Jegliches in sich schließende Schönheit der Campagna di Roma wieder mit anhören müssen. Dieser Aberglaube erhält sich (wie so mancher andere) in Rom stereotyp und unverletzt, und erst derjenige

meint à la hauteur zu ſeyn, welcher ihn ſich angekünſtelt und angedrechſelt hat. Die Villa Borgheſe, die Villa Albani u. dgl. gehören ſo wenig zur Campagna, wie Albano und Tivoli. Was jetzt eine nach allen Seiten ſich hinſtreckende Wüſte, eine zona deserta iſt, war zuerſt reich bewachſenes Waldland, dann trefflich bebauter Acker- und Wieſengrund, hierauf der Inbegriff von Dörfern, Landhäuſern, Villen und Prachtgärten. Iſt nun der jetzige Anblick der unübertrefflich ſchönſte; ſo waren die ſo eben bezeichneten Zuſtände die häßlicheren, was in Wahrheit eine Abſurdität in ſich ſchließt. Kann die Negation dergeſtalt die Poſition überbieten, ſo iſt eine Frau auch dann am ſchönſten, wenn ſie es nicht mehr iſt. Irre ich nicht, ſo ſteht ſchon im Strabo eine Stelle über die Lage Roms, welche weit beſſer mit meinen Behauptungen ſtimmt, als mit denen jener zu leicht begeiſterten Kunſtjünger. Sie könnten entgegnen: bei mir herrſche der kameraliſtiſche Standpunkt vor, welcher von Schönheit nichts wiſſe und verſtehe. Setzen wir aber überall bei Seite, was ſich hinzudenken läßt, bleiben wir bei dem ſtehen, was man ſieht; ſo fehlen, Bäume, Sträucher, Gebäude, Menſchen, Waſſer u. ſ. w.; — es iſt und bleibt eben die (negative) Schönheit der Wüſte. In ſolcher Weiſe bedrängt, legen die Gegner den Hauptnachdruck auf die Berglinien jenſeit, und die einzelnen Ruinen

innerhalb der Campagna. Allein jene Berge gehören eben nicht zu der Campagna, und die Schönheit eines Hintergrundes läßt sich sehr wohl von der Unschönheit des Vordergrundes trennen. Auch giebt es viel mannichfaltigere und schönere Berglinien: so die am Garigliano und Velino, bei Neapel und Taormini, bei Salzburg und Gemünd, in Südwales, in den Pyrenäen u. s. w.

Was endlich die Ruinen anbetrifft, so haben sie ihr Pittoreskes und (wie alle Erinnerungen) ihr Anziehendes. Man hat es indeß mit ihrer Bewunderung bis zu krankhaftem Raffinement getrieben, wonach das in kräftiger Gesundheit Dastehende, dem durch Alter und Sünde, Unglück und Elend, Geschwundenen und Zerschlagenen nachgestellt wird. Die Bedeutung, der tragische Gedanke, soll aber in diesen Regionen nicht allein vorherrschen, und Phidias Werke zu Athens glorreicher Zeit in voller Pracht sehen, war doch etwas Anderes, als sie im britischen Museum, aus kümmerlichen Überresten zusammenbuchstabiren. Und solcher Beispiele kann man eine Unzahl beibringen. Daß der Künstler aus der Campagna einzelne Motive herausnehmen, einrahmen, und zur gerechten Bewunderung darstellen kann, läugne ich in keiner Weise; neben jenem Eingerahmten, bleibt aber die größere Quantität unschön und wüst. Wer dies bestreitet, der möge zwischen Rom und Civita vecchia Hütten

bauen und sich lebenslängliche Naturfreuden bereiten. Ich meine, er sey nicht zu beneiden, sondern zu beklagen.

Ein altes Sprichwort sagt: „Neapel und die Umgegend sey ein Paradies von Teufeln bewohnt." Die erste Hälfte des Satzes wird allgemein anerkannt, wenigstens allgemeiner als daß sich das Paradies (unsichtbar) in der Campagna di Roma befinde; die letzte Hälfte hingegen wird zunächst von den Neapolitanern selbst bestritten. Sollte ich zu Gericht sitzen, würde ich wohl mancherlei tadeln, ja verdammen müssen; als Advocatus Diabolorum aber zu erweisen suchen: die Neapolitaner seyen erschaffen worden, vor Erfindung der Schererei mit den vier Kardinaltugenden. Deshalb könne man sie von ihnen nicht fordern: man müsse vielmehr einen ganz anderen Maaßstab bei ihnen anlegen, der zuletzt eben so richtig sey und eben so weit bringe, wie der pedantisch-moralische, welchem man überall außerhalb des Paradieses (leider) die Herrschaft eingeräumt habe. Wozu Tapferkeit, wenn man sich auf den höheren Standpunkt der Friedensliebe erhoben habe? wozu Weisheit, wenn die wesentlichen Lebenszwecke sich schon mit einem dulce desipere in loco erreichen ließen? Mäßigung werde ferner nur da gerühmt, wo Hungerleiderei an der Tagesordnung sey, und was die Welt Gerechtigkeit nenne, bestehe zuletzt wesentlich in Aufrechthaltung des ungerechten Monopols reicher Leute, gegen die Armen.

Der letzten Ansicht gemäß zog mir gestern ein Neapolitaner das Schnupftuch aus der Tasche. Ich ertappte ihn jedoch und begnügte mich (Selbsthülfe, oder Bestrafung eben so verschmähend wie polizeiliche Hülfe) ihm von dem Standpunkte jener Kardinaltugenden aus, eine beredte Ermahnung zu halten. Zum Beweise daß derlei Schulfüchsereien über ein neapolitanisches Urrecht nicht siegen, und keinen freien Einwohner des Paradieses, einer späteren unverständigen Gesetzgebung unterwerfen könnten, — stahl mir indeß derselbe Mensch etwa fünf Minuten später dasselbe Schnupftuch, ohne daß ich im Stande war die gewöhnliche Lehre vom Eigenthume, gegen den rasch Davonlaufenden geltend zu machen. Ein ultramontanisches Geschrei: haltet den Dieb! würde nur den Spott der Paradiesvögel, über die fremde Krähe hervorgerufen haben. — — —

Siebenundachtzigster Brief.

Neapel, den 7ten Julius.

Ihr werdet vielleicht glauben: aus dem schönen Neapel müßte ich die meisten und reichhaltigsten Briefe

ſchreiben können; dem iſt aber aus manchen Gründen nicht ſo. Zunächſt weil eben der Genuß jener Schönheit viel Zeit koſtet, und dieſelbe ſich in Wahrheit nicht beſchreiben, oder doch nicht durch Worte für den Hörer, oder Leſer hervorzaubern läßt. Wenn ich Morgens um 5 Uhr aufſtehe, und (S. Lucia 28) auf meinen Balkon trete, ſteht die Sonne bereits über den Anhöhen zur Linken des Veſuvius und beleuchtet den Molo, ſowie das gekrümmt ſich hinſtreckende Ufer von S. Lucia. Der, jetzt ſo ruhige Feuerberg liegt dagegen mit ſeinem, faſt gleich hohen Doppelhaupte in ſchwarzem Schatten; vor ihm das ſich kräuſelnde dunkelblaue Meer, drüber der hellblaue Himmel, rechts endlich vom Veſuv die Küſte von Caſtellamare, Viko und Sorrent, bis zum Vorgebirge Maſſa. Nachdem ich mich an dieſem Anblicke erfreut und geſtärkt habe, wird Wärme und Licht ſo viel wie möglich abgeſperrt, die friſche Seeluft aber eingelaſſen. Um 11 Uhr ſteht die Sonne bereits zur Rechten, und mein Balkon tritt, ſowie S. Lucia, in den Schatten. Dagegen trifft die Beleuchtung nun immer mehr die, während des Vormittags dunkele Küſte. Die weißen Häuſer der obgenannten Orte erſcheinen deutlich am Horizonte, drüber das grünende Land, und am Veſuvius ſcheidet ſich dies ſcharf von ſeinem dunkeln Haupte. Allmählig ſinkt die Sonne und an die Stelle des Glanzes, welcher Himmel, Erde und Meer

umstrahlte, entwickelt sich das Farbenspiel durch alle Abstufungen von roth, grün und blau, bis die Sterne durch den dunkeln Mantel der Nacht hindurchdringen, und diesen Kreislauf der Schönheit beruhigend abschließen. An einzelnen Tagen thürmten sich dagegen Wolken auf und verhüllten selbst das näher Belegene. Unter Donner und Blitzen, und dem Wiederhall von allen Bergen, stürzten ungeheure Regengüsse herab, bis der Vorhang immer durchsichtiger ward, und der weite Zauberkreis sich erfrischt dem Beschauer von neuem enthüllte. — Von drückender Hitze bis jetzt keine Spur, die Luft leichter und erquickender wie in Rom, und keine wüste Campagna, keine Kunstjünger, welche melancholisch-kritische Reflexionen, über den Genuß siegreicher Naturschönheiten hinaufsetzen. Das immer lustige, selbst in Armuth noch humoristische Volk, ist eine ganz passende, mich ebenfalls heiter stimmende Zugabe; während in Rom, Geistliche und Mönche, neben all den Ruinen nur den ernsten Gegensatz der Zeiten bestätigen und hervorheben.

Ihr seht aus dem Allem, daß ich nicht geneigt bin das Sprichwort zu befolgen: sieh Neapel und stirb! Eher könnte man sagen: sieh Rom und stirb; weil dort Alles zum Leben auffordert, hier aber an den Tod erinnert. Auch für das materiellste Leben ist in Neapel vortrefflich gesorgt, von grünen Erbsen

und Orangen, durch Seefiſche und Auſtern hindurch bis zu den Weinen. Wer Italien zum Vergnügen bereiſet, muß eilen hieher zu kommen; auch beſtätigt ſich die Weisheit und Angemeſſenheit meines Reiſeplanes täglich mehr. Könnte ich noch im ſchönen Herbſte nach Deutſchland zurückkehren, ſo wäre des Vergnügens faſt zu viel. — Diejenigen aber, welche böswillig oder neidiſch meinen: ich ergebe mich einer capuaniſch-ſybaritiſchen Schwelgerei; ſollen zur Strafe dereinſt alles das leſen, was ich hier über Joſeph und Murat, Soldaten und Steuern, cabotaggio und caricatojo u. ſ. w. u. ſ. w. ſammele und zuſammenſchreibe. — —

Den 4ten kam ich durch Hrn. K — s Vermittelung in die, für das Publikum ſchon geſchloſſene Ausſtellung. Wie bleibt hier die Kunſt, hinter der Natur zurück! Ein Paar Landſchaften, ein Paar Hirtenknaben und wenige andere Bilder ausgenommen, war das Meiſte kaum mittelmäßig und Vieles ſo ſchlecht, daß man es bei uns zurückgewieſen hätte. Wie ſich die Lage Berlins zu Neapel verhält, ſo die hieſige Kunſt zur deutſchen. — — —

— Seit 4 Uhr Morgens kanonirten (den 6ten) Schiffe und Baſtionen zu Ehren des Geburtstages der verwittweten, neu verheiratheten Königinn. Jedes Schiff mit bunten Fahnen aller Art geſchmückt. S. Carlo glänzend erleuchtet, Othello von Roſſini, die Piris

mit Fertigkeit auf und ab galloppirend, sonst nichts Erhebliches.

Gelernt hatte ich an diesem Tage von einem Schiffer: die Neapolitaner wären so außerordentliche Freunde des Friedens, daß sie den Soldatenstand haßten und sich über den König (welcher damit spiele) ärgerten. Ferner daß die Neapolitaner ohne die Fremden längst verhungert wären; daß diese ihnen nicht bloß Brot, sondern auch Fleisch verschafften, weil für Besorgung williger Mädchen, dem Besorger immer die Hälfte zufalle. Ich ließ dies Alles ruhig an mir vorübergehen, und hielt fest an der Objektivität, welche man vom Beobachter verlangt. Nicht so jener Erzähler. Zur nähern Aufklärung einer Geschichte sagte er: der Mann war alt und hatte graue Haare, wie Sie! Dies argumentum ad hominem mißfiel mir, und ich werde ein andermal einen Schiffer auswählen, welcher das Alter mehr schont, weil er selbst alt ist.

Sonntag den 7ten. — Die Gräfinn Lebzeltern hatte sich gütigst erboten, mir etwas auf dem Fortepiano vorzuspielen. Das wird, denkt Ihr vielleicht, wenig Genuß geben! Keineswegs: die Gräfinn spielt nicht bloß mit großer Fertigkeit (was heut zu Tage nur zu oft vorkömmt); sondern trägt mit mehr Gefühl und Geschmack vor, als die Herren, welche ihren Kunststücken vertrauend durch Europa reisen. Ich konnte ihr mit Wahrheit

verſichern: ſie habe nicht bloß Finger, ſondern auch ein Herz. Auch erinnerte ich daran daß der Kapellmeiſter Fux dem Kaiſer Leopold ſagte: ſchade daß Euer Majeſtät kein Muſiker geworden ſind. Er aber antwortete: ich habs halt jetzt beſſer. — Eine eigene Compoſition der Gräfinn war tiefſinniger und gefühlvoller, als alle Fantaſien Th — s.

— — Mittags wieder gegeſſen in der Stadt Rom. Für zwei Engländer ſetzte der Cameriere einen Tiſch an die ſchönſte Stelle des Balkons mit der herrlichen Ausſicht; ſie zogen aber eine Hinterſtube vor, wo ſie von den neapolitaniſchen Wundern nicht mehr ſahen, als wenn ſie in Nova Zembla geſpeiſet hätten. Der Cameriere ſchüttelte mit dem Kopfe, wofür ich ihm einige Gran Trinkgeld mehr gab. Man kann unterwegs mit wenigem, an den rechten Stellen verausgabten Gelde, leicht den großen Herrn ſpielen. Wenn ich einen Louisd'or verwechſelt und die Taſchen voll Silber und Kupfer habe, dünke ich mich reicher denn zuvor; finde aber, was Neapel anbetrifft, meine frühere Erfahrung beſtätigt, daß man hier noch einmal ſo viel Geld braucht und ausgiebt wie in Rom. Die genußreiche Gegenwart iſt in Neapel nicht ſo wohlfeil zu haben, als die ernſte Vergangenheit, welche in Rom als Hauptgericht aufgetragen und trocken verzehrt wird. Faſt überall tritt auf Reiſen ein beſtimmter Zweck, eine beſtimmte Neigung heraus: Wiſſenſchaft, Kunſt,

Geſelligkeit; in Neapel hingegen ſcheint es genügend, daß man eben da ſey, und ſich gebratene Tauben aller Art in den Mund fliegen laſſe. Auf wie lange Zeit dieſe Lebensweiſe befriedige und vorhalte, werde ich bald ſelbſt erfahren, und dann nicht verheimlichen. Als allopathiſches Präſervativ gegen geiſtige Leere, liegen jedoch einige Haufen Bücher vor mir.

Wenn irgendwo, ſo könnte man in Neapel am erſten ſagen: „nur der wahre Bettler, iſt der wahre König!“ Doch bleibt dies zur Hälfte immer eine bloße Redensart. Mit tieferer, geſteigerter Wahrheit läßt ſich behaupten: nur der wahre Bettelmönch, iſt der wahre König. Das bloße Nichtshaben, iſt eben eine bloße Verneinung und hilft nicht weiter; höher ſteht das beſonnene Entſagen, wenn ſich aber dem abstine das sustine hinzugeſellt, ſo iſt die Reſignation nichts mehr als ein ſtoiſches pis aller. Erſt die rechte (nicht die gemeine, mit Recht getadelte) Anſicht und Überzeugung des Bettelmönchs verwandelt jene Negation, in eine Poſition, und der höchſte und edelſte Reichthum des Seyns tritt da heraus, wo das Haben nicht mehr die Kräfte in Anſpruch nimmt und ſtörend dazwiſchen tritt. — Wie komme ich aber in Neapel zu dieſer römiſchen Betrachtung? Vielleicht um die rechte Mitte, das rechte Gleichgewicht zu finden. — Doch wird mir dies ſchon von anderer Seite aufgedrungen. Oder

finden ſich in dieſem neapolitaniſchen Lichtmeere keine Flecken und Schatten? Den raſch Vorüberziehenden, zeigt es ſich in wunderbarem Glanze. Iſt aber auch nur die Hälfte deſſen wahr, was mir in ſo kurzer Zeit Neapolitaner über die Mängel, Gebrechen und Verbrechen in ihrem Vaterlande, insbeſondere über die Regierungsweiſe, vorgejammert haben; ſo ziehe ich vor, mich mitten in der größten märkiſchen Sandſchelle auf Lebenszeit anzuſiedeln. —

Ob man ſich an kleinere Übel gewöhnt, oder ſie allmählig unerträglicher findet, weiß ich nicht zu ſagen: z. B. daß man ungeachtet täglicher Jagd, den Wildſtand und Wildſchaden nicht ausrotten kann; daß der Straßenlärm die ganze Nacht hindurch nicht aufhört, ſondern jeder vier- oder zweibeinige Eſel das Recht zu haben glaubt, aus vollem Halſe zu ſchreien. Ich führe dergleichen nur an, damit die Daheimbleibenden nicht zu ſehr die Reiſenden beneiden; oder jemand ſage, ich male ohne Schatten. — —

Den 11ten Juli. So eben geht die Sonne zur Linken des Veſuvs auf, und verklärt Himmel, Erde und Meer; ein Drama einzig in ſeiner Art. Nachdem der lichte Feuerregen einige Minuten lang Alles in höchſter Helligkeit und ſcharfen Umriſſen gezeigt hat, erweckt und ruft ſeine Wärme leichte Dünſte hervor, welche ſich wie farbige Schleier über die Gegend lagern, und Wärme und Licht ſo ermäßigen, daß ſich das Auge

ungeblendet länger daran ergötzen kann. Gern giebt man der Behauptung Gehör: man brauche von Neapel aus nicht weit im Lande umher zu reisen; diese Gegend bleibe doch die reichste und schönste!

Schon mehre Male bin ich Abends vor Kastell Uovo vorbei, durch die Chiaia bis zu der Grotte des Virgil bei Nisita gefahren. Diesem Naturgenusse gegenüber, erscheinen alle Kunstsammlungen ärmlich und unbefriedigend. Sie stehen in Häusern und Sälen, mit Fenstern und Thüren; hier ist das dunkelblaue Meer, Boden und Träger der ganzen Landschaft, und der hellere Himmel ihre Decke. Neapel, der Vesuv, die Küste bis Massa und Capri bilden den jenseitigen Hintergrund, der Vordergrund hingegen ist, vom Wege aus betrachtet, doppelter Art. Auf der einen Seite nämlich erheben sich die Berge, auf der anderen senken sie sich ins Meer, hier schroff abgeschnitten, dort wellenförmig geschwungen, oder tief gespalten. An einer Stelle bildet der ungeebnete Fels in seinen natürlichen krummen Linien die Grundlage der Häuser, an der anderen hat man ihn geebnet, an der dritten durch Mauerwerk erhöht, an einer vierten ausgehöhlt und die Wohnungen in denselben hineingebaut. Von unzähligen Häusern steht keins im Niveau, oder gleicher Höhe mit dem anderen, sondern vom Meeresrande bis zum Bergesgipfel bauen sie sich hinauf, nach allen Weltgegenden gerichtet, und jedes

vom anderen verſchieden, ohne Regel, Geſetz und feſtes Verhältniß für Thüren, Fenſter, Treppen, Dächer, Bogengänge und Verzierungen. Alles eigenthümlich, individuell, romantiſch, barok, willkürlich, wunderlich; — immer mannichfaltig und die Aufmerkſamkeit an ſich ziehend. Nirgends etwas Wüſtes, Kahles, Abgeſtorbenes, Dürftiges; überall der reichſte Pflanzenwuchs von Bäumen, Sträuchern, Weinreben, Granaten, Oleandern, Orangen und einzelnen Palmen. Der große Buſen des Meeres, ausgeſchnitten und abgerundet zu gar vielen kleineren; und jedes Innere, jede Spitze dieſer Buchten, mit den beſchriebenen Gebäuden, Häuſern, Loggien, Söllern, Treppen, Balkonen und Anpflanzungen geſchmückt. Auf ſolchem Wege gelangt man endlich an den neuen Durchſchnitt des Bergrückens, welcher den Buſen Neapels von dem jenſeitigen ſcheidet, und im Augenblick wo man ihn zurückgelegt hat, zeigt ſich eine neue gleich ſchöne Welt: die Höhen der Kamaldulenſer, Puzzuoli, Bajä, Iſchia, Procida, Niſita und das Vorgebirge Miſenum.

Ihr werdet es natürlich finden daß dieſe Sonnenaufgänge und Untergänge, dieſe Feſte von Himmel, Erde und Meer mich vorzugsweiſe anziehen, und ich mich wenig um Geſellſchaften und Soirées bekümmere. Die wiſſenſchaftliche Arbeit und jenes dolce far niente genügen, und erfüllen den Kreis der Bedürfniſſe und der Genüſſe. Doch ſehe ich täglich

Menschen und lerne von ihnen, worüber jedoch nicht in Bruchstücken, sondern im Zusammenhange zu berichten ist. Ich gerathe (trotz entgegenstehender Vorsätze) der dringenden Veranlassungen halber, schon in Naturbeschreibungen, die sich wiederholen; dasselbe würde, noch langweiliger, der Fall seyn, wenn ich jedes Gespräch niederschreiben, oder gar jeden Sprechenden charakterisiren sollte. Hiezu kömmt daß ich noch gar viele Bücher, Pamphlete, kleine Schriften u. dgl. lesen und benutzen muß. So vergeht ein Tag bequem und doch beschäftigt nach dem anderen, und der Gedanke an die Heimkehr tritt keineswegs störend, sondern erfreulich und beruhigend dazwischen. — —

Den 12ten Julius. Die Herausgeber, eines seit 8 Jahren erscheinenden, lebenswerthen Journals: il progresso, meist Mitglieder der Accademia pontiniana, kommen wöchentlich zu einer Besprechung und Berathung zusammen. Einer solchen Versammlung habe ich vorgestern mit Interesse beigewohnt, Männer von vieler Bildung kennen lernen, und mich auch schon ihrer literarischen Unterstützung erfreut. Mit Hrn. Bl —, einem geistreichen militairischen und staatswissenschaftlichen Schriftsteller (der sich meiner vorzugsweise annimmt) kam ich auf Alfieri zu reden. Seine Ansicht über diesen als dramatischen Schriftsteller, traf mit der meinigen unerwartet zusammen, und er behauptete: trüberen Einfluß und Ansehen habe Alfieri eigentlich

als politiſcher Pamphletiſt erworben, indem er auf der Bühne das ſagen laſſe, was anderwärts zu äußern, Schwierigkeiten gefunden hätte. Jetzt ſey dieſe Anregung und Wirkung vorüber, und Alfieri werde nur noch als Dramatiker betrachtet, wo ſein Werth um ſo tiefer ſinke, als er eigentlich in all ſeinen Stücken allein rede. — Auch für die Ketzerei finde ich Beiſtimmung: daß Neapolitaner früherer Jahrhunderte, wie Thomas von Aquino, Bruno, Campanella viel höher ſtänden und größere Geiſter wären, als die übermäßig geprieſenen des 18ten Jahrhunderts, Vico, Filangieri, Genoveſi. Ein Jammer nur daß, bei ſo viel Geiſt und Thätigkeit als die noch lebenden Literatoren Neapels zeigen, Wiſſenſchaft, Regierung und Volk doch nur einen diſſonirenden Dreiklang bilden, und ſchwer zu ſagen iſt, wie er in Harmonie aufzulöſen ſey. Daß die Regierung hiebei keineswegs ohne Schuld iſt, werde ich anderwärts zu beweiſen ſuchen.

— — — Ich kann mich an den ſchon erwähnten Schönheiten des Weges gen Puzzuoli gar nicht ſatt ſehen. Als ich geſtern aus dem Hohlwege in die jenſeitige Welt hineinfuhr, lag das dunkelglühende Abendroth ſchon auf den Bergen und Inſeln, und die ſchmale Sichel des Mondes ſchaute aus demſelben heraus wie ein Auge, das vom Glanze geblendet, noch nicht wagt ſich ganz zu öffnen. Aus dem Meere erhoben ſich nicht giftige Dünſte, wie in der römiſchen

Campagna; sondern leichte Düfte, welche jeden schönen Punkt der Küsten freundlich aufsuchen und erquicken. So gestern Abend, und heute bei Sonnenaufgang die Fortsetzung. — — —

Achtundachtzigster Brief.

Neapel, den 18ten Julius.

— — Also ein Theil meiner unverständigen Kunstbetrachtungen, ist für einige Damen auch unanständig, und doch steht (so viel ich mich erinnere) nur darin daß der Mensch nackt auf die Welt komme und nackt hinausgehe; in der Zwischenzeit aber wohl thue seine häßliche Blöße zuzudecken. Es wäre ein schrecklicher Jammer, wenn alle Frauenzimmer sich à la Venus Medicis costumiren wollten! Remède contre l'amour!

Des Morgens mache ich oft Plane, welche Menschen ich (nach gethaner Arbeit) besuchen, welche Kirchen und Kunstwerke ich betrachten will. Wenn ich aber zur Thür hinaustrete, verschwinden diese Vorsätze; ich wende mich nicht links zur Stadt, sondern rechts zur Villa reale, setze mich in einen Wagen und fahre auf dem, schon oft gerühmten Wege, gen Puzzuoli

und Nissta. Dolce far niente; aber ich wiederhole nach gethaner Arbeit!

Meist hüte ich mich hier in allgemeine politische Gespräche zu gerathen, weil es für mich am lehrreichsten ist, neapolitanische Beziehungen kennen zu lernen; doch gehört es auch hieher, zu wissen wie sich eben die Neapolitaner ein allgemeines politisches System zurecht legen. Sie scheinen immer noch mehr Nachdruck auf gewisse französische Doktrinen zu legen, als andere Italiener, z. B. auf die Lehre vom Staatsvertrage. Ich gab gestern so Gesinnten gern zu, daß hiemit ein formelles Rechtselement anerkannt und die bürgerliche Gesellschaft über den Standtpunkt bloßer Kraft und Gewalt erhoben wird; behauptete aber: man sey damit so wenig hinsichtlich des Staats ganz am Ziele, als hinsichtlich der Ehe. Der Eine verlangte: ich solle ihm eine allgemeine Regel angeben, wonach alles Unrecht und aller Irthum in Staat und Politik unfehlbar zu beseitigen sey. — Wenn ich das könnte, erwiederte ich, hätte ich die politische Universalmedizin erfunden, an welche ich übrigens nicht glaube. Darüber war kein Zweifel: daß Recht, Sitte, Religion regelnd eintreten sollen; ich machte aber darauf aufmerksam, wie wenig es helfe hier beim Abstrakten stehen zu bleiben, weil der Streit erst bei der Anwendung auf das lebendige Einzelne hervortrete — — —

— — Ein Herr sprach heute von der großen italienischen

Musikschule. Ich wollte schon zeigen, daß sie auch mir nicht ganz fremd wäre; als er Rossinis Tell wie das höchste Meisterwerk der alten großen Musik pries. Da erkannte ich daß alt und groß relative Begriffe sind, und begnügte mich nur von Zeit zu Zeit eine Note als Ripienstimme zuzugeben.

Neunundachtzigster Brief.

Der unverständigen Kunstbetrachtungen sechste Fortsetzung.

Naturschönheit. Landschaftsmalerei.

So leicht die Worte: „schöne Natur", auch über die Lippen gehen, hat es doch große Schwierigkeit über ihren Sinn ins Klare zu kommen. Zuvörderst läßt sich kaum die Frage umgehen: ob die Natur an sich überhaupt schön seyn könne? ob dieser ganze Begriff nicht erst durch die Betrachtung und das Urtheil des Menschen hineingetragen werde? Stellen wir aber diese transscendentale Spekulation auch ganz zur Seite;

so treibt doch die große Verschiedenheit eben der menschlichen Urtheile, wo nicht eine unbeschränkte Skepsis, doch die Nothwendigkeit einer genaueren Prüfung hervor. Einige hegen Vorliebe für wilde Berggegenden, Andere für fruchtbare Ebenen, noch Andere greifen nach Jeglichem und möchten die ganze Welt in ihr Album eintragen. Wer hat nun Recht? Meint man: dergleichen triviale Liebhabereien verdienten keine Erwähnung und lägen außerhalb aller wahren Kunstanschauung; nun so kann man sich auch die Mühe ersparen, die verschiedenen Urtheile über menschliche Schönheit zu prüfen, welche bekanntlich oft eben so weit auseinander gehen. Warum springt denn die Schönheit unter den Fingerspitzen mancher Maler in höchster Vollendung unwiderstehlich hervor; während andere immer nur ihren Wechselbalg ergreifen, ihn aber mit doppelt prachtvollem Namen taufen? Manches was man wohl Schule genannt hat, erscheint mir wie der Sammelplatz, der Bazar, solcher anmaßlichen Wechselbälge.

Gleichwie also Viele nicht wissen was Menschenschönheit ist, so auch nicht was Naturschönheit sey. Und doch dürfte es noch leichter seyn, sich über die Grundlagen jenes, als dieses Begriffes zu einigen. Man weiß wenigstens daß zum Menschen zwei Arme, zwei Beine, zwei Augen, zwei Ohren, eine Nase u. s. w. gehören; was gehört aber zur Natur, zur Landschaft?

was ist entbehrlich, was nothwendig, was vereinbar, was unvereinbar? Die Bildhauerei bleibt in so fern die erste Kunst, als sie den Menschen nicht bloß von einer, sondern gleichzeitig von allen Seiten darstellen kann; bei der Malerei liegt jedem Gegebenen, ein Versagtes; jeder Position, eine Negation gegenüber. Male ich jemand von vorn, so kann ich seinen Rücken nicht zeigen, und niemand darf dies als tadelnswerthen Mangel bezeichnen. Erkenne ich aber (wie auch Stellung und Auffassung sey) daß dem gemalten Menschen etwas Wesentliches fehle (Auge, Nase u. dgl.); so entweicht allerdings die Schönheit und für den ästhetischen Standpunkt habe ich nur ein unschönes Werk, einen Wechselbalg zu Tage gefördert.

Hat nun die Landschaft auch solche wesentliche Glieder und Theile, welche nicht fehlen dürfen? Zwei Abwege scheinen vorzuliegen: diejenigen Landschaftsmaler welche Alles auf einmal geben möchten, und diejenigen welche das Nichts des Gegebenen durch die sogenannte Bedeutung in das Positivst zu verwandeln meinen. Dort fehlt der Mannichfaltigkeit, die gebührende Einheit; hier der Einheit, die erfreuliche Mannichfaltigkeit. Es ist nicht wahr daß in der Landschaftsmalerei minus und minus, plus mache. Hätten gewisse Landschaftsmaler Recht, so stände in ihrer Kunst das Gedachte höher als das Gesehene, und der

Begriff wäre der tyrannische Oberherr, sowohl der Anschauung als des Anschaubaren. Sucht Euch Beispiele hiezu in manchen Landschaften Friedrichs, und unter den Anbetern der Campagna di Roma.

Wie würden sich die alten Römer wundern, wenn ihnen nordische Barbaren erwiesen: sie wären Thoren und Feinde des guten Geschmacks gewesen, weil sie die campagna felice, der campagna di Roma, und den Busen von Bajä, dem Ausflusse der Tiber vorzogen!

Keine Gegend hat indeß Alles; auch die schönste nicht. Während z. B. Luft und Licht in Süditalien alle Farben erhöhen, verbrennt der überkräftige Sonnenstrahl die zarte Welt der Gräser und Wiesenblumen; und wenn dort Roth und Blau voranstehen, so fehlt das innige, saftige Grün nordischer Wiesen.

Warum sind Abtheilungen der Landschaftsmalerei nicht in ähnlicher Art gemacht worden, wie Abtheilungen der Menschenmalerei? Auch jene hat ihre geschichtliche, erhabene, elegische, heitere, melancholische, idyllische Seite. Manche Landschaft will zu gleicher Zeit eine Tragödie und eine Idylle seyn; Quodlibets solcher Art finden oft den größten Beifall und oberflächliche Liebhaber freuen sich die ganze Welt auf einem Quadratfuße Leinwand beisammen zu haben. Der wahre Kenner sieht höchstens darin disjecti membra poetae.

In Bezug auf das Maaß zeigt die Menschenmalerei drei Abstufungen: Verkleinerung, natürliches Maaß, und Vergrößerung; alle Landschaftsmalerei ist in dieser Beziehung nur Miniaturmalerei, sie kann nichts Anderes seyn. In Beziehung auf die Farbe hat ferner die Menschenmalerei gesucht, die Natur ohne Abschwächung wiederzugeben, man spricht lobend und mit Recht vom lebendigen Fleische Titians, lebendigen Augen Raphaels u. s. w. Warum ist nun die Landschaftsmalerei fast überall hinter den Farben der Natur zurückgeblieben; ja warum hat sie es für tadelnswerth gehalten hier auch nur einen Versuch zu machen, jene in voller Pracht wiederzugeben? Nur die Blumenmaler haben sich in dieser Beziehung nicht einschüchtern, oder ihr eigenstes Lebensprincip rauben lassen.

Sieht ein Nordländer auf einer italienischen Landschaft blauen Himmel, so nennt er ihn übertrieben; sieht ein Südländer auf einer Schweizerlandschaft grüne Wiesen, so nennt er die Farbe schreiend. Beide Tadler können bedingungsweise Recht haben, sofern die Farben nicht in Harmonie zum Ganzen stehen, oder die ganze Aufgabe eine verfehlte war; ich begreife aber nicht warum das gesammte Streben, die Farben der Natur in ihrer vollen Pracht wiederzugeben, von Manchen wie ein frivoler, oberflächlicher Einfall bezeichnet wird. Daß Manches nicht möglich ist (z. B. die

Sonne in voller Helligkeit zu malen) versteht sich von selbst; so viel aber möglich ist, soll man zu erreichen suchen, und schwarzbraunes Gras, schmuziggrünes Laub u. dgl., ist in seiner Art nicht besser, als ziegelrothes, oder todtengraues Menschenfleisch.

Es gab eine Zeit, wo man für die geschichtliche Malerei, auch alle reinen Farben verschmähte und sie plump und schreiend nannte; sie müßten gemildert, erzogen, abgedämpft, gemischt werden. Das hat dann z. B. Gewänder gegeben, wo man weder Roth, noch Blau, noch Grün, noch Gelb sieht; sondern einen Mischmasch unbestimmter Schmieralien, als wären allerlei Farben zufällig in einen Topf gegossen und daraus gemalt worden.

Manche Dioramen zeigen eine wunderbare Pracht der Farben. Es fehlt ihnen allerdings die Dauer, Unabhängigkeit und Selbständigkeit eines wahren Kunstwerks; diese Eigenschaften würden sie aber dadurch nicht gewinnen, wenn sie die Farben (eben ihren Triumph) abschwächten.

Wenn jemand im Vorder- oder Hintergrunde einer ernsten Landschaft, einen leuchtenden Fleck gelber Rübsaat hinmalen wollte; so würde man dies mißbilligen müssen, nicht weil das Gelb an sich eine unästhetische, häßliche Farbe ist; sondern weil es an dieser Stelle allerdings dissonirend hineinschrie.

Nachtheilig wirkt es ferner, daß manche Land-

schaftsmaler (aus einer sonst löblichen Verehrung grösser Meister) die nachgedunkelten Farben alter Bilder, in ihren neuen Werken nachahmen, und so tief einsetzen daß nach 50 bis 100 Jahren Alles rabenschwarz aussehen dürfte. Auch ist es z. B. gewiß nicht ein Verdienst Poussins, daß in der ganzen Natur kaum eine Farbe so vorkömmt, wie sie jetzt auf seinen Bildern erscheinen.

Im Louvre zu Paris hängen ein Paar Landschaften Claude Lorrains, von einem Glanze, der (die Natur fast erreichend) wahrhaft blendet. Ist das nun nicht besser, als wenn man die gespenstisch schwarzen Bilder, mit einem nassen Schwamme anfeuchten muß, um zu sehen wo Berge und Wiesen, Luft und Wasser, Menschen und Thiere, Hintergrund und Vordergrund anfangen, oder aufhören?

Jedes Landschaftsgemälde ist die Übersetzung eines Naturgedichts. Warum nun das beflügelnde Metrum glänzender Farben weglassen, und die bloße Prosa (wie es in der Schule heißt) herausconstruiren? Dies ist trotz aller Kunstredensarten, doch nichts als ein Destruiren.

Plastisch. Malerisch.

Ich hörte so oft: das Alterthum sey plastisch, und die neue Zeit malerisch; daß ich den Spruch wohl selbst zuversichtlich wiederholte. In einsamen

Stunden kömmt mir aber der Zweifel: ob ich dabei wohl etwas Rechtes dachte, ja ob man es denken könne? Zuvörderſt ſcheint mir jener Ausdruck doch gar zu unhöflich; denn während er ſich anſtellt, als enthalte er ein Kompliment, für welches man ſich bedanken müſſe, erklärt er doch eigentlich die alte, wie die neue Zeit für einäugig, oder auf einem Beine forthinkend. Oder was kann er ſonſt heißen? Etwa: die alten Bildhauer ſeyen in ihrer Art größer geweſen, als die Maler? Von einer ſolchen Vorordnung, oder Unterordnung weiß aber das, in ſolchen Dingen ſo fein fühlende und ſo ſcharf urtheilende Alterthum gar nichts. — Oder: die Zahl der Bildhauereien ſey damals viel größer geweſen, als die Zahl der Malereien? Wer aber hat ſie gezählt, und was entſcheidet denn die Zahl? — Oder: es habe damals weniger Gegenſtände für die Malerei gegeben? Bietet denn aber die alte Welt deren nicht unzählige, und z. B. Homer eine viel größere Menge dar, als Oſſian oder Werthers Leiden? — Leße ich ähnlicher Weiſe das Mißverhältniß in die neue Welt, ſo beweiſet dies gar nichts gegen die alte, und wenn nach Jahrhunderten vielleicht viele Malereien untergegangen, und zufällig viele Bildhauereien erhalten ſind, wird es auch nicht an gelehrten Leuten fehlen, welche daraus Irriges folgern. Sagt man, ſcheinbar tiefer eingehend: die neuere Zeit ſey geiſtiger und ſittlicher, und deshalb maleriſcher; ſo liegt doch

das Geiſtige nicht darin, daß auf der Fläche gemalt, oder gedruckt, oder muſicirt wird. Die Rundung, das Körperliche, ſoll ja durch die Malerei ebenfalls dargeſtellt werden, und wie kann ein Künſtler ſich mit ſo flachen Reden über das Geiſtige abſpeiſen laſſen! — Daß die Malerei keuſcher und ſittlicher ſey, als die Bildhauerei kann ich eben ſo wenig begreifen; vielleicht ließe ſich das Gegentheil behaupten, weil dieſe unſchuldiger an der Form feſthält, jene hingegen vielfachen anderen Reiz nicht verſchmäht. Auch giebt es der unanſtändigen Malereien mehr, als der Bildwerke, und das Nackte ward von jener Kunſt nicht ſeltener dargeſtellt, als von dieſer. Iſt es denn aber nicht überhaupt ein Aberglaube: das Nackte ſey unmoraliſch? Von Feigenblättern und baumwollenen Waaren wird erſt nach dem Sündenfalle geſprochen. Wahr mag es ſeyn: daß viele Leute vom Nackten (welches ſie ſelten ſehen) nichts verſtehen; aber ich bemerke täglich, daß ſie auch von der Bekleidung nichts verſtehen, obgleich ſie dieſelbe ſtets vor Augen haben. Wäre es hinreichend, nackte Leute umherlaufen zu ſehen, um zu Schönheitsſinn und Kunſt zu gelangen, ſo müßten unter den Hottentotten die größten Maler und Bildhauer ſeyn.

Faſt hätte ich Luſt zu behaupten, die neue Zeit ſey muſikaliſch, und vielleicht würde der Satz von Einigen als witzig und ſcharfſinnig wiederholt. Da

ich selbst noch nicht recht weiß, was ich dabei denken soll; so will ich meine unverständigen Kunstbetrachtungen hier lieber schließen, als weiter ausspinnen.

Neunzigster Brief.

Neapel, den 23sten Julius.

— — Mit den Bibliothekaren gerieth ich in ein großes Gespräch über das Ausleihen, oder Nichtausleihen der Bücher. Der Eine rühmte das letzte aus all den bekannten Gründen, insbesondere weil sonst die Bücher gestohlen würden; unser Verfahren sey verkehrt u. s. w. Wer weiß, ob deutsche Bibliothekare nicht gern dieser Behauptung beiträten, wenn Gesetze und Gewohnheit, ihrer Bequemlichkeit zu Hülfe kämen? Ich konnte nicht umhin zu bemerken: eines sey wenigstens besser bei uns, daß man die Bücher nicht stehle. Ein anderes argumentum ad hominem ließ ich unberührt. Man erzählt mir nämlich: daß in einer hiesigen Bibliothek (wo man nichts ausleiht und keinen Ungeweihten eintreten läßt) die Bücher scheinbar auf den

Brettern ungestört und unverletzt daſtanden. Scheinbar: denn geſchickte Anatomen hatten viele zerlegt, das Innere herausgenommen und verkauft, und nur die ſchweinsledernen Schalen ſtehen laſſen.

Das politiſche Frondiren über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten wuchert hier in großem Maaße, und die Regierung mag es an der nöthigen Düngung nicht fehlen laſſen. Sonſt ſcheint dieſe Bitterkeit, durch Selbſtzufriedenheit wiederum ausgeſüßt zu ſeyn. Ich ſage dies aber zuletzt nur, um meiner Unwiſſenheit einen Deckmantel umzuhängen, weil ich gar viele der erſteſten und größeſten Männer nicht kenne, welche im Bogenſchuß italieniſcher Superlative, den anderen Völkern entgegen bombardirt werden. Die, bei uns gottlob abgekommene Redensart: unſere Rabenere, unſere Ramlere, unſere Gleime, unſere Klopſtocke u. dgl. wird hier noch täglich ausgeſpielt und für voll verkauft; und wenn etwa einem Franzoſen, oder Engländer (ſelten einem Deutſchen) auch die Ehre angethan wird, als tirailleur oder enfant perdu vorangeſchickt zu werden, ſo folgen ſtets die Italiener, oder vielmehr Neapolitaner als entſcheidendes corps d'armée nach. Es iſt eine ſchöne Sache, wenn die Vorfahren viele Lorbern erwarben und verdienten; beſſer aber ein novus homo, oder eine nova natio ſeyn und Lorbern pflanzen, als aus alten Lorberblättern Schlafkiſſen zuſammenſtopfen, oder Ruinen

jedem Neubaue vorzuziehen. Nur der erwirbt, welcher weiß und einsieht, daß er Vieles nicht hat, ja nicht haben kann. So allein findet sich die eigenthümliche lebendige Bahn; wer hingegen am Ziele ist, oder glaubt da zu seyn, geht nicht mehr weiter. Doch, was hat das Alles mit meinem Tagebuche zu thun?

Den 19ten (Freitags) wo Ihr vielleicht meinen ersten Brief aus Neapel vom 5ten erhieltet, aß ich (nach langer Arbeit) bei Hrn. v. K—, und ließ mich von ihm nach der Floridiana führen, eine in der Nähe des Belvedere schön belegene Villa, der ehemaligen Frau König Ferdinands. Größere Plane wurden für die nächsten Tage verabredet.

Den 20sten um 10 Uhr wollte ich, unter dem Schutze des stets gefälligen Hrn. v. K—, mit dem Dampfboote nach Sorrent fahren. Die Pünktlichkeit ist hier aber in vielen Dingen nicht an der Tagesordnung, also auch nicht bei den Dampfbooten. Weil wir nicht bis 2 Uhr warten wollten, nahmen wir eine Barke, gelangten, durch günstigen Wind getrieben, schnell genug an das schöne, entgegengesetzte Ufer und stiegen in der Cucumella ab, von deren Balkonen und Söllern, das reichbebaute Thal von Sorrent, das Meer und der Vesuv sich herrlich darstellen. Dieses Land, die Halbinsel zwischen Sorrent und Amalfi, bietet aber der schönen Ansichten und Aussichten, der

Variationen des großen Themas von Himmel und Erde, Land und Meer, Pflanzen und Steinen, so viele dar, daß man sich gewiß Wochen lang daran erfreuen und immer noch Neues und Anziehendes finden kann. Wir thaten (d. h. Hr. v. K—, seine Schwester, der Maler G—, seine Frau und ich) binnen zwei Tagen so viel als möglich, — und es war (mit Hülfe von Eseln und Maulesein) viel möglich. Doch bleibt dies unentbehrliche Vieh, die Schattenseite der Unternehmung, und nicht bloß ich, sondern Viele haben Unglück mit demselben. — Nach Tische also ritten wir zur punta di Sorrento, waldbewachsene Berge hinauf und hinab, bis wir eine weite Aussicht auf Capri und das tief unter uns rauschende Meer gewannen.

Den 21sten, Sonntags, stand das Thermometer Morgens um 6 Uhr in der Sonne auf 36°; eine abschreckende Höhe. Da aber bald Mauern, bald Bäume schützten, ich um Erlaubniß bat Rock und Binde abzulegen, den Sonnenschirm nöthigen Falls aufspannte und die größte Zeit hindurch ein frisches Lüftchen wehte; so war die Hitze gar nicht so unerträglich, als man voraussetzt, oder fürchtet. Alle diese günstigen Bedingungen würden aber nicht ausreichen, den Weg von Berlin nach Potsdam, bei jener Wärme erträglich zu machen; die ununterbrochene Reihe großer, abwechselnder Naturschönheiten, hielt Leib und Seele aufrecht,

und gewährte einen Genuß der jede Unbequemlichkeit vergessen ließ.

Vormittags ging es hinauf zu einer Höhe, welche die Aussicht auf beide Busen, von Neapel und Salerno gewährte. Ich erkannte die, einst unter Sturmsgefahr gesehenen Sireneninseln wieder, erfreute mich an den vielen so wunderbar gestalteten, und übereinander gethürmten Vorgebirgen, an den dunkelen Busen, dem helleren Meere, den schroffen Abhängen, den reichbepflanzten milderen Senkungen, und dem arco naturale, einem gewaltigen Felsenthore, durch welches hindurch man die blauen Fluthen erblickt.

Nachmittags zum sogenannten deserto, einer sehr hohen Spitze, welche eine unermeßliche Aussicht auf S. Costanza, Capri, Campanella, Massa u. s. w. eröffnet.

Montag, den 22sten Morgens aufwärts durch das Thal von Arola; zur Abwechselung fast von ganz deutschem Charakter. Einiges wie bei Schwarzburg; und wenn fließendes Wasser fehlte, so waren die Berge höher und zwischen deutschen Bäumen (Rüstern, Eichen, Pappeln, Linden) sah man auch Myrthen und Ölbäume. Jetzt zu einem ehemaligen Kamaldulenserkloster, von wo man zugleich die schönen Abhänge von Vico und von Sorrent, und den sie trennenden Monte Chiaro übersah. Drüber hinaus das Meer, den Vesuv und die ferne Küste von Neapel. — Nachmittags mit

dem Dampfſchiffe (dem Ufer entlang) nach Caſtellamare, dann am Veſuv vorüber, der ſchönſte Sonnenuntergang, bei heilem Mondſcheine Ankunft an der mit tauſend Lichtern beſetzten Küſte von Neapel.

Zu unzähligen Gründen und Zeichen der Schönheit tritt für jene Gegenden noch ein in Italien ſeltener, eigenthümlicher hinzu: nämlich, die außerordentliche, reiche und mannichfache Vegetation, und der ſorgfältige Anbau, durch eine Überzahl angeſiedelter Menſchen. Wäre ich indeß ein römiſcher Energumene, ſo würde ich ſagen: verbrennt die Bäume und Sträucher, reißt die Häuſer nieder, laßt die Menſchen umkommen — und ihr habt dann erſt ein ſchwaches Analogon der Campagna di Roma. Um dieſer ganz gleich zu kommen, muß auch der Veſuv verſinken, das Meer vertrocknen, das geſunde Braun der Menſchengeſichter ſich in krankhaftes Gelb fremder Tagelöhner verwandeln u. ſ. w. u. ſ. w.

Was ich Euch mittheile, iſt nicht einmal ein Schattenriß, oder vollſtändiger Index, viel weniger das farbige Album des Sichtbaren; aber aufgebauſchte Redensarten würden die Sache keineswegs beſſer verklären, auch habe ich dieſe Waare nicht auf meinem Lager. Ein Herr ſagte: das Dampfſchiff war ſo ſchön, ſo maleriſch, ſo zauberiſch, daß ich Thränen vergoß, weil ich es der — nicht zeigen konnte! —

Sonntags ward in Sorrento ein Marienfeſt ge-

feiert, mit Lampenerleuchtung und allerlei Feuerwerk. Gar viele Menschen und noch mehr Geschrei, sonst nichts Eigenthümliches und Erregendes. Ob die Gegend mehr Knoblauch, oder Orangen baue, war schwer zu entscheiden. Ich sah hier (vielleicht das erste Mal in meinem Leben) einen betrunkenen Italiener, und der zweibeinige Esel trat mich so auf den Fuß, wie vor einigen Tagen der vierbeinige auf die Brust.

Zum ersten Male auf dieser Reise war ferner ein Italiener mit meiner Zahlung unzufrieden. Der ganz nahe Wohnende verlangte mehr, weil er sehr weit hergekommen sey, mich zu barbieren. Ich antwortete: ich sey noch viel weiter hergekommen, um mich (jedoch nicht in bildlicher Weise) barbieren zu lassen, wolle ihn aber, wenn es ihm gefällig sey, für halb so viel scheren. — Der Kerl sah mich groß an, steckte das Geld ein und ging schweigend fort. — Mit Bestimmtheit, Höflichkeit und Scherz, kommt man in Italien viel weiter, als mit Grobheit und Vornehmthuerei.

Einundneunzigſter Brief.

Neapel, den 25ſten Julius.

Mein Leben iſt hier ſehr einfach, und doch ſehr mannichfaltig. Die Arbeiten, welche der Hauptzweck meiner Reiſe ſind, berühren ſo viele Gegenſtände, eröffnen ſo viele Geſichtspunkte, und machen mich mit ſo vielen klugen und dummen Maaßregeln und Urtheilen bekannt, daß Einfachheit und Mannichfaltigkeit ſchon an dieſer Stelle hervortreten. Daſſelbe gilt von den Naturgenüſſen und den Kunſtſchätzen.

Geſtern fuhr ich wieder den, für mich unvermeidlichen, Weg gen Niſita und Puzzuoli. Schon wollte ich die, zeither ungetrübte, Klarheit des blauen Himmels als zu einfarbig anklagen, als ich mich umſchaute und ein neues Schauſpiel erblickte. Zur Seite des Veſuvs ward aus ſchwarzen Wolken eine Rieſenburg erbaut, und mit ungeheueren goldenen Zinnen geſchmückt. Drüber war ein großer, glänzender, weißer Baldachin ausgebreitet, welchen der zur Seite ſtehende Mond reich mit ſilbernen Strahlen eingefaßt hatte. Noch höher ſchwebten Wölkchen in den verſchiedenſten Farben, je nachdem ſie ſich mehr der Sonne, oder dem Monde zuwandten. Am anderen Ende des

durch den Berg neu gebrochenen Weges, der glühendſte Sonnenuntergang jenſeit Bajá und Puzzuoli; die Inſeln heller, oder dunkeler nach Maaßgabe der Entfernung; dem blauen ebenen Meere gegenüber, das grüne, welches ſich bis zu den Kamaldulenſern und dem Vomero hinaufzieht. Beim Rückwege jene Burg verſchwunden, nur noch matt rother Schein gen Abend, — ſiegreich die Silberbahn des Mondes am Himmel und im Meere.

Iſts nicht natürlich daß mich, nach ſolchen Naturgenüſſen, eine „Soirée" wenig anzieht, wo ich anſtändige Reden wechſeln und neapolitaniſchen Dialekt entziffern ſoll? Viel bequemer im grand costume eines Lazaroni auf dem Balkone ſitzen, zur rechten Zeit zu Bette gehen und vor Sonnenaufgang aufſtehen. In England drängen ſich die ſchönen Weiber und die ausgezeichneten Männer in den, ſonſt freilich auch unbequemen, routs; hier kommen einem die Menſchen vor, wie eine bloße Zugabe, oder Beilage der Natur.

Man ſagt: in jener Welt finden ſich die Menſchen wieder; findet man auch die Natur wieder, oder was wird aus derſelben? Der Gedanke einer Wanderung durch alle Welten, iſt ſo oft ausgeſprochen, hat aber ſeine Schwierigkeiten. Warum bei der bevorſtehenden, überlangen Ewigkeit ſich ſo übereilen, und in eine neue Klaſſe verſetzt werden, bevor man hier

ſein Penſum gehörig gelernt hat? Man kann in jener Welt (das kann ich mir anmaßlich weiß machen) mit Platon und Ariſtoteles, mit Alexander dem Großen und Karl dem Großen umgehen; werden denn aber dieſe Heroen mit mir umgehen wollen, da ſie ja in dem Maaße verlieren, wie ich gewinne? Ja ſelbſt für mich iſt es nicht bequem immer in großer parure zu erſcheinen, und nach oben ſehen zu müſſen. Auch hänge ich viel zu ſehr an Freunden und Bekannten, welche einen Überrock tragen wie ich, als daß ich ſie für jene welthiſtoriſche prima sorte, ſuperfein, vertauſchen möchte. Heißt es umgekehrt: ich ſolle alle die Leute beiderlei Geſchlechts, die mich ſchon auf Erden gelangweilt haben, wieder finden, und den lieben langen Tag mit ihnen unisono Hoſianna ſingen, ſo erſchrecke ich faſt noch mehr. Die große Eintheilung von Himmel, Fegefeuer und Hölle, ſondert zwar Logen, Sperrſitze, Parterre, Paradies u. ſ. w.; faſt möchte man ſich aber einen Platz außerhalb dieſer ganzen divina comedia erbitten. Da gerathe ich in Ketzereien, die ich ſchon einmal in Dresden ausgeſpielt habe; gewiß bleibe ich lieber in Neapel ohne Dante, als auf einer wüſten Inſel mit Dante.

Haben die einzelnen Völker, ſowie auf Erden ihre eigenen Begräbnißſtätten, ſo auch in jener Welt ihre eigenen Auferſtehungsorte? In dieſem Falle dauert die babyloniſche Sonderung fort; im umgekehrten entſteht

eine ſchwer begreifliche Miſchung. Nach welchen Grundſätzen? der Kopfzahl, dem geiſtigen Gewichte, der Zeitrechnung? — Doch ein Narr kann auf dieſem Boden mehr fragen, als alle klugen Männer beantworten.

Ein ausgezeichneter Kalabreſe, mit dem ich geſtern über ſeine Landsleute ſprach, würde auch nicht wiſſen, wie er ſie mit anderen Stämmen vermiſchen ſollte. Kalabrien, ſagte er, iſt in ſeiner Art ein ganz einziges, unbegreifliches Land. Von zwei Meeren eingeſchloſſen, in der Mitte ein hoher, mehre Monate lang mit dem tiefſten Schnee bedeckter Bergrücken, gar keine Straßen und Verbindungen beider Theile unter einander, alle Bäume und Erzeugniſſe des Nordens und des Südens, Eis und Glühhitze auf die Entfernung weniger Stunden. Seit Jahrhunderten, ja ſeit Jahrtauſenden eine Bildung höherer, ſelbſt tiefſinnig philoſophiſcher Art, die bis auf den heutigen Tag in gewiſſen Kreiſen unvermindert fort beſteht, und daneben ein Volk von der größten Rohheit (rozzezza). — Auf meine Bemerkung: wenn dieſe Rohheit vielleicht nur darin beſtehe, daß die Leute nicht leſen und ſchreiben lernten, ſo fänden ſich wohl andere werthvolle Eigenſchaften einer urſprünglich reichen Natur; — gab er zur Antwort: es iſt nicht ſowohl die Rohheit der Unwiſſenheit, als die Wildheit (ferocia) des Charakters, welche z. B. den blutigen Haß durch alle Ge-

ſchlechtsfolgen hindurch in voller Kraft erhält und in der Rache ein Recht und eine Pflicht erblickt. — Dieſe mehr als heidniſche Stimmung, meinte ich, müſſe durch Erziehung und durch Einwirkung der (leider vielleicht abweſenden) Vornehmen und Adlichen, wenn nicht ausgerottet, doch gemildert werden. — Mehr als in anderen Theilen Italiens, fuhr er fort, leben die Reichen und Vornehmen auf ihren kalabriſchen Beſitzungen; aber ſie leben ganz getrennt vom Volke und haben auf daſſelbe gar keinen Einfluß. Es ſind völlig getrennte Welten. Ich ſelbſt ſehe von Neapel aus, mit Schrecken hin auf jene Wildheit meiner Landsleute, auf eine Barbarei die in Europa nicht in ähnlicher Weiſe anzutreffen iſt; und wiederum, wenn ich lange in Kalabrien verweile, erklingen in meinem eigenen Gemüthe verwandte Töne, welche die Anklage, oder die Entſchuldigung ſteigern!

Neapel, den 26ſten Julius.

Geſtern Abend habe ich Deinen am 11ten Julius abgeſandten lieben Brief richtig erhalten, und zugleich einen aus Rom vom —, welcher beſtätigt was ich längſt vorausſah, — nämlich daß man mir in Rom die Archive nicht öffnen wird. Die Hauptſtelle des Briefes lautet: „Mit wahrhaft ſchwerem Herzen ergreife ich die Feder um Euer u. ſ. w. die mir zwar nicht unerwartete, doch deshalb nicht minder ſchmerz-

liche Nachricht mitzutheilen, daß unter den jetzigen Verhältnissen die bereitwillige Öffnung des vatikanischen Archives zum Behufe Ihrer historischen Forschungen nicht zu erwarten ist. Vielleicht daß in einiger Zeit die Dinge sich besser gestalten; doch man ist leider gewohnt Notizen über die Persönlichkeit aus Quellen zu schöpfen, deren Ursprung häufig unlauter ist. Graf — theilt diese Ansicht und mein Bedauern u. s. w."

Dieser Text ist wichtig genug um einige Randglossen zu machen. Seit Jahren ist man von dem, zur Zeit des Kardinals Consalvi angenommenen Systeme freierer Mittheilung abgegangen, und zu der alten Abgeschlossenheit und Verschlossenheit zurückgekehrt. Ob außerdem das Mißverhältniß zu Preußen den römischen Hof zu obigem Entschlusse bestimmt hat, will ich nicht entscheiden; und eben so wenig, ob die mir nachtheilige Censur aus — herrührt, oder von dem Manne welcher — oder von Frau v. —. Gewiß hat der römische Hof Unrecht, Leute meiner Gesinnung in die Reihe gefährlicher, oder widerwärtiger Gegner einzutragen, und darauf zu rechnen daß alle Protestanten (wie H—) weiß in weiß malen sollen. Ich darf ohne Anmaßung behaupten: daß mein Werk für die richtige und billige Ansicht von Kirche und Papstthum im Mittelalter, mehr und nützlicher gewirkt hat, als manche Schrift übereifriger Zionswächter

— Der römiſche Hof weiß ſelbſt die geſchichtlichen Quellen jener Zeit nicht zu würdigen, er traut ſich, ſeiner Unſchuld und ſeinem Rechte zu wenig; ſonſt würde er kein Geheimniß aus jenen Urkunden machen, ſondern ſie abdrucken laſſen und in alle Welt verſenden. Freilich folgen ſpäter Perſonen und Thaten mit ſchlimmeren Schatten. Aber auch da hilft das Verheimlichen Nichts, denn die Welt kennt das Schlimmſte und vermuthet (um der Verheimlichung willen) noch Übleres; während die volle Wahrheit wenigſtens die Dinge erklärt, worin, wo nicht eine Rechtfertigung, doch oft eine Entſchuldigung liegt. Auch ſtimmt es nicht mit der gerühmten, unwandelbaren Folgerichtigkeit des römiſchen Hofes, daß man mir im Jahre 1817 (wo ich für mich nichts anführen konnte, als meinen guten Willen) etwas bewilligt, was man mir jetzt verweigert, obgleich drei katholiſche Häupter Zeugniß für mich ablegen: der K—z (und auch der K—g) von B., der Prinz Johann von S. und der Fürſt M—. Der, oder die große Unbekannte fällt mehr ins Gewicht, als dieſe Männer und das was ſie repräſentiren. Eine Art theologiſcher Camarilla! — Eins weiß ich gewiß: daß nämlich dies Abweiſen mich nicht verleiten wird, eine Silbe mehr, oder ſtärker gegen den römiſchen Hof zu ſagen, als ich aus Pflicht- und Wahrheitsgefühl ſonſt viel-

leicht niedergeſchrieben hätte. Sine ira et studio. künftig, wie bisher!

Ob nun —, als proteſtantiſcher Cerberus, das Paroli fortſpielen wird, muß ich erwarten. Warum ich glaube, daß in jenen Quellen wenig wahrhaft Erhebliches für meine Hohenſtaufen zu finden iſt, und alle Hauptſachen unverändert ſtehen bleiben dürften; habe ich Euch ſchon geſchrieben. Ich that Alles was ich vermochte, und waſche meine Hände in Unſchuld.

Gehe ich endlich (nachdem ich anſtändigerweiſe die politiſch-hiſtoriſchen Betrachtungen vorangeſtellt) billigerweiſe auf meine Perſon und die Annehmlichkeit meiner Reiſe über; ſo konnte mir gar nichts Angenehmeres wiederfahren, als jene abſchlägige Antwort. Sie führt mich aus altem Papier, in die lebendige Gegenwart, erhebt mich in den Stand eines Freiherrn, erlaubt die Rückreiſe in der ſchönſten Jahreszeit, und beſchleunigt die erwünſchte Heimkehr, nachdem ich ſo viel geſehen und gelernt habe.

Außerdem erſpare ich ja auch noch Geld; was Berückſichtigung verdient, da ich meine Reiſen nicht (wie Viele glauben und ſelbſt drucken laſſen) auf Koſten der Regierung mache, ſondern ganz aus meiner eigenen Taſche bezahlen muß. Doch bin ich ſehr dankbar, daß man nie den Urlaub verweigerte und mir das Vertrauen ſchenkte, ich werde die bewilligte Muße gewiſſenhaft benutzen.

Zweiundneunzigster Brief.

Neapel, den 27sten Julius.

Ich erlebe in diesem Jahre zum ersten Male einen wahren Sommer. Denn drückend schwüle Tage, abwechselnd mit Donnerwettern und Kühlung, sind nur ein Surrogat, oder Analogon des wahren Sommers. Zu diesem gehört eine lange gleichartige Wärme, ein heller Himmel, eine bei aller Hitze leichte und athembare Luft. Ob mir die Mittage nicht zu heiß erscheinen? Allerdings; wie der Ofen welcher nachhaltig heizen soll. Soll ich mir aber dies Sonnenbad nicht verschreiben? oder es für unbequemer und gefährlicher halten, wie die so oft angepriesenen russischen Schwitzbäder? Bis jetzt bekömmt mir die Kur ganz gut, obwohl ich braun und mager zurückkommen werde, wie ein Araber. Denn der Mäßigung muß man sich allerdings gleichermaßen in geistiger und leiblicher Hinsicht ergeben, und der Magen bedarf hier mehr Zeit um Weniges, als bei uns um viel zu verdauen. Was man an Essen und Wein erspart, geht aber als Limonade und Eis wieder drauf, und das Theatergeld bekömmt der Fuhrmann. Oder soll ich mich bei Lampenlicht, wo nicht gar bei Knoblauchsgeruch einsperren, wäh-

rend Himmel, Erde und Meer draußen ganz andere Stücke aufführen? Oder aus Patriotismus mir überſetzte Kotzebuiaden, oder aus Verehrung für das Italieniſche, mir den trockenen Federici herdeklamiren laſſen? Geſtern wieder gen Niſita gefahren, den, an Schönheiten unerſchöpflichen Weg. Ein Sonnenuntergang jenſeit des Meerbuſens von Bajä, er konnte nicht ſchöner, glänzender, farbenreicher ſeyn; und zu all den Himmelslichtern giebt dann die Erde ihre tieferen Töne, den ernſten Grundbaß an. — Ich hatte die Zeit des Umkehrens richtig berechnet und abgepaßt. Zwiſchen Caſtellamare und dem Berge S. Angelo ſtieg langſam majeſtätiſch der Vollmond hervor. Nicht bloß die Lichtſtrahlen ſchoſſen über das Meer herüber, ſondern auch die Tonwellen der Sphärenorgel ſchlugen an mein Ohr, wodurch der alte Haydn dem Monde Maaß und Bahn vorzuſchreiben ſchien.

Ich ſpiele Euch nur Variationen eines und deſſelben Themas vor; kann ich denn aber anders? Nach wenigen Wochen werde ich dieſem Süden entrückt, und ſtecke dann eine andere Walze in meine Drehorgel. Die Diſſonanzen, welche Ihr vielleicht in dieſen Briefen vermißt, werdet Ihr einſt, hinreichend zahlreich, in dem längeren Aufſatze über neapolitaniſche Verhältniſſe finden.

Seit ſehr vielen Jahren habe ich keine, heut aber eine möglichſt kräftige Ohrfeige gegeben, nämlich einem

Jungen, welcher seine Hand in meine Rocktasche steckte. Dem Faltenwurfe nach, hatte er auf erheblichen Inhalt geschlossen; er fand aber nur einen großen Bogen Papier, — das Geld hatte der Dampfschiffer in Empfang genommen. — Vor vielen Tagen hätte ich Händel ernsterer Art bekommen können. Während ich Abends in größter Ruhe und Bescheidenheit nach Hause gehe, wenden sich plötzlich zwei Frauenzimmer gegen mich um und schreien schrecklich auf mich los. Ich verstand von ihrem neapolitanischen Prestissimo keine Sylbe; bis sich ein Mann als tertius interveniens einmischte und zu verstehen gab: er sey ein Vertheidiger der Unschuld, welche ich, Don Juan, den Jungfrauen habe rauben wollen! — Da ich nun diese Jungfrauen weder angesehen, noch angeredet hatte, also die vollkommenste Unschuld auf meiner Seite war, ließ ich mich nicht verblüffen; sondern sagte ihnen: sie wären nicht wohl gescheut und ich kein minchione; wenns ihnen gefällig sey, wollten wir uns zur Schlichtung ihrer Beschwerde auf die Polizei begeben. Noch hatte ich meine Worte nicht ganz zu Ende gesprochen, als Damen und Ritter schon nach verschiedenen Seiten verschwunden waren. Des nächsten Tages wiederfuhr Hrn. v. — etwas ganz Ähnliches, wahrscheinlich mit denselben Windbeuteln beiderlei Geschlechts.

Es ist der Polizei gelungen die liederlichen Mäd-

chen von der Straße zu verbannen. Mit deſto gröſſerer Unverſchämtheit bieten die Kuppler, die ruffiani, ihre Waare aus, verkaufen das Wildpret im Sacke, und prellen ſo viel als möglich Käufer und Verkäufer. Dieſe männliche Vermittelung, welche in anderen Ländern faſt ganz unbekannt iſt, hat etwas ungemein Widerwärtiges und Unwürdiges, und fördert als Menſchenhandel aus der zweiten Hand, die Moral noch weniger, als den guten Geſchmack. Findlingshäuſer, Straßenbettelei und Kuppler finden indeſſen gleichmäßig ihre Vertheidiger, wenigſtens als die kleineren Übel. Mir umgekehrt, ſcheinen ſie die gröſſeren zu ſeyn.

Den 25ſten Julius.

Geſtern war ein heißer, aber dennoch angenehmer Tag. Ich fuhr nämlich früh Morgens mit dem Dampfboote la Furia nach Iſchia, und Abends wieder zurück. Alſo den ſchönen neapolitaniſchen Meerbuſen entlang, bis Niſita; dann dem Buſen von Bajá vorüber, mit der Ausſicht auf Puzzuoli, Monte Nuovo und Bajá; nun das Cap Miſenum zur Seite laſſend, zur Rhede von Procida (wo Reiſende ausgeſetzt und eingenommen wurden), endlich bei Caſammiciola auf Iſchia gelandet und hinaufgeſtiegen zu dem Wirthshauſe la Sentinella. Die Mittagsſtunden waren in den Engwegen Iſchias ſehr heiß; doch geben viele ſchöne Ausſich-

ten auf die sorgfältig angebaute Insel und ihre Spitze den Epomeo, oder auch auf die fernen Inseln und Küsten, eine Entschädigung. Rein erfreulich war die kühlere Rückfahrt, und ihr Schlußstück bei Mondschein. Eine Dame übernahm, für alle Anderen, die bitteren Opfer welche das Meer in der Regel fordert.

Auf der Hinfahrt hörte ich eine Frau deutsch sprechen und redete sie an. Es war eine gewaltig große Schweizerinn, welche seit Jahren in Rom ansässig, mit den Deutschen daselbst aber sehr unzufrieden war. Unter ihnen, herrsche in Wahrheit nichts als Haß und Neid, und von den gerühmten Eigenschaften jenes Volkes sey nichts zu spüren.

Als die Schiffer sie, nach gewöhnlicher Weise, anfaßten und aus dem Kahne ans Land tragen wollten, schlug sie so gewaltig um sich, daß jene (so viel sie in der Art auch sonst vertragen können) fast böse wurden. Ein Esel mußte bis an den Rand der Barke geführt werden, sie drehte ihren großen Hintern auswärts und setzte sich unberührt von Männerhänden, in den Weibersattel nieder. Einige andere Damen vertrauten sich dagegen lieber den Männern, als einem Esel an; was dann malerische Gruppen anderer Art bildete.

Den 30ſten Julius.

Ich beweiſe mir täglich: die nöthigſte Eigenſchaft eines Reiſenden ſey, nicht Alles ſehen zu wollen; ſonſt lebt er in übertriebener Unruhe und erreicht dennoch das vorgeſteckte Ziel nicht. Manchmal tritt jedoch an die Stelle dieſer weiſen und heiteren Reſignation, eine aufgezwungene. So heut; Profeſſor W — aus Rom, wollte mich früh um 4 Uhr abholen um nach Pompeji zu fahren. Der Fuhrmann hat ihn aber ſitzen laſſen, und es iſt zweifelhaft ob uns morgen ein beſſeres Schickſal erwartet.

— — Man kann darüber ſtreiten: was angenehmer ſey, Reiſepläne zu machen, oder zu reiſen. Jenes vorbereitende Geſchäft koſtet keine Anſtrengungen, kein Geld, bietet weit mehr Mannichfaltigkeit und Abwechſelung u. ſ. w. Dagegen geben hundert Möglichkeiten, noch nicht eine Wirklichkeit. Wiederum läßt ſich nicht läugnen, daß durch ernſte Vorbereitungen zu einer Reiſe, Mancher mehr lernt, als viele Reiſende die ſich wirklich in den Wagen ſetzten, fremde Luft athmeten, fremdes Brot aßen und in fremden Betten ſchliefen.

— — Möget Ihr bei der churmärkiſchen Hitze ſo zufrieden ſeyn, als ich bei der neapolitaniſchen. — Sie werden (ſagen Einige) in Sicilien an der Hitze ſterben; Sie werden (drohen Andere) von Räubern todt geſchlagen. Geſchieht das erſte, ſo iſt das letzte nicht mög-

lich, und umgekehrt. Ich gehe beiden Gefahren guten Muths entgegen, und werde mich nur möglichst, vor der langsamen und langweiligen Eselreiterei im Sonnenscheine hüten. Palermo, Messina, Catanea, ein Bissel Ätna, vielleicht etwas Syracusaner: — basta per me. Ne sutor ultra crepidam, und sich Enthusiasmus für Dinge angekünstelt, welche außerhalb der eigenen Bahn liegen.

Dreiundneunzigster Brief.

Neapel, den 5ten August. (Geburtstag des Königs.)

— — Zunächst also nur ein Paar kurze Andeutungen über die Tagesgeschichte.

Den 29sten Juli führte mich Hr. T —, bei dem Erzbischofe von Seleucia Mazzetti ein, welcher an der Spitze einer Unterrichtscommission steht, und mit großem Muthe vielen Nichtsnutzigkeiten entgegengetreten ist. Sein allgemeiner Unterrichtsplan enthält viel Gutes und Wohlgemeintes; sofern er aber das Bisherige fast in allen Theilen ändern, und sich selten

ihm anſchließen will, dürfte er auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtoßen. Allmählige Entwickelung hat in der Regel weiter gebracht, als eine ſogenannte totale Wiedergeburt. Auch blieb mir Manches unverſtändlich: daß z. B. auf den Lyceen alle eigentlichen Kenntniſſe ſollen erworben, das Poſitive aber von den Univerſitäten ausgeſchloſſen werden. Alſo hier keine Geſchichte, ſondern nur eine Art Philoſophie der Geſchichte u. ſ. w.; wobei überhaupt das bloß Allgemeine (oft nur Abſtrakte) als das Höhere betrachtet wird. Doch Ihr könnt das einſt in ſeiner Schrift, nach Belieben, ſelbſt nachleſen.

Den 30ſten auf den Studj. Die nackten Männer ſtehen überall zum Beſchauen umher, die nackten Weiber ſind in eine beſondere Stube eingeſperrt. Man kann hiefür allerhand ſcherzhafte, aber kaum einen triftigen Grund nachweiſen. Auch ein entgegengeſetztes Verfahren ließe ſich, gleich oberflächlich, rechtfertigen. In jener Stube nun befinden ſich nicht weniger als 10 Veneres, 7 à la Venus Medicis, 2 niederſitzende, und die welche ſich hinten beſchaut. Hieraus ergiebt ſich: daß gewiſſe Meiſterwerke unzählige Male, von geringeren Leuten nachgeahmt wurden, und es der eigentlichen Originale nur wenig gab. Jene ſieben ſind zum Theil häßliche Portraitſtatuen von Weibern, die ſich zudecken ſollten, und nur eine ähnelt der capitoliniſchen. Die Kallipygä iſt eigentlich keine Venus;

ſondern ein ſehr hübſches Mädchen, die ſich über die Vorzüge ihrer Sitztheile freut, und nebenbei vielleicht einen Floh abſuchen will.

Den 31ſten mit W — und zwei Malern — nach Pompeji; wiederum ein heißer, in Hemdsärmeln und mit dem Sonnenſchirme aber erträglicher und lehrreicher Tag. Von neuem verſetzte ich mich in die Lebensweiſe jener Zeit, wo man ſich wenig um die Straßen bekümmerte, und der Säulengang um einen offenen Platz wichtiger war als die Stuben. Die hier befindlichen und die in Neapel aufgeſtellten Malereien, ſind von Einigen vielleicht überſchätzt worden; gewiß befindet ſich Schlechtes und Geſchmackloſes darunter. Dennoch legen ſie Zeugniß ab für die Liebe zur Kunſt, die außerordentliche Übung und die lebhafte Auffaſſung. In keiner neueren Landſtadt würde man ſo viel Denkwürdiges gefunden haben, und das Gefundene darf wiederum nicht als Maaß für die antike Malerei angelegt werden. Die Maler welche in Pompeji arbeiteten, verhalten ſich vielmehr zu Zeuris und Apelles, wie Pompeji zu Athen und Korinth. — Die Moſaik, Alexander und Darius darſtellend, iſt gewiß einem anderen Werke nachgebildet, und wohl das Vollendetſte in dieſer Art; doch würde ich unverſtändige Kunſtbetrachtungen über Einzelnes (vom Wagen oder Wagenrade an, bis zu dem Kopfe

Alexanders) anſtellen, wenn dieſe Zeitſchrift nicht aus Mangel an Abſatz und Beifall eingegangen wäre.

Den 4ten Auguſt Morgens.

Die Grillen, die ich über Alter, Häßlichkeit, Anatomie gefangen haben ſoll, werde ich leichter los als die Flöhe. Es war jenes nur ein Abweiſen des mir Fremdartigen. H — s kurze Löſung: „die Häßlichkeit ſey Folge der Schuld und Bosheit", führt aber auch nicht zum Ziele, weil die Ideen des Guten und Schönen keineswegs zuſammenfallen, und ich mir mit aller Tugend keine ſchöne Naſe andrehen kann, während viele Sünderinnen in vollem Glanze daſtehen, unbekümmert um alle Theorie des Sündenfalls, ſo gewandt ſie auch in der Praxis ſind. Die philoſophiſchen Erklärungen des Häßlichen helfen kaum ſo weit, als die Theodicеen über das Böſe. Wir begreifen es eben nicht: wir ſind nicht beſtimmt alle Räthſel zu löſen, oder (wie Göthe ſagt) alle Nüſſe zu knacken, die Gott uns hinlegt. — Für die Krüppel und die Verdammten habe ich in der Kunſt nun einmal keine Vorliebe und mag ſie mir nicht andrechſeln. Sowie ſie eben anzuſchauen ſind, ſind ſie noch häßlich und unerlöſet, und unverklärt. Als bloße Folie der Schönheit brauche ich ſie ebenfalls nicht, und danke Gott

daß neben der mediceiſchen Venus kein nacktes Scheuſal ſteht, um irgend einen philoſophiſchen, oder theologiſchen Lehrſatz zu beweiſen.

Vierundneunzigſter Brief.

Palermo, den 6ten Auguſt.

Den 4ten Auguſt Vormittag um 10 Uhr reiſete ich von Neapel ab, kam den 5ten früh um 8 Uhr hier an und kehrte bei Hrn. Giacquieri ein. Die Fahrt war glücklich und ohne vulkaniſche Ausbrüche; doch befand ich mich unwohl in Folge des ſteten Zitterns, oder tremolo, der Marie Chriſtine. Es greift die Nerven an, ſo daß ich den ganzen Tag auf dem Feſtlande einherging, als ſey es nicht feſt. Mit Tagesanbruch begab ich mich auf die Spitze des Schiffes, um die Küſten Siciliens ganz frei aus dem Meere hervortreten zu ſehen. Mannichfaltige, phantaſtiſche Linien (wie die Römer ſagen) der Hügel und Berge, ſchöne Farben; das Meiſte aber ganz baumlos und kahl. Palermo in der Ebene liegend, drei Viertheil des Kreiſes von Bergen umgeben, ein Viertheil offen

gegen das Meer, zur Linken der Monte Pellegrino mit der Kapelle der heiligen Rosalie. Die Stadt hat nicht das Ansehn einer vorwärts schreitenden Stadt (thriving city), und außer den beiden sich kreuzenden Hauptstraßen, wenige welche eine Erwähnung verdienen. Der Spaziergang am Meere ist schön, jedoch nur einfach und unbedeutend im Vergleiche mit der Fahrt von der Chiaja nach Puzzuoli; sowie auch Pferde und Wagen den neapolitanischen nachstehen. Die hochgerühmte Flora ist ein regelmäßig angelegter, ebener, eingeschlossener Garten, mit den südlicheren Pflanzen dieser Gegend geschmückt, aber ohne Aussicht. Anstatt der Nymphen, Elfen, Dryaden u. s. w. die ich gestern Abend daselbst zu finden hoffte, wandelten nur Geistliche und Mönche in allen Farben auf und ab, schwarze, halbschwarze, gefleckte, weiße, braune. Wenn wirklich 67 Klöster in der Stadt vorhanden sind (und darunter viele Bettelklöster), so ist es natürlich daß man hier so viel Mönche sieht, als bei uns Soldaten. — Palermo hat ohne Zweifel eine schöne Lage, sie aber der von Neapel voranzustellen, scheint mir ein irriger Geschmack, oder ein übertriebener Patriotismus.

Den 7ten August

Da Post und Briefe erst morgen abgehen, will ich noch ein Paar Worte hinzusetzen. Vorgestern, am

ersten Tage meines hiesigen Aufenthalts, lief ich mit dem (diesmal unentbehrlichen) Lohnbedienten, in heißen Stunden, durch die ganze Stadt und besuchte (wie ich schon schrieb) Abends den Spaziergang und die Flora. Dies war deßungeachtet ein ruhiger Tag, im Vergleiche mit dem gestrigen. Des Morgens um vier Uhr stand ich auf um, vor Eintritt der Hitze, mit dem sehr gefälligen preußischen Consul Hrn. W — und seinem Bruder nach einem Kapuzinerkloster S. Maria di Gesu hinauszufahren und hinaufzusteigen. Aloen, Caktus oder indische Feigen, und einige andere südliche Gewächse, die zu Wein, Ölbäumen, Orangen und Cypressen hinzutraten, erwiesen daß ich bald am Wendepunkte meiner Reise angekommen sey. Nur einige schroffe Kalksteinwände waren kahl, aber in roth und gelb schön gefärbt; der ganze übrige Abhang des Berges hingegen mit Pflanzen und Bäumen so bedeckt, daß ich von neuem in der Überzeugung bestärkt wurde: die Kahlheit der Berge sey öfter Folge der menschlichen Nachlässigkeit und Schuld, als nöthwendige Folge natürlicher Mängel. Wie so oft, erwies sich auch hier Gefühl und Geschmack der Mönche, in der Wahl des Ortes für ihr Kloster. Die Aussicht war weit und schön über Palermo und Monreale, bis an den Kranz der dahinterliegenden Berge, dem Pellegrino und dem Meere. — Nach der Rückkunft von diesem Ausfluge, begann ich einen zweiten Cursus

mit dem Lohnbedienten, machte einige lehrreiche Bekanntſchaften, verfehlte andere Perſonen und fand daß noch andere gegen 11 Uhr im Bette lagen. Ich glaubte: man ſtehe hier früh auf, ſchlafe viel am Tage, und gehe ſpät zu Bette. Nur das letzte iſt richtig; der Tagesſchlaf hingegen wenig bedeutend, und die Morgenſtunde hat nichts im Munde. Auch auf den Straßen beginnt das Leben in Neapel des Morgens viel früher als hier.

Ein halb verdorbenes Freskogemälde von Monreale in einem Kloſter, war von einer wunderbaren Friſche und Schönheit; andere Märtyrergeſchichten, die ich ſpäter von ihm ſah, weit weniger anziehend und gar ſehr nachgedunkelt. Fünf, ſechs Kirchen, modern, bunt, der Erwähnung nicht werth. Deſto eigenthümlicher die Kapelle Rogers im Schloſſe, der Form nach mehr lateiniſch als griechiſch, in Hinſicht auf Moſaik und Styl, ganz wie S. Markus in Venedig.

Der Herzog von Serradifalco (den ich zum zweiten Male aufſuchte und der auch mich verfehlt hatte) nahm ſich meiner aufs Freundlichſte an. Sein Anerbieten mit mir nach Monreale hinauszufahren, mußte mir um ſo willkommener ſeyn, da er ein treffliches Werk über die dortige Kirche herausgegeben hat, mithin weit der beſte Führer iſt. — Die Kirche ſelbſt iſt von der größten Merkwürdigkeit, auch das Abgebrannte

meiſt ſchon hergeſtellt, und zwar ganz in der früheren Weiſe. An eine Kirche in Form des griechiſchen Kreuzes, ſchließt ſich eine Art von Baſilika an. Über den Säulen und Bogen, wiederum die Wände ganz mit Moſaik bedeckt, gleichwie in Venedig. Unter Anderem iſt König Wilhelm dargeſtellt wie Chriſtus ihn krönt; zum Zeichen daß er ſeine Krone nicht vom Papſte empfangen habe. Ich enthalte mich weiterer Beſchreibungen; Ihr werdet aus dem Werke des Herzogs von Serradifalco erſehen, wie viel am Ende des 12ten Jahrhunderts ſchon in künſtleriſcher Hinſicht in dieſen Gegenden geleiſtet wurde.

Fünfundneunzigſter Brief.

Palermo, den 8ten Auguſt.

Ich fahre in meinen einfachen Tagesberichten fort. Dem vorgeſtrigen Gewitter folgte (gegen die Erwartung der Palermitaner, welche ich ſprach) geſtern ein zweites von großer Stärke, ſo daß die Luft ſich abkühlte, und das Thermometer heute früh um 6 Uhr nur 17° und Mittags 23° zeigte. Mehre bleiben dabei: es ſey hier (mit Ausnahme der, als ſehr ſchlimm be-

zeichneten Scirocco-tage) weniger warm, als in Neapel und ich muß dies für die Tage meines Aufenthalts bestätigen. Vielleicht hat aber in Neapel ein Gewitter dieselbe Wirkung hervorgebracht; auch dürfte sich jene Behauptung für die mittlere Temperatur des ganzen Jahres schwerlich bestätigen. Überhaupt ist man hier geneigt, den Grad der örtlichen Wärme in dem Maaße geringer anzugeben, als im Norden die Kälte; weil beides, von verschiedenen Standpunkten aus, wie ein Übel betrachtet wird. Ne quid nimis!.

Gestern holte mich Hr. A — G —, ein verdienter sicilischer Gelehrter ab, zunächst um mir ein Gemälde Kaiser Friedrichs II zu zeigen, welches er nach einem anderen in S. Martino befindlichen hat copiren lassen. Er hielt es für ächt, ähnlich und schön. — Ich hingegen mußte leider widersprechen; ja ich erschrak vor dem Angesichte welches mir in keiner Weise einen Mann großen Geistes und Sinnes, sondern einen plumpen Gesellen darzustellen schien. Der Wunsch etwas Ideelles, Schönes zu erblicken, konnte allerdings für sich die Ächtheit des Bildes nicht läugnen lassen. Mein Gefühl ward aber von anderen Gründen unterstützt. Erstens nämlich war das Bild schlechterdings nicht in der Weise des 13ten Jahrhunderts gemalt; auch bemerkte Hr. G —, das sogenannte Original in S. Martino, sey wahrscheinlich aus dem 17ten Jahr-

hunderte. So hätten wir also nur die Kopie einer modernen Kopie, welche nicht im Mindesten auf die Annahme und Übernahme einer älteren Form und Darstellungsweise hindeutet. Zweitens gleicht das Bild schlechterdings nicht dem der ächten Augustalen, oder meinem, nach der gleichzeitigen Bildsäule Friedrichs II in Kapua geschnittenen Ringe. Hingegen stimmen die Augustalen und der Ring in allem Wesentlichen überein und müssen, mit Verwerfung jenes Bildes, über das Angesicht Friedrichs entscheiden. —

Auch bei einem zweiten Punkte wich meine Ansicht von der G — s ab. Er behauptet: eine Klage, lamentatio, Peters von Vinea aus seinem Gefängnisse sey ächt und rühre von ihm selbst her; mir hingegen erscheint sie wie das spätere Machwerk eines Geistlichen, denn: erstens offenbart sich darin Nichts von der früheren Kraft Peters; zweitens enthält sie nichts als Redensarten, verba, praeterequae nihil, ohne die geringste Beziehung auf Thatsachen und persönliche Verhältnisse. Drittens, erscheint sie mir großentheils als eine Umschreibung und Verwässerung der bekannten Stelle im Dante, welche der spätere Verfasser, meines Erachtens, vor Augen hatte. — Zugegeben aber, diese Klage sey ächt, so lernen wir aus derselben doch gar nichts für die Geschichte.

Hr. G — führte mich jetzt zur Bibliothek, wo ich Gelegenheit hatte, die wichtige Bemerkung zu

machen: daß die Gelehrſamkeit ihre Blößen hier mehr mit Schweinsleder, bei uns mehr mit Kalbsleder zuzudecken ſucht. Einige Handſchriften von Geſetzen, und Chroniken beſah ich mit gebührender Andacht, freute mich aber uneigennützig, daß ihr Inhalt dem Bearbeiter ſpäterer Jahrhunderte beſtimmt war, oder bereits gedruckt der Welt vorliegt. Die Bibliothek und ihre Einnahme iſt zum Theil aus großmüthigen Gaben hervorgegangen. Sie ſcheint wohl geordnet und fleißig benutzt zu ſeyn. Vom Ausleihen der Bücher iſt natürlich auch hier nicht die Rede.

Jetzt führte mich Hr. Abbate M — zu den, meiſt aus Selinus hiehergebrachten Bauſtücken und Bildwerken. Die letzten zeigen den Fortſchritt der Entwickelung von ſehr großer Rohheit, bis in die Gegend der höheren Vollendung. Neu war mir, daß den ſteinernen Bildſäulen der weiblichen Figuren, Geſicht, Hände und Füße von weißem Marmor angeſetzt wurden. Auch hier ſieht man deutlich: die Verbindung der Farben mit den Bildwerken, ſey von den Alten keineswegs immer verworfen, ſondern oft gebilligt und ausgeführt worden.

Nunmehr zur Univerſität, in deren Räumen ſich eine Sammlung zum Theil werthvoller Gemälde und Gipsabgüſſe befindet. Ein Lektionsverzeichniß wird nicht gedruckt (ſo wenig wie bei uns für die Schulen), weil der beſchränkte Inhalt in der Regel ganz unver-

ändert bleibt. Vormittags werden überhaupt zwei Vorlesungen, jede zu 1 ½ Stunde, Nachmittags aber nur eine gehalten. Frühere Bemerkungen über die italienischen Universitäten will ich nicht wiederholen. Meine Begleiter erzählten mir: die theologische Fakultät (oder das Bruchstück, was man so nennen könne) sey bei der juristischen Fakultät untergesteckt. Die Gehalte der Lehrer sind, mit wenigen Ausnahmen sehr gering, meist 240 Thaler des Jahrs.

Den Mittag brachte ich gestern sehr angenehm bei dem Consul Hrn. W — zu; Abends fuhr ich zum Balle bei dem Herzoge von —. Ein Glück daß ich Schuh und Strümpfe, und was sonst zu einem Altenmannsanzuge gehört, nicht in Neapel zurückgelassen hatte. Die Einrichtung des Balles verdiente in jeder Beziehung Lob. Der innere Hof, ein großer Söller, der Hauptgang des Gartens geschmackvoll mit Lampen erleuchtet, die Säle und Stuben geräumig und ebenfalls hell mit Wachslichtern besetzt, Kunstwerke mancherlei Art hie und dort zerstreut, Überfluß an kühlenden Getränken und Eis, ein wohlbesetzter Tisch jenseit des erleuchteten Söllers, gute Musik u. s. w. Die Herren meist in schwarzen Röcken, weißen Westen und Hosen; die Damen gekleidet wie jetzt überall in Europa, ebenso Walzer und Contretänze. Einige Frauen und Mädchen recht hübsch, viele unbedeutend; der Schlag mehr kurz und stark, als lang und mager.

Auch die Herzoginn von Berry viel ſtärker als ſonſt (ich weiß nicht ob von sorrow and grief, oder aus anderen Gründen) — — — .

Den 8ten Auguſt Abends.

Nachdem ich heute fleißig gearbeitet und Vorſtehendes an Euch geſchrieben hatte, fuhr ich mit dem Fürſten G —, — ins Narrenhaus, ins Bettlerhaus, zur Ziſa dem alten Saracenenpalaſte, und zu den Kaiſergräbern im Dom. Sehr verſchieden; jedoch trat überall die Schwäche und Vergänglichkeit des Menſchlichen hervor. Unter den Porphyrſärgen iſt der Friedrichs II am ſchönſten gearbeitet; und wiederum wie ärmlich, daß man ſpäter (der Erſparung halber) noch eine Königsleiche zu ihm hineinlegte, einen Aragoneſen, um ſich in engem Raume zu vertragen bis zum jüngſten Tage! Von den arabiſchen Grundformen und dem Schmucke der Ziſa, iſt faſt Alles verſchwunden, umgeſtaltet, abgefallen, abgeändert. Die Ausſicht, frei nach allen Gegenden, aus dem Mittelpunkte der Ebene von Palermo, iſt dagegen immer jung und ſchön.

Narren und Tolle finden ſich hier, aus Gründen wie überall, ein Drittheil mehr Männer denn Weiber, wenig Raſende, Viele gemäßigt genug; ſeltener dumm geſeſſen wie im Norden. Alles reinlich, ordentlich, milde, die Anſtalt vom Baron Piſani verbeſſert.

oder eigentlich neu geschaffen. Gewalt nur im äußersten Nothfall angewandt, Geduld im höchsten Maaße; mehr Psychologie und Moral als andere Mittel, niemals Spott und erbitternde Aufregung.

Daß in Palermo die Bettelei (bis auf wenige Ausnahmen und die Bettelmönche) abgeschafft ist, verdient das größte Lob, und zeichnet die Stadt aus vor den meisten italienischen Städten. Zur Aufnahme der bettelnden Männer, Weiber, Jungen und Mädchen sind besondere Häuser gegründet, oder Abtheilungen gemacht. Ordnung, Ehrlichkeit, Reinlichkeit, Fleiß, gute Verwaltung des Geldes, werden allgemein gerühmt; und soweit sich derlei Dinge im Augenblicke übersehen, oder erschließen lassen, muß ich das Lob für das Haus der Mädchen (das ich allein sah) bestätigen. Als ich indeß einige Bedenken anderer Art erhob, sagte ein Unteraufseher (obgleich er auch in Deutschland geboren war) mir, seinem halben Landsmanne: ich verstehe gar nichts von der Sache, und werde auch nie etwas davon capiren. Ich fand es so wenig gerathen mich mit dem sehr zornigen Manne herumzuzanken, als ihm aufs Wort zu glauben. Denn es kam nicht auf örtliche Kenntnisse, sondern auf allgemeine Grundsätze an, welche in der ganzen Welt dieselben sind, z. B. ob, wenn mehr Leute in ein Haus hineingehen, als heraus, die Zahl drinnen zunimmt, oder abnimmt; ob 100 mehr ist

wie 20 oder nicht? u. ſ. w. Die Sache ſteht nämlich ſo: Die Bettler, oder (bleiben wir bei den Mädchen ſtehen) die bettelnden Mädchen werden aufgegriffen und dann großentheils in das Bettlerhaus geſchickt. Haben ſie keine Ältern, ſo laſſen ſie ſich als Waiſen, und die Anſtalt als ein Waiſenhaus betrachten. Auf meine weiteren Fragen ergab ſich: daß in die, erſt ſeit wenigen Jahren beſtehende Anſtalt, ſtets ungleich mehr aufgenommen, als entlaſſen werden, die Zahl alſo ununterbrochen wächſt. Sehr natürlich: denn die Gründe der Aufnahme nehmen kein Ende, und für die Dauer der Anweſenheit im Hauſe iſt gar kein Ziel, kein Termin beſtimmt. Alſo weder eine gewiſſe Zeit als Strafe, noch als nothwendige Erziehungsperiode, noch ein gewiſſes Alter, noch die Majorennität u. dgl. Jährlich erloſen ſehr Wenige ein kleines Heirathsgut, deſſenthalben ſie wohl aufgeſucht und geheirathet werden; aber dieſer und jeder ſonſtige Abgang iſt gering gegen den Zufluß, und auf dieſem Wege wird die Kinderanſtalt allmählig Frauenzimmer jeden Alters, bis auf die bejahrteſten Jungfern in ſich ſchließen.

Ich will nicht wiederholen, was ſich gegen das Ausſtatten der Mädchen aus öffentlichen Kaſſen im Allgemeinen ſagen läßt; gewiß ſind Ehen, die bloß um ſolch einer Gabe willen geſchloſſen werden, ſchlecht begründet, und eine natürliche Pflanzſchule ſpäterer Noth

Betrachte ich die Aufnahme in ein Haus jener Art, als Strafe für die Bettelei, ſo muß dieſe Strafe Maaß und Gränze haben; betrachte ich ſie als Wohlthat, ſo kann ſie ſich (wie z. B. die Waiſenhäuſer beweiſen) ebenfalls nicht aufs ganze Leben erſtrecken; am irrigſten endlich iſt der Glaube: die Regierung und ein Paar wohlwollende Aufſeher, könnten und müßten für Unzählige die Vormünder und Fabrikherrn ſeyn, weil es an Arbeit fehle. Vielmehr muß der Einzelne auf ſeine eigenen Füße geſtellt, und ihm und den Familien das zugewieſen werden, was dieſe großen Erziehungskaſernen, und koſtſpieligen Spielereien des Fabrikenſyſtems nie erſetzen können. Ohne Beſchränkung der Aufnahme, ohne beſtimmtes Hinausweiſen, wird ſich (wie geſagt) die Zahl ungeheuer vermehren, und weil die Koſten unerſchwinglich ſind, die alte Bettelei in verſtärktem Maaße wiederkehren. Die wohlgemeinte Anſtalt verwandelt ſich in eine Art Findelhaus, für Kinder größeren Alters. — So viel zur Rechtfertigung meiner Bedenken, welche (wie ich ſpäter ſah) keineswegs alle Palermitaner für unſinnig erklären; Manche theilen vielmehr dieſelben, ja die Stadt fängt ſchon an ferneren großen Zahlungen zu widerſprechen. Gebe der Himmel, daß wegen Mangels einer einzelnen Beſtimmung, der löbliche Zweck nicht verfehlt werde, und das alte Übel wiederkehre!

Sechsundneunzigſter Brief.

Palermo, den 10ten Auguſt.

Geſtern ſtand ich vor Tage auf, beſtieg einen Eſel welchen mir der überaus gefällige Herzog von Serradifalco geſandt hatte, und ritt die Stadt hinaus, über die Ebene, bis zu dem raſch wie eine Inſel ſich erhebenden Monte Pellegrino. Im Zickzack, und zum Theil auf gewölbten Unterbauen, führt der Weg hoch hinauf bis zur Kapelle der heiligen Roſalie. Hier ſtieg ich ab und ging auf mühſeligem ungebahnten Pfade, bis zu einer Bergſpitze, von wo aus man eine ſehr weite Ausſicht hat, über die nächſten Berge, das unten liegende Meer, die Stadt und Ebene von Palermo und die ferneren, mannichfach geſtalteten Bergrücken. Die nächſte Umgebung erinnerte hingegen an Radikofani; nur iſt die Wüſte noch größer und wilder, und um hinter den überall hervortretenden, ſchroffen Formen und Spitzen der Steine nicht zurückzubleiben, hat ſich das Pflanzenreich jeder Hand voll Erde bemächtigt, und unzählbare (in dieſem Augenblicke jedoch trockene) Diſteln hervorgetrieben. In ſolch einer Einſamkeit liegt die Grotte, wohin ſich die heilige Roſalie geflüchtet hatte.

Ich will in Palermo nicht bezweifeln, was die Palermitaner glauben. Die Mythologie vieler christlichen Heiligen ist geschichtlich nicht besser gegründet, als die Mythologie heidnischer Heroen. Anstatt aber diesmal das kalte kritische Messer anzulegen und von der Legende das Beste abzuschneiden und wegzuwerfen; drängte sich mir vielmehr der Gedanke auf: die Palermitaner zeigten hier jedenfalls ein ehrenwerthes Gefühl der Dankbarkeit und die löbliche, bei Vergötterung der eigenen Person immer seltener werdende Neigung, etwas Höheres über sich anzuerkennen. Die in Goldstoff gekleidete Heilige ist ruhend dargestellt, mit einer Hand den Kopf stützend, die andere auf der Brust liegend und Crucifix und Pilgerstab haltend. Wenn man durch das Gitter, in den tiefen halb erleuchteten Theil der Höhle hinabblickt, erkennt das Auge erst allmählig Umrisse und Ausdruck; so daß viele Umstände hinzutreten, den Eindruck zu erhöhen und eigenthümlich zu gestalten. Unwillkürlich, aber sehr bestimmt, ward ich an Guilelmo della Portas Wunderweib in der Peterskirche erinnert. Dort der höchste Glanz irdischer Schönheit, und aus der Kraft der eigenen Brust drängt sich jede Poesie kühner Leidenschaften hervor; hier sind die Formen des Gesichtes geblieben, aber an die Stelle der eigenen nach außen treibenden Kraft, ist ein höherer Frieden der Seele eingeflößt, und die Freuden und Leiden der Zeit-

lichkeit scheinen weit dahinten zu liegen, nachdem die Wiedergeburt für eine andere Welt, mild verklärend eingetreten ist.

Bei starker Hitze, ging ich den Berg zu Fuß hinab, ergötzte mich an den Aussichten, welche jede Wendung des Weges darbietet, und hatte die Absicht, nach dieser Anstrengung einige Stunden zu ruhen, oder doch meinem Gedanken bequem nachzuhängen. Ich sollte aber die kurz zugemessene Zeit gewissenhafter benutzen. Der Principe G— fuhr mit mir nach der Sternwarte, wo ich Hrn. Cacciatore kennen lernte und eine weite Aussicht auf die Stadt und Umgegend hatte. Der schön angelegte botanische Garten zeigte viel südliche Pflanzen im Freien; doch hat man für tropische Gewächse auch hier ein Treibhaus anlegen müssen.

Abends nach 10 Uhr holte mich der — zu einer glänzenden Gesellschaft beim — — ab, wo fleißig nach einem wiener Fortepiano getanzt wurde. Ich hätte glauben können, ich sey in Berlin, Wien, London u. s. w., so wenig trat irgend etwas eigenthümlich Sicilianisches hervor. Nach schönen Damen habe ich mich fleißig umgesehen; man muß hier aber suchen, um selten zu finden; während man in London (und auch bei uns) findet, ohne zu suchen. Um 1 Uhr ging ich nach Hause, um 6 Uhr stand ich auf um Euch dies Alles bei 20 Grad Wärme zu berichten.

Oft glaubt man, nach dem Sprichworte, Alles bei allen Zipfeln gefaßt zu haben, und hat doch einen überſehen, wodurch das Ganze verſchüttet wird, oder zerbricht. So iſt es mir mit dem Plane gegangen durch das Innere der Inſel zu reiſen. Zweifelhaft ward ich ſchon, durch die einſtimmige Erklärung aller Sicilianer: es ſey auf dieſem Wege auch gar Nichts zu ſehen; zur Entſcheidung kam die Sache, durch die Bemerkung des Principe S—: ich würde aus der Marterkammer des Wagens halb todt ankommen. An die Beſchaffenheit des Wagens hatte ich nun eben gar nicht ernſtlich gedacht, und die Anſchauung oder Beſchauung ergab: es ſey ein ſenkrecht abgeſchnittener, jedoch verſchloſſener halber Wagen, eine Batarde mit einem Rückſitze, ſo daß die vier einzuſperrenden Perſonen weder Hand noch Fuß rühren können. Einen Tag und zwei Nächte in dieſer Zwangsſtellung, während dieſer Jahreszeit zu ſitzen, wäre dann allerdings die größte Marter geweſen; — daher blieb nichts übrig, als vom Lande zum Meere ſeine Zuflucht zu nehmen. Heute Abend um 6 Uhr fahre ich mit dem Dampfboote Marie Chriſtine, ab nach Meſſina.

Siebenundneunzigſter Brief.

Meſſina, den 12ten Auguſt.

Das Dampfboot ſollte den 10ten Punkt 6 Uhr abfahren, ſetzte ſich aber erſt um halb 8 Uhr in Bewegung. Rings um mich begann ein erſchreckliches Seufzen, Stöhnen und —; dennoch blieb ich, trotz dieſer Beiſpiele und ähnlicher Veranlaſſung, diesmal bei voller Geſundheit und konnte in der ſchönen, ſternhellen, warmen Nacht lange auf dem Verdecke bleiben. Und zwar um ſo mehr, da ich meine Schlafſtelle, unter dem Hauptzimmer in einem wahren inferno und baratro erhalten hatte. Deshalb zog ich vor mitten in dem Hauptzimmer an der Erde auf einer kleinen Matratze Platz zu nehmen. Ich ſchlief beſſer als ich erwartete, war aber mit Anbruch des Tages ſchon wieder auf dem Verdecke. Jenſeit der lipariſchen Inſeln, welche meiſt wie breitgefußte Kegel, aus dem Meere hervorragen, färbte ſich die erſte Morgenröthe: vor mir lag Kalabrien wie ein Nebelſtreif; rechts, etwas beſtimmter gezeichnet, die Nordküſte Siciliens. Als wir S. Agatha nnd Cap Orlando nahten, war die Sonne zur Linken bereits emporgeſtiegen, und mit bloßem Auge, noch mehr aber mit meinem wiener Feldſtecher zu erkennen: daß die Formen der Berge

Thäler und Einſchnitte mannichfach geſtaltet ſind, und keineswegs die Dürre und Kahlheit ſo vorherrſcht wie bei Palermo. Brolo, Calava, Piatti, Melazzo, Roſacolmo, Faro, gingen in erfreulicher Weiſe vor mir vorüber, und die ſcharf abfallenden Berge Kalabriens bildeten den Hintergrund, bis wir in die Meerenge von Meſſina einbogen. Scylla und Charybdis zeigten eine Bewegung, welche die Mannichfaltigkeit des Farbenſpiels im blauen Meere erhöhte; von Gefahr für unſere größeren Schiffe kann nicht die Rede ſeyn. Allmählig ſtieg Meſſina aus dem Meere empor, angelehnt an höhere Berge, mit deutlicher Ausſicht auf die, hier weniger ſchroffe, kalabriſche Küſte. Ohne Zweifel von ſehr ſeltener Schönheit; doch kann ich nicht läugnen, daß Alles was ich bis jetzt in Sicilien ſah, hinter Neapel zurückſteht und nur meine Vorliebe für dieſe Stadt und ihre Umgebungen erhöht. Meſſina macht den Eindruck eines thätigen Handelsortes (wo alſo auch der dritte Stand das Übergewicht hat); Palermo hingegen macht den Eindruck einer ehemaligen ſinkenden Reſidenz, wo auch der Adel zurückgeht und faſt Alle (mit, oder ohne Grund) de mauvaise humeur ſind.' Ich weiß nicht ob es wahr iſt, aber mehre Palermitaner ſagten mir: etliche principi die hier ſpazieren fahren, wiſſen kaum was ſie zu Mittag eſſen ſollen; und der Schmuck welchen ſie in Geſellſchaften tragen, wird vorher großentheils mit Mühe auf dem

Pfandhause eingelöset. Von noch mehr Seiten wird bestätigt: daß Manche die reicher, und noch nicht in Schulden versunken sind, dennoch ihre Besitzungen kaum einmal sahen und niemals bewirthschaften. Natürlich (bemerkte ein Anderer); weil ihnen die städtischen Bequemlichkeiten mehr zusagen, als wenn sie auf ungebahnten Pfaden dorthin wallfahrten, und auf unzähligen Eseln und Mauleseln, Unentbehrliches und Entbehrliches hinschleppen sollen.

Ich bin auf dem Dampfboote mit zwei Franzosen zusammengetroffen, Hrn. Malherbe einem Naturforscher aus Metz, und einem jungen Grafen Du Prat, wohl unterrichtet und von richtigem Urtheil: das heißt zunächst nur: seine und meine Urtheile, besonders über die Reise und das Gesehene, stimmen oft überein! Mangel an Raum brachte uns beide gestern auf eine Stube, und uns drei heute Abend in einen Wagen zusammen.

Ihr werdet aus der Ferne an meinen Reiseplanen und deren Ausführung, viel auszusetzen haben; man kann hier aber nicht reisen wie man will, sondern wird gezwungen dies oder das zu ergreifen. Dies ergiebt folgendes Gespräch, mit meinem verständigen Wirthe. Wir wünschen heute Abend, oder morgen früh abzureisen. — Dies ist unmöglich, weil sie ihre Pässe (heute ist Sonntag) nicht vor morgen Mittag zurückerhalten. — Wir wünschen mit einem Fuhr-

manne nach Taormina und von da nach Catanea zu reiſen. — Dies iſt unmöglich, da in den nächſten ſechs Tagen, der Feſte von Meſſina halber, kein Fuhrmann zu bekommen iſt. — Wir wünſchen jene Reiſe mit Extrapoſt zu machen. — Dies iſt unmöglich, da Sie keinen eigenen Wagen haben, die Poſt keinen giebt und auch in Taormina nicht anhält. — Wir wünſchen mit dem Dampfboote nach Catanea zu fahren. — Dies iſt unmöglich, weil das Dampfboot in Catanea nicht anlegt. — So mußten wir alſo ſechs Tage in Meſſina bleiben, wo wir nur ſechs Stunden zu thun haben, oder die zufällige außerordentliche Gelegenheit benutzen, daß heute Abend eine Poſtkutſche nach Catanea geht. Die gewöhnliche hat nur zwei Plätze; dieſe waren vergeben, und Beiwagen ſind hier völlig unbekannt.

Mit uns iſt ein 82jähriger franzöſiſcher Graf nebſt ſeiner ihn bedienenden, auch ſchon ehrwürdigen Kammerjungfer angekommen, ein vollſtändiges Bild des alten Regime. Gepudert Haar, großer Jabot, Manſchetten u. ſ. w. und von außerordentlicher Thätigkeit und außerordentlichem Appetite. Geſtern Abend hatte er ſich in einen langen ſchönen Schlafrock eingehüllt, bekam aber, als er Ziegen auf der Straße meckern hörte, große Neigung friſche Milch zu trinken. Er läuft alſo auf den Balkon und ſchreit aus vollem Halſe: capre, capre! Augenblicklich zeigt ſich unten

die größte Aufmerkſamkeit, welche in lauten Jubel und Spaß aller Art übergeht. In ſeinem Eifer hatte der gute Mann die Arme ausgebreitet, der weite Schlafrock folgte dieſem Beiſpiele, und ſo ſtand er ſplinterfaſennackt vor dem venerabeln Straßenpublikum, — nach Ziegen ſchreiend!

Hiebei fällt mir eine andere Geſchichte ein, die der Prinz L— v. S— nach amtlichen Nachrichten erzählte. Ein Mann elegant, aber auffallend gekleidet, mit Uhren und Uhrketten reich verſehen, nimmt in Neapel ein Kabinet, zieht ſich aus und badet im Meere. Unterdeſſen ſpringt ein Spitzbube, der ihn bemerkt hatte, auch ins Meer, dringt unbemerkt von unten in jenes Kabinet, zieht die Kleider an, ſteckt Geld und Uhren ein, giebt dem Aufwärter ein anſehnliches Trinkgeld und geht ruhig ſeiner Wege. Der Aufwärter weiſet einem Anderen jenes Kabinet an; und als dieſer ins Meer hinabſteigen will, ſteigt der Erſte herauf. Lärm, Streit in Überfluß, bis ſich die Sache aufklärt, und für den Beſtohlenen ein kümmerlicher Anzug zuſammengeſucht wird, um in ſeine Wohnung zurückkehren zu können.

Heute früh bin ich mit Du Prat durch alle Hauptſtraßen gewandert, habe in der Kathedrale Altes und Neues in ſonderbarer Miſchung geſehen, und mich dann von einem hochgelegenen alten Thurme der ſchönen Ausſicht auf Land, Stadt und Meer erfreut. Nach dem In-

neren des Landes thürmen ſich Hügel und Berge, mit kleinen Zwiſchenabhängen, regellos übereinander; die Häuſer mit lauter Ziegeldächern verſehen, zeigen nichts von dem Eigenthümlichen ſüdlicher Städte; nach dem Faro hin läuft der Boden flach und ſandig aus; das calabreſiſche Ufer iſt zur Linken höher und ſchroffer, gegen Reggio hingegen auch abfallend, — dazwiſchen die Meerenge. Alles recht ſchön; aber, ich weiß kaum woran es liegt, — durchaus nicht der romantiſche, fantaſtiſche Eindruck wie in Neapel. — Wir gehen fort — da hier die Feſte beginnen; ein Skandal! Aber kirchliche Feſte, und militairiſche Feſte, und ſogenannte Volksfeſte ſind in ähnlichen Wiederholungen gleich langweilig; und 14 Tage daran geben, um 6 Feſttage auszukoſten, wäre mir ſelbſt im Himmel zu viel. Faſt komme ich auf die Sprünge des Holländers, den ich in Trieſt ſah, und der davon lief wenn er Prozeſſionen und Feſte nur nennen hörte.

So eben wurden wir auf die Polizei geſchleppt. Ich habe jetzt drei Päſſe, einen aus Berlin für die ganze Reiſe, einen neapolitaniſchen für ganz Sicilien, und einen palermitaniſchen für halb Sicilien. Da weder eine Beſchreibung der Perſon, noch eine Unterſchrift beigefügt iſt, auch kein Gegenſchein bei Abgabe des Paſſes eingehändigt wird; ſo bleibt es eine unnütze Schererei, ſelbſt nach der Behörde laufen zu müſſen.

Achtundneunzigſter Brief.

Siracuſá, den 17ten Auguſt.

O dreimal geſegnetes Neapel! Nimm mich Reuigen auf in deinen Schoß! Niemals werde ich mich wieder verlocken laſſen, dir untreu zu werden, und anderwärts das zu ſuchen, was du unendlich reicher und ſchöner mit vollen Händen darbieteſt und ſpendeſt!! — Das klingt, werdet Ihr ſagen, nicht wie ein freiwilliger Hymnus; ſondern wie der Stoßſeufzer eines Unzufriedenen, eines Mannes out of his humour. — Dem iſt allerdings ſo; oder: es iſt wenigſtens etwas an der Sache, wie die folgende Species facti näher erweiſen wird. Montags den 12ten Auguſt Abends um 9 Uhr ſetzten wir uns in den Wagen um von Meſſina nach Catanea zu fahren. Der Wagen wenigſtens lang genug um die Beine auszuſtrecken, die Pferde friſch auf, der Weg aber ſo, daß man von einer engliſchen outside in den erſten fünf Minuten herabgeſtürzt wäre. Selbſt in der Nacht war es ſo hell, daß wir die hohen Felſen von Taormina und ſeine Lage, von unten auf deutlich erkennen konnten. Den Sonnenaufgang ſahen wir von dem ſchön gelegenen Sciarra aus, dann ging es nach

Jaci reale; zur Seite der hohe, drohende Ätna. Siamo la dogana (und dies Wort habe ich schon unzählige Male gehört), sagte ein rothnasiger Kerl; und er bekam den regelmäßigen Zins dafür, daß er seine Pflicht nicht that. Siamo la dogana, sagten 100 Schritte davon, drei andere Kerle, und meinten jener Erste sey eigentlich nicht der zur Steuererhebung Berechtigte. Da ging mir die Geduld aus, und ich erwiederte ihnen: sie würden Nichts bekommen, möchten aber untersuchen so viel sie wollten; auch würde ich bei den Behörden nachfragen, ob ihr Benehmen rechtens sey. Sie fanden es vorzüglicher, sich unbezahlt und ohne zu visitiren, in den Schatten zurückzuziehen.

Bis Catanea strecken sich die häßlichen, verwüstenden Lavaströme. Die Stadt selbst hat breite, gerade Straßen, und der ansehnlichen Gebäude nicht wenige; doch macht das Ganze weder einen heiteren, noch glänzenden Eindruck. Es zieht sich etwas Unfertiges, Ärmliches hindurch. Laden reiht sich zwar an Laden und Werkstatt an Werkstatt; in mancher aber findet sich nur ein Schusterpfriem und für zwei Groschen Leder, und in der zweiten eine Schneidernadel und für zwei Groschen Hosenzeug. Mit einem Gewölbe in Oxfordstreet, oder Strand, kaufe ich eine ganze Straße Cataneas aus. Desto größerer Überfluß ist an Geistlichen, Mönchen, Nonnen, Klöstern, und das Läuten und Bimmeln nimmt den ganzen Tag

kein Ende. Man war mit Vorbereitungen zu dem großen Feſte beſchäftigt, welches auf das meſſinaſche folgt. Uns erſchienen in Erinnerung an anderwärts Geſehenes, dieſe Vorbereitungen nicht bedeutend, ja manches glich der Dekoration eines Provinzialtheaters.

Aus Beſcheidenheit, oder Faulheit hielt ich mich auch für unfähig, oder unwürdig den Ätna zu beſteigen, und war diesmal mehr auf der rechten Fährte, als in Hinſicht des Urtheils über jenes Feſt. Den erſten Plan: nach Tiſche um 2 Uhr aufzubrechen, und zwölf Stunden lang in der Nacht auf einem Mauleſel bergan zu reiten, und nächſtdem noch zwei Stunden bis Sonnenaufgang zu klettern; dieſen furchtbaren Plan wies ich mit größter Beſtimmtheit ganz zurück. Hierauf ward zweitens vorgeſchlagen: Morgens früh wegreiten, Abends in der casa dei Inglesi ankommen, ſchlafen, und von 3 bis halb 5 Uhr klettern. — Ich ließ mich, nach manchen Einwendungen, dennoch verführen, und den 14ten Auguſt Morgens um 5 Uhr waren wir (Du Prat, Malherbe und ich) auf Pferden und Maulthieren in Bewegung. Die ſogenannte bebaute Region des Berges hatte ich mir vorgeſtellt, wie ein Paradies von Orangen, Feigen, Weintrauben, fantaſtiſchen Wohnungen, reizenden Mädchen u. ſ. w. — Nichts von dem Allem; man reitet meiſt zwiſchen Mauern aufwärts, ſieht zwiſchendurch, bald Bäume, bald Lava, nichts Schönes, oder

Pittoreskes. Folgt die Waldregion. Herrliche Stämme uralter Eichen, aber der Kronen beraubt, und wie Weiden zu allerhand Gebrauch mißhandelt und geköpft. Hiezu kömmt daß jährlich immer mehr von diesen Zeugen alter Zeit umgehauen werden, und das eigennützige, gedankenlose Geschlecht nicht daran denkt auch nur einen Baum zu pflanzen, — so daß die obere Wüste, bald auch den mittleren Theil ganz bezwingen wird. Nach der mühseligsten Anstrengung erreichten wir die casa dei Inglesi, und es war natürlich die Frage: ob wir am anderen Morgen den Gipfel erklimmen sollten? Versteht sich — sagt Ihr von Eurem Sopha aus. Wir kamen zu einem anderen Entschlusse. Das Athemholen ward uns in dieser Höhe sehr beschwerlich, die Augen brannten, die Lippen schwollen und schmerzten, die Hände waren dunkelroth, wie viel mehr das Gesicht, und in zweien Tagen hatten wir zweimal die Verschiedenheit von 30° zu ertragen, nämlich von 5 bis 35° Reaumur.

Wir wollten schlafen: es fanden sich aber nur zwei kleine Matratzen und zwei kleine Kopfkissen für drei Personen, und statt die Kleider abzulegen, mußten wir alle Habseligkeiten übereinander ziehen um uns zu erwärmen. Mir fiel der Mittelplatz zu; in Hinsicht auf die Wärme scheinbar der beste; aber ich war so eingeklemmt daß ich weder Hand noch Fuß rühren konnte. Hiezu kam daß die beiden Matratzen und die

beiden Kopfkiſſen ſich auseinander thaten; ſo daß ich (aus bloßer Betäubung zum Bewußtſeyn kommend) entdeckte, ich liege auf nacktem Brete, und zwei Beſen, die man zur Erhöhung des Kopfendes untergeſchoben hatte, waren mein Kopfkiſſen. Die Zunge klebte am dürren Gaumen, und nur die letzte Freikugel gewährte einigen Troſt. Freund B— gab mir nämlich, in ſeinem und ſeiner Familie Namen, eine Tüte mit berliner Zuckerkugeln auf den Weg; von denen ich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten Gebrauch machte. Die letzte Kugel hatte ich bisher ſorgfältig verwahrt; glaubte aber in dieſer Jammernacht, mich mit ihr tröſten zu dürfen. Von Schlaf war nicht die Rede, um ſo weniger da die Maulthiere ſchrecklich trampelten. Da erſchien um Mitternacht der Hauptführer und erklärte: ein Maulthier werde den Anſtrengungen erliegen, mit dem zweiten müſſe er hinabreiten um es durch Aderlaß zu retten und um wo möglich andere Thiere aufzutreiben.

Beim Aufſtehen waren wir gerädert und einſtimmig der Meinung: es ſey beſſer von einem Vorgebirge aus den Sonnenaufgang und drei Viertel der Rundſicht zu betrachten, als beim Höherklettern, der Anſtrengung zu erliegen, oder doch mehr unſere Leiden, als unſere Freuden zu erhöhen. Hiezu kam, daß die Spitze des Berges in Wolken gehüllt war und gar keine Ausſicht verſprach.

Übrigens bestätigte sich, was ich über derlei Landkartenaussichten schon oft, und auch Tags vorher behauptet hatte. Die vom Ätna herab mag unter allen die weiteste und merkwürdigste seyn, und man hat ganz Recht, wenn man mir einwendet: ich habe nur etwa drei Viertel der ganzen Aussicht, und den Schatten des Ätna weder in der Luft gesehen noch hingestreckt über das Land. Allein in größerer Höhe wird der Anblick noch undeutlicher, und verkürzter. Wie hinter einem Vorhange sieht man einiges Hellere, einiges Dunklere, einiges grünlich, einiges gelblich, und dann heißt es: jenes Fleckchen ist Catanea, jenes Tüpfelchen wie ein Dreier groß Siracusä u. s. w. Wie wenn man jemand schöne Frauen in solcher Entfernung zeigen, und dann verlangen wollte: man solle niederfallen und anbeten? Will der Teufel mich verführen, so muß er mir die Länder nicht aus der Vogelperspektive und wie auf der Landkarte zeigen. Daraus daß der Künstler, derlei Ansichten, oder Hinabsichten gar nicht brauchen kann, ergiebt sich schon daß es nicht die schönsten sind, und dem Ätna, dem Brocken, der Schneekuppe u. dgl. ziehe ich weit vor, den Vesuv, den Rigi, Salzburg, Edinburg, Bamberg, die Camaldoli u. s. w. Man hat dann meist Einiges über, Anderes neben, noch Anderes unter sich; oder sieht doch Zeichnung, Umriß, Farbe, Licht, Schatten, viel mannichfaltiger und schöner.

Nachdem wir alſo die Sonne wie eine Feuerkugel (ohne Wolkenpracht) hatten aufſteigen ſehen, und Sicilien hinter dem Duft- und Nebelvorhange betrachtet war, gingen wir zur valle dei Buoi. Denkt Euch ein Schweizerthal, ausgebrannt daß kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, kein Tropfen Waſſer, kein Menſch, kein Haus, kein Thier, mehr übrig iſt — und Ihr habt ein Bild jenes Thales. Ich ſchrieb von der Wüſte Radicofani und Pellegrino: ſie ſind nur ein Fingerhut voll, im Vergleich mit den Maſſen des Ätna. Dort ſieht man aber doch Felſen, Steine, Formen, Farben, Kriſtalliſationen; aus dieſer Teufelsküche geht dagegen Alles geſtalt- und farblos hervor. Es iſt das Chaos, aber nicht als unentwickelter Inbegriff aller Geſtalten, ſondern der Tod alles Lebendigen, eine widerwärtige Negation von Natur und Geiſt. Feueranbetende Naturforſcher mögen Götzendienſt treiben mit dieſen feuerſpeienden Bergen; mir erſcheinen ſie wie die podices naturae, wo ſie Auswurf und Unrath los zu werden ſucht. Dieſen mag man unterſuchen, verehren, bei ſich tragen, wie den des Dalai Lama; meines Amtes iſt es nicht.

Nun den Berg hinab. Ich war auf Unbequemlichkeit gefaßt, fand es aber dennoch ärger als ich dachte. Mein Pferd trat aus Läſſigkeit und Ermattung alle zehn Schritte fehl, was nicht allein im höchſten Grade unangenehm, ſondern auch gefährlich war.

Deshalb lief ich in der ärgſten Hitze mehre Stunden zu Fuß, und legte mich endlich ermattet unter einem Baume nieder um die Nachfolgenden zu erwarten. Hier wartete aber meiner das Schickſal, das mir und Freund H – ſchon einmal, für übermäßige Naturbewunderung, zu Theil ward. Wie in dem halliſchen Eliſium, ſtatteten mir im ſiciliſchen, die Ameiſen ihren zahlreichen Beſuch ab. Wieder zu Pferde, 33° in der Sonne (der ich ausgeſetzt war) und ſolche Schmerzen in den Sehnen der Beine, von dem ununterbrochenen Stoßen und Schließen, daß ich hätte laut ſchreien mögen. Nur derjenige Theil des Leibes, der ſonſt am erſten bei derlei Zumuthungen rebellirt und die rothe Jakobinermütze aufſetzt, hielt ſich ruhig und bewies großartige Standhaftigkeit. — Glücklicherweiſe hatten wir uns einen Wagen bis Nicoloſi beſtellt. Daß ich, nach Catanea zurückgekehrt, keine Luſt fühlte Beſuche abzuſtatten, werdet Ihr ſehr natürlich finden. — Auch hatte ich nur Zeit am Tage ein Paar Stunden zu ruhen und Nachts ein Paar Stunden zu ſchlafen; denn um Mitternacht vom 15ten auf den 16ten Auguſt, ſaß ich mit Du Prat ſchon wieder in einer Sänfte, und war auf dem Wege gen Syracus. Solche Sänfte iſt eigentlich eine kleine, ſchwebende Kutſche für zwei Perſonen, die einander gegenüber ſitzen. Ein Maulthier geht vorn, eins hinten in der Gabel, ein drittes trägt das Gepäcke. Ungeheures Gebimmel

von Schellen hält die Thiere munter und im Takt; dennoch wackelt das Häuslein so stark, daß Viele seekrank werden. Wir blieben gesund und befanden uns, im Vergleich mit dem gestrigen Tage, sehr glücklich. Ohne diese Vergleichung würde uns die Schattenseite noch viel schwärzer erschienen seyn. Allerdings sieht man öfter das Meer und den Ätna, und beides sind respektable Ingredienzen für eine Landschaft; an sich aber ist diese von Catanea bis Syracus eine stein- und distelreiche Wüste, durch welche sich graue Schlangen kahler Kalkberge hindurchziehen. Eine Gegend so überaus schlecht und häßlich, daß man Geld dafür geben möchte, sie nicht zu sehen.

Sicilien mag immer Getraide, und sonst mehr als jetzt, ausgeführt haben; im Ganzen aber ist die Insel kein fruchtbares Land, wie etwa die Lombardei, Belgien, die goldene Aue u. dgl. — Unter dem Wehen des glühenden Scirocco (wir glaubten er gehöre zur Sache) zogen wir in das heutige Syracus ein, zankten uns mit dem Wirthe herum, erhielten für fünf Franken so viel zu essen, als in Paris für zwei, und wurden mit Lobreden auf Dinge unterhalten, die wir heute den 17ten August sehen sollten.

Um 5 Uhr Morgens machten wir uns unter Leitung eines Bedienten des Cavaliere Landolina auf den Weg, zu dem sich jedoch bald andere Führer gesellten, welche uns (im Solo, Duo, oder Trio) Wahrheit und

Dichtung vermischt, auftischten. Wir sahen also die Überreste des Theaters und Amphitheaters, die Wasserbehälter und das Straßenpflaster, die Steinbrüche und das Ohr des Dionysius, sowie die Stadt und Umgegend nach alten und neuen Abtheilungen. Ich will das hundertmal Beschriebene, nicht zum hundert und ersten Male beschreiben; auch ist das was man sieht eigentlich nur Anzeichen dessen, was einst war. Eine bewundernswerthe Stadt, eine unermeßliche Thätigkeit; — selbst wenn ich Manches als Übertreibung zurückstelle. Auf schmaler, kleiner Grundlage, hat Syracus verhältnißmäßig so viel gethan, als die weltbeherrschende Roma mit unendlich größeren Hülfsmitteln, und obenein unter Regierungen die schlechter waren, als die jetzige. Wer löset diese Räthsel? Es drängt sich mir der betrübende Gedanke auf: daß die Menschen auch sinken, wenn die Tempel einstürzen und die Wasserleitungen verfallen. Was größere Vorfahren bauten, kann dies Geschlecht nicht einmal aus dem Boden hervorkratzen. Seit Messina habe ich nicht eine Frau, Mädchen, oder Kind gesehen, die nur irgend hübsch zu nennen wäre; dagegen Unzählige von erschreckender Häßlichkeit. Giebt es schöne (was ich im Allgemeinen nicht läugnen kann) so ließen sie wenigstens ihr Licht nicht leuchten; und obige Bemerkung spricht nur meine unläugbare eigene Beobachtung aus.

Also, werdet Ihr fragen, hast du Sicilien unter deiner Erwartung gefunden? Das Wort Erwartung hat einen sehr unbestimmten Sinn, doch darf ich jene Frage mit Ja beantworten. Woher kommt dies, da es zunächst meinen Reisegefährten eben so ergeht? — Wir sind theils durch inwohnende Vorurtheile, theils durch Reisebeschreiber verleitet, das Entfernte und Südlichere höher zu stellen, als das Nähere und Nördlichere. So meint man denn: je weiter man in Italien hineinreise, desto mehr wachse Schönheit und Vortrefflichkeit in jeder Beziehung; und doch ließe sich, nach Maaßgabe des Standpunktes, eben so leicht das Umgekehrte behaupten. Die Brianza und der Comersee sind z. B. schöner, als das Thal von Palermo, und die Abhänge der Alpen weit schöner, als die des Ätna. Ferner stehen die sicilischen Städte, den bedeutenderen Italiens nach. Denn lassen wir auch Rom und Neapel ganz zur Seite, so ist doch Florenz ohne Vergleich reicher und anziehender als Palermo, Genua und Venedig weit eigenthümlicher als Messina —, und Turin an Glanz und Selbständigkeit Catanea ohne Zweifel sehr überlegen. Syracus reicht nicht über das erstorbene Ferrara hinaus, — und all das Italische was jetzt in bequemer Weise zugänglich ist, muß man hier mit mehr Zeit, Geld und Kraft erkaufen. Baukünstler und Mineralogen mögen mit Recht einen anderen Maaßstab anlegen; der übrige gilt aber so wenig

für mich, als der meinige für sie. Daß im Inneren Siciliens nichts zu sehen sey, geben (wie gesagt) selbst Sicilianer zu, und daß auf der langen Südseite nur die Ruinen Leben zeigen, läugnen nicht einmal die Architekten. Sonstige Standpunkte (Staat, Verwaltung u. s. w.) hebe ich ein andermal hervor, und auch da wird sich die Rangordnung nach anderem Maaße ergeben, als dem der Breitengrade. Neapel und seine Umgebungen sind, in Hinsicht auf Natur, der Glanz- und Mittelpunkt wo sich Nördliches und Südliches zum letzten Male verträgt; ein größeres Übergewicht des letzten weiset nach dem trockenen Afrika hinüber; sowie sich nördlicher als Deutschland auch nur die Einseitigkeit einer entgegengesetzten Richtung und Entwickelung findet.

Eben komme ich aus dem hiesigen Museum. Es enthält mancherlei örtlich Wichtiges; Weniges von hohem Kunstwerthe. Die gerühmte Venus (leider ging der Kopf verloren) ist ohne Zweifel ein schönes Weib; aber doch nur ein Bild der Wirklichkeit, wie in der Natur gefunden wird, wenn man es sucht; nicht ein darüber hinausreichendes und doch auch wirkliches, daseyendes Ideal.

Sicilien ist bekanntlich eine Insel, also muß man zu Schiffe nach Italien zurückkehren. Leider ist aber das Wasserpostwesen, mittelst Dampfes, nicht so in Ordnung als es seyn könnte. Acht Tage in Messina,

oder vier Tage in Syracus auf den langsamen Veloce warten, erschien gleich langweilig; darum habe ich mit Du Prat einen dritten, wir glauben besseren, Ausweg ergriffen: wir fahren heute um 6 Uhr mit dem Veloce nach Malta, kommen den 18ten Vormittags daselbst an, sind den 21sten wieder in Syracus, den 22sten in Messina, und den 25sten (gottlob!) wieder in Neapel — fröhlichen Herzens und — sehr leichten Beutels!

Das neue Syracus, ohnehin schon eine nichts weniger als schöne, oder treibende Stadt, hat noch sehr verloren, seitdem der Sitz der Kreisregierung nach Noto verlegt, und nur ein Unterintendant daselbst geblieben ist. Diese Verlegung erfolgte zur Strafe dafür, daß zur Zeit der Cholera, ein Stellvertreter des (damals nicht vorhandenen) Intendanten und ein Polizeicommissar vom Volke außerhalb der Stadt aufgesucht und erschlagen wurden. Zweifelsohne arge, strafwürdige Verbrechen. Andererseits hatten sich die Reichen und die Beamten damals eiligst aus dem Staube gemacht, anstatt furchtlos ihre Pflicht zu erfüllen. In der aufgeregten, schrecklichen Zeit fehlte es mithin an aller Obrigkeit, das Militair sperrte sich in den Burgen ab und that Nichts zur Erhaltung der Ordnung. Kann man sich da wundern daß der, sich selbst überlassene Pöbel, in Verbrechen hineingerieth? — Vorstehendes erzählte mir ein sehr wohl unterrichteter Mann.

Neunundneunzigster Brief.

Malta (la Valette), den 19ten August.

Von dem südlichsten Wendepunkte meiner Reise, wünsche ich heute Manni herzlich Glück zum Geburtstage. —

Bei ganz ruhigem Meere begann den 17ten, Abends 6 Uhr, unsere Fahrt von Syracus nach Malta. Größer ist jene Stadt noch immer, als viele andere; aber abgesehen von geschichtlichen Erinnerungen, oder vielleicht noch mehr mit Rücksicht auf dieselben, erscheint sie leblos, eng, ärmlich, einfarbig, und wir waren zufrieden daß uns nicht oblag, daselbst lange zu verweilen. Die Sonne ging (wie gewöhnlich) wolkenlos unter, und dem helleren Golde des Himmels gegenüber, zeigte das Meer einen zweiten prachtvollen goldenen Spiegel. In dem Maaße als dieser allmählig dunkler ward, machte der Mond seine Ansprüche geltend, und tanzte gar anmuthig auf den, vom Schiffe erregten Wellen. Ich würde die warme Nacht auf dem Verdecke zugebracht haben, müßte man nicht den feuchten Niederschlag der Atmosphäre vermeiden. Morgens war das ganze Schiff naß. Beim Aufgange der Sonne erblickte ich in der Ferne Malta

und Gozzo. Wie die hoch aufgebaute Stadt aus dem Meere emporſtieg, entdeckte man ihren ſüdlicheren, halb morgenländiſchen Charakter. Meſſina, Catanea, Syracus zeigen eigentlich nichts, oder nur wenig der Art. Anblick und Eindruck war alſo ganz eigenthümlich und mir unbekannt, und ſchon dadurch der Beſchluß hieher zu reiſen, hinreichend belohnt. Feſtungswerke von gröſter Stärke und in ungewöhnlicher Zahl; ein, oder vielmehr fünf Häfen, alle ſo geſchützt, ſo ſicher und tief, daß die gröſte Flotte darin Platz findet. Dadurch daß England in den Beſitz der Inſel kam, iſt ſie ein Mittelpunkt des Morgenlandes und Abendlandes geworden, und der früher feſtgehaltene Gegenſatz, in eine freundſchaftliche Vermittelung umgewandelt. Betrachtet man dieſe langen, blonden, friſchen, weitſchreitenden Germanen; ſo erſcheinen ſie wie eine ganz andere, zum Herrſchen beſtimmte Menſchenrace. Doch muß ich der Wahrheit die Ehre geben: ich ſah hier auf dem Spaziergange in einer Viertelſtunde, mehr ſchöne Frauen und Mädchen, als in ganz Sicilien. Ihre Kleidung, eine ſchwarze bis über den Kopf gezogene Mantilla, iſt indeſſen nicht ſchön; auch muß man ſich wundern daß in dieſem heißen Klima jene Farbe ſo allein herrſcht. — Selbſt mir, dem Feinde der Kälte, wird hier des Guten zu viel: der geſtrige Morgen begann mit 23°, und im hellen Wiederſcheine der Sonne ſtieg das Thermometer bis 12°. — Nach-

dem ich mich im Hotel Clarence bei Madame Goubau eingerichtet hatte, erſtattete ich dem Gouverneur Hrn. Bouverie einen Beſuch und beſah hierauf den Palaſt der ehemaligen Großmeiſter. Schöne, große Säle, einige gute Gemälde, oder Kopien guter Gemälde, ſo die drei Schweſtern (Grazien, ſagte der Führer) von Palma vecchio; eine Waffenſammlung, welche bewies daß mehre Großmeiſter kleiner Perſon waren, aber ſehr ſchwere Rüſtungen tragen mußten. Vom Thurme des Palaſtes überſieht man die ganze Stadt, und den größten Theil der Inſel. Alle Häuſer mit platten Dächern, wenig Grünes (beſondere in dieſer Jahreszeit), die kahlen Kalkfelſen vorherrſchend. Andererſeits die größte Thätigkeit für den nur irgend möglichen Anbau; ſo daß man mir z. B. in Syracus malteſer Kartoffeln verſetzte, angeblich weil Sicilien keine guten erzeuge!?

Wo Engländer hinkommen, wird die Faulheit ausgetrieben; zugleich mit ihnen ziehen aber auch ſtaatsrechtliche Anſichten und Parteien ein. Der gedankenloſe, unthätige Gehorſam kann ſich nicht als einzige Grundlage der menſchlichen Geſelligkeit erhalten; unter vielerlei neuen Irthümern, entwickeln ſich auch neue, große Wahrheiten, und indem der Einzelne ſich höher ſtellt, wenigſtens höher ſtrebt, bewegt ſich auch das Ganze zuletzt aufwärts. Daher in Malta jetzt ſo viele Fragen über die Rechte der Einwohner, Städte-

ordnungen, Anstellung von Einheimischen und Fremden, Steuerbewilligungen u. s. w. Viele möchten die Engländer nur wie eine freiwillig aufgenommene Besatzung ihrer Festung betrachten; sonst aber völlige Unabhängigkeit und Selbständigkeit behaupten. England kann und wird weder Alles bewilligen, noch Alles verweigern; ohne England würde Malta in jeder Beziehung rückwärts gehen. Frankreich besitzt an Algier einen ersten Ring; ob sich jedoch viele andere (ohne die höchste Anstrengung) daran reihen werden, bleibt sehr zweifelhaft. Malta ist klein, aber sicherer; es genügt den vorgesteckten Zwecken.

Warum sind in neueren Zeiten alle abgeschlossenen aristokratischen Regierungen zu Grunde gegangen? Venedig, Genua, Lukka, Bern, Malta. Unter vielen Gründen ist wohl einer der wichtigsten: daß sie eben abgeschlossen waren, also der Beweglichkeit und Erneuung viel zu sehr entbehrten. Die Aristoi blieben deshalb nicht die Ersten und Besten: alle Vermittelung zwischen ihnen und dem Volke fehlte, und dies wuchs über sie empor, oder stellte sich ihnen doch feindlich gegenüber. Eben so wenig genügt das ganz vereinzelte Element des Monarchischen, oder Demokratischen auf die Dauer für eine höhere Entwickelung. — Schon Solon und Servius Tullius brachten durch ihre Klasseneintheilung einen frischen Strom des Lebens in das Staatsrecht, und der römische Senat er-

hielt seine Bedeutung nur dadurch so lange, daß er ihn nicht verschmähte. Ähnliches kann man vom englischen Oberhause behaupten.

Den 19ten Abends.

Ich habe die Stadt nach allen Richtungen durchwandert: sie ist regelmäßig, reinlich, voller Zeichen der Thätigkeit und eines (so scheint es) steigenden Wohlstandes. Nur die Straßenbettelei geht noch ihren italienischen Gang. Die Hauptkirche Johannis enthält allerhand Denkmale, hat aber keine Pfeiler, oder Säulen, sondern ein langes Tonnengewölbe: Alles in der Weise des gesunkenen Geschmackes. — — —

Den 20sten August.

Da die Hitze zu groß ist um (wie der Freiherr von Wolf) vernünftige Gedanken über alle und jede Dinge zu haben, will ich die aufgezwungene Muße benutzen, einige kurze Waare aufzutischen. Meine verständige Wirthinn sagt: nie habe sie in Malta einen so heißen Sommer erlebt. Deshalb halte ich auch drei Hemden in steter Bewegung. Man muß, sagen überkluge Leute, gar nicht trinken, um nicht zu schwitzen. Das ist gerade eben so klug, als wenn man vorschreibt nicht zu essen, um nicht zu verdauen. Solch Verdorren bei steigendem Durste und stetem Verluste an Feuchtigkeit hielte niemand aus; auch bedarf der Magen

ſteter Abkühlung wenn man nicht ſeekrank werden, oder ſich der Gefahr von Entzündungen ausſetzen will. Gegen andere böſe Folgen der Hitze ſchützt mich vielleicht ein Ausſchlag, wie Rötheln.

Die saison (ſchreiben zierige Berichtserſtatter aus deutſchen Bädern) die saison der Flöhe iſt vorüber; ſtatt deſſen haben ſich aber (zum Beweiſe der Vortrefflichkeit unſeres Trinkbrunnens) mehre Couſins eingefunden, welche zwar weniger tanzen, aber mehr ſingen als die Flöhe. — Mathematiker könnten bemerken: die Flöhe trieben Planimetrie, die Mücken trieben Stereometrie: denn die Gränzen des Flohſtiches halten ſich ſtets in der Ebene, die Mücken hingegen erweiſen die Erhebungstheorie der Berge. Der Flohſtich verſchwindet nach wenigen Stunden, der ſüdliche Mückenſtich erſt nach vielen Tagen. So Scylla und Charybdis. — — —

Hundertſter Brief.

Meſſina, den 22ſten Auguſt.

So wäre ich denn glücklich und ohne Seekrankheit um 2½ Grad nördlicher gerückt, auch hat die Hitze ungefähr um 2½ Grad im Durchſchnitt abgenommen.

Den 20sten verließen wir Malta, sahen die dürre, kahle Südwestküste Siciliens und langten den 21sten um 9 Uhr Morgens in Syracus an. Die jetzige Stadt ist aber langweilig, und beim erdrückenden Scirocco lohnte es auch nicht der Mühe ein zweites Mal, nach den geringen Überresten des Alterthums zu laufen. So schönes Brot man in Malta findet, so elendes hartes, schweres in Syracus. Der Moscato den wir uns geben ließen, war völlig untrinkbar, so sehr schmeckte er nach altem Öle. Natürlich, sagte mir jemand, da die Weinschläuche vorher eingeölt werden. Bei der Abfahrt wünschten wir uns die entferntere Bekanntschaft der weltberühmten Stadt. Von Taormina bis Messina sind die sicilischen Ufer schöner und mannichfaltiger denn zuvor; von den baum- und laub- und wasserreichen Gebirgen der Schweiz, Salzburgs und Tirols ist aber hier nichts zu finden; und die Unzahl einzelner Hügel, die neben- und übereinander hingeworfen sind, entbehren trotz scheinbarer Mannichfaltigkeit, doch eines harmonischen Zusammenhanges und übersichtlicher Schönheit.

Den 23sten August.

Wir (Du Prat, Malherbe und ich) haben uns diesmal im Hotel du Nord bei einer Hamburgerinn Mad. Müller einquartiert, und befinden uns daselbst ganz wohl. Dagegen machen die Paß- und Accise-

behörden im Neapolitaniſchen mehr Scherereien und Koſten, als in irgend einem Lande das ich kenne. So gingen wir geſtern bald nach unſerer Ankunft zur Paßbehörde, erhielten aber auf unſere Erklärung die Antwort: mit einem allgemeinen und zwei ſicilianiſchen, in Summa mit drei Päſſen verſehen, könnten wir nicht das Ufer Kalabriens betreten. Die hiezu nöthige beſondere Erlaubniß ſey vor heute um 10 bis 11 Uhr nicht zu bekommen. So haben wir dieſem Ausfluge (der Morgens um 5 Uhr beginnen ſollte) entſagen müſſen.

Alles in der Welt iſt relativ; ſo auch Hitze und Kälte. In Malta ſtand das Thermometer in der Regel ſchon Morgens um 6 Uhr im Schatten auf 24°; in Syracus wehte vorgeſtern noch der glühende, niederdrückende Scirocco; jetzt, 6 Uhr Morgens, zeigt dagegen mein Thermometer nur 16°, was mich veranlaßt die Kleidung etwas zu verändern, um mich nicht zu erkälten. Gewiß werde ich fernerhin die italieniſche Wärme nicht unerträglich finden.

Hundertunderſter Brief.

Neapel, den 26ſten Auguſt.

Weil ich Sicilien nicht genug bewundere*), ward mir in der Nacht vom 23ſten auf den 24ſten vor der Abreiſe von Meſſina eine außerordentliche Ehre zu Theil, welche den Schlaf gänzlich verſcheuchte. Alle Thiere des Paradieſes ſchienen ſich vereint, oder den Auftrag zu haben, mir eine großartige und mannichfache Muſik zu bringen. Pferde und Mauleſel ſchlugen mit den Beinen im Hofe den Takt. Dazu grunzten die Schweine, iaten die Eſel, mauzten die Katzen, bellten die Hunde, krähten die Hähne und trompeteten die Mücken. Ich habe aus Eitelkeit keinen Muſikanten genannt, der nicht da geweſen wäre; alle haben, wie man jetzt ſagt, thätigſt mitgewirkt und die Oper in Scene geſetzt.

---

*) „Es muß in meinen letzten ſicilianiſchen, oder darauf folgenden neapolitaniſchen Briefen eine Spur ſich finden, welchen unangenehmen Eindruck mir dieſe vergötterte Inſel (Sicilien) zurückgelaſſen hat; ich mag durch Wiederholung auf dieſem Punkte nicht laſten.“ Göthe an Zelter, Briefwechſel VI, 224.

Früher als nöthig, war ich aus dem Bette, zahlte den bettelnden Zollwächtern (die uns erſt Abends zuvor beſteuert hatten) trotz ihrer Zudringlichkeit Nichts, und forderte ſie ſollten durchſuchen, was ſie aber weislich und bequemlich unterließen. Auf der Fahrt ſah ich einen Theil der meiſt kahlen Küſten Kalabriens, hielt in Tropea an, und fragte wo Pizzo liege, wo Mürat erſchoſſen ward. Da liegt der verfluchte Ort, gab der Schiffshauptmann zur Antwort. Das Wetter war ſo günſtig daß ich auf allen Seefahrten von Neapel bis Malta und zurück, nicht den geringſten Anfall von Krankheit hatte. — Geiſtliche und Mönche wurden überall eingeſchifft und ausgeſchifft. Bald zeigte man ihnen eine Art von Achtung; bald hatte man ſie zum Beſten, oder gab Geſchichtchen über ſie zum Beſten. So wird z. B. einem Kapuziner das Wunder der Speiſung von 5000 Mann erklärt, und er bewundert es, verfällt jedoch darauf in Nachdenken und ſagt endlich: es würde doch ein viel größeres Wunder geweſen ſeyn, wenn unſer Herr Chriſtus an fünf Menſchen, 5000 Brote, Fiſche und andere Speiſen gegeben, und ſie Alles mit gutem Appetite verzehrt hätten, ohne den Magen zu verderben, oder ſich übel zu befinden.

Auf dem Schiffe hätte H— ſeiner natürlichen Abneigung gegen fremde Sprachen freien Lauf laſſen

können; ich mußte nämlich deutſch, franzöſiſch, engliſch und italieniſch reden, ſo gemiſcht war die Geſellſchaft.

Den 24ſten Abends ging die Sonne ſehr ſchön unter und gegenüber der Mond auf; den 25ſten früh ſah ich mit gleichem Vergnügen das Umgekehrte. Bald darauf erblickte ich den Monte S. Angelo, und die Küſten von Amalfi bis zum Cap Campanella. Zwiſchen Maſſa und dem fantaſtiſchen Capri hindurch fuhren wir in den herrlichen Buſen von Neapel hinein, der meines Erachtens Alles übertrifft, was ich in Sicilien ſah. Andere ſind vielleicht anderer Meinung. Nachdem ich den Kampf mit den hundertarmigen Bootsleuten, Packträgern, Polizei- und Zollbeamten, Land- und Seewachen glücklich überſtanden, langte ich auf S. Lucia an, bezog meine alte Stube und erfreute mich wieder an der Ausſicht, den Farben des Sonnenunterganges, dem Monde, dem Sonnenaufgange. Schöne, reine Luft obenein; kein Scirocco, keine aria cattiva. — — —

Den 29ſten Auguſt.

Geſtern ſuchte ich den Juſtizminiſter Hrn. P— auf um mich für die Statiſtik der neapolitaniſchen Rechtspflege zu bedanken, welche er mir geſchenkt hatte. Das dienende Volk in den Vorzimmern ſeines Bureaus nahm mich in der grob herablaſſenden Weiſe auf, welche Supplikanten in der Regel erfahren, und als

ich, nach Abgabe meiner Karte hineingerufen wurde, suchte ich bescheiden einen sicheren Winkel für meinen Regenschirm. Weil mich nach beendeter Audienz der Minister bis in das äußerste Vorzimmer begleitete, sprangen die dienenden Herren sämmtlich auf, stürzten wie Raubvögel auf meinen Regenschirm los und der Besitz Ergreifende überreichte ihn mir (nach des Ministers Entfernung) in höchster Demuth und mit den Worten: er küsse mir hundertmal die Hände. Seine Erwartung, ich würde mit meinen Händen dafür in den Geldbeutel greifen, schlug indeß fehl; ich sagte ihm gelassen, er möge sich nicht bemühen, und ging meiner Wege. — Den Abgaben für die Pässe kann man nicht in ähnlicher Weise entgehen, und eben so wenig den Spitzbübereien der Zöllner und Sünder — —

Hundertundzweiter Brief.

Neapel, den 5ten Julius.

Da das Königreich Neapel und Sicilien fast niemals einen entscheidenden Einfluß auf die europäischen An-

gelegenheiten gehabt hat, ſo iſt deſſen Geſchichte oft vernachläſſigt, oder doch minder bekannt geworden, obgleich ſie viele anziehende Eigenthümlichkeiten darbietet. Ich hege in keiner Weiſe die Abſicht an dieſer Stelle jene Lücke auszufüllen; ſondern nur ſo viel Geſchichtliches, vorauszuſchicken, als nöthig ſeyn dürfte meine Mittheilungen über die Gegenwart verſtändlich zu machen.

Man kann wohl behaupten: das vom Himmel ſo ſehr begünſtigte Land, habe außerordentlich viel hiſtoriſches Unglück erlebt. Denn es theilt nicht nur die Unfälle welche ganz Italien betrafen; ſondern hat deren außerdem noch eigene, und vielleicht die ſchwerſten aufzuzählen. Man ſollte glauben, daß es (an der ſüdlichen Spitze Europas belegen) den Stürmen und Völkerwanderungen am wenigſten ausgeſetzt geweſen wäre; und doch zeigt es, gerade umgekehrt, den größten Wechſel von Herrſchern und von Völkern. Griechen, Karthager, Römer, Gothen, Longobarden, Araber, Normannen, Deutſche, Franzoſen, Ungern, Spanier, Engländer, haben nacheinander und durcheinander phyſiſchen und politiſchen Einfluß geübt, und zur Feſtſtellung, oder vielmehr zur Verwandlung des Nationalcharakters dergeſtalt beigetragen, daß man kaum weiß worauf er zu gründen und was von ihm zu verlangen ſey.

Der Fall der Hohenstaufen war für Neapel und Sicilien ein großes Unglück und ein wesentlicher Rückschritt; denn im südlichen Theile Italiens standen die letzten Herrscher dieses Hauses an der Spitze einer großartigen und segensreichen Entwickelung, welche von den Anjouinern gewaltsam gehemmt, ja vernichtet ward.

Die Vereinigung Neapels und Siciliens unter den Aragonesen, führte die spanische Herrschaft mit all den unzähligen, unermeßlichen Übeln herbei, von denen ich bereits in meinem Aufsatze über die Lombardei gesprochen habe. Mithin war es ein großer Gewinn, als das Land völlig von Spanien getrennt ward und in Karl von Bourbon (1734 — 1759) einen eigenen, selbständigen König bekam. Obgleich er nicht (in der gewaltsamen Weise späterer Zeiten) Alles umstürzte, gab er doch viele neuernde Gesetze, welche insbesondere die Schwächung der geistlichen und der Feudalherrschaft bezweckten. Nach manchem Streite fand endlich am 12ten Mai 1738 die päpstliche Belehnung statt, und im Jahre 1741 kam mit Benedikt XIV ein Konkordat zu Stande, wonach die Geistlichkeit manchen Steuern unterworfen und Asylrecht sowie geistliche Gerichtsbarkeit beschränkt wurden. Weil indessen über Kirchengut, Klöster, Zahl der Priester und andere wichtige Dinge, wenig oder nichts bestimmt und vorgeschrieben war; so deutete und erklärte die

Regierung das Konkordat oft nach Belieben, ordnete die geistliche Gerichtsbarkeit, beschränkte die Zahl der Priester und Mönche, wies alle vom Könige nicht bestätigten Bullen zurück, verhinderte neue Erwerbungen der Kirchen, vernichtete alle Bannsprüche, welche über Unterthanen verhängt wurden weil sie den Befehlen der Regierung gehorchten, verbot Gründung von Kirchen und Jesuitenkollegien ohne königliche Genehmigung u. s. w. u. s. w. — Trotz des Erzählten schritt man mehr aus Bedürfniß und Instinkt, als nach festen Grundsätzen vor, und an anderen Stellen zeigte sich der König bigott und abergläubig. Obgleich das Volk in vielen Beziehungen ebenfalls höchst abergläubig war, vereitelte es doch den (selbst unter Benedikt XIV erneuten) Versuch die Inquisition einzuführen.

Auch in anderer Beziehung übte die Regierung Karls eine große und wohlgemeinte, wenn auch bisweilen irrige Thätigkeit. Er schloß z. B. viele Handelsverträge, gründete ein Handelsgericht, gab scharfe Gesetze wider die Bankerotte, stellte die Ordnung im Münzwesen her, stiftete eine Behörde für das Seewesen, schützte das Land gegen die Seeräuber, beförderte Künste und Wissenschaften, erbaute S. Carlo und Caserta, verschönerte die sogenannten Studii u. s. w. Ein neues Kataster begünstigte die höheren Stände noch immer gar sehr; doch schaffte es, ungeachtet

mancher Fehler, die größeren Übel, besonders zum Besten der niederen Klassen, hinweg.

Als König Karl im Jahre 1759 die Regierung Spaniens antrat, folgte ihm in Neapel sein achtjähriger Sohn Ferdinand IV unter Leitung eines Regentschaftsrathes, in welchem der Marchese Tanucci als die Hauptperson auftrat. Ja man kann sagen daß dieser, bis zu seiner Entlassung im Jahre 1777, eigentlich Neapel regierte; während der König nichts lernte oder arbeitete, sondern bloß aß, trank, schlief, jagte, fischte und sich am liebsten in Gesellschaft ungebildeter Menschen befand.

Anderer Art war Maria Karolina (die Tochter der Maria Theresia, die Schwester der Maria Antonia) welche im 16ten Lebensjahre (1768) den König heirathete, und bald einen bedeutenden Einfluß über ihn gewann. Ihre Schönheit, Klugheit, Entschlossenheit, Thätigkeit werden eben so gerühmt, wie ihre Herrschsucht, Härte und Grausamkeit angeklagt. Die Freuden und Leiden, die Siege und Niederlagen, den Hochmuth und die Hoheit dieses großartigen Gemüthes in einer zugleich bewunderns- und verdammungswürdigen Mischung, auf dem mitwirkenden Hintergrunde der großen Weltbegebenheiten zu zeichnen und darzustellen, ist eine würdige Aufgabe für einen Geschichtschreiber, welcher Unparteilichkeit und Theilnahme auszusöhnen versteht.

Tanuccis Thätigkeit war insbesondere der geistlichen Seite zugewandt. Er machte die Spolie und Regalie geltend, hob mehre Klöster auf, beschränkte die Zehnten und den Eintritt in den geistlichen Stand, verbot Erwerbungen zur todten Hand, Berufungen nach Rom ohne königliche Erlaubniß, und Einmischungen des Papstes in manche geistliche Angelegenheit, oder der Bischöfe in das Unterrichtswesen. Er erklärte die Ehe für einen bürgerlichen Vertrag, verjagte die Jesuiten u. s. w.

Das Finanzwesen blieb ungeordnet und für die niederen Stände sehr drückend, weil die höheren unzähliger Befreiungen genossen; das Heer ward vernachlässigt, und einzelne Besserungen z. B. bei der Rechtspflege, fanden selten den Beifall der, an das Herkommen gewöhnten, Behörden. Auch war in der That nicht Alles aus einem Stücke, sondern Gutes und Irriges, Freisinnigkeit und Tyrannei zeigten sich zu gleicher Zeit und in sonderbarer Mischung. So legte man z. B. die Kolonien von S. Leucio in der Nähe von Caserta, nach den menschenfreundlichen Grundsätzen der sogenannten Philosophen an. Alle Mitglieder der Ansiedlung sollten ganz gleich seyn und jährlich erwählte Senioren (als Ersatz der unangenehmen Obrigkeit) alle etwanige Streitigkeiten schlichten. Man entsagte jedem Aufwande, und schrieb vor: das Verdienst entscheide überall. Ferner freie Wahl der

Gatten ohne Einfluß der Ältern, kein Heirathsgut, keine Teſtamente u. ſ. w. — Sonderbar, daß in demſelben Reiche und zu derſelben Zeit wo man ſich ſo roſenfarbenen Fantaſien und Träumereien hingab; das Leſen der florentiner Zeitung mit ſechsmonatlicher Einſperrung und das Leſen Voltaires mit dreijähriger Galeerenarbeit beſtraft ward!

Seit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution geſtaltete ſich Alles ernſter; es wuchſen die Hoffnungen, wie die Beſorgniſſe. Die zahlreichen Anhänger der neuen Lehren, erwarteten ſchönere Zeiten, beſſere Regierungen, unermeßliche Fortſchritte der Menſchheit; die Regierung hingegen (und insbeſondere die Königinn Maria Karolina) fürchtete den Untergang aller Ordnung und all des Guten was tauſendjährige Beſtrebungen gegründet hätten. Jene glaubten: geheime Verbindungen und Verſchwörungen wären zu Erreichung ſo heilſamer Zwecke erlaubt, ja nothwendig; dieſe wollte mit Strenge, ja mit Härte und Ungerechtigkeit, jede Bewegung der Gemüther aufhalten und bezwingen. Unter den Freunden der Neuerungen gab es, neben den Wohlgeſinnten, auch Andere welche nur durch Ehrgeiz, Geldgier und Luſt am Verbrechen beſtimmt wurden; unter den Vertheidigern des Vorhandenen auch ſolche, welche lieber zehn Unſchuldige beſtrafen, als einen Schuldigen durchlaſſen wollten. Daher Verletzung geſetzlicher Formen, lange Verhaf-

tungen ohne Unterſuchung, und die Übel dennoch nur verdeckt, nicht aber geheilt, oder ausgerottet. Von äußeren Ereigniſſen hing der Sieg der einen, oder der anderen Partei ab.

Der Gedanke des Königs, oder der Königinn von Neapel, ein Vertheidigungsbündniß aller italieniſchen Staaten abzuſchließen, war zeitgemäß und verſtändig; aber er ſcheiterte an der Ängſtlichkeit anderer Fürſten und der Republik Venedig. Auch verlor man in Neapel ſelbſt den Muth, als eine franzöſiſche Flotte unter Latouche erſchien und Neutralität verlangte und durchſetzte. Doch kam im Julius 1793 ein neuer Bund mit England zu Stande, welcher indeß zu keinen kräftigen Maaßregeln führte, da die neapolitaniſchen Finanzen in großer Unordnung waren, und der Hof in ſolcher Angſt vor Verſchwörungen lebte, daß man an die Stelle der verabſchiedeten alten Leibwächter neue wählte, die Hausordnung änderte, die Schlafzimmer verheimlichte u. dgl.

Schon im Oktober 1796 hatte man die Fortdauer des Friedens durch harte Bedingungen und für große Summen erkaufen müſſen. Noch näher rückte die Gefahr, als die Franzoſen im Frühlinge 1798 den Papſt verjagten, und unter dem Namen der Freiheit, die ärgſte Tyrannei übten, oder auszuüben verſtatteten. Im Vertrauen auf ein am 19ten Mai 1798 mit Öſterreich, England und Rußland geſchloſ-

ſeines Bündniß, und auf ſeine gerechte Sache, erklärte der König von Neapel am 22ten November 1798 den Krieg und rückte, voll der größten Hoffnungen, am 27ſten in Rom ein. Aber ſein zahlreicheres Heer ward von Mack ſchlecht geführt, und dem übermäßigen Zutrauen folgte übermäßige Furcht; ſo daß die Franzoſen nach leichten Siegen Rom beſetzten und ſo raſch vorrückten, daß der König am 21ſten December 1798 nach Sicilien entfloh. Zur Erklärung dieſer Unfälle wurden verſchiedene Gründe angegeben: Mangel an Muth und Zucht, Furcht vor Verrath, Getheiltheit der Wünſche und Zwecke u. ſ. w. Während Einzelne ſich in heldenmüthigem, vergeblichem Widerſtande erſchöpften, machten Andere den franzöſiſchen General Championnet mit dem aufgelöſeten Zuſtande des Landes bekannt und forderten ihn auf, ſeine Unternehmung zu beſchleunigen. Das Volk Neapels, insbeſondere die Lazaroni (politiſchen Hoffnungen und kriegeriſchen Berechnungen gleich fern) waren allein zum Widerſtande entſchloſſen; während in den höheren Kreiſen ſich die verſchiedenſten Plane durchkreuzten, Mack den Abſchied nahm und der Vicekönig Pignatelli ebenfalls entfloh. Zu dem hartnäckigen Widerſtande der Lazaroni, geſellten ſich Gräuel und Verbrechen vielfacher Art. Nachdem jene an 3000, und die Franzoſen wenigſtens 1000 Mann verloren hatten, zogen dieſe am 22ſten Januar 1799 in Neapel ein, und

gründeten nach damaliger Weise eine parthenopeische Republik.

Der König hatte den Krieg erhoben, und ihn doch geflohen, Reichthümer aufgehäuft und mitgenommen, und Alle (ohne Leitung und genügende Vorschrift) den einheimischen Fehden und dem Schwerte der Fremden überlassen. Schon deshalb ward jetzt ein Theil des leichtbeweglichen Volkes von der Begeisterung für die neue Freiheit ergriffen: daher Absetzung aller bisherigen Obrigkeiten und Beamten, Freiheitsbäume und Fahnen, heftige Reden und wilde Tänze und religiöse Übungen, in einer unnatürlichen, aber um deswillen doppelt aufreizenden Mischung. Championnet zog mit seinen Officieren zur Kirche, um dem Blute des heiligen Januarius seine Ehrfurcht zu beweisen; und es galt für ein glückliches Anzeichen, daß dies schneller als gewöhnlich für gut fand flüssig zu werden.

In Wahrheit fehlte es der neuen Republik an allen wahren und ächten Grundlagen. Abstrakte Lehrmeinungen, ohne praktische Einsicht und Geschicklichkeit, Gerede von Freiheit und Gleichheit ohne Mittel sie der Gesammtheit begreiflich zu machen, ja ohne zu wissen worin sie bestänben; ein plötzlicher, unvermittelter Übergang von unbeschränkter Alleinherrschaft, zu einer durch Eroberung herbeigeführten Republik, nirgends Wurzeln, Analogien in Charakter, Sitten und Gewohnheiten des Volkes. Desto rascher ging

man (des Aufbaues wenig gedenkend) zunächst in der Zerstörung vorwärts. So ordnete man eine neue Eintheilung des Landes und der Verwaltung, wobei man (in unwissender Eil) einen kahlen Berg zur Hauptstadt des Kreises erhob, Flüsse doppelt aufführte, Landschaften vergaß u. dgl. mehr. Leidenschaftliche Beschlüsse gegen Kirchen und Klöster, Geistliche und Adliche, halfen dem Volke unmittelbar sehr wenig, und stimmten nicht zu seinen zeitherigen Gefühlen. Doch hielten die Eiferer nicht inne, bis sie die ganze Reihe französischer Beschlüsse nachgeahmt hatten: Abschaffen der Adelsrechte und Titel, Niederwerfen königlicher Bildsäulen, Ferdinand zum Tyrannen, seine Güter für nationale erklärt u. s. w. Demokraten durchstreiften die Landschaften und suchten das ungebildete Volk für die neue Weisheit zu gewinnen, indem sie maaßlos anpriesen: religiöse Reformen, Gewissensfreiheit, bürgerliche Ehre, Aufhebung der Testamente, und unzählige andere, theils gute, theils schlechte Dinge, welche damals im Gegensatze alles Zeitherigen den Völkern aufgedrungen wurden.

Die neue Verfassung (eine Nachahmung der schlechten französischen von 1793) sollte dem Unbestimmten Haltung und ewige Dauer gewähren; und Viele, die von dem ganzen Inhalte nichts verstanden, glaubten gutmüthig an den Werth und die Wirkung der neuen Universalmedizin, für deren Anfertigung und

Vertheilung erſt marktſchreieriſche, dann verbrecheriſche Klubs thätig wirkten. Dieſe leichten und leichtſinnigen Freuden, wurden aber gar bald durch verſtändlichere, praktiſche Maaßregeln getrübt. Championnet entwaffnete aus Argwohn das Volk und verbot nächtliche Vergnügungen; er forderte (denn das unendliche Gut der neuen Freiheit ſey nicht umſonſt zu haben) eine Steuer von 17½ Millionen neapolitaniſcher Dukaten; er erklärte: nach Eroberungsrecht gehörten den Franzoſen alle Güter des Königs, der Kirchen, der Klöſter, der Orden, der Banken; ferner die königliche Porzelanmanufaktur, die Sammlungen aus Herkulanum und Pompeji u. ſ. w. Den Klagenden antwortete Championnet, mit klaſſiſch barbariſcher Gelehrſamkeit: vae victis!

Kein Wunder, daß ſich bei ſolchen Verhältniſſen viele Gemüther wieder dem Alten zuwandten, und die Gegenrevolution beſonders in Kalabrien unter dem Kardinale Ruffo Fortſchritte machte. Entſcheidend aber ward ſie erſt durch die Unfälle der Franzoſen im oberen Italien, welche im Mai 1799 die Räumung Neapels nach ſich zogen. Die Hoffnung der Republikaner: es würden (nach dem Wegfallen des nachtheiligen Einfluſſes der Fremden) Alle ſich für eine neue berichtigte Verfaſſung einigen, ſchlug ganz fehl. Unter Ruffos Augen geſchahen in Neapel die größten Gräuel, und der mit den Burgbeſatzungen geſchloſſene

Vertrag ward nicht gehalten; ein Verfahren wofür der Königinn und dem mitwirkenden Admirale Nelson, die größten und, so scheint es, gerechte Vorwürfe gemacht worden sind.

Gewiß ließ sich nicht bloß das Volk, sondern auch die Regierung zu Rachsucht und Grausamkeit verlocken. Anstatt durch Selbsterkenntniß der eigenen Gebrechen, gegen Andere duldsam zu werden und nur Wenige der Böswilligsten zu strafen, erfolgten unzählige Verhaftungen und harte Gefängnisse, inquisitorische Formen, Martern, Versagen von Vertheidigern, Belohnen der nichtswürdigsten Gehülfen; — dies Alles hieß gerechter Eifer, für die gerechte Sache. Jeder, damals so häufige, so natürliche Irthum über politische Gegenstände, ward als das ärgste Verbrechen betrachtet, und während man für Täuschungen edler Gemüther keine Nachsicht übte, scheute man nicht den offenen Bund mit Räubern und Mördern. Fra Diavolo, Rammone der Blutsäufer, und ähnliches Gesindel wurden vom Könige und der Königinn als Freunde begrüßt und mit Titeln und Orden überhäuft. Der Oberrichter Speziale (der später in Wahnsinn verfiel) erinnert durch sein blutgieriges, bittergrausames Verfahren an den Richter Jefferies; und Feinde, Gläubiger, Nebenbuhler wußten ihren Eigennutz und ihre Rachsucht gegen die Unschuldigsten geltend zu machen. Die Gegenrevolution überbot die Revolution, und

nicht Milde und Menschlichkeit, sondern politische Gründe, machten nach der Schlacht von Marengo den Verfolgungen ein Ende.

Bei dem neuen Kriege von 1805 zeigte sich (eine Folge des Erzählten) nicht die frühere Begeisterung für die Regierung. Am 23sten Januar 1806 entfloh der König; am 11ten Februar die Königinn, am 14ten zogen die Franzosen zum zweiten Male ein in Neapel. Die Zeit der Republiken war vorbei; aus den Eroberungen sollten neue Königreiche entstehen, und Joseph Bonaparte ward unweigerlich als Herrscher anerkannt. Er besaß einige Anlagen und Kenntnisse, aber nicht den Geist und die sittliche Würde deren ein König bedarf.

Hundertunddritter Brief.

Neapel, den 6ten Julius.

Wie fand Joseph den Zustand des Reichs, und was hat er in den beiden Jahren seiner Regierung (1806—1808) gethan? Die Rechtspflege beruhte auf sehr verschiedenen Gesetzgebungen, welche mehr schie-

nen aus Zufall und Willkür, als aus Wiſſenſchaft oder wahrem Bedürfniſſe entſtanden zu ſeyn. Von Gleichheit der Steuern und Laſten war nie die Rede geweſen, und zu der willkürlichen Vertheilung, trat oft ungeordnete Erhebung. Das Eigenthum befand ſich in wenigen Händen, und meiſt geſchloſſen oder unbeweglich durch Lehns- und Kirchengeſetze, Majorate, Fideicommiſſe u. ſ. w. Adel und Geiſtlichkeit waren reich, das Volk arm, und die Gemeineverfaſſung ohne Bedeutung. Es war ein Gefühl für gröſſere Freiheit und ein Bedürfniß mancher Änderung vorhanden; aber nicht abzuſehen, wie dieſe durch eigene Kraft und mit eigenen Mitteln zu Stande kommen ſollten. Es ſchien ein neuer König, eine neue Regierung faſt nothwendig, um durch überlegene Kraft und Gröſſe, die einheimiſchen Ränke zu zerbrechen, und alle Hoffnungen und Beſtrebungen für ein allgemein heilſames Ziel zu vereinigen.

Leider aber galt bloſſes Nachahmen des Franzöſiſchen meiſt für die höchſte Weisheit, und Übermacht der Polizei, ſowie Einfluß der Späher und Angeber gehörten ſo zur neuen Vaterlandsliebe und Regierungsweiſe, wie ſich Raub- und Plünderungsluſt unter die Fahnen des alten Herrſchergeſchlechtes ſtellte. Deshalb ſagt Colletta *) (in ſeiner trefflichen, von mir dankbar

*) Die Sicilianer klagen jedoch: Collettas Geſchichte ſey

benutzten Geſchichte): „wir waren damals (möge unſer Stolz ſich dadurch nicht verletzt fühlen) nicht reif für freiere Einrichtungen. Um eines Volkes Freiheit zu gründen, dazu gehören nicht Geſetze, ſondern Sitten; auch rückt die Freiheit nicht vorwärts durch Sprünge der Revolutionen, ſondern durch Schritte der Bildung, und derjenige Geſetzgeber iſt weiſe, welcher den Weg zu dieſen Fortſchritten bahnt; nicht aber der, welcher die bürgerliche Geſellſchaft einem idealiſchen Gute entgegentreibt, dem die Faſſungskraft der Geiſter, die Wünſche des Herzens und die Gewohnheiten des Lebens in keiner Weiſe entſprechen. Bekennen wir, daß ein Weniges den meiſten Italienern geziemt und genügt: ſie ſind zu viel, oder nicht hinreichend gebildet, für die Unternehmungen der Freiheit."

Doch geſchah damals in Neapel viel, und unter dem Vielen kann Manches als unausweichbare, nützliche Entwickelung bezeichnet werden: ſo die Anordnung und Vereinfachung des Finanzweſens, die Aufhebung mancher Mißbräuche des Lehnsweſens, die Befreiung der Flußſchiffahrt von ſchädlichen Banden, die Erleichterung der Gemeinheitstheilungen und An-

---

in Bezug auf ihr Vaterland ſehr ungenau, und er habe ſich als Beamter hart und grauſam gezeigt. — Sollte nicht ein ſehr geiſtreicher Florentiner G. C. an der Ausarbeitung und Darſtellung weſentlich Theil genommen haben?

deres wovon ſpäter die Rede ſeyn wird. Mit den franzöſiſchen Geſetzbüchern ward (zur Freude vieler Theoretiker und Advokaten) auch der Beredſamkeit ein freieres Feld eröffnet; für die Schulen erließ man nützliche Geſetze, leider aber fehlten die Geldmittel das Verſprochene in Ausführung zu bringen. Zur Aufhebung der Klöſter führte theoretiſche Abneigung, und noch mehr fiskaliſcher Eigennutz. Der Armen gedachte niemand bei dieſen Veränderungen und wahrhafte Noth, wie unſittliche Geſinnung, erzeugten Grauſamkeiten und Räubereien aller Art. Als Joſeph nach Spanien abgerufen wurde, hatte er trotz aller Bemühungen, die Liebe ſeiner Unterthanen nicht gewonnen: denn manches Geſetz konnte erſt ſpäter nützliche Früchte tragen, während die Mängel der Gegenwart beſtimmt in die Augen fielen. Joſeph, ſagten ſeine Gegner, regierte nicht als König, ſondern wie ein Feldherr ſeines Bruders, bereicherte Fremde auf Koſten der Einheimiſchen, machte theilweiſen Bankerott und zugleich neue Schulden, opferte Kirchen und Klöſter den Bedürfniſſen des Tages, ohne der Religion und der Schulen zu gedenken, und vergaß daß der unkeuſche Wandel eines Königs nicht bloß ſeiner Würde ſchadet, ſondern auch verderblich in weiteren Kreiſen einwirkt.

Am 15ten Julius 1808 ward Murat zum König erklärt und zog den 6ten September in Neapel

ein. Man erwartete zwar keine väterliche, oder unabhängige Regierung, hoffte aber doch das Reich werde durch ihn größere Bedeutung, und das Volk durch die neue Verfassung nützlichen Einfluß gewinnen. Bald aber gewahrte man daß Neapel sich für französische Zwecke aufopfern sollte, und die Verfassung dem Könige ein Gräuel war. Sie kam (obgleich sie nirgends Gewalt und Einfluß verlieh) niemals zur Ausführung.

Mit seiner geist- und charaktervollen Frau gerieth Mürat in unschicklichen, mit seinem Schwager in unausweichbaren Streit, insbesondere über Geldzahlungen und Soldatenstellung.

Im Inneren wurden die Räuber durch die härtesten Mittel ausgerottet, und den Adel traf, durch strenge Anwendung der neuen Gesetze, eine solche Nemesis daß viele Familien verarmten und zu Grunde gingen, während Emporkömmlinge an ihre Stelle traten und auf Kosten des Staates bereichert wurden. Der Glanz, welchen jede Verschwendung für den Augenblick hervorruft, blieb auch hier nicht aus. Neue Ausgrabungen, wissenschaftliche Sammlungen, Sternwarten, botanische Gärten und ähnliche Dinge, bildeten die Lichtseite des Gemäldes; während der dunkele Hintergrund verdreifachte Steuern und Stillstand des Handels, mithin die Verarmung des Landes zeigte.

Gleichzeitig entwickelte sich (eine Folge wohlbe-

gründeten, oder übertriebenen Mißtrauens) ein System der Späherei und Angeberei, welches in alle Kreise eindrang und selbst die höchsten Beamten erniedrigte.

Das neapolitanische Volk, an Wechsel gewöhnt und dessen begierig, hatte Murat (gleichwie andere Herrscher) mit Beifall empfangen; doch kümmerte er sich wenig um diesen Beifall, und begünstigte lediglich das Heer, um sich durch dasselbe gegen innere und äußere Feinde zu erhalten.

Während der zehnjährigen Verwaltung der Franzosen (sagt ein verständiger Schriftsteller *) blühten Handel und Gewerbe nur durch die barbarische Behandlung fremder, und den ungeordneten Verbrauch einheimischer Waaren. Eine zahllose Schaar von Beamten eignete sich Millionen der laufenden Einnahmen und der neugewonnenen Staatsgüter zu. Ein Heer von 60,000 Mann (die Miliz und andere theatralisch gekleidete Personen ungerechnet); Officiere mit modisch wechselnden Uniformen und bürgerlichen Kleidungen; ein Ameisenhaufen Neuadlicher, wetteifernd mit alten Familien, welche den früheren Stolz an dem neuen Hofe nur in prächtigen und gestickten Kleidern zeigen konnten: genug, Unordnung, Thorheit und Verschwendung aller Art, wirkte zu augenblicklichem Vortheil

*) Sul cabotaggio fra le due Sicilie p. 61.

mancher Gewerbe; — nur der Ackerbau blieb, durch Unterbrechung alles Handels, in elenden Verhältnissen.

Bald gestalteten die Dinge sich ernster, und ohne den russischen Krieg wäre Mürat schon früher ganz mit Napoleon zerfallen. Des Kaisers Erklärung nach dem Rückzuge von Moskau verletzte jenen aufs tiefste, und in einem Briefe an die Königinn Karolina schrieb Napoleon: ihr Mann sey undankbar, unfähig für Politik, unwürdig seiner Verwandtschaft; er verdiene die härteste öffentliche Bestrafung.

Mürat antwortete in kühnerem Style, als Napoleon und Andere erwarteten. „Die Wunde welche Euer Majestät meiner Ehre schlugen, können Sie nicht wieder heilen. Sie haben Unrecht gethan einem alten Kriegsgefährten, der Ihnen treu war in Gefahren, kein unbedeutendes Mittel Ihrer Siege, Stütze Ihrer Größe, und Beleber Ihres Muthes als er am 18ten Brümaire dahinschwand."

„Sie sagen: wer die Ehre hat Ihrer berühmten Familie anzugehören, darf nichts thun was deren Ehre in Gefahr bringt und deren Glanz verringert. Und ich Sire, antworte Ihnen: daß Ihre Familie durch mich so viel Ehre empfangen hat, als ich durch die Heirath mit Karolinen gewann. Tausendmal sehne ich mich nach der Zeit zurück, wo ich bloßer Officier war und Vorgesetzte hatte, aber keinen Patron. Nachher bin ich König geworden; aber in dieser höchsten

Stellung von Euer Majestät tyrannisirt, und in meiner Häuslichkeit beherrscht, bedarf ich mehr als je der Unabhängigkeit, und dürste nach Freiheit. So verletzen, so opfern Sie durch Ihren Verdacht diejenigen Männer, welche Ihnen am treuesten waren, und Ihnen auf dem erstaunenswürdigen Wege zu Ihrem Glücke am Besten dienten. So ward Fouché dem Savary geopfert, Talleyrand dem Champagny, Champagny dem Bassano, Mürat dem Beauharnois, welcher in Ihren Augen das Verdienst stummen Gehorsams hat, oder ein anderes (welches Ihnen noch willkommener, weil es sklavischer ist), nämlich dem französischen Senate die Verstoßung seiner Mutter freudig angezeigt zu haben."

„Ich kann meinem Volke nicht mehr irgend eine Art von Herstellung des Handels versagen, zum Ersatz für den unermeßlichen Schaden welchen der Seekrieg diesem zugefügt hat."

„Aus Allem, was geschehen, folgt, daß das alte wechselseitige Zutrauen geändert ist. Es wird sich so gestalten wie es Ihnen gefällt; wie groß aber auch Ihr Unrecht seyn mag, bin ich noch immer Ihr Bruder und treuer Verwandter, Joachim." —

Nach langem Zweifeln schloß sich Mürat nochmals dem Kaiser an, sah ihn zuletzt in Erfurt, fand aber bei seiner Rückkehr nach Neapel (Ende 1813) gar bedenkliche Zeichen einer unsicheren, ihm feindlichen

Stimmung. Strenge und Schmeicheleien sollten abwechselnd die Carbonari schrecken, oder gewinnen, Unterhandlungen aber die fremden Mächte hinhalten. Endlich, am 11ten Januar 1814, schloß Murat einen Waffenstillstand mit England und einen Vertrag mit Österreich, wodurch er als König von Neapel anerkannt ward. Die Kunst zu täuschen, galt ihm für höchste nothwendige Politik, und doch täuschte er niemand als sich selbst; insbesondere mit dem Traume von einer glänzenden Einheit Italiens, welche er zu begründen berufen sey.

Daher entschloß er sich nach Napoleons Flucht von Elba (26sten Februar 1815) übereilt zum Kriege, und drang mit seinem Heere vor bis zum Po. Seine Aufforderungen für die italischen Zwecke mitzuwirken, wurden mit Reden und Versen beantwortet; nirgends aber zeigte sich thätige Theilnahme und diejenige Begeisterung, welche keine Opfer scheut. So wenig hielt man den Zeitpunkt für günstig, und den König für fähig zur Lösung der vorliegenden großen Aufgaben; daß die von ihm aus österreichischer Haft befreiten Personen, vorzogen alle Gefahren zu meiden und sich ruhig nach Hause zu begeben.

Dem äußerlich so glänzenden Heere, entwich schon auf dem Rückzuge, Muth und Hoffnung; und Verrath gesellte sich zur Unordnung. Daher am 14ten Mai die Niederlage des Königs bei Tolentino und

am 22ſten ſeine Flucht. Zwei Tage vorher machte er eine, auf den 30ſten März zurückdatirte, Verfaſſung bekannt; als könne dieſe leere Form, im Todesaugenblicke auf wunderbare Weiſe neues Leben verleihen. In Folge des Vertrages von Caſalanza zogen die Öſterreicher in Neapel ein; drangen aber (um die Wiederholung früherer Grauſamkeiten zu verhindern) auf eine allgemeine Amneſtie.

Hundertundvierter Brief.

Neapel, den 7ten Julius.

Wie fand Ferdinand bei ſeiner Rückkunft, Land, Volk und Stimmung? In Manchen hatte Zorn und Haß über den Druck, die Willkür, die Unſittlichkeit und Eitelkeit der Fremdenherrſchaft ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß ſie die Mängel der früheren Zeiten ganz vergaßen und eine unbedingte Herſtellung des Alten wünſchten und betrieben. Andere, deren Erfahrung weiter hinaufreichte, erinnerten ſich beſorglich all der Übel, welche man ehemals beklagte und die neu emporzuwuchern drohten. In Wahrheit hätte

die ächte Staatsweisheit eine unbedingte Beibehaltung des Neuen, und eine unbedingte Herstellung des Alten, in gleicher Weise ablehnen und verhindern müssen.

Gesetze, Sitten, Meinungen, Hoffnungen, Zwecke, hatten sich in den letzten zehn Jahren wesentlich geändert; nur die Masse des Volkes war im Ganzen auf derselben Stelle der geistigen, sittlichen und religiösen Bildung, oder Unwissenheit, stehen geblieben. Auch hatte man ihm seit Jahren so oft gesagt, es tauge Nichts; daß es fast glaubte ein Recht zu haben, diesen Ausspruch zu erweisen. Es war gewöhnt an den sträflichen Gewinn welcher aus bürgerlichen Unruhen hervorgeht, an die Plünderung der Feudalrechte, an die Bequemlichkeiten der neuen Gleichheit; und eben aus all diesen Gründen unruhig, habsüchtig, und nur durch Gewalt zu bezähmen.

Die Geistlichkeit voll Hoffnung auf Erweiterung ihrer Macht; der Adel als Körperschaft aufgelöset, und hinsichtlich seiner Interessen dem Volke näher stehend denn zuvor. Die Zucht im Heere wesentlich verringert, die Ansprüche jedes Ehrgeizigen, oder Talentvollen übermäßig gesteigert. An die Stelle ehemaliger Ehrfurcht vor der daseyenden Regierung, trat Furcht in dem Verhältnisse als sie sich mächtig zeigte, oder Anhänglichkeit in dem Maaße wie sie belohnte. Statt innerer Zuneigung, herrschte äußerliche Berechnung vor, und eher noch gehorchte man den Personen, als

den Geſetzen. Vielen galt es für Weisheit, Willkür mit Knechtsſinn auszuſöhnen, und nebeneinander zu üben.

Königliche, aus Meſſina überſandte Erklärungen vom 20ſten und 24ſten Mai 1815, erhöhten die Hoffnungen. Sie empfahlen Frieden, Eintracht, und verſprachen Nichtgedenken des Vergangenen. Es leuchtete ein beſcheidenes Bekenntniß eigener Schuld hindurch; und indem man von Grundgeſetzen des Staates, von Freiheiten und förmlichen Bürgſchaften derſelben ſprach, ſchien eine Verfaſſung dargeboten, obwohl man vermieden hatte, dieſelbe zu nennen.

Die Königinn Karolina, Mürats Gemahlinn, ſah aus dem Hafen welches Feſt man dem Könige Ferdinand bereitete, und hörte die Lieder welche der auf Kähnen nahende Pöbel zu ihrer Verſpottung abſang. Dennoch glaubte Mürat neapolitaniſcher Anhänglichkeit vertrauen zu dürfen: er ward zum Tode verurtheilt von Leuten, denen er als König ihre Ämter gegeben hatte. Für den Augenblick war man des Revolutionirens überdrüſſig und wollte nicht um eines Emporkömmlings willen, das ganze Volk in neue Gefahren ſtürzen.

Dieſer leichte Sieg, gereichte der Regierung zum Verderben; denn ſie hielt nunmehr alle Gefahren für beſeitigt, zeigte immer beſtimmter die Abſicht auch das Heilſame der vorhergehenden zehnjährigen Regierung

aufzuheben, und ehemalige Gegner durch Anklagen, Zurücksetzungen und Strafen zu vernichten, statt sie durch ein entgegengesetztes Verfahren zu versöhnen und zu gewinnen. Nach dem Abzuge der Österreicher (1817) wurden der Regierungsfehler immer mehr, und wenn sie auch nicht solchen Umfanges und solcher Wichtigkeit waren, als in anderen deshalb revolutionirten Ländern, so schwanden doch Glauben, Liebe und Hoffnung; und edle, so wie überspannte und habsüchtige Carbonari, wirkten gleichmäßig das noch nicht fest gewurzelte Königthum zu erschüttern, und politische Formen anderer Art beliebt zu machen. Als man um diese Zeit die spanische Umwälzung in den Himmel erhob, Riego und Quiroga als Helden darstellte, wollten die neapolitanischen Carbonari nicht zurückbleiben: es kam zur Revolution von 1820.

„Man kann glauben (sagt der General Carascosa in seinen Denkwürdigkeiten), daß König Ferdinand bei der Rückkunft nach Neapel die Absicht hatte das zu halten, was er versprochen. Deshalb wurden die unter Mürat gedienten Männer anfangs mit Achtung behandelt, der Verkauf der Nationalgüter und der neue Adel bestätigt, und die Verwaltung beibehalten. Bald aber schlichen sich viele Irthümer ein. Man zog überall diejenigen Männer vor, welche den König nach Sicilien begleitet hatten, umgestaltete das Heer fünfmal binnen vier Jahren, und verzieh den Anhängern

der Bourboniden ſelbſt arge Verbrechen. Daher große Unzufriedenheit, welche um ſo bedenklicher war, als zwei feindliche Eroberungen und zwei Herſtellungen, die Sittlichkeit des Volks angegriffen und verderbt hatten."

Die geheimen Geſellſchaften, die Calderai und die Carbonari waren, nach Maaßgabe der Standpunkte, von den verſchiedenen Regierungen abwechſelnd beſchützt und verfolgt worden.

Als die Carbonari, dieſe Feinde der Fremdherrſchaft, ſahen daß ihre Hoffnungen in Hinſicht auf die Einführung einer Verfaſſung, nach Ferdinands Herſtellung nicht erfüllt wurden, ordneten ſie ihre faſt aufgelöſete Geſellſchaft von neuem, und erhöhten durch Aufnahme unzähliger Mitglieder ihre Zahl und Macht dergeſtalt, daß ſie fähig wurden alle Schritte der Regierung zu hemmen, und das Heer, beſonders durch die Unterofficiere, von ſich abhängig zu machen.

Am 2ten Julius 1820 proklamirte ein unbedeutender Lieutenant Morelli an der Spitze von etwa 150 Mann, eine neue, — unbekannt welche — Verfaſſung. Die Soldaten, welche man gegen ihn ausſchickte, gingen meiſt zu den Neuerern über; während alle diejenigen, welche ſich zeither die allein Getreuen genannt hatten, in Neapel den Muth verloren, und der gleich furchtſame König alle Gewalt ſeinem Sohne übertrug. Manchen mißfiel der Hergang, während

sie doch den Zweck des Aufstandes billigten, und als man rief: es lebe Gott, es lebe der König, es lebe die Verfassung! erwarteten die Meisten Erfüllung aller ihrer besonderen Hoffnungen, Ämter, Ehren, Verminderung der Steuern u. dgl.

Unterdeß Tausende der eingestellten Soldaten davongingen, eilten die Carbonari zum Revolutionsheere und erzwangen die Annahme der spanischen Verfassung, deren Inhalt man nicht kannte, und die für Neapel noch weniger paßte als für Spanien. An der Spitze der sogenannten heiligen Schaar, zog der Abt Minichini in Neapel ein, gekleidet als Priester, bewaffnet als Soldat, behangen mit allen Abzeichen und Ehrenzeichen der Logen. Ihm folgten ohne Ordnung in bunter Mischung, Geistliche, Mönche und Laien, Vornehme und Geringe, Carbonari oder Andere die jetzt dafür gelten wollten. Sobald der Zug dem königlichen Palaste sichtbar ward, befahl der Vicekönig, daß Alle das Zeichen der Carbonari anlegen sollten; wars Folge der Furcht, oder der Staatsklugheit, oder lag schon jetzt die Absicht der Täuschung zum Grunde?

Der General Pepe hielt dem Vicekönige eine feierliche Rede, und dieser antwortete: „Der König, das Volk, wir Alle sind Dank schuldig dem constitutionellen Heere und Euch seinen würdigen Häuptern. Der Thron war nicht gesichert, jetzt steht er fest ge-

gründet auf dem Willen und den Interessen des Volkes."

Nachdem auch der König am 13ten Julius die spanische Verfassung beschworen, schien das neue Glück unwandelbar begründet, und Alles sich aufzulösen in Freude und Zufriedenheit.

Das neue Parlament (im Durchschnitt zwischen 70 bis 80 Personen) nahm die spanische Verfassung zum zweiten Male fast unverändert an; Sicilien dagegen wollte sich seine Zukunft nicht von Neapel aus vorschreiben lassen. In Palermo kam es zu einem furchtbaren Aufstande, dann zu offenem Bürgerkriege zwischen den beiden Haupttheilen des Reiches. Den vom Generale Florestan Pepe mit Palermo abgeschlossenen Vertrag, verwarf das Parlament in leidenschaftlicher Parteilichkeit und schwächte die Kräfte des Reiches in einem Augenblicke, wo schon andere, nicht minder große Gefahren hereinbrachen.

Zunächst wuchs die Macht der Carbonari und ihrer Logen, über die Macht des Parlamentes hinauf. Die Besonnenen zogen sich in dem Maaße aus jenen zurück, als sich die Leidenschaftlichen und Eigennützigen verdrängten und mit heftigen Rathschlägen überboten. Statt der, anfangs noch zum Theil monarchischen Richtung, bekam die demokratische, oder vielmehr anarchische die Oberhand; welche sich weder um die vorliegenden inneren und äußeren Verhältnisse, noch

darum bekümmerte daß die anfänglichen Hoffnungen immer mehr schwanden, und einer allgemeinen Unzufriedenheit Platz machten. Unbekannte Leute ohne alles Verdienst, trachteten nach den ersten Ämtern und beriefen sich auf Massena und Hoche, wenn man ihre Fähigkeit bezweifelte. Statt in so neuen und schwierigen Verhältnissen alle Gründe des Zwistes zu vermeiden und sich um die bereits gar zu schwache Regierung zu einigen, mißhandelte man den Adel, beleidigte die Beamten in Staat und Heer, und glaubte so oberflächlich als unzeitig: Ziel und Zeichen der Freiheit bestehe in stetem Widersprechen und Opponiren.

Warnungen nicht Alles zu ändern und dadurch zu trennen und zu schwächen, Ermahnungen die Verfassung zu berichtigen und die fremden Mächte zu beruhigen, blieben ohne Erfolg. Man lebte der Überzeugung: die lehten würden sich so wenig um Neapel bekümmern, als läge es im Monde; auch zeige jede Rücksicht nur Schwäche und Sklaverei, während kühnes Vorschreiten imponire und zurückschrecke. Und diesen Glauben hegte man, während die Soldaten scharenweise nach Hause liefen, und die Zucht so ganz fehlte daß Lieutenants beschlossen ihr Oberst solle fortgejagt, oder umgebracht werden.

So standen die Sachen, als der König am sechsten December 1820 erklärte: er sey von den verbün-

beten Mächten eingeladen worden nach Laybach zu kommen, und werde aus allen Kräften dahin wirken, seinem Volke eine freie Verfassung auf folgenden Grundlagen zu verschaffen:

1) Keine bevorrechteten Stände, sondern überall persönliche Freiheit.
2) Recht der Volksrepräsentanten die Steuern zu bewilligen, den Staatshaushalt zu prüfen, und an der Gesetzgebung Theil zu nehmen.
3) Verantwortliche Minister und unabsetzbare Richter.
4) Eine feste Civilliste.
5) Preßfreiheit unter näheren, gesetzlichen Bestimmungen.
6) Keine Verfolgungen wegen des Geschehenen.

In der That enthielten diese Punkte alles Wesentliche was man hoffen und wünschen konnte; auch gewannen sie dadurch doppeltes Gewicht und Bürgschaft, daß die bestimmte Hoffnung erregt ward, die fremden Mächte würden sich damit einverstanden erklären. Dennoch verwarf das Parlament dieselben aus Hochmuth, und aus einer sinnlosen Vorliebe für die spanische Verfassung. Es vergaß daß, ungeachtet aller feierlichen Versprechungen des furchtsamen Königs, ein Krieg zur Vertheidigung dieses unpolitischen Machwerks unvermeidlich ward.

Fast alle Minister dankten ab, und es steigerte sich der Eifer im Reden und Schreiben, während man

in Wahrheit nichts that, um die nahenden Gefahren zu beschwören und zu besiegen. Das zusammengetriebene Heer war schwach, ohne Zucht und Ordnung, dem Kriege abgeneigt. Als daher Pepe am 7ten März die Österreicher übereilt und ohne irgend verständige Anordnungen bei Rieti angriff, lief seine Heeresabtheilung auseinander ohne Widerstand zu leisten, und die zweite des Generals Carascosa folgte diesem Beispiele. Die Einwohner der Abruzzen empfingen die Österreicher mit offenen Armen, und am 23sten März zogen sie ohne Widerstand in Neapel ein.

Der König, anstatt in der Schwäche und Elendigkeit seines eigenen Benehmens einen Milderungsgrund für Andere zu finden, ließ den Anklagen und Bestrafungen Unzähliger freien Lauf, und Neapel litt in kurzer Zeit unsäglich durch doppelte Tyrannei, die revolutionaire und die absolutistische. Es ist schwer über alle diese Ereignisse unbefangen zu urtheilen; gewiß muß man die Neapolitaner beklagen und anklagen. Jenes, sofern ihre Beschwerden keineswegs ohne Grund waren, aber alle förmlichen und gesetzlichen Mittel fehlten sie geltend zu machen und die Abstellung herbeizuführen. Das zwang fast zu revolutionairen Auswegen. Beklagen muß man sie ferner, daß sie (wie einst unter Murat) für eine Sache kämpfen sollten, welche Viele für thöricht oder ungerecht hielten. So verloren sie zugleich den Ruf der

Weisheit und der Tapferkeit. — Anklagen muß man sie, daß allerdings Klugheit, Voraussicht und politische Mäßigung fehlte, welche nach so ordnungswidrigem Beginnen, doppelt zur Entschuldigung und Rechtfertigung nöthig waren. Kein Theil that das Rechte, keiner scheint durch Erfahrung belehrt zu seyn, und so wuchern die Krankheiten unter leichter Decke fort, bis zu einem nahen, oder fernen Ausbruche. Ein Neapolitaner (Colletta) urtheilt im Schmerze seines edeln Herzens strenger, als ich (ein Fremder) es wagen würde; er sagt: „frei ist in Italien der Gedanke und die Zunge, knechtisch das Herz, faul der Arm, und in jedem politischen Ereignisse nur Skandal, aber keine Kraft!“ — Wahrsagend und weissagend fügt er an einer anderen Stelle hinzu: „ohnmächtig ist jede Revolution, jede Tyrannei! Nur Tugend und Bildung haben die Kraft, dauerhafte Verbesserungen herbeizuführen. Dahin also sollen Herrscher und Völker ihre Hoffnungen und ihre Thätigkeit richten!“

Hundertundfünfter Brief.

Neapel, den 8ten Julius.

So kurz und unvollſtändig auch der vorſtehende Überblick der neapolitaniſchen Geſchichte iſt, wird er doch das Verſtändniß deſſen erleichtern, was während der letzten 33 Jahre in Hinſicht auf die Geſetzgebung geſchah. Die Richtung und der Inhalt dieſer Geſetzgebung iſt nach Maaßgabe der Stellung und der Geſichtspunkte verſchiedener Regierungen, ebenfalls ſo verſchieden, daß ich meine Mittheilungen danach ordnen und Alles zuſammenſtellen könnte, was unter Joſeph, Mürat, Ferdinand u. ſ. w. verfügt ward. Weil jedoch dies Verfahren ein mehrmaliges Zerſtückeln des Zuſammengehörigen nöthig machen würde, ſcheint es mir beſſer alles ungetrennt vorzutragen was einen Gegenſtand betrifft.

Beginnen wir mit der Verfaſſung. Joſeph Bonaparte glaubte um ſo eher, er dürfe dieſen bedenklichen Punkt ganz zur Seite laſſen, da in Neapel bis dahin auch nur eine Verwaltung ohne eigentliche Verfaſſung beſtanden hatte. Im Jahre 1808 hielt es indeſſen Napoleon für beſſer ſeinem Schwager Mürat einen Empfehlungsbrief in der Verfaſſung

vom 20sten Junius mitzugeben. Hundert Männer, aus Geistlichkeit, Adel, Grundbesitzern, Gelehrten und Kaufleuten erwählt, sollten die fünf Bänke des Parlaments bilden. Keine öffentliche Sitzungen, sondern geheime Berathungen und Abstimmungen; bei Strafe der Rebellion, kein Druck der Verhandlungen. Wenn der König das Parlament gehört hat, — so entscheidet Er.

Bei seinem Abgange erklärte Joseph: er müsse der grausamen Nothwendigkeit nachgeben und sich von einem Volke entfernen, welches zu lieben er so viel Grund habe. Um den Schmerz dieser Geliebten zu mildern, schrieb Murat: „es ist unserem Gemüthe außerordentlich angenehm, daß wir erwählt sind ein mit den glücklichsten Anlagen begabtes Volk zu regieren und zur alten Glorie zurückzuführen. Die erste Pflicht, welche wir uns bei diesem Werke auflegen, ist die: bei jeder Gelegenheit unsere Dankbarkeit gegen den erhabenen Kaiser Napoleon, dem ganzen Europa zu zeigen, und unserem Volke alle die Vortheile fühlbar zu machen, welche aus der innigen Vereinigung seiner Interessen mit denen des großen französischen Reiches hervorgehen. — Die feierlich angenommene Verfassung wird die Grundlage unserer Regierung bilden. — Es ist unser Wunsch, uns binnen wenigen Wochen in eure Mitte zu begeben, mit der Königinn Karoline unserer erlauchten Gemahlinn,

mit unserem Kronprinzen Achilles Napoleon, und mit unserer kleinen Familie, welche wir gern eurer Liebe und eurer Treue anvertrauen!"

So die neumodisch-liberale und altmodisch-legitime Erklärung Murats. Nach seiner Ankunft ergingen Verordnungen über Orden, Wappen, die königliche Geschlechtstafel und die Hofkleidungen; — in Hinsicht auf die Verfassung acceptirte er aber gern eine Erklärung des abziehenden Joseph vom 23sten Junius, worin es hieß: Bis die Epoche eingetreten seyn wird, wo die Akte der Verfassung in Aktivität treten soll (l'atto in attività) — bleibt Alles, so wie bisher!

Napoleon schwieg, und so kam weder die Verfassung von 1808, noch die zwei Tage vor Murats Flucht bekannt gemachte, jemals zur Anwendung.

Hingegen versprach König Ferdinand bei seiner Rückkunft am 20sten Mai 1815: die persönliche und bürgerliche Freiheit wird gesichert. Das Eigenthum ist geheiligt, der Verkauf der Staatsgüter unwiderruflich. Die Auflagen werden nach den Formen bewilligt (decretate) welche die Gesetze vorschreiben werden. Im Heere behält jeder Stellung, Gehalt und Ehren; jeder Neapolitaner ist zu allen Ämtern zulässig. Der alte und neue Adel wird erhalten, die öffentliche Schuld verbürgt, und eine ganz unbedingte Amnestie (ohne alle Deutelei und ohne Ausnahmen) bewilligt.

Diese Zusicherungen wurden nur zum Theil gehalten, und von der angedeuteten Entwickelung des Staatsrechtes war gar nicht weiter die Rede. Daher großentheils die Revolution von 1820, die Annahme der spanischen Verfassung am 7ten Julius, und am 8ten die Ernennung einer Commission sie ins Italienische zu übersetzen, damit man erfahre welchen Schatz man gehoben, für welche Weisheit man sich begeistert, und welche Pflichten man beschworen habe. — Nachdem dieser Tand zerschlagen worden, ist leider nichts für das öffentliche Recht geschehen; es ist im höheren, formalen Sinne des Wortes, — in Neapel gar nicht vorhanden.

Betrachten wir jetzt die Schicksale der einzelnen Stände, zunächst der Geistlichkeit. Die Gesetzgebung Josephs und Murats war in dieser Beziehung ganz der französischen nachgebildet. Der besondere Gerichtsstand hörte auf und dem Bischofe blieb bloß eine correktionelle Aufsicht über die Geistlichen. Ohne Pfarrei sollte niemand die Weihe erhalten, und dieselbe nicht mehr als fünfen auf 1000 Seelen ertheilt werden. Die Ländereien der Kirche wurden allen allgemeinen Gesetzen (z. B. über Grundsteuern, Gemeinheitstheilungen u. s. w.) unterworfen, wobei erheblicher Verlust nicht ausbleiben konnte *).

*) Einigen Steuern wurden manche Kirchengüter schon unter dem Könige Karl unterworfen.

Weit durchgreifender verfuhr man gegen Klöster und Mönchsorden. In der Einleitung zu einem Gesetze über die Aufhebung derselben von 1807 heißt es: Die Macht der Verhältnisse nöthigt jedes Volk, mehr oder weniger langsam der Bewegung zu folgen, welche der Geist jedem Jahrhunderte einprägt. Die religiösen Orden, welche in Zeiten der Barbarei so viel Dienste leisteten, sind eben durch den Erfolg ihrer eigenen Bemühungen minder nützlich geworden. Unsere Religion, jetzt glorreich und triumphirend, ist nicht mehr genöthigt vor Verfolgungen zu der Gastfreiheit der Klöster ihre Zuflucht zu nehmen; auch in dem Inneren der Familien sind Altäre errichtet, und die Weltgeistlichkeit entspricht unserem Vertrauen und dem unserer Völker. Allgemein verbreitete Liebe der Künste und Wissenschaften, der Geist des Krieges, des Handels, der Kolonien, haben alle Regierungen Europas gezwungen auf diese wichtigen Gegenstände hinzulenken den Geist, die Thätigkeit und die Hülfsmittel ihrer Völker. Weil wir dennoch (so heißt es nach allerhand anderem Lobe) die Klöster und Mönche mit Gerechtigkeit und Wohlwollen behandeln wollen; so werden jene aufgehoben, ihre Güter zum Besten der Staatsgläubiger verkauft und jedem Mönche ein Jahrgeld von 240, jedem Conversen von 60 Thalern (neapolitanischen Dukaten) zugebilligt. — An 250 Klöster nahmen auf diese Weise ein Ende. Nur einige Hospize,

sowie die Archive von Montecassino, Montevergine und la Cava wurden erhalten; die Bettelmönche, an denen nichts zu gewinnen war, blieben in ihren zeitherigen Verhältnissen.

In einem späteren Gesetze vom Jahre 1809 heißt es: die Macht der Verhältnisse gebiete unbedingt die Aufhebung aller Klöster ohne Ausnahme. Um jedoch das Schicksal der Betroffenen so viel als möglich zu verbessern, solle jeder zum Priester Geweihete jährlich 96 Thaler, jeder Andere 18 Thaler erhalten, und die Jahrgelder für die Mitglieder bereits aufgehobener Klöster um ein Fünftel verringert werden. Später erhielt der Professe jährlich 120, der Converse 60, die Nonnen 9, die Converse 4½ Thaler *).

So gewiß in das kirchliche und klösterliche Eigenthum rücksichtslos hineingegriffen und dasselbe oft für tadelnswerthe Zwecke vergeudet ward, so gewiß die Maaßregeln noch obenein durch Spott verbittert wurden; hatte doch andererseits die Überzahl der Mönche und Nonnen für den Anbau des Landes und die Fortschritte des Volkes sehr nachtheilige Folgen gehabt, so daß mittelbar aus den Neuerungen auch heilsame Früchte erwuchsen. Seit dem Jahre 1820 bewegt sich dagegen Alles wiederum in der früheren, entgegengesetzten Richtung. Viele Klöster und kirchliche Stif-

*) Bianchini III, 476.

tungen sind hergestellt, viele neue geistliche Genossenschaften gegründet, unzählige Schenkungen und Vermächtnisse gemacht, die Jesuiten aufgenommen und begabt, und dies Alles von der Regierung geleitet und bezahlt, oder doch bestätigt worden; — bis vielleicht aus neu gewonnener Macht, auch Herrschsucht und Übermuth der Geistlichen hervorgehen, welches dann nochmals gewaltsame Gegenwirkungen herbeiführen dürfte.

Vor der Hand ist, zur Anordnung aller kirchlichen Verhältnisse, am 21sten März 1818 ein Konkordat mit dem päpstlichen Hofe abgeschlossen worden, im Wesentlichen folgendes Inhaltes: die katholische Religion ist die alleinige des Reiches; deshalb muß der Unterricht in allen Universitäten, Gymnasien, öffentlichen und Privatschulen in Jeglichem ihren Lehren gemäß seyn. Jenseit des Pharus werden alle Erzbisthümer und Bisthümer erhalten; diesseit desselben aber neu abgegränzt. Kein Bischof soll unter 3,000 Dukati (Thaler) jährliche feste Einnahme beziehen; kein Stiftsherr unter 500; ein Pfarrer in Städten über 5,000 Einwohner wenigstens 200, zwischen 2 bis 5,000 Einwohner wenigstens 150, in Orten unter 2,000 wenigstens 100 Thaler.

Konsistoriale Abteien, welche nicht zum königlichen Patronate gehören, besetzt der Papst. Zu einfachen Pfründen (benizj semplici di libera collazione, con fon-

clazione ed erezione in titolo ecclesiastico) ernennt während ſechs Monaten der Papſt, während der ſechs anderen Monate die Biſchöfe. Daſſelbe gilt von den Kanonikaten; doch müſſen alle Ernannten, Unterthanen des Königs ſeyn. Der Papſt bewilligt den Biſchöfen das Recht, die Pfarreien mit geprüften und gebilligten Perſonen zu beſetzen. Steht das Patronat dem Könige, oder einem Laien zu, ſo führt der Biſchof den Vorgeſchlagenen ein, vorausgeſetzt daß er tauglich befunden werden.

Noch nicht verkaufte Güter der Kirche werden ihr zurückgegeben und durch vier Perſonen verwaltet, von denen der König zwei und der Papſt zwei ernennt. Dieſer beſtätigt den Beſitz bereits verkaufter Kirchengüter. Die Klöſter ſtellt man ſo weit wieder her, als es die vorhandenen Mittel irgend geſtatten. Noch nicht veräußerte Güter werden unter die wiederum zu eröffnenden Klöſter vertheilt, ohne alle Rückſicht auf frühere Titel des Eigenthums. Nicht hergeſtellte Mönche behalten ihre Jahrgelder. Die Kirche hat das Recht neue Beſitzungen zu erwerben, und ohne Zuſtimmung des heiligen Stuhles findet keine Aufhebung einer geiſtlichen Stiftung ſtatt. Dem Papſte ſteht das Recht zu jährlich 12,000 Dukaten in Pfründen, an Unterthanen des Kirchenſtaates zu vergeben.

Geiſtliche Rechtsſachen, beſonders Eheſachen, gehören vor die geiſtlichen Gerichte. Die Erzbiſchöfe

und Bischöfe üben die kirchliche Censur über Geistliche und Laien, nach den Vorschriften der tridenter Kirchenversammlung. Jenen steht frei mit Geistlichkeit und Volk in Verbindung zu treten (communicare) und über geistliche Dinge Anweisungen und Befehle zu erlassen. Den Bischöfen, Geistlichen und dem Volke ist durchaus verstattet sich über kirchliche Gegenstände an den heiligen Stuhl zu wenden und mit demselben zu verkehren; folglich sind die Gesetze, Dekrete und Circularien des liceat scrivere widerrufen.

Jedesmal wenn die Erzbischöfe und Bischöfe finden, daß im Inlande gedruckte, oder vom Auslande eingeführte Bücher, etwas gegen die Lehren der Kirche, oder die guten Sitten enthalten, wird die Regierung deren Verkauf untersagen.

Der heilige Stuhl bewilligt dem Könige die Erlaubniß (accorda l'indulto), würdige Personen zu Erzbischöfen und Bischöfen zu ernennen. Bevor sie jedoch nicht in der zeither gebräuchlichen Weise kanonisch eingeführt sind, sollen sie sich mit der Verwaltung nicht befassen, und jene Einführung hängt von der Bestätigung des Papstes ab. Am 20sten Julius wurden die, früher aufgehobenen, geistlichen und weltlichen Patronatsrechte wieder hergestellt.

Man kann nicht sagen daß obige feste Einnahmen der Geistlichen (wenn anders ihre Zahl nothwendig und keine andere Dotation vorhanden ist) zu hoch angesetzt sind;

auch erscheinen viele andere Bestimmungen des Konkordats den Ansichten der katholischen Welt ganz angemessen. Doch würde das 18te Jahrhundert dem Papste schwerlich so viel bewilligt haben als das 19te; und es bleibt sehr zweifelhaft ob das Recht die Bischöfe unter so erschwerenden Bedingungen zu ernennen, den Staat und den König immer genügend gegen hierarchische Übergriffe schützen wird. Wenigstens klagen Manche schon jetzt über die, oft von Geistlichen ausgehende, harte Beschränkung der Literatur und Wissenschaft; während Andere behaupten der römische Hof habe öfter zur Ermäßigung der heftigen Leidenschaften gewirkt, und Laien wie Geistliche in Ordnung erhalten. Gewiß leidet die neapolitanische Regierung keine Bekanntmachung und Anwendung päpstlicher Verfügungen ohne ihre Zustimmung, und behandelt (trotz des Konkordats) die Angelegenheiten der Bischöfe und Geistlichen in einer so festen, ja bisweilen harten Weise, daß es der römische Hof von einem protestantischen Herrscher schwerlich ungerügt dulden würde.

Um zu verstehen was in neueren Zeiten für, oder vielmehr gegen Adel und Lehnswesen geschehen ist, muß man die Mängel des Früheren stets im Auge behalten. So sagt ein unterrichteter und verständiger Schriftsteller Afan de Rivera: „seit den Anjouinern lastete der Druck des Fiskus und der Lehnsbarone auf dem Lande. Alle Hauptsteuern wurden dem niederen

Volke aufgelegt, während Adel und Geistlichkeit meist frei blieben. Hiezu kam, unter den spanischen Habsburgern, eine elende, drückende Verwaltung, Gelderpressungen lediglich fürs Ausland, übertriebene Aushebung von Soldaten, thörichte Monopole der Regierung, Anfälle und Plünderung der Saracenen, Pest und böse Seuchen u. s. w.! Daher Armuth, Ehelosigkeit, Unthätigkeit, Auswanderungen. Das Volk, heruntergebracht durch so viel Unglück und Ungerechtigkeit, verfiel in eine Art von Stumpfsinn, aus welchem zu erwecken, keinem Vicekönig jemals einfiel. Es durfte nicht Brot backen in seinen Backöfen, nicht mahlen in seinen Mühlen, nicht Oliven pressen auf eigenen Pressen, weil Verjährung, Gewohnheit, oder Vorrechte entgegenständen!"

Die Gewalt hatte das angebliche Recht erzeugt und herbeigeführt, und um weniger Hochbegünstigten willen ging die ganze bürgerliche Gesellschaft täglich mehr zurück, bis Karl III hemmend dazwischen trat. Er mußte jedoch (durch Vorsicht und Widerspruch bestimmt) auf halbem Wege stehen bleiben; und erst im 19ten Jahrhunderte erlag das Lehnswesen in allen seinen Theilen, den gesteigerten Bedürfnissen und Wünschen der Zeit. Ein Gesetz Josephs vom Jahre 1806 bestimmt: das Lehnswesen und alle Lehnsgerichtsbarkeit ist aufgehoben; alle Städte, Ortschaften, Burgen u. s. w. werden den allgemeinen Landesgesetzen unter-

worfen. Doch können die Adlichen, Stand und Titel auf ihre Nachkommen in Ordnung der Erſtgeburt vererben. Alle Lehnsabgaben an den Fiskus hören auf, und die Lehngüter werden den Landesſteuern unterworfen. Ohne Entſchädigung nehmen ein Ende alle Laſten, Dienſte und Leiſtungen perſönlicher Art, welche die Lehnsbeſitzer unter irgend einem Namen, oder Rechtstitel von Gemeinen, oder Einzelnen zu erheben und beizutreiben pflegen. Desgleichen nehmen ohne Entſchädigung ein Ende, alle verbietenden Rechte (Monopole), ſofern ſie nicht durch Kauf, oder auf läſtige Weiſe entſtanden. Flüſſe bilden ein öffentliches Eigenthum. Die Lehnbarkeit von Ämtern, ſowie die Fideicommiſſe hören auf; die ſachlichen, ländlichen Rechte, Einnahmen und Leiſtungen dauern hingegen fort.

Noch ſtrenger lautet ein zweites Geſetz vom Jahre 1809. Abgeſchafft wurden, zu Folge deſſelben, alle Hütungs- und Weiderechte, welche die Barone auf Wieſen, oder Äckern anderer Perſonen übten. Desgleichen (ohne Entſchädigung) aller Fleiſchzehent und alle Abgaben von Herden, oder Feuerſtellen. Wer hievon eine Ausnahme zu erſtreiten hofft, muß ſeine Beweiſe im Laufe des Jahres 1809 einer, beſonders hiezu ernannten Behörde vorlegen. — Wie ſchwer ein ſolcher Beweis zu führen war, geht aus den Worten des Geſetzes hervor, welche den Standpunkt der Be-

urtheilung bezeichnen. Sollte auch (so heißt es) eine Entschädigung für die Leistungen möglich erscheinen; so ist doch der Kapitalwerth der zum Anbau hingegebenen Grundstücke, vollständig durch die Vermehrung der Personen und Feuerstellen ersetzt, von welchen willkürlich neue Steuern und Lasten mancherlei Art sind erhoben worden. Auch drücken alle diese Rechte vorzugsweise die ärmeren Klassen des Volkes.

So begründet auch viele dieser Klagen über Willkür und eigenmächtige Besteuerung der Armen und Ohnmächtigen waren, mußte doch die Commission von derlei Vorschriften und Ansichten geleitet, ebenfalls in viele Übereilungen, Willkürlichkeiten und Verletzungen des Besitzstandes hineingerathen. Deshalb hob sie Murat im Jahre 1810 auf, und wies ihre Geschäfte den gewöhnlichen Behörden zu. Diese Geschäfte mehrten sich noch dadurch: daß alle Dienste, Abhängigkeitsverhältnisse, Abgaben, Gemeinheiten für auflösbar und ablösbar erklärt wurden *); wobei man in der Regel zehnjährige Durchschnitte und Abschätzungen von Sachverständigen zum Grunde legte. Streitigkeiten entschied meist der Friedensrichter; doch war in bestimm-

*) Ein lebenswerthes Gesetz über Theilung der Gemeinheiten, von 1792, war leider durch Widersprüche aller Art vereitelt worden. Bianchini Storia delle finanze di Napoli III, 79.

ten Fällen die Berufung an ein höheres Gericht freigestellt.

Diese wichtigen, trotz mancher Mängel im Großen heilsamen Veränderungen, waren schon unter der Fremdherrschaft so weit durchgeführt worden, daß es unmöglich blieb einen anderen Weg zu betreten, oder die Dinge auf den alten Fuß zurückzubringen. Doch hatte sich allerdings nach Ferdinands Herstellung, die Richtung und Stimmung der Regierung so verändert, daß sie den Klagen der Lehnsbesitzer ein geneigteres Gehör verlieh, die mit den neuen Gesetzen noch verträglichen Adelsrechte zu ermitteln und zu erhalten suchte, die Allodialerbfolge in Lehngütern bestätigte, und die Gründung von Majoraten (im Jahre 1818 und 1822) unter folgenden Bedingungen erlaubte: Nur Adliche können Majorate stiften, und jedes bedarf der höheren Bestätigung. Sie dürfen nicht den Betrag des Eigenthums überschreiten, über welches der Eigenthümer zu schalten befugt ist. Keines soll über 30,000, keines unter 2,000 neapolitanische Dukaten jährliche Einnahme gewähren. Diese kann herrühren aus Land, Grundzins, oder Staatsschuldscheinen.

Es ist schon so oft erörtert worden, welche großen Folgen eine Gesetzgebung der erzählten Art auf Land und Volk üben muß; daß jede weitere Betrachtung und Begutachtung überflüssig erscheint. Nur ein Paar mehr örtliche Bemerkungen mögen hier Platz finden.

1) Die Zahl der Landeigenthümer ist dadurch ungemein vermehrt und ihre Thätigkeit sehr erhöht worden; obwohl manche der kleineren, durch unbegränzte Theilung des Grundvermögens, zuletzt genöthigt wurden dasselbe zu verkaufen und in die Klasse bloßer Arbeiter überzutreten. Veräußerungen dieser Art führten andererseits zur Verstärkung einer Klasse von Landeigenthümern, deren Besitzthum zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel, vielleicht die glücklichste Mitte hält.

2) Das System der Mezzadria, der Halbler, ist im Neapolitanischen fast ganz unbekannt. Das Eigenthumsverhältniß waltet vor, und wo es fehlt tritt Zins und Pacht ein. Die letzte, wenn nicht auf viele, doch auf mehre Jahre als in Sicilien, wo die meist nur dreijährigen Pachtungen von allen Verbesserungen zurückschrecken und den Landbau zu Grunde richten.

3) Der Adel bekümmert sich, mit seltenen Ausnahmen, fast gar nicht um den Ackerbau. Für diese in Italien leider so allgemeine und so nachtheilige Stimmung, fanden sich in Neapel noch besondere Gründe: erstens die Unsicherheit des Aufenthaltes auf den Schlössern, und zweitens das Bestreben der Könige, den Lehnsadel in die Hauptstadt zu ziehen und vom Hofe abhängig zu machen. Beide Gründe finden nicht mehr in früherem Maaße statt, und so wird der Adel sich hoffentlich immer mehr überzeugen, daß der-

jenige Macht und Einfluß verliert, welcher nicht thätig genug iſt um zu erwerben, und nicht vorſichtig genug um zu ſparen.

4) Obgleich es im Lande nicht an Kapitalien fehlt, iſt der Zinsfuß noch immer ſehr hoch, und die Schwierigkeit Darlehn zu bekommen ſehr groß. Dies entſteht aus dem Mißtrauen der Kapitaliſten, welches ſich wiederum gründet auf ſehr mangelhafte hypothekariſche Einrichtungen, irrige oder gar betrügeriſche Abſchätzungen, Parteilichkeit der Behörden, Langſamkeit der Prozeſſe u. ſ. w. — So fehlen oft dem Landbauer und dem Fabrikanten die Betriebskapitale, oder ſie werden ihm unter Bedingungen überlaſſen, welche zu erfüllen kein natürlicher, ſicherer Gewinn jemals hinreicht. Daher Bankerotte und verdoppeltes Mißtrauen.

Hundertundſechster Brief.

Neapel, den 9ten Julius.

Vielleicht hätte ich beſſer gethan meinen bisherigen Mittheilungen über Neapel, allerhand ſtatiſtiſche Nach-

richten über Ausdehnung, Beschaffenheit, Bevölkerung des Landes u. dgl. voranzuschicken. Verfassung und Verwaltung wirkt aber eben so auf die materialen Zustände ein, als diese auf jenes; und so will ich dem Berichte über Verfassung, Geistlichkeit und Adel, sogleich einen anderen über die Verwaltung folgen lassen. Da diese unter Joseph und Joachim fast ganz nach französischem Zuschnitte eingerichtet war, und vieles hinsichtlich der Ministerien und des Staatsrathes beibehalten ist, so enthalte ich mich das hierüber Bekannte zu wiederholen, und theile nur Folgendes aus Gesetzen über die Städte und Gemeinen von den Jahren 1806 bis 1809 mit.

Die Städte zerfallen nach der Bevölkerung in drei Klassen, mit weniger als 3,000, mit 3 bis 6,000 und über 6,000 Einwohnern. Zu den letzten werden auch alle diejenigen gerechnet, welche der Sitz eines Intendanten, eines Appellationshofes, oder eines Gerichtes erster Instanz sind. Sie stehen unter dem Intendanten der Landschaft, und dem Minister des Inneren. Die von den steuerpflichtigen Familienhäuptern erwählten Dekurionen rathschlagen unter dem Vorsitze eines Syndicus über die Gemeineangelegenheiten. Alle Voranschläge der Einnahmen und Ausgaben, bedürfen einer höheren Bestätigung. Zuschlagscentimen zur Grundsteuer bilden die Haupteinnahme.

In Neapel besteht der Magistrat aus einem

Syndicus, 12 Erwählten, 12 Zugeordneten, und 12 Canzellieri für die 12 Abtheilungen der Stadt. Nur die Canzellieri erhalten Sold. Alle ernennt der König, auf den Vorſchlag des Miniſters des Inneren, meiſt auf drei Jahre. Außerdem ernennt der König 30 Eigenthümer auf vier Jahre zu Dekurionen.

Der Magiſtrat verwaltet das Eigenthum der Stadt, entwirft die Voranſchläge, vertheilt die Abgaben, ſorgt für Ausführung höherer Befehle über Werbung, Einquartierung, öffentliche Feſte u. dgl., leitet die Marktpolizei und die Straßenpflaſterung, hat die Aufſicht über Armenweſen, milde Stiftungen, Brunnen, Waſſerleitungen, Buden u. ſ. w. u. ſ. w.

Den Dekurionen werden Voranſchläge, wie Jahresrechnungen vorgelegt. Nur der Syndicus correſpondirt mit dem Intendanten, ſowie der Erwählte jedes Stadtviertels mit dem Syndicus. Das geſammte Polizeiweſen iſt einem beſonderen Polizeipräfekten überwieſen.

So viel aus den damaligen Geſetzen, welche bei der herrſchenden Vorliebe für Centraliſation, den Gemeinen keine wahre Macht, oder Bedeutung verliehen. Auch konnte man wohl zweifeln ob, bei größeren Bewilligungen, damals der geringſte Gehorſam übrig geblieben wäre, und ob überhaupt eine freie Städteordnung ohne durchgreifenden Einfluß der Regierung da möglich iſt, wo wenige Perſonen die Gemeinen zu

tyranniſiren fähig und geneigt ſind, oder leidenſchaftliche Parteien einander gegenüberſtehen.

Nach der Rückkehr König Ferdinands erging im Jahre 1816 ein umſtändliches und wichtiges Geſetz über die geſammte Landesverwaltung, aus welchem ich die Hauptbeſtimmungen mittheile. Die Verwaltung bezieht ſich entweder auf die Landſchaft, oder auf den Bezirk, oder auf die Gemeine. Der erſte Beamte in jeder Landſchaft iſt der Intendant. Er ſteht an der Spitze der geſammten Verwaltung, iſt unmittelbarer Vorgeſetzter aller Gemeinen und öffentlichen Inſtitute, leitet das Steuerweſen, die Polizei und alle Kriegsangelegenheiten, ſofern dieſe nicht anderen, techniſchen Behörden zugewieſen ſind. Sein erſter Gehülfe und Mitarbeiter iſt der Generalſekretair. Der nach Weiſe des franzöſiſchen conseil de préfecture gebildete Rath (consiglio) der Intendantur zählt drei, bis fünf Mitglieder; bei Gleichheit der Stimmen entſcheidet die des Intendanten. Außer dem Rechtſprechen in gewiſſen fiskaliſchen oder Verwaltungsprozeſſen, hat dieſe Behörde auch die Pflicht, auf Befragen Gutachten über Gegenſtände mancherlei Art abzugeben.

In jeder Landſchaft iſt ferner ein aus 15 bis 20 Mitgliedern beſtehender Landſchaftsrath (consiglio provinciale), welcher ſich jährlich einmal höchſtens auf 20 Tage verſammelt, und nur über die ihm zuge-

wieſenen Dinge rathſchlagen darf. Der Intendant eröffnet die Sitzungen, und die Beſchlüſſe gehen durch ihn an den Miniſter des Inneren, zur weiteren Berückſichtigung, Vertheilung und Beantwortung. Der Landſchaftsrath prüft die Anträge der Bezirksräthe, entwirft unter Leitung des Intendanten die einzureichenden Voranſchläge für die Landſchaft, giebt Gutachten über den Gang der Verwaltung und das Benehmen der Beamten, ernennt Abgeordnete zur Leitung und Beaufſichtigung öffentlicher Arbeiten, ſchlägt die Hülfsquellen vor zur Beſtreitung der hieher gehörigen Ausgaben, prüft die darüber angelegten Rechnungen u. ſ. w. u. ſ. w.

Der Bezirksrath von zehn Mitgliedern, hat in kleinerem Kreiſe dieſelben Geſchäfte wie der Landſchaftsrath in der Landſchaft.

In jeder Gemeine ſoll behufs der Verwaltung ſeyn: ein Syndicus, zwei Erwählte, ein Dekurionat oder Gemeinerath, und eine verhältnißmäßige Zahl von Unterbeamten. Der Syndicus leitet mit Rath der Erwählten die ganze Verwaltung, und iſt Präſident der Dekurionen. Dieſe vertheilen die Steuern, bringen die Zuſchlagscentimen in Antrag, prüfen die Voranſchläge und haben das Recht ſich über alle Angelegenheiten der Stadt gutachtlich zu äußern. Sie ernennen, jedoch unter dem Vorbehalte höherer Genehmigung, den Syndicus, die Erwählten und die niederen Stadt-

beamten. Sie schlagen für die Landschafts- und Bezirksräthe, eine dreifache Zahl von Personen vor. Die Zahl der Dekurionen steigt, nach Maaßgabe der Bevölkerung jeder Stadt, von 8 bis 30, und ein Drittel derselben soll wenigstens lesen und schreiben können *). Ihre Berathungen finden bei verschlossenen Thüren statt, und keiner ihrer Beschlüsse darf ohne Genehmigung des Intendanten ausgeführt werden. In höherer Stelle entscheidet das Ministerium. — Neapel hat einen Syndicus, 12 Erwählte und 30 Dekurionen.

In jeder Gemeine wird ein Verzeichniß derer entworfen, welche zu Stadt-, Bezirks- und Landschaftsämtern gelangen können. Um in dasselbe aufgenommen zu werden, muß man in den Städten erster Klasse, ein steuerpflichtiges Einkommen von wenigstens 24 neapolitanischen Dukaten (Thalern) haben; oder seit fünf Jahren ein freies Gewerbe (artì liberali) treiben. In den Städten zweiter und dritter Klasse genügt eine Einnahme von 18 und 12 Dukaten, und

*) In Preußen müssen alle öffentlichen und Gemeinebeamten lesen und schreiben können. Ja wenn die Regimentsbefehlshaber finden, daß einem Eingestellten diese Kenntnisse mangeln, sollen sie den betreffenden Behörden Anzeige machen, damit man über den mangelnden oder fruchtlosen Unterricht Nachforschungen anstelle.

das Betreiben eines Gewerbes, sowie eine Pachtung gewisser Größe. Jährlich scheidet der vierte Theil der Dekurionen aus, der Intendant bringt eine dreifache Zahl aus jener Liste zum Ersatze der Ausscheidenden in Vorschlag und der Minister wählt nach Belieben.

Die Dekurionen jeder Gemeine unter 3,000 Einwohnern, schlagen einen Kandidaten zum Landschaftsrathe vor; die Dekurionen jeder Stadt von 3 bis 6,000 Einwohnern schlagen zwei für den Landschafts- und zwei für den Bezirksrath vor. Noch größere Städte haben das Recht drei in Vorschlag zu bringen. Sie müssen auf dem Verzeichnisse der Wählbaren stehen und wenigstens eine Einnahme von 100 Dukaten haben. Die Regierung ernennt aus den Vorgeschlagenen das, jährlich neu eintretende, eine Viertel der Räthe.

Die Syndici und die Erwählten bleiben in der Regel drei Jahre im Amte; doch können sie noch einmal auf drei Jahre bestätigt werden, wenn sie selbst und die Dekurionen es wünschen, und die Regierung damit einverstanden ist.

Die Intendanten beziehen ein jährliches Gehalt von 3,000 bis 4,400 Dukaten; die Generalsekretaire von 940 bis 1,300, die Intendanturräthe von 500 bis 700 Dukaten. Kein Syndicus oder Erwählter wird besoldet; nur die von Neapel erhielten ehemals Entschädigungen.

Das Eigenthum der Städte, soll von dem des Staates und der Privatpersonen getrennt, und (sofern es die Verhältnisse erlauben) in Zins ausgethan werden. Alle Befreiungen von Gemeinelasten sind aufgehoben.

Sollte die Einführung von Verzehrungssteuern behufs der Deckung der Stadtausgaben nöthig werden, so legt man jene vorzugsweise auf Gegenstände des Luxus und nicht auf die ersten Bedürfnisse; insbesondere soll die Mahlsteuer nie einen Karlin auf den Tomolo übersteigen.

Die Dauer der Verpachtungen ist beschränkt bei

Verbrauchssteuern auf	2 Jahre
Gerichtseinnahmen	3
Hütungen	3
Acker, Öl und Weinberge. . .	6
Häuser, Mühlen u. dgl. . . .	8

Bei Forsten auf die Jahreszahl des gesammten Umtriebes.

Die Voranschläge für feste Einnahmen und Ausgaben gelten auf fünf, für bewegliche Einnahmen und Ausgaben auf ein Jahr. Alle bedürfen nach Maaßgabe ihrer Höhe einer Bestätigung des Intendanten, Ministers, oder Königs. Erwerbungen, Veräußerungen, Übernahme neuer Pflichten und Lasten u. s. w. sind einer ähnlichen Prüfung und höheren Bestätigung unterworfen.

So weit der Hauptinhalt des Geſetzes. Daß bei Anwendung deſſelben, alle entſcheidende Gewalt in den Händen der Intendanten und der Regierung liegt, darüber iſt nur eine Stimme; auch kann es da wohl nicht anders ſeyn, wo die Beſtimmung nöthig erſchien: wenigſtens ein Drittel der Stadtverordneten ſolle leſen und ſchreiben können! Ob aber Seitens der Regierung alles Mögliche geſchieht um die Gemeinen zu einem lebendigeren, wirkſameren Daſeyn zu erziehen; ob nach Maaßgabe der Größe und Vorbildung der Gemeinen, ſich auch die Rechte und die Selbſtändigkeit erweitere; ob die Bürger ſo viel Einſicht, Mäßigung und Unparteilichkeit zeigen, daß die Regierung ihnen ohne gerechte Beſorgniß freiere Hand laſſen darf; — dieſe und ähnliche, wichtige Fragen ſind nicht leicht, und am wenigſten von einem Fremden zu beantworten und zu entſcheiden.

Hundertundſiebenter Brief.

Neapel, den 10ten Julius.

Da die neuen neapolitaniſchen Geſetzbücher weſentlich den franzöſiſchen nachgebildet ſind, ſo bedarf

es keiner allgemeinen Charakteristik derselben; doch will ich einzelner Gegenstände erwähnen, welche entweder abweichend behandelt sind, oder durch die Beziehung auf Land und Volk ein besonderes Interesse erhalten.

Das bürgerliche Gesetzbuch handelt in drei Büchern und 2,187 Paragraphen von den Personen, den Sachen, den verschiedenen Arten des Eigenthums, und von der Weise dasselbe zu erwerben.

Was die Ehe anbetrifft, so hat dieselbe keine bürgerliche Gültigkeit (weder für die Ehegatten, noch für die Kinder), wenn sie nicht im Angesichte der Kirche, nach den Formen vollzogen ist, welche die tridenter Kirchenversammlung vorschreibt. Vor der Trauung (celebrazione) muß jedoch das Brautpaar schlechterdings den Vorschriften über den bürgerlichen Stand (atto civile) genügen, zu deren Handhabung bürgerliche Beamte angestellt sind. Das Landesgesetz beschränkt seine Vorschriften über die Ehe, auf die bürgerlichen und politischen Wirkungen; läßt dagegen alle Pflichten, welche die Religion auflegt, unberührt und unverändert. Vor dem 14ten und 12ten Jahre des Bräutigams und der Braut, darf keine Ehe eingegangen werden. Die, zur französischen Zeit gegebene Erlaubniß völliger Scheidungen, ist aufgehoben. Nur der Mann kann wegen Ehebruch Klage erheben. Die schuldige Frau wird drei Monate, bis zwei Jahre, in ein Besserungshaus eingesperrt; der Ehe-

brecher zahlt 50 bis 300 Dukaten Strafe. Sieht der Mann nach Ablauf der Haft ſeiner ſchuldigen Frau, keine Zeichen der Reue, oder Beſſerung; ſo kann er ſie auf fünf Jahre in ein Kloſter verweiſen (far la dimorare in un retiro). Unterſuchungen über die Vaterſchaft ſind verboten, über die Mutterſchaft zugelaſſen.

Niemand der Kinder hat, darf im Leben oder von Todeswegen mehr als die Hälfte ſeiner Güter an Andere überlaſſen. Stirbt ein Vater ohne Teſtament, ſo erben die Kinder zu gleichen Theilen.

Sofern es nicht ausdrücklich unterſagt iſt, hat jeder Pächter das Recht zur Afterverpachtung. Der Tod des Pächters, oder Verpächters, oder ein Verkauf des Grundſtückes, löſet den Vertrag nicht auf. Der Pächter hat keinen Anſpruch auf Erlaß, wenn der Verluſt geringer war, als die Hälfte des jährlichen Ertrages.

Grundſätze und Anwendung des Verwaltungsrechtes (droit administratif) ſind dem franzöſiſchen Verfahren nachgebildet.

Das peinliche Geſetzbuch führt als Todesſtrafen auf, das Enthaupten, Erhenken und Erſchießen. Diebſtahl wird mit Gefängniß, Raubmord mit dem Tode beſtraft. Betrügeriſche Bankerottirer trifft ein- bis zweijährige Kettenſtrafe. Der Nachdrucker verliert alle Exemplare und wird nach Befinden auf kürzere,

oder längere Zeit eingesperrt. Ähnliche Strafen treffen die Theaterdirektoren, welche das Eigenthum der Schriftsteller verletzen. Wer, um die katholische Religion zu beschimpfen, die Hostie verbrennt, zerreißt, oder zerstört, wird aufgehenkt. Wer, um das katholische Dogma zu verändern, gegen dasselbe lehrt, wird für immer aus dem Reiche verbannt. Geistliche, welche (bei Gelegenheit ihrer Amtsverrichtungen) Gesetze in der Absicht beurtheilen, Unzufriedenheit gegen die Regierung zu erregen, werden auf kürzere, oder längere Zeit eingesperrt.

Mit Gefängniß wird Bettelei bestraft: erstens wenn sie (gegen die Gesetze) an Orten eintritt wo öffentliche Anstalten für Arme vorhanden sind. Zweitens, wenn gesunde Personen irgendwo, aus bloßer Gewohnheit betteln. Drittens, wenn Hülfsbedürftige irgend wo und wie, sich Drohungen, oder gar Handlungen der Gewalt erlauben *).

Theilnahme an geheimen Gesellschaften wird durch Verweisung, ja bei größerer Schuld und bezwecktem Umsturze der Regierung, selbst durch den Tod bestraft.

Mit besonderer Umständlichkeit und Vorliebe behandelt die bürgerliche Gerichtsordnung, eine neue Ein-

*) Alle diese nützlichen Vorschriften, kommen in Wahrheit nicht zur Anwendung.

richtung der Schiedsrichter, oder Vermittler (conciliatori). Sie ſollen vor Allem mit größter Thätigkeit dahin wirken, daß Haß und Feindſchaften zwiſchen den Einwohnern der Gemeinen ein Ende nehmen; ſie ſollen gleicherweiſe, auf Verlangen, neu entſtehende Streitigkeiten ſchlichten und Beſorgniſſe verſcheuchen. Der Schiedsrichter kann ferner perſönliche Streitigkeiten über bewegliche Dinge, bis zum Werthe von fünf Dukaten, ſchließlich entſcheiden; er darf ſich dagegen auf keinen Streit über unbewegliche Gegenſtände einlaſſen.

Das peinliche Verfahren iſt im Ganzen dem franzöſiſchen nachgebildet und in vielen Theilen öffentlich; nur hat man ſich gehütet die Einrichtung der Geſchworenen anzunehmen.

Laut des Handelsgeſetzbuches wird als Bankerottirer betrachtet:

1) weſſen häusliche Ausgaben (welche niederzuſchreiben er verpflichtet iſt) für übermäßig erklärt werden;

2) wer große Summen verſpielt, oder zu bloß zufälligen, unſicheren Unternehmungen verwandt hat;

3) wer, obgleich ſeine Schulden ſein Vermögen um 50 Procent überſtiegen, dennoch Anleihen gemacht und Waaren unter dem Preiſe verſchleudert hat u. ſ. w.

Mit ähnlicher Strenge ſind die Fälle beſtimmt, wo ein Bankerott muß für betrügeriſch erklärt werden.

Besondere und sehr rühmliche Erwähnung verdient die Statistik der bürgerlichen und peinlichen Rechtspflege, welche der Minister Parisio für 1833, auf 62 und 45 Tafeln herausgegeben hat. Man ersieht daraus die Zahl, den Gegenstand, die Behandlung, die Zunahme und Abnahme der Prozesse, die Zeit ihrer Dauer, die Art der Entscheidung, die Thätigkeit jeder Behörde u. s. w., woran sich (wenn hier der Ort dafür wäre) mancherlei anziehende Betrachtungen knüpfen ließen. Ich hebe nur noch Folgendes aus. Unter 5,813 Angeklagten, waren 5,466 Männer und 347 Frauen, 99 unter 14, und 13 zwischen 71 und 80 Jahre alt. 1,293 zwischen 26 bis 30 Jahren, 1,236 von 21 bis 25, 849 von 31 bis 35, 753 von 15 bis 20, 631 von 36 bis 40 Jahren u. s. w. Es befanden sich darunter 3,000 unverheirathete, 2,421 verehelichte, 392 verwittwete Personen. Ferner waren darunter 3,316 Landleute, 1,923 Handwerker und Dienstboten (artigiani e domestici), 364 Grundbesitzer (possidenti), 139 mit freien Künsten (arti liberali) Beschäftigte, 71 Beamte. Auf 1,020 Personen kommt ein Angeklagter, auf 1,438 ein Verurtheilter. 95 Angeklagte wurden zum Tode verurtheilt. 104 Anklagen fanden statt wegen verletzter Achtung gegen die Religion, 996 wegen Tödtung (vom Vatermorde bis zu unfreiwilligem Todtschlage), 431 wegen Verwundungen, 86 wegen Nothzucht, 1,703 wegen

verletzten Eigenthums. Es kommt ein Angeklagter auf 540 Männer, 8,586 Weiber, 1,099 Unverehelichte, 903 Verehelichte, 1,142 Verwittwete. In Capitanata kommt ein Verurtheilter auf 607, in Abruzzo ultra 1, auf 2,611 Personen. Es war angeklagt Einer von 539 Landleuten, 199 Handwerkern und Dienstboten, 508 mit freien Künsten Beschäftigten, 2,819 Grundbesitzern. Für die Jahre 1834 bis 1838 wird nächstens eine neue lehrreiche Übersicht erscheinen.

Schon anderwärts habe ich bemerkt daß die größere, oder geringere Zahl der Verbrechen, oft mehr den Zustand der Rechtspflege, als der Sittlichkeit offenbart, und äußere Umstände hier oft den wesentlichsten Einfluß haben, z. B. steigende Holzpreise bei unverändertem Tagelohn, auf die Zahl der Holzdiebstähle

---

Hundertundachter Brief.

Neapel, den 11ten Julius.

Meine Mittheilungen machen keinen Anspruch, ein methodisch-geordnetes und wissenschaftlich fortschreitendes Ganzes zu seyn; darum darf ich heute zur Ab-

wechselung von etwas Abweichendem, vom Lande selbst und seiner Beschaffenheit und Bevölkerung handeln *).

Das neapolitanische Königreich diesseit der Meerenge zählt 24,971 italienische Quadratmeilen, und ist in Landschaften, Bezirke, Kreise und Gemeinen getheilt. Der größte Theil des Landes ist bergig und hügelig; doch giebt es einzelne Ebenen, und unter diesen begreift die größte, in Capitanata, fast ein Sechzehntel des Reiches. Auf den höchsten Bergen, dem Gran Sasso von 9,577 pariser Fuß und dem Majella von 8,684 Fuß, liegt ewiger Schnee. Die Küsten haben eine Länge von 1,144 italienischen Meilen. Ebbe und Fluth ist nicht gleich in allen Monaten: am geringsten im August (1 Fuß 7 Zoll); am höchsten im December (2 Fuß 2 Zoll). Auf Anspülen und Abreißen an den Küsten, wirken Stürme fast noch mehr als Ebbe und Fluth. Für große Flüsse ist kein Raum; doch findet mehr Wasserabfluß gegen Abend statt, als gegen Morgen. Seitdem die Berge kahler geworden, hat die Wassermenge abgenommen. Unter allen Seen ist der fucíner, oder celaner weit der größte: er hat an 44 italienische Meilen im Umfange und eine Oberfläche von etwa 100 Quadratmeilen. Auf der Ostseite fallen jährlich etwa 25 Zoll, auf der Westseite 39 Zoll Regen, was für Art und

*) Siehe del Re gründliche Beschreibung des Landes.

Gang des Ackerbaues und Waldbaues folgenreich ist. Unter dem 38sten Grade der Breite (etwas südlicher wie Reggio und Palermo) geht die Sonne auf

den 21sten Juni um 4 Uhr 37 Minuten,
den 1sten Januar „ 7 „ 15
unter, den 21sten Juni „ 7 „ 23
den 1sten Januar „ 4 „ 45.

Von der gesammten Fläche des Königreichs werden etwa 14,100 Quadratmeilen zu Acker- und Fruchtbau verwandt, und eine italienische Quadratmeile hat 1,912⅞ Moggios.

	Moggios.
Von jener bebauten Fläche gehören etwa	
der Krone	37,000
Den öffentlichen Stiftungen, Kirchen, Klöstern	258,000*)
Den Gemeinen	1,317,000
Den Privatpersonen	1,117,000.

Eine andere Berechnung (von Rotondo) stellt die Sachen folgendergestalt:

Flächenraum	25,275,000 Mogg.
Städte, Dörfer, Wasser, Straßen	5,275,000
Bebautes Land	20,000,000

*) Ich wähle überall unter den oft sehr abweichenden Zahlen diejenigen, welche mir, nach sorgfältiger Rückfrage die glaubhaftesten, oder doch die am wenigsten zweifelhaften zu seyn scheinen.

Davon Wald . . . . . 2,831,000 Morgg.
Noch zu bebauen 2,880,000

Seit der Trennung des Reiches von Spanien hat die Bevölkerung (während früher Alles rückwärts ging) regelmäßig zugenommen. Sie betrug diesseit des Pharus im Jahre 1781, 4,709,000
1793, 4,828,000
1832, 5,818,000
1835, 5,946,000.

Jetzt hat Neapel etwa sechs und Sicilien zwei Millionen Einwohner. Unter der Bevölkerung von 1832 sollen gewesen seyn *)

	Männer	Weiber
bis 1 Jahr alt	99,000	95,000
zwischen 2 und 7 Jahren	441,000	446,000
8 „ 18 „	631,000	652,000
19 „ 25 „	351,000	371,000
26 „ 40 „	550,000	588,000
über 41 „	724,000	752,000.

Es gab, nach einer anderen Tabelle: (Verhältniß zur ganzen Bevölkerung wie:

Verheirathete . . .	1,924,000	1 zu 3
Wittwer	190,000	1 zu 30
Wittwen	353,000	1 zu 16
Unverheirathete Männer	1,678,000	1 zu $3^{60}/_{100}$

*) Die Summen stimmen nicht vollkommen.

		(Verhältniß zur ganzen Bevölkerung wie:
Unverheirathete Weiber	1,611,090	1 zu $3^{55}/_{100}$
Prieſter	28,000	1 zu 200
Eingeſtellte Soldaten	55,000	1 zu $102^{1}/_{2}$
Gewerbe des Bedürfniſſes	184,000	1 zu 31
„ „ Aufwandes	125,000	1 zu 45
Ackerbauer	1,424,000	1 zu 4
Hirten	66,000	1 zu 86.

In einem anderen Berichte (Ann. di Statist. XLVIII, 295) wird angegeben für 1835,

die Zahl der Prieſter auf 25,912
„ „ Mönche „ 11,380
„ „ Nonnen „ 9,231.

Es ließen ſich über dieſe wenigen Angaben lange Betrachtungen anſtellen; ich begnüge mich auf die große Zahl der Wittwen, Geiſtlichen und Hirten, und auf die verhältnißmäßig geringe Zahl der Gewerbtreibenden (man vergleiche England) aufmerkſam zu machen, und verweiſe auf die gründliche und umſtändliche Entwickelung in Schuberts Staatskunde.

Aus den ſo eben erſcheinenden Nachrichten über die Statiſtik der Stadt Neapel entnehme ich Folgendes: Im Jahre 1838 wurden geboren 13,228, darunter 6,850 Knaben, 6,378 Mädchen. Es ſtarben 12,993, darunter 6,962 männlichen und 6,031 weiblichen Geſchlechts. Die Bevölkerung der Stadt

betrug den ersten Januar 1839: 336,537 Menschen. Es fanden statt 22 Selbstmorde, darunter 12 Fremde. Es trafen ein 9408 Fremde und reiseten ab 8407.

Den 12ten Julius.

Während der Herrschaft Josephs und Joachims stimmten die neapolitanischen Kriegseinrichtungen in allem Wesentlichen mit den französischen, und noch jetzt sind diese in vielen Hauptsachen beibehalten, manches Einzelne jedoch geändert und wieder geändert worden. Ich kann keineswegs auf diese Einzelheiten und am wenigsten dann eingehen, wenn sie mit dem Technischen der Kriegswissenschaft in Zusammenhange stehen; wogegen das Folgende ein allgemeineres Interesse haben dürfte. Laut eines Gesetzes vom 21sten Junius 1833, ist das Heer berechnet auf sechs Generale, 14 Marschälle und 30 Brigadiers. Eine Compagnie Artillerie hat zwei Officiere und 57 andere Personen. Zwei Compagnien bilden eine Batterie von 8 Stücken Geschütz. Ein Regiment hat 16 Compagnien. Eine Compagnie reitender Artillerie zählt

im Kriege 256 Menschen und 294 Pferde
im Frieden 192 „ „ 200 „

Das Fußvolk besteht aus zwei Regimentern Gardegrenadieren, einem Gardejäger-, 12 Linieninfanterie-, vier Schweizerregimentern und sechs Bataillonen Jäger.

Es besteht		im Kriege	im Frieden
ein Regiment aus	Officieren	13	10
	Unterstab	36	31
Jede Compagnie hat	Officiere	4	4
	Gemeine	150	100
Ein Regiment hat	Officiere	97	58
	Gemeine	3186	1231.

Es giebt 7 Regimenter Reiterei im Frieden und 8 im Kriege.

Jede Schwadron zählt	im Kriege	im Frieden
Officiere	5	5
Reiter	186	148
Pferde	136	126
Jedes Regiment zählt Officiere	36	30
Reiter	947	609
Pferde	793	516.

Zu jedem Infanterieregimente gehören im Kriege 3 Kapelläne, 4 Wundärzte, 12 Musiker, 1 Schneider, 1 Schuster u. s. w. Die Gensdarmerie ist in ähnlicher Art gebildet und zu den bekannten Zwecken bestimmt. Nach einem anderen Überschlage würde das ganze Heer im Frieden etwa 30,000 und im Kriege 60,000 Mann zählen.

Die Grundsätze der Werbung und Einstellung sind nicht immer dieselben gewesen. Nach einem Gesetze von 1818 ward die freiwillige Einstellung mit der gezwungenen verbunden. Die zur gezwungenen Ein-

stellung Verpflichteten zerfielen in fünf Klassen, vom 21sten bis 25sten Lebensjahre. Es sollten ausgehoben werden, diesseit des Pharus, auf 2000 Seelen drei Personen, und jenseit des Pharus eine Person. Befreit von der Einstellung sind: Beamte die monatlich über 15 Thaler Gehalt beziehen, Verheirathete unter 21 Jahren, einzige Söhne, Wittwer mit Kindern, Promovirte (laureati) welche ihre Wissenschaft üben, von Akademien und Universitäten Belohnte (premiati), Mitglieder geistlicher Seminarien. Aus keiner Familie wird mehr wie ein Sohn ausgehoben. Die Aushebung geschieht jährlich durchs Loos, und Stellvertreter sind (unter gewissen näheren Bedingungen) erlaubt.

Die Gesetze von 1821 und 1823 fügen hinzu: Die Dienstzeit ist fürs Fußvolk 6, für die Reiterei 8 Jahre. Vom vollendeten 18ten bis zum vollendeten 25sten Jahre ist jeder der Werbung unterworfen. Der Minister des Innern vertheilt den erforderlichen Bedarf an Rekruten, nach Maaßgabe der Bevölkerung auf die Landschaften, der Intendant auf die Bezirke. Das neue Gesetz von 1834 bestimmt die Dienstzeit auf fünf Jahre im Heere, und fünf Jahre in der Reserve. Gensdarmen, Artilleristen und Freiwillige dienen acht Jahre, ohne Reserve. Die Vertheilung der Rekruten erfolgt in Neapel nach der Bevölkerung. Es giebt sieben Klassen, von 18 Jahren und einem

Tag, bis 24 Jahre und einen Tag. Der Rekrut soll wenigstens fünf Fuß messen. Zu den oben erwähnten Befreiungen sind mehre hinzugekommen; z. B. wer zur Erhaltung einer Familie durchaus nothwendig ist. Der einzige Bruder eines Geistlichen, oder Mönchs, wird fast in allen Dingen wie ein einziger Sohn behandelt. Das Gesetz zählt nicht weniger als 155 verschiedene Krankheiten auf, welche vom Kriegsdienste befreien.

Im Jahre 1818 ward eine landschaftliche Miliz, oder Landwehr gebildet. Sie sollte etwa ein Hundertheil der Bevölkerung betragen, wesentlich für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sorgen, und in außerordentlichen Fällen dem Dienste des Heeres zu Hülfe kommen. Vom 21sten bis 35sten Lebensjahre trat man in die beweglichen, vom 21sten bis 50sten in die nicht beweglichen Compagnien. Vorzugsweise zum Eintritte in die Miliz waren verpflichtet, Grundbesitzer welche wenigstens 5 Thaler Grundsteuer zahlen, Beamte welche wenigstens 50 Thaler Gehalt beziehen, Kaufleute, Gewerbtreibende, und überhaupt sichere, unbescholtene Personen. Weil diese Einrichtung den Erwartungen im Jahre 1820 nicht entsprochen hatte, ward sie 1821 aufgehoben und seitdem nicht wieder hergestellt. Hingegen bestehen in den Städten und auf dem Lande eine Art von Sicherheitswachen, welche nicht selten die Gensdarmerie

unterſtützen, oder von ihr unterſtützt werden. — Einige Male ſind Soldaten nützlich bei öffentlichen Arbeiten, z. B. dem Straßenbau beſchäftigt worden.

Zur königlichen Flotte gehören zwei Linienſchiffe, vier Fregatten, zwei Corvetten und mehre kleinere Schiffe, zuſammen mit 496 Kanonen. Für Bildung der Officiere ſind öffentliche Anſtalten vorhanden.

Hundertundneunter Brief.

Neapel, den 13ten Julius.

Ich will Euch heute allerhand aus den Geſetzen über die Schulen, Univerſitäten u. ſ. w. mittheilen, und hiebei die Zeit Joſephs und Joachims von der ſpäteren trennen. Jene beiden Könige ließen es (nach franzöſiſcher Weiſe) nicht an Beſtimmungen über jene Gegenſtände fehlen; theils aus wahrer Theilnahme, theils um Eindruck und Aufſehen zu machen; aber leider kam von dem Vorgeſchriebenen (meiſt aus Geldmangel) nur ſehr wenig zu Stande.

Laut eines Geſetzes von 1806 ſollte jeder Ort, deſſen Bevölkerung über 5000 Einwohner betrug,

einen Schullehrer und eine Lehrerinn aus der Gemeinekasse besolden, um Unterricht in der christlichen Religion und den ersten Lehrgegenständen zu ertheilen. Man darf (wie gesagt) nicht annehmen daß der Zweck des Gesetzes erfüllt wurde; wohl aber daß vorhandener Mangel an Schulen die Veranlassung war es zu geben. In Neapel (Gesetz von 1808) sollen auf Kosten der Stadt 11 Mädchenschulen angelegt werden. In den Ortschaften dritter Klasse (Gesetz von 1810) mögen die Pfarrer zugleich Schullehrer sern. Raum und sechs Thaler monatlich Gehalt giebt die Gemeine, einen Karlin monatlich der Schüler. Die Dekurionen können bis ein Fünftel der Schüler von dieser Zahlung entbinden. Ältern und Vormünder sind verpflichtet ihre Kinder zur Schule zu schicken, wo sie vom fünften Lebensjahre an aufgenommen werden.

Über den Schulen sollten (nach französischer Weise) stehen, Gymnasien, Lyceen und Universitäten. Die Universität Neapel bekam (laut des ersten Gesetzes von 1806) fünf Fakultäten mit 33 Lehrstühlen, darunter sechs für die Rechtsgelehrsamkeit, einer für Theologie, einer für philosophische Moral und Religion, sieben für Arzneikunde u. s. w. Aufgehoben wurden die Vorlesungen über Naturrecht (später hergestellt), bürgerliche und kirchliche Institutionen, Grundlehren der Theologie (teologia primaria), Thomas von Aquino, Geschichte der Concilien, römische Literatur

(von griechischer war ohnehin nicht die Rede) und allgemeine Geschichte. Für alle eigentlich philosophischen Wissenschaften ward nur ein Lehrer, für die Geschichte gar keiner bewilligt; dagegen ist ein Professor für die Würmer und mikroskopischen Thiere aufgeführt. Das Gehalt der Professoren betrug jährlich 200 bis 400 Thaler. Jeder sollte wöchentlich drei Vorlesungen, jede von wenigstens 1½ Stunde halten. In der ersten halben Stunde diktirt, in der zweiten erläutert, und in der dritten examinirt der Professor. Der Rath, oder Senat zur Leitung aller Universitätssachen, besteht aus dem königlichen Präfekten, sechs anderen königlichen Beamten, sechs Professoren, einem verwaltenden Mitgliede und einem Sekretair.

Diese dürftigen Bestimmungen und Einrichtungen wurden in den Jahren 1811 und 1812 vervollständigt. Die Fakultät der mathematischen Wissenschaften sollte zählen . . . . . 9 Lehrstellen
der Arzneikunde . . . . . 7 „
der Theologie . . . . . 4 „
für Dogmatik, Archäologie, Kirchengeschichte und Exegese. Die juristische Fakultät sollte haben sieben Lehrer, nämlich: für Natur- und Völkerrecht, bürgerliches Recht (codice civile), peinliches Recht, Handelsrecht, Prozeß, römisches Recht, Statistik und Ökonomie. — Die literarisch-philosophische Fakultät zählte 10 Professuren, nämlich: für italienische Beredsam-

keit, lateinische Sprache und Beredsamkeit, griechische Sprache und Literatur, griechische und römische Literatur, hebräische Sprache, arabische Sprache, Kritik und Diplomatik, Moral, Chronologie, Ideologie.

Die Universität hat einen Rektor und jede Fakultät einen Dekan, welche der König aus drei Vorgeschlagenen auf zwei Jahre ernennt. Die Professoren tragen eine besondere Kleidung und eine Denkmünze; sie haben Zutritt bei Hofe. Sie sollen nicht zu gleicher Zeit an der Universität und einem Gymnasium lehren. Ein Professor erhält zuerst 115 Lire (oder Franken) für jeden Monat; nach fünf Jahren 150 Lire, nach 15 Jahren 200 Lire (das höchste Gehalt). Aus den Promotionsgeldern kann er jährlich bis 410 Lire, und der Dekan das Doppelte erhalten. Das Gehalt und alle sonstigen Einnahmen des Rektors konnten bis 4400 Lire steigen. Viele Personen wurden verpflichtet, die akademischen Grade zu nehmen. Die Studenten sollten eine ganze Reihe von Papieren, Zeugnissen u. dgl. beibringen, und ihre Studien bei der philosophischen Fakultät beginnen. Alle zwei Monate mußten sie von den Professoren Zeugnisse über den Besuch der Vorlesungen erbitten.

In jeder Landschaft sollte wenigstens ein Gymnasium seyn (in Neapel zwei) mit 6000 Thalern Einnahme und Lehrern für Latein, Griechisch, Italienisch, Mathematik, Logik, Metaphysik und Ethik, Physik,

Geographie und Chronologie. Der Geschichte geschieht keine Erwähnung, hingegen ist die Rede von Lehrern für Schreiben, Zeichnen, Fechten, Tanzen und Französisch. So Alles auf dem geduldigen Papiere.

Die Aufsicht über die theologischen Seminare verblieb den Bischöfen; doch sollten die Intendanten den öffentlichen Prüfungen beiwohnen und kein Schüler vor vollendetem 18ten Lebensjahre aufgenommen werden.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften bestand, zu Folge eines Gesetzes von 1808, aus drei Akademien, für Geschichte und schöne Wissenschaften mit 20 anwesenden Mitgliedern, für strenge Wissenschaften mit 24 Gliedern, für schöne Künste mit 10 Mitgliedern. Das erste Mal ernannte der König die Mitglieder, später sollten sie durch Mehrheit der Stimmen erwählt werden. Der ebenfalls gewählte Präsident wechselte alle sechs Monate. Die Mitglieder trugen eine hellblaue, gestickte Uniform. — Im Jahre 1811 bestimmte Joachim: die Gesellschaft solle aus zwei Akademien bestehen, erstens für Wissenschaften, und zweitens für Philologie und schöne Künste. Jede Abtheilung konnte 30 ordentliche, 30 Ehrenmitglieder und 60 Correspondenten zählen.

Für Kunst-, Gewerb- und polytechnische Schulen, wurden wenigstens Verordnungen entworfen. Die Bibliotheken, Gemälde-, Bildsäulen- und andere

Sammlungen der aufgehobenen Klöster, sollten für die Schulen, oder andere öffentliche Anstalten bewahrt und abgeliefert werden; eine Vorschrift die man oft umgangen hat. Eine besondere Commission bekam den Auftrag für Erhaltung und Anordnung der Archive Sorge zu tragen. Ein Gesetz von 1807 bestimmt: kein Buch darf ohne Erlaubniß des Polizeiministers gedruckt, oder eingeführt werden; keines bei öffentlichem Unterricht zum Grunde gelegt, ohne Erlaubniß des Ministers des Innern; keines in Seminarien und Kirchen gebraucht, ohne Erlaubniß des geistlichen Ministers.

Über das Theaterwesen erging im Jahre 1811 ein umständliches Gesetz, im Wesentlichen folgendes Inhalts: Eine Schauspielergesellschaft welche Dramen oder Opern aufführen will, muß dem Oberintendanten erweisen, daß sie hiezu die Erlaubniß der Verfasser erhalten hat. Jeder Schauspieler, Sänger oder Tänzer erhält vom Oberintendanten ein Patent, oder eine Bestallung worin gesagt wird, ob er für die Theater erster und zweiter Klasse tauglich sey. Ferner muß sich jenes Zeugniß über seinen Rang aussprechen, ob er ein erster, zweiter, dritter Schauspieler und Tänzer u. s. w., oder ob er bloß Figurant sey u. dgl. Diese Patente werden von der Polizei visirt und geben das Recht auch auf den Provinzialtheatern zu spielen. Ohne Zustimmung des vom

Könige angeſtellten Intendanten, darf kein Stück aufgeführt, und keinem Schauſpieler, Sänger oder Tänzer ein Paß ins Ausland verabreicht werden. Jeder Theaterunternehmer muß die Mittel darlegen, welche ihm zu Gebote ſtehen. Wird er bankerott, ſo erhält er nur gegen Bürgſchaft eine neue Erlaubniß. Ohne eine ſolche darf keine herumziehende Geſellſchaft ſpielen; keine darf improviſiren. In Neapel entſcheidet der Oberintendant nebſt einigen Beauftragten, allen Streit zwiſchen Unternehmern und Schauſpielern; in den Landſchaften entſcheidet der Intendant. Jährlich ſoll jede Geſellſchaft zwei Vorſtellungen für die Armen geben. — Ich finde daß das Theater S. Carlo jetzt einen jährlichen Zuſchuß von 57,000, das Fiorentino von 6000 Thalern erhält; weiß aber nicht ob und welche Vortheile ihnen aus öffentlichen Anſtalten, oder durch den Hof ſonſt noch zufließen.

Der Rückſchlag der allgemeinen Anſichten, welche nach der Herſtellung des alten Königthums vorherrſchten, zeigte ſich auch bei den Schulen in Hinſicht auf Wahl und Begünſtigung der Lehrgegenſtände und der Lehrbücher; ſowie in den Vorſchriften über Gebete, Roſenkränze, Meſſehören u. dgl. In kleineren Orten möge der Geiſtliche, für eine mäßige Belohnung, auch Schulunterricht ertheilen; eine Anordnung welche gewiß Beifall verdient. Sonderbar lautet die Beſtimmung: In denjenigen Gemeinen kann kein Gehalt

für eine Lehrerinn der Mädchen ausgeworfen werden, — wo sich keine findet die lesen, schreiben und Unterricht ertheilen kann. — Die Kenntniß dieser und ähnlicher Verhältnisse gab einem wohlunterrichteten Manne wohl Veranlassung in den Annalen der Statistik (XXIV, 315) zu behaupten: in der Lombardei sey für den Elementarunterricht des Volkes zehnmal so viel geschehen, wie im Neapolitanischen. — Darauf deutet auch hin: daß sich in Neapel so Viele davon nähren können, für andere, selbst wohlgekleidete aber des Schreibens unkundige Personen, Briefe zu entwerfen. Galanti behauptet in seiner Beschreibung Neapels (S. 211): „von etwa 100,000 Einwohnern zwischen 10 und 18 Jahren, genössen nur 4 bis 5000 Unterricht; und in den Landschaften stelle sich das Verhältniß noch viel ungünstiger." —

Auch für die Universität geschah nicht genug. Die Gehalte der Professoren wurden auf 360 bis 460 Thaler festgesetzt; keins stieg mit allen Neben-einnahmen über 660 Thaler. Die Zahl der juridischen Professoren ward 1819 auf vier beschränkt: zwei für das römische Recht, einer für das bürgerliche Gesetzbuch, einer für die vier anderen Gesetzbücher, Naturrecht, Völkerrecht und politische Ökonomie. Die Studenten erhalten keinen akademischen Grad, wenn sie nicht nachweisen die Kirchen besucht zu haben. Sie zahlen kein Honorar.

Die bourbonische Gesellschaft trat an die Stelle der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. Sie zerfällt in drei Theile: 1) die Akademie für Herkulanum und Archäologie mit 20 Mitgliedern; 2) die Akademie der Wissenschaften mit 30 und 3) der schönen Künste mit 10 anwesenden Gliedern. Bei den Wahlen sollen wenigstens zwei Drittheile der Mitglieder gegenwärtig seyn und wenigstens die Hälfte der Stimmenden, mehr eins, sich beifällig erklären. Für jeden Besuch der Sitzungen und jede als tüchtig anerkannte Abhandlung wird eine Denkmünze ausgetheilt von sechs Thalern an Werth.

Nicht nur über die Strenge der weltlichen und geistlichen Censur wird (und wie es scheint mit Recht) geklagt; sondern auch über die Besteuerung der Bücher. Von jedem inländischen Prachtwerke sollen fünf, von jedem anderen acht Exemplare abgeliefert werden. Vom Auslande eingeführte Bücher zahlten sonst nur zwei Procent des Werthes; jetzo hingegen zahlt jeder vom Auslande eingeführte

Oktavband	3
jeder Quartant	6
jeder Foliant	9 Karlinen;

eine ungeheuer hohe Besteuerung, während im Preußischen ein ganzer Zentner eingeführter Bücher nur etwa vier Karlinen oder einen halben Thaler bezahlt. Ja mir ist glaubhaft erzählt worden, daß ein Exemplar der allgemei-

nen Zeitung, für welches Einkaufspreis und Porto bis Terracina bezahlt ist, dennoch in Messina jährlich 600 Gulden kostet!

Zur Rechtfertigung jener Besteuerung hat man vielerlei Gründe beigebracht, sie sind aber alle gleich thöricht. Man wolle hiedurch die inländischen Buchhandlungen unterstützen; aber die Untauglichkeit so monopolistischer Schutzzölle ist längst erwiesen, und die Einfuhr ausländischer, meist in fremden Sprachen gedruckter Bücher, hat mit dem neapolitanischen Drucken oder Nichtdrucken keinen Zusammenhang. — Man wolle die Leute abhalten Geld für schlechte Bücher auszugeben; eine abgeschmackte Voraussetzung und eine thörichte Vormundschaft. — Man wolle schlechte und unsittliche Bücher abhalten; als ob es nicht auch gute und sittliche Bücher gebe, oder das Maaß der Güte und Trefflichkeit am Formate zu erkennen sey u. s. w. — In Wahrheit liegt der ganzen Einrichtung ein allgemeiner Haß gegen Wissenschaft und literarische Bildung zum Grunde, der sich hinter Vorwänden aller Art versteckt; denn selbst für den absolutistischen Standpunkt giebt es andere und zweckmäßigere Mittel das Gute vom Schlechten zu scheiden und dieses zurückzuweisen. Keiner hat mehr den Muth jene Besteuerung zu vertheidigen; keiner hat den Muth und festen Willen sie abzuschaffen.

Erwähnung verdient ein Gesetz vom Jahre 1822

über die Ausgrabungen. Sie dürfen ohne Erlaubniß weder stattfinden, noch das Gefundene verkauft, oder hergestellt werden. Eine besondere Commission berichtet über den Werth der Gegenstände und deren etwanigen Ankauf.

Zur Vergleichung mit früheren Mittheilungen mag hier das Verzeichniß der Vorlesungen auf der Universität zu Neapel von 1838 bis 1839 folgen.

I. Theologische Fakultät.

Ferrigni Pisone, Erklärung des Buches Jósua und der Richter.

Giannatasio, über die Wahrheit der christlichen Religion.

de Simone, Hebräisch und semitische Sprachen.

Apuzzo, von den Sakramenten.

Soldoerio, Kirchenrecht.

II. Juristische Fakultät.

Rossi, Pandekten.

Sorrentino, dritter Theil des bürgerlichen Gesetzbuches.

Pugnetti, Institutionen, 3tes und 4tes Buch.

Saliceti, Personenrecht.

Avellino, Institutionen 1stes, 2tes Buch. Geschichte des römischen Rechtes.

Cutillo, Natur- und Völkerrecht.

Criteni, 2tes und 3tes Buch des Civilrechts.
Nicolini, peinliches Recht und Criminalprozeß.

III. Medizinische Fakultät.

de Horatiis, Chirurgie.
de Furno, gerichtliche Arzneikunde.
Minichini, Hippokrates Sentenzen.
Lanza, von den Kacherien.
Lucarelli, Physiologie.
Santoro, von chirurgischen Krankheiten.
Quadri, Augenheilkunde.
Makri, Materia medica.
Ronchi, Pathologie.
Cattolica, Hebammenkunst.
Dimitri, Anatomie.
Ferrara, Geschichte der Medizin.
Grillo, Anatomie und Pathologie.
Vulpes, Krankheiten der Lunge und des Herzens.

IV. Philosophische Fakultät.

Giannatasio, Kegelschnitte.
Flauti, algebraische Gleichungen.
Bianchi, italienische Literatur.
Quaranta, griechische Archäologie und Literatur über einzelne Stellen Homers.
Baffi, Diplomatik.
Cua, Landwirthschaft.

Valente, Baukunst.
Ruggiero, mathematische Physik.
Sementini, philosophische Chemie.
Scorza, Geometrie.
Monticelli, Ethik.
Longo, Staatswirthschaft und Statistik.
Aprea, Paläographie.
Nobile, Algebra.
Giardini, Elektricität und Magnetismus.
Sangiovanni, einzelne Theile der Zoologie.
Fergola, Astronomie.
Costa, von den Zoophyten.
Galluppi, Logik.
Tenore, Botanik.
Lanzelletti, angewandte Chemie.
Lucignano, Rhetorik, Horaz de arte poetica, über das Theaterwesen der Römer.

Die jährlichen Vorlesungen beginnen den 3ten November und enden den 30sten Junius. An gewissen heiligen und Geburtstagen, in den Festwochen und an allen Donnerstagen des Jahres, wird nicht gelesen.

Ich mag die schon so oft gemachten Bemerkungen über die italienischen Universitäten nicht wiederholen. Geschichte und Staatsrecht fehlen wieder ganz, eigentliche Philosophie größtentheils, und die theologische Fakultät verdient kaum diesen Namen. Die materiellen Seiten der Wissenschaft treten überall in den Vorder-

grund, und das Spirituelle in den Hintergrund. Was an der Theologie auf der Universität fehlt, sollen die bischöflichen Seminarien ersetzen; und wo sich Mangel an geschichtlicher Einsicht und Weisheit zeigte, hat die Polizei versucht jeden Irrenden auf eine, ihr gefällige Bahn zu weisen, oder hinzustoßen. — Weil dies jedoch gar zu verdrießlich und absprechend klingt, mag noch folgende Stelle aus der Finanzgeschichte (III, 814) des gemäßigten Bianchini hier Platz finden. Er sagt: „Der Unterricht des niederen Volkes ist äußerst gering (pochissima) und die anderen Stände unterrichten sich mehr durch sich selbst, als durch öffentliche Anstalten. In manchen Landschaften rechnet man, daß von 150 bis 160 Personen, kaum eine in die Schule geht um Lesen und Schreiben zu lernen."

Hiemit steht der auffallende Umstand in Verbindung, daß selbst die Fakultätswissenschaften fast mehr außerhalb, als auf der Universität studirt, und theils von Universitätsprofessoren, theils von anderen Männern gelehrt werden. Jene Professoren (sagte mir ein wohlunterrichteter Mann) müssen diese Aushülfe suchen, um nicht Hungers zu sterben; und ein Student fügte hinzu: die, monatlich mit einem Scudo bezahlten Vorlesungen, werden viel sorgfältiger gehalten, als die unentgeltlichen bei der Universität. Auch kommt man, weil hier der Ferien zu viel sind, nur langsam

vorwärts; während man bei den Privatvorlesungen Zeit gewinnt und die akademischen Würden erhalten kann, ohne die Universität besucht zu haben, sobald man nur im Examen die nöthigen Kenntnisse zeigt und — die Gebühren pünktlich zahlt.

So treibt also die Unvollkommenheit der Hauptuniversität, zu dem schlechten Surrogate vieler kleiner Nebenuniversitäten; wobei Übersicht, genossenschaftlicher Zusammenhang, Vollständigkeit des Lehrplans und umfassende Gründlichkeit des Studiums gewiß leiden.

Laut und allgemein klagt man, mit welchem Leichtsinn und welcher Parteilichkeit die Professuren bei der Universität, oft an die unwissendsten Personen sind gegeben, und wahrhaft unterrichtete Männer ausgeschlossen worden. Bei diesen Verhältnissen muß man es für einen wesentlichen Fortschritt halten, daß durch ein vom Erzbischofe von Seleucia Mazzetti erstrittenes Gesetz, sorgfältig bestimmt ist: welche öffentlich anerkannte Verdienste ein Professor besitzen, oder welcher mündlichen und schriftlichen Prüfung sich jeder Bewerbende unterwerfen müsse. Anderwärts möchten die Mängel dieses Verfahrens leicht geltend gemacht werden; hier liegt schon darin ein Gewinn, daß geheime Intriquen und eigennütziger Schutz wegfallen, weil Fragen, Antworten, Prüfung und Beurtheilung öffentlich sind, ja durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß kommen.

Hundertundzehnter Brief.

Neapel, den 14ten Julius.

Erlaubt daß ich Euch heute einige zerstreute Bemerkungen über Landbau und Forstwesen im Neapolitanischen vorlege. Die Aufhebung des Lehnswesens, der Verkauf von Klostergütern und Domainen, sowie viele andere Gesetze, mußten auf Ackerbau und Waldbau großen Einfluß haben. So kam z. B. viel Grundeigenthum aus den Händen müßiger Vornehmen, in die Hände thätiger Personen, und die Zahl der unabhängigen Eigenthümer wuchs. Unzählige Dienstbarkeiten und Beschränkungen nahmen ein Ende, und hiemit entstand erst die Möglichkeit einer freieren Benutzung und eines höheren Ertrages.

Wiederum hatte diese neue Freiheit auch ihre Schattenseiten; nicht allein bei der Waldbenutzung (wovon ich sogleich sprechen werde), sondern auch in anderen Beziehungen. So fehlte es oft den neuen Erwerbern an hinreichenden Betriebskapitalien, sie geriethen in die Hände von Wucherern und Spekulanten, und mußten dann ihr neu gewonnenes Eigenthum bald wieder verkaufen. Reiche Erwerber hingegen, welche nicht selbst wirthschaften konnten, oder wollten,

anvertrauten ſich Unkundigen und litten dadurch nicht ſelten ebenfalls abſchreckenden Verluſt. -

Ökonomiſche Geſellſchaften, welche man ſtiftete, blieben wohl nicht ohne nützliche Einwirkung, konnten aber die Abneigung der Vornehmen, ſelbſt den Ackerbau zu lernen und zu treiben, nicht überwinden. Daher ſagt ein hieſiger Schriftſteller *): „Das ſogenannte Landleben der Neapolitaner beſteht bloß darin, daß ſie eine andere Luft einathmen und mehr Geld ausgeben, wie in der Stadt. Zahlreichere Geſellſchaften, verderblicheres Spiel, prächtigere Mahle, koſtſpieligerer Zeitvertreib, überall das Gegentheil deſſen was das Landleben ſeyn ſollte; — ſiehe, darin beſtehen die Villegiaturen.“ — In ähnlicher Weiſe hat ſchon Goldoni dieſe verkehrte Sitte dargeſtellt und verſpottet.

So wie für die Güter der Adlichen noch nicht die rechte Benutzungsart aufgefunden iſt, ſo bleibt auch für die Benutzung der Gemeinegüter noch viel zu wünſchen übrig. Wenigſtens hat die Vorſchrift und der Gebrauch ſie auf kurze Zeit zu verpachten, bedeutende Nachtheile; auch kommen ſie gewöhnlich nur in die Hände der Perſonen, welche den größten Einfluß im Orte haben und ihn für ſich, oder für Andere geltend machen.

Krieg und Frieden, innere Unruhen, Mangel an

*) Galanti, Napoli 220.

Absatz u. dgl. haben ebenfalls auf den Ackerbau störend eingewirkt, und nicht minder die schwankenden Grundsätze über den Getraidehandel. Daher sagt Pecchio *): „In Toskana und der Lombardei hat die glückliche Ausdauer der Schriftsteller, eine freisinnigere Gesetzgebung über den Getraidehandel herbeigeführt; nur im Königreiche Neapel blieben die alten Vorurtheile unüberwindlich. Seit 1401 bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts, ward das Getraidewesen daselbst immer nach falschen Grundsätzen geleitet. Alle Arten der schlechtesten Beschränkungen und Vorsichtsmaaßregeln folgten aufeinander: Magazine, Niederlagen, Verpachtung des Brot- und Mehlhandels, Festsetzung der Getraidepreise u. s. w. u. s. w. — und die unvermeidlichen Folgen waren Mangel, Hungersnoth und Sinken des Ackerbaues."

Lange glaubte die Regierung diesen Übeln am Besten entgegenzutreten, indem sie befahl alle vorhandenen Vorräthe genau anzuzeigen und feststellte wie viel jeder verkaufen dürfe, oder niederlegen müsse. Hieran reihte sich eine Unzahl von unnützen Controlen und Scherereien, und das letzte Ergebniß all dieser Bemühungen war, — eine Steigerung der Brotpreise. Obgleich man von vielen Irthümern dieser Art zurückkam, ja in einzelnen Augenbli-

*) Storia dell' economia pubblica p. 226.

cken plötzlich den Getraidehandel ganz frei lassen wollte, drängten sich doch die Besorgnisse immer wieder hervor, und die Einfuhr und Ausfuhr von Pferden, Rindvieh, Öl und Getraide ward (bis auf den heutigen Tag) bald erlaubt, bald verboten; was die Durchführung von Wirthschaftsplanen ungemein erschwert *).

Besonders in Sicilien fand die Einrichtung allgemeiner Getraidemagazine (caricatoji) lange Zeit lebhafte Vertheidiger und erst in den neuesten Zeiten ist man (wie ich später erörtern werde) davon abgegangen; wogegen die Darleihhäuser auf Getraide (monti frumentarii) noch immer großen Beifall finden. Die Gemeinen bringen gewöhnlich durch Zuschlagscentimen auf die Grundsteuer ein Kapital zum Ankauf von Getraide zusammen, welches den Dürftigen zur Aussaat vorgeschossen, und nach der Ärndte mit einem Aufschlage von etwa 6 Procent zurückgegeben wird. Bisweilen kann hiedurch allerdings augenblicklicher, außerordentlicher Noth abgeholfen werden; im Ganzen aber ist das Verfahren noch immer zu verwickelt, weitläufig und kostspielig; auch mindert solch eine Einrichtung überhaupt jede löbliche Voraussicht und Ersparung, und verführt, den künftigen Ertrag schon

*) Doch steht der Ackerbau in einigen Theilen des Reiches, z. B. terra di lavoro in höchster Blüthe.

im Voraus zu verzehren, anstatt die laufenden Ausgaben aus der Vergangenheit zu bestreiten.

In ähnlicher Weise wirkt die häufige Verschuldung der Vornehmen; ja sie werden, durch eigene Schuld und mangelhafte Gesetze, fast creditlos. Wenn der Adel zu träge, oder zu stolz ist Gewerbe zu ergreifen welche etwas erzeugen und einbringen, wenn andere Stände ihm in dieser Beziehung überall den Rang ablaufen, während er fortfährt über sein Vermögen hinaus Aufwand zu machen; — so kann sein Untergang nicht ausbleiben. Die Gesetze über Hypotheken, Abschätzungen und Subhastationen sind so einseitig und mangelhaft, die Prozesse gegen Schuldner so schwierig und weitläufig; daß jeder sich scheuet Geld auf Grundeigenthum auszuleihen. Oder es werden so unglaublich hohe Zinsen gezahlt, daß keine Art der Anlage des Kapitals dieselben herbeischaffen und decken kann. Ein Creditinstitut nach preußischer Weise, und unter den gehörigen Vorsichtsmaaßregeln eingeführt, müßte dem Lande den allergrößten Vortheil bringen.

Aus der Aufhebung des Lehnsverbandes und der Fideicommisse, dem Verkaufe der Domainen und Klostergüter, der Vertheilung von Gemeinegütern u. dgl. folgte, wie gesagt, ungemein viel Nützliches für Thätigkeit, Erzeugung, Ertrag u. s. w.; — es folgte daraus aber auch das Niederschlagen und Urbarmachen

der Wälder. Allerdings waren einige derselben auf eine schlechte Weise, oder gar nicht benutzt worden, allerdings konnte die Urbarmachung an manchen Stellen auch für die Dauer vortheilhaft seyn. In den Jahren 1807 bis 1811 dachten aber die Meisten nur an den nächsten Tag und an unmittelbaren Erwerb; daher übertriebene Holzschläge und leichtsinniger Ackerbau an der Stelle ehemaliger, meist auf den Bergen belegener Forsten. Nur zu schnell wurden aber die nachtheiligen Folgen offenbar. Nach wenigen günstigen Ärndten fand man Erschöpfung des ungedüngten Bodens, verdoppelte Macht der Stürme und Regengüsse, Wassersturz, rasche Überschwemmungen und lange Dürre, Vertrocknen der Quellen, Wegreißen der Erde, Herabrollen der Steine, Verlust und Verderb auf den tiefer liegenden Grundstücken.

Aus diesen und ähnlichen Gründen ward zuvörderst verboten ohne Erlaubniß Waldflächen urbar zu machen, und ein allgemeineres Gesetz erging am 18ten Oktober 1819, wonach einer besonderen Behörde die Aufsicht über alle Forsten im Reiche (also des Königs, der Kirchen, Gemeinen und Privatpersonen) übertragen, dieselbe jedoch dem Ministerium der Finanzen und des Innern untergeordnet ward. Kein Eigenthümer von Forsten (heißt es weiter) darf ohne Erlaubniß Holz schlagen, oder den Boden, es sey für Ackerbau, oder für neuen Waldbau urbar machen.

Die Urbarmachung zum Ackerbau darf nur eintreten,

1) wenn der Boden eben, oder doch so wenig abhängig ist, daß für die niedriger liegenden Ländereien und Straßen nichts zu besorgen bleibt;

2) wenn die Ausdehnung des Forstgrundes unbedeutend, derselbe von anderen Wäldern getrennt, und mit Ackerland umgeben ist;

3) wenn der Boden nachhaltig fruchtbar erscheint und

4) die Landschaft reichlich mit Holz versehen ist.

Dies Gesetz fand viele Lobredner, aber auch viele Widersacher. Man klagte über Chikane, unnütze Forderungen, irrige Voraussetzungen, falsche Beschränkung des Eigenthums u. dgl. Daher das Bemühen Gethanes zu verheimlichen, Beweise der Übertretung wegzuschaffen, zu bestechen und selbst Überführte frei zu sprechen.

Ein neues Gesetz vom 21sten August 1826 sollte diesen Klagen und Mißbräuchen ein Ende machen. Es ward also die Aufsicht der Behörden über die Privatwälder bloß auf die Erhaltung und Verbesserung derselben beschränkt, und die Abgabe erlassen, welche die Regierung zeither von Privatholzschlägen, als Entschädigung für ihre Verwaltungskosten erhoben hatte. Waldgrund soll ohne Erlaubniß nicht urbar gemacht, und diese nicht für schrägen, abschüssigen Boden ertheilt werden. Waldgrund der, seit 1815,

mit oder ohne Erlaubniß urbar gemacht ward, soll wieder mit Holz angebauet werden, sobald der Boden abschüssig ist und aus der Veränderung Nachtheil für die unterliegenden Ländereien entsteht. Dasselbe muß geschehen, wenn die Urbarmachung vor 1815 fällt, der Eigenthümer aber binnen zwei Jahren kein Mittel nachweiset, eintretenden Schaden zu verhindern. Die Forstbeamten stellen hierüber die nöthigen Untersuchungen an und entwerfen die erforderlichen Nachweisungen; der Intendant aber entscheidet hierauf über Ackerbau, oder Waldbau. Forsten, welche noch nicht getheilt und ganz freies Eigenthum geworden sind (mögen sie Kirchen, Stiftungen, Gemeinen, oder Privatpersonen gehören), bleiben der Aufsicht des Staates unterworfen und werden wie Staatswälder behandelt und verwaltet. Unregelmäßige Holzschläge sollen nirgends stattfinden, und genaue Vorschriften über Zeit und Umfang derselben, Weidebenutzung u. dgl. zur Anwendung kommen.

Manchen Übeln mochte dies Gesetz abhelfen; auch wird (hoffentlich der Wahrheit gemäß) behauptet: der entholzte Boden lasse sich leicht und mit geringen Kosten wieder mit Holz anbauen, sobald man nur das Vieh, insbesondere die Ziegen, lange genug von den Bergen abhalte. Die übermäßige Urbarmachung scheint jetzt verhindert, keineswegs aber das übermäßige Holzschlagen.

Auch iſt es irrig anzunehmen, Mangel an Holze könne nicht eintreten, weil daſſelbe immer im Verhältniß der Nachfrage erzeugt werde. Denn dieſe Erzeugung bedarf vieler Jahre, während der Beſitzer mehr Renten bezieht, wenn er verwüſtet, als wenn er ſeinen augenblicklichen Vortheil den Nachkommen und dem allgemeinen Beſten nachſetzt.

Ja es wird behauptet, jenes wohlgemeinte Geſetz habe einen ganz entgegengeſetzten Erfolg gehabt, und Gelegenheit gegeben für die ärgſten Mißbräuche eine Art von Beglaubigung durch leichtſinnige, oder eigennützige Beamte herbeizuſchaffen. — Zu mancher Waldverwüſtung giebt ſogar die Regierung (mit ſich ſelbſt im Widerſpruche) eine Veranlaſſung, indem ſie z. B. die Einfuhr der Kohlen hoch beſteuert, oder die Ausfuhr des Schiffbauholzes verbietet, was dann (zur Minderung des Ertrages für den Eigenthümer) verbrannt, oder verkohlt wird.

Hundertundelfter Brief.

Neapel, den 15ten Julius.

Ich reihe heute dem Vorstehenden einige Nachrichten an, über die Benutzung der Domainen, und den höchst eigenthümlichen Tavoliere von Apulien. Gleich nach der Thronbesteigung Josephs ward eine neue Behörde für die Domainen errichtet, und ihr nicht bloß die Verwaltung der Krongüter zugewiesen; sondern auch aller erledigten Kirchengüter und aller aufgehobenen Klostergüter. Fast noch mehr Geschäfte entstanden dadurch, daß man Gemeinheitstheilungen und Ablösungen für Kron-, Kirchen-, Lehn- und Gemeinegüter nachließ, ja anbefahl. Die Domainen wurden verkauft, oder in kleineren Theilen auf Zins ausgethan, oder an den Meistbietenden verpachtet. Im letzten Falle berechnete man den Ertrag nach der neuesten Pachtsumme, oder der Grundsteuer, oder dem Einkommen der letzten beiden Jahre.

Der Tavoliere von Apulien ist eine der Krone zugehörige, grosentheils ebene Fläche von etwa 74 italienischen (etwa 4½ deutschen) Quadratmeilen, welche seit Jahrhunderten nur als Weide benutzt ward, ja nur als Weide benutzt werden durfte. Schon 1447

gab Alfons I umſtändliche Geſetze über Vertheilung des Bodens, Erhebung des Zinſes, Zahl des einzutreibenden Viehes, Controlen, Aufſicht, Auspfändung, Behörden u. ſ. w. Im Sommer zogen die Heerden meiſt hinauf in die Abruzzen und gingen den Winter hinab zum Tavoliere; wobei (wie ähnlicherweiſe in Spanien) Unbilden und Nachtheile für Landbauer und Eigenthümer eintraten. Gar oft verſuchte man, ohne Erfolg, dieſen Übeln abzuhelfen; im Ganzen behielt man das alte Syſtem bei, wonach die Benutzung des Bodens immer nur auf ein Jahr (in neuerer Zeit auch auf ſechs Jahre) zur Viehweide verpachtet ward, und jede Urbarmachung zum Ackerbau unterſagt blieb. Geſuche das letzte zu erlauben, wurden, ſeit Karl V, unter allerhand Vorwänden immerdar zurückgewieſen, ſo z. B. weil es alsdann der Hauptſtadt an Fleiſch fehlen, und das rechte, unabähderliche Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau geſtört werde. So dauerte die Benutzung einer europäiſchen Landſchaft zwangsmäßig fort, als ſey ſie eine aſiatiſche Steppe; und der Übergang aus dem Hirtenleben zum Ackerbau, oder die Verbindung beider Lebensweiſen, galt für einen Rückſchritt und eine Thorheit.

Die Franzoſen mußten an dem Allem den größten Anſtoß nehmen, und ſchon am 21ſten Mai 1806 erging ein Geſetz, welches die Verhältniſſe des Tavoliere völlig umgeſtaltete. An die Stelle der Zeitpacht ſollte

ein feſter Zins treten, und derſelbe binnen gewiſſen Friſten (mit vier vom Hundert zu Kapital gerechnet) abgelöſet werden. Jeder durfte den Boden, nach Belieben, als Weide oder Acker benutzen. — Die letzte Beſtimmung und der nachgewieſene Übergang aus unſicherem Zeitbeſitze zu feſtem Eigenthume, war eine löbliche Befreiung und ein weſentlicher Fortſchritt. Doch zeigen ſich ſchon hier in den aufgezwungenen Beſtimmungen, fiskaliſch eigennützige Zwecke. Viel ärger, ja auf verdammliche, das neue Gute ganz zerſtörende Weiſe, traten dieſe aber hervor, als man den abzulöſenden Zins auf mannichfache Weiſe erhöhte, ſo daß ein Carro, welcher bis dahin in Wahrheit nur 21 Thaler zahlte, jetzt (einſchließlich der neuen Grundſteuer) 66 bezahlen ſollte. Wer ſich binnen 20 Tagen nicht zur Annahme all dieſer Bedingungen bereit erklärte, verlor ſein Anrecht und ward aus dem Beſitze geſetzt. — Noth, Furcht, Gewohnheit, neue und übertriebene Hoffnungen, ließen meiſt jeden Widerſpruch verſchwinden.

Bis zur Herſtellung König Ferdinands hatten aber Anbau, Verbeſſerung und Ablöſung nicht die erwarteten Fortſchritte gemacht; wofür man unzählige Gründe angab, wogegen man unzählige Mittel vorſchlug, — nur nicht den rechten Grund und das rechte Mittel.

Am 13ten Januar 1817 erſchien ein neues Geſetz über den Tavoliere, welches alles Verſtändige und

Heilsame des früheren aufhob, alles Unverständige und Nachtheilige aber beibehielt, ja noch steigerte. Aufgehoben ward die Erlaubniß, durch eine Ablösung des Zinses, freies Eigenthum und Credit zu gewinnen, aufgehoben ward die Erlaubniß das Land nach Belieben zu bebauen: beibehalten hingegen, ja gesteigert ward der unvernünftig hoch angesetzte Zins. Damit das rechte und natürliche Verhältniß zwischen Weide und Ackerland im Reiche erhalten werde, sollte niemand (bei Strafe der Einzahlung des zehnfachen Zinses) jemals mehr als ein Fünftheil seines Landes besäen! Wer dies (unter Zustimmung des früheren Gesetzes) gethan hatte, ward für einen unrechtmäßigen Besitzer erklärt u. s. w. u. s. w.

Eine genaue Zergliederung des Gesetzes würde erweisen wie Recht Matteo de Augustinis hat, wenn er von demselben sagt: es ist ein unförmlicher Haufen von Bestimmungen, welche Unwissenheit aller wahren Theorien von Verwaltung und Staatswirthschaft zeigen.

Die Noth und die Klagen im Tavoliere stiegen immer höher, so daß die Regierung endlich selbst Gutachten und Erklärungen sehr verschiedener Männer hervorrief. Die vielen hierüber gedruckten Schriften beweisen die Aufrichtigkeit der Verfasser und (für diesen Fall) die Freisinnigkeit der Censoren; der Werth des Inhaltes ist aber ungemein verschieden. Während

nämlich einige jener Schriften zugleich richtige wissenschaftliche Einsicht und große praktische Kenntniß zeigen; sind andere noch nicht bis zum A-B-C der Theorie vorgedrungen, und verbreiten sich über angeblich praktische Vorschläge, welche offenbar nicht auszuführen, ja abgeschmackt sind. So meinen Einige: der Landbesitzer solle erst Gräben ziehen, Bäume pflanzen, die Luft reinigen, Häuser und Ställe nach Normalvorschriften bauen u. dgl.; und dann um die Erlaubniß einkommen den Boden zu besäen. Diese Erlaubniß sey nur zu ertheilen, wenn das mathematische und nothwendige Verhältniß zwischen Weide und Ackerland nicht gestört werde und man finde, die künftige Verbesserung werde nicht an anderen Stellen Verschlechterung herbeiführen. Eine so dumme Vielregiererei und Allerweltseinmischung empfahlen Leute, welche nebenbei von Erhöhung der Freiheit sprachen.

Überlasse man jedem Einzelnen, was er mit seinem Grund und Boden anfangen, und ob er seinen Zins ablösen will oder nicht; allgemeine Berechnungen über den Fleischbedarf Neapels und den pflichtmäßigen Fleischbeitrag des Tavoliere, sind thöricht und lächerlich. Daß steigender Ackerbau auch die Viehzahl erhöht, scheint jenen Rathgebern nicht eingefallen zu seyn; und eben so wenig daß jeder Landbesitzer das rechte Verhältniß beider Zweige besser ordnet, als eine Centralbehörde in der Hauptstadt.

Schon im Jahre 1832 waren die Verhältniſſe wiſſenſchaftlich ſo erörtert, und praktiſch ſo vollſtändig auseinander geſetzt; daß man eine weſentliche Änderung und Verbeſſerung des verkehrten Geſetzes hätte vornehmen können und vornehmen ſollen. Statt deſſen geſchah Nichts und der Tavoliere befindet ſich noch immer in derſelben, elenden Lage. Eine im Jahre 1834 geſtiftete Bank, welche den dortigen Grundbeſitzern für 6 bis 7 Procent Geld leihen wollte, hat weder dieſen etwas geholfen, noch ſelbſt gute Geſchäfte gemacht; — was denn freilich auf den Hauptpunkt, das noli me tangere hinweiſet. Nämlich:

1) daß ohne freie Benutzung des Bodens und Erlaubniß zur Ablöſung des Zinſes, kein wahrer Fortſchritt möglich iſt, und

2) daß vor dieſen Beſſerungen kein Landbeſitzer im Tavoliere, Hypotheken nachweiſen und Credit gewinnen kann. Aber ſelbſt eine günſtige Erledigung dieſer Punkte führt nicht zum Ziele, ſo lange man

3) den widerrechtlich aufgelegten, übermäßig geſteigerten Zins beibehält. Erfolgt keine den Verhältniſſen angemeſſene, billige Verminderung deſſelben, ſo wird es dem Beſitzer immerdar an Überſchüſſen und Betriebskapital, dem Gläubiger aber an Sicherheit fehlen.

Ungeachtet des gerechten Tadels, welcher über dieſe und über manche andere Dinge auszuſprechen iſt, geſtehen ſelbſt ſtrenge Beurtheiler, daß Ackerbau, Vieh-

zucht, Fabriken, Handel, Straßen u. s. w. seit 1806 wesentliche Fortschritte gemacht haben: eine Folge der natürlichen Beschaffenheit des Landes, der eigenen Thätigkeit, des Friedens, der Gesetzgebung. Doch hat sich die letzte bisweilen in große Irthümer hineindrängen lassen, bisweilen dieselben mit Vorliebe selbst gehegt und gepflegt. Aber auch die Vorschläge und Ansichten derer, welche außerhalb der Verwaltung stehen und sie mit gutem Rathe versorgen, sind keineswegs immer aus einem Stücke. Derselbe Mann z. B. welcher klagt daß die Schafzucht nicht mehr durch Einführung von Merinos verbessert werde, will die Pferdezucht durch ein Verbot Pferde einzuführen in die Höhe bringen, und dankt der Regierung daß sie ein solches erlassen habe *).

In ähnlicher Weise leben noch sehr Viele (und insbesondere die Regierung bei Bestimmung der Zollsätze) der irrigen Meinung: hohe Schutzzölle und Monopole könnten die einheimische Fabrikation allein in die Höhe bringen. Von den entgegengesetzten großen Erfahrungen, welche man in neuerer Zeit über diese Dinge im Preußischen und in Deutschland gemacht hat, weiß man hier nichts, oder will davon

*) Die Einführung fremder Maschinen ist so unverständig hoch besteuert, daß man ohne große Kosten und Scherereien keinen Pflug, oder Spinnrad kann kommen lassen.

nichts wissen. — Die Tuch-, Baumwollen- und Eisenfabriken (an deren Spitze jedoch großentheils Ausländer stehen) haben in neuerer Zeit Fortschritte gemacht, zum Theil freilich nur durch künstliche Mittel und auf Kosten der Käufer; an welche, verkehrt genug, die Gesetzgeber in der Regel weit weniger denken als an die Verkäufer.

Es ist bekannt wie sehr es bis auf die neueren Zeiten im Neapolitanischen an guten, fahrbaren Straßen gefehlt hat; zum Theil gewiß eine Folge der Gleichgültigkeit und Unthätigkeit. Doch muß man andererseits nicht vergessen, welche große Schwierigkeiten hier oft entgegenstehen: zerschnittener Boden, wenig Ebenen, keine langen Bergrücken oder Thäler, sondern auf und ab, Bergknoten, tiefe Einschnitte, Bergwässer u. s. w. — Erst allmählig hat die Wissenschaft diese Hindernisse besiegen gelernt; früher walteten viele Irthümer ob, und viel Geld ward verschwendet. So sind ältere Straßen zu steil und gerade über Berge geführt, weshalb große Lasten darauf gar nicht fortzubringen sind. Ferner störten Vorurtheile und Eigennutz: so verlangten z. B. die Meisten, man solle die Straße ganz nahe an ihren Grundstücken vorüberführen, dieselben aber nicht berühren. Endlich nahm man zu viel Rücksicht auf den Gang der alten Straße, ja auf die Lage alter Wirthshäuser. Es giebt drei Arten von Straßen: 1) solche die auf königliche Ko-

ſten angelegt und erhalten werden, z. B. nach Rom, Apulien, den Abruzzen, Kalabrien; 2) landſchaftliche, welche auf Koſten der Landſchaften gebaut ſind; 3) Gemeinewege. Oft hat die Regierung, wenn die Landſchaft eine Straße angelegt hatte, die ſpätere Unterhaltung übernommen. Dieſe Unterhaltung wird gewöhnlich, unter genauer Feſtſtellung der Bedingungen, in Pacht gegeben, in der Regel aber kein Chauſſeegeld erhoben.

Vor 1806 ward faſt aller Handel in genueſiſchen und franzöſiſchen Schiffen geführt. Selten wagte man ſich über die Küſtenfahrt bis Dalmatien, nie aus dem mittelländiſchen Meere hinaus. Jetzt ſind neapolitaniſche Schiffe zum baltiſchen Meere, ja nach Amerika und Oſtindien geſegelt. An die Stelle unzähliger kleiner unbequemer Schiffahrts- und Handelsabgaben, trat ein verſtändigeres, einfacheres Beſteuerungsſyſtem. Über die Tonnenzahl der neapolitaniſchen Schiffe in früherer und ſpäterer Zeit, weichen die Angaben ſehr untereinander ab; gewiß hat ſie ſehr zugenommen. Es liefen während des Jahres 1838 von Neapel aus Schiffe:

neapolitaniſche	976
franzöſiſche . .	81
engliſche . . .	92
ruſſiſche . . .	2
ſardiniſche . .	19

toskanische . .	34
römische . . .	1
amerikanische	3
schwedische . .	1
holländische .	1
norwegische .	1
luchesische . .	1
belgische . . .	1
spanische . . .	1
türkische . . .	1.

Die Handelsverträge, welche man früher nach irrigen, jetzt veralteten Grundsätzen abschloß, bedürfen einer neuen Prüfung und Abänderung, so z. B. die Bestimmung daß England, Spanien und Frankreich 10 Procent Erlaß von allen Handelsabgaben erhalten; was denn freilich das vollkommene Gegentheil einer neapolitanischen Bevorzugung der Einheimischen seyn würde, wenn man nicht versucht hätte, diese in anderer Weise noch mehr zu begünstigen.

Bei den neuen Verhandlungen über Abänderung des zeitherigen Systems und Abschluß eines Handelsvertrages mit England, sind alle die Vorurtheile nochmals ausgesprochen und die Irthümer vertheidigt worden, welche gründliche Wissenschaft und umfassende Erfahrung längst widerlegten. Desto mehr Verdienst hat derjenige hohe Staatsbeamte, welcher Geduld und Muth nicht verliert, diesen Stall des Augias zu rei-

nigen und seinen Mitbürgern in neue glücklichere Bahnen hineinzuhelfen. Er hat siegreich erwiesen: 1) daß die früheren Verträge mit Frankreich, England und Spanien, sowie die den Einheimischen bewilligten Vortheile und Prämien, einseitig und nachtheilig waren, und die Fortschritte des Handels nicht durch, dieselben, sondern trotz derselben eintraten; 2) daß jene Verträge unbillig gegen andere Mächte sind, deren Flaggen (zum Schaden der Producenten) zurückschrecken und Repressalien (zum Schaden der Kaufleute) hervorrufen; 3) daß es ungerecht und zugleich thöricht ist, im Handel nur durch den Schaden Anderer und durch Monopol gewinnen zu wollen; 4) daß in unseren Tagen nicht das Überbieten im Besteuern, Chikaniren und Übervortheilen, die Grundlage der Handelsverträge seyn kann; sondern Offenheit, Berücksichtigung des beiderseitigen Interesse und ächte Reciprocität.

Wenn der Fürst von Cassaro zum Heile seines Vaterlandes mit diesen Ansichten durchdringt, so muß zugleich das große Ungeheuer (welches andere Väter hat), nämlich das sicilische Schwefelmonopol, verdienten Todes sterben. Auch wird das Übergewicht abnehmen, welches (bei vernünftigeren Grundsätzen und größerer Thätigkeit) die sardinischen Staaten über die neapolitanischen ausüben.

Hundertundzwölfter Brief.

Neapel, den 16ten Julius.

Nachdem ich Euch über gar viele Dinge Nachricht gegeben, muß ich endlich auch der Steuern und des Finanzweſens erwähnen. Man könnte ſagen: per tot ambages tendimus in Latium; — wäre nur das Finanzweſen ein erfreuliches Latium. Die Irrwege, Mißgriffe, Krankheiten deſſelben, machen ſchon dem Kenner keine Freude; viel weniger dem Liebhaber, welcher ſich eher alles Andere gefallen läßt — als die Langeweile! Von dieſer Überzeugung durchdrungen, will ich den größten Theil meiner Auszüge über Bord werfen, und den unausweichbaren Weg ſo raſch als möglich zurücklegen.

Es wäre ſehr irrig anzunehmen: daß bis zum Jahre 1806 ein weiſes Steuer- und Finanzſyſtem im Neapolitaniſchen geherrſcht hätte, und erſt ſeitdem revolutionaire Verkehrtheit eingebrochen wäre. Vielmehr hatte das alte Abgabenweſen die größten Mängel; an Vorgriffen, Mehrausgaben, Schulden und Willkür vielfacher Art aber großen Überfluß. Mit dem Eintritte der franzöſiſchen Herrſchaft ward Einiges noch ſchlechter als vorher, Anderes dagegen viel beſſer; um-

gestaltet ward fast Alles ohne Ausnahme. Doch ich muß (nolens, volens) etwas mehr ins Einzelne gehen. Die neuen Einnahmequellen waren: Grundsteuer, Gewerbsteuer, Personensteuer, Zölle und Accise, Stempel- und Eintragungsgebühren, Monopole (Salz, Tabak, Spielkarten, Schießpulver, Salpeter), Post, Lotterie.

Schon am 8ten August 1806, ward eine ungemein große Zahl kleiner Grundabgaben aufgehoben und die Erhebung einer allgemeinen Grundsteuer anbefohlen. Allerdings hatten jene früheren Abgaben verschiedenartigen Ursprung, geringen Zusammenhang, Ungleichheit des Maaßstabes und Unbequemlichkeit der Erhebung: im Ganzen aber waren sie sehr mäßig und die Zahlenden daran gewöhnt. Schon Karl III befahl die Anfertigung eines allgemeinen Steuerbuchs; Widerspruch der bevorrechteten Stände hinderte aber die Ausführung. Jetzt nahm man auf Widerspruch solcher Art nicht allein keine Rücksicht; sondern es war offenbar ein Hauptzweck, die befreiten Güter der Kirche und der Adlichen mit der neuen Steuer zu treffen und dadurch die Einnahmen zu erhöhen. Leicht war es ausgesprochen: es solle der reine Ertrag (meist nach dem, damals hohen, zehnjährigen Durchschnitte) ermittelt und davon ein Fünftel als Grundsteuer bezahlt werden. In drei Wintermonaten ließ sich Größe, Güte, Ertrag u. s. w. gar nicht ermitteln; und so fanden sich dann Irthümer, Betrügereien, Ungerechtig-

keiten in so großer Zahl und so großem Maaße ein, daß die Berichtigungen welche in verschiedenen Zeitpunkten eintraten, die Mängel zwar vermindern, aber nicht ausrotten konnten. Ja um ein noch größeres Übel, die stete Ungewißheit des Eigenthums, nicht länger fortbestehen zu lassen, ward endlich festgesetzt: bis 1860 solle keine weitere Veränderung hinsichtlich der Grundsteuer eintreten. Sie beträgt jährlich die Summe von 6,150,000 neapolitanischen Dukaten (Thalern). Außerdem werden als Zuschlag erhoben:

10 Grani für die Staatsschuld,
7 „ für feste landschaftliche Ausgaben,
2 „ für bewegliche landschaftliche Ausgaben,
bis 2 „ für Gemeineausgaben und
½ „ für die Gensdarmerie.

Jedenfalls ruhe ein sehr bedeutender Theil der neapolitanischen Abgaben auf dem Grundvermögen.

Die neue Gewerbsteuer ward (mit Abschaffung anderer ähnlicher Abgaben) der französischen nachgebildet, dann allmählig vielfach geändert, und 1815 ganz aufgehoben. Stempel- und Eintragungsgebühren sind dagegen (nach mannichfachen Abänderungen) in der bekannten Weise beibehalten worden.

Die Einträglichkeit wie die Mängel der Regierungsmonopole, brauche ich nicht wiederholt auseinanderzusetzen. Ein Plan die Tabakseinnahme, durch eine Mahlsteuer zu ersetzen, ist nicht zur Ausführung

gekommen. Auch das Monopol der Spielkarten dauert fort; Hazardspiele sind dagegen bei einer Strafe von 30 bis 300 Dukaten verboten. Die Salzsteuer war nicht immer gleich hoch. Der Versuch im Jahre 1807 die Abnahme einer gewissen Menge zu erzwingen, mißlang. Noch immer sind die Vorschriften lästig, die Strafen hart, und das Verbot aller eigenen, leichten Bereitung des Seesalzes drückend. Laut Rotonde gilt der Rotulo Salz

in der Lombardei	. .	16 Gran.
in Sardinien	. .	12
Neapel	. . .	12
Toskana	. . .	12 bis 13
Kirchenstaat	. .	9.

Die Scherereien sind schlimmer, als die Steuer selbst.

Fast eben so nothwendig wie das Salz, ist den Einwohnern Neapels der Schnee, oder das durch Schnee gekältete Wasser. Die Versorgung der Hauptstadt ist gewissen Personen verpachtet, und vorgeschrieben wie viel in den 60 bis 65 Hauptbuden immer (der Rotolo zu vier Gran) vorräthig seyn muß. Für jede Stunde, wo es daran fehlen würde, sind erhebliche Strafen festgesetzt.

Wäre doch die Sorgfalt der Regierung beim Lotto so löblich, wie beim Schneeverkaufe. Seit 1682 besteht dies Übel in mannichfacher Gestalt, hat aber seit 1800 außerordentlich zugenommen, obgleich

von der Bruttoeinnahme (gegen 2 Millionen Dukaten) die Hälfte nicht zurückgegeben, sondern als die verderblichste Steuer von den verführten Massen erheben und inne behalten wird. Am Meisten hat sich die Hauptstadt dieser Leidenschaft hingegeben. Von allen Einsätzen kommen auf

Neapel	12 Zwanzigstel
den Bezirk Neapels u. Terra di Lavoro	4 "
Prinzipato citra	1
Auf alle übrigen Landschaften . .	3

Wie in allen Ländern findet sich auch in Neapel eine ganze Reihe von Zollgesetzen, mit vielen theils freiwilligen, theils aufgedrungenen Veränderungen. Vor 1809 überwog das sogenannte Merkantilsystem, die Steuerrollen zeigten aber weder Wissenschaft, noch Einheit. Das Gesetz vom 24sten Februar 1809 litt an denselben Mängeln, und zog nur eine Unzahl kleiner, oft örtlicher Abgaben, in eine Steuer zusammen. Hieraus entstanden aber oft wunderliche, ungerade Zollsätze: so gab das Dutzend Wachstuchhüte 1 Dukaten und 31 Gran, der Zentner roher Kuhhäute 1 Dukaten 13 Gran u. s. w. Ein zweites Gesetz vom 10ten Mai 1810 bereitete die Aufhebung aller inneren Zölle und aller Abgaben von der Küstenschiffahrt vor. Das dritte Gesetz vom 6ten November 1810 war eine Folge der unheilbringenden Continentalsperre. Gesetze vom 20sten Januar 1815 und 21sten April 1818 heben

diese Tyrannei auf, stellten aber selbst noch kein verständiges System an ihre Stelle. Seit dieser Zeit hat man, besonders durch die Zollrollen von 1823 und 1824 einen doppelten Zweck zu erreichen gesucht: volle Handelsfreiheit im Inneren und an den Küsten, sowie Staatseinnahmen und Schutz der Fabriken und der Schiffahrt gegen das Ausland. In der Regel ist deshalb die Ausfuhr aller Produkte und Fabrikate frei, oder doch sehr gering; die Einfuhr aber zum Theil noch übertrieben hoch besteuert. So giebt z. B. Papier 30 bis 40 Procent des Werthes, musikalische Instrumente 30 Procent, Tücher 18 Procent u. s. w. Für Pelzwerk finden sich 35, für Schnupftücher 67 Zollsätze. Die Erhebung geschieht nach der Menge, oder dem Gewichte. Man ist beschäftigt diese Dinge zu vereinfachen und Manches zu benutzen was Wissenschaft und Erfahrung in den neueren Zeiten über das Zollwesen und insbesondere die hohen, monopolisirenden Schutzzölle zu Tage gefördert hat. Auch die Steuer von der Ausfuhr des Oles wird alsdann wohl noch eine Änderung erleiden. Sie ertrug

1821/2 bei 12 Gran den Staje 1,304,000 Dukaten,
1833/4 bei geringeren Sätzen 1,939,000.

In Sicilien ist diese Steuer bedeutend geringer. Noch immer bleibt der Gewinn bei der Contrebande zu hoch, als daß die Furcht vor harten Strafen davon zurückgeschreckt hätte.

Man hat berechnet es habe betragen im Königreiche Neapel vom Jahre

1774 bis 1784; von 1820 bis 1832

der jährliche Verbrauch

von Cacao	2,000.	1,000 Ztr.
Kaffee	1,000.	3,500
Thee	800 Pfund.	3,500 Pfd.

Es ist kaum nöthig auf die Unsicherheit solcher Überschläge aufmerksam zu machen, wenn sie gleich Bedürfniß und Neigung im Allgemeinen richtig bezeichnen. Die Zolleinnahmen sind für eine bestimmte Summe verpachtet, und die Mehreinnahme wird, nach gewissen Procenten, zwischen der Regierung und dem Pächter getheilt. Dieser übt über die königlichen Hebungsbeamten eine Aufsicht und Controle, welche man für sicherer hält, als die durch vorgesetzte Behörden. Ein solches Mißtrauen, eine solche Anomalie, ist hinreichender Beweis für die Schlechtigkeit dieser Beamtenwelt; wovon jeder Reisende sich zu überzeugen täglich hinreichende Gelegenheit findet.

Die Verbrauchssteuern in den Städten sind (mit Ausschluß Neapels) auf folgende runde Summen überschlagen worden.

Vom Fleische	193,000 Duk.
Fischen	39,000
Schnee	15,000
Wein	351,000

Öl	5,000 Duk.
Gemahl	664,000
Käſe, Eingeſalzenem u. ſ. w. . .	20,000
Andere vorübergehende Monopole und freiwillige Zahlungen	199,000
Summa	1,490,000.

Die 1826 aufgelegte Mahlſteuer ward 1831 auf die Hälfte herabgeſetzt, fand aber noch immer ſo viele Schwierigkeiten (wegen der Handmühlen, der Armen, der Aufſicht); daß der geforderte, oder erwartete Betrag meiſt in anderer Weiſe und nicht durch jene Mahlſteuer aufgebracht wird.

Laut der Steuerrollen von 1818 und 182⅞ bezahlt in Neapel

	Duk. Gr.	Duk. Gr.
Branntwein, 12 Barili .	3 60.	⅓₀ weniger.
Lämmer, eins	— 20.	
Hafer, der Zentner . .	1 60.	1 10.
Ochſe	5 80.	
Kohlen, die Fuhre . .	— 50.	
Friſches Fleiſch, der Zntr.	3 50.	
Ein Hammel	— 50.	— 40.
Waizen, der Zentner . .	— 66.	
Türkiſcher Waizen, d. Ztr.	— 30.	
Linſen	1 —	
Mandeln	1 —	
Öl	3 20.	

	1818.	182⅞.
	Duk. Gr.	Duk. Gr.
Gerſte	1 10.	
Weißes Brot	— 80.	
Reis	1 —	
Schaf	— 30.	
Schwein	1 70.	4 —
Kuh	4 70.	
Kalb	1 50.	
Wein, 12 Barili . . .	3 60.	
Wein, die Flaſche . .	— —	— ½.

Ich übergehe einige kleinere Änderungen. Die Regierung erhebt alle Verzehrungsſteuern in Neapel, und zahlt der Stadt jährlich eine beſtimmte Summe von 260,000 Dukati.

Über den Betrag der geſammten Staatseinnahmen finde ich Ziffern die Menge, für deren Genauigkeit aber niemand einſtehen kann; da die Wahrheit theils vorſätzlich verheimlicht ward, theils Änderungen im Kaſſenweſen vieles umgeſtalteten, was ſich aus den Hauptſummen gar nicht entnehmen läßt. Im Ganzen ſind Einnahmen und Ausgaben immer mehr angewachſen, und die letzten haben nur zu oft die erſten überſtiegen.

Es betrugen angeblich die Einnahmen

1790, 16,708,000 Duk.

1810, 14,488,000

1812, 16,464,000 Duk.
1820, 20,354,000
1823, 24,061,000
1829, 26,777,000
1832, 27,442,000.

Dieser Anwachs war keineswegs allein Folge zunehmenden Wohlstandes, sondern meist Folge erhöhter Abgaben und steigenden Druckes. Kaum war man auf besserem Wege, als die Revolution von 1820 die Einnahmen sehr verringerte, und die Ausgaben sehr erhöhte; so daß Anleihen auf Anleihen folgten, schlechte Spekulationen und Börsenbetrügereien u. s. w. überhand nahmen, und dennoch der jährliche große Mangel, das Deficit, nicht gedeckt wurde.

Man kann sich hierüber nicht aufrichtiger und betrübter aussprechen, als das Gesetz vom 11ten Januar 1831. Es heißt in der Einleitung desselben: Wir haben den Zustand des neapolitanischen Finanzwesens in seiner ganzen Blöße wollen kennen lernen. So traurig er seyn mag, werden wir doch kein Geheimniß daraus machen. Diese gesetzliche Freimüthigkeit ist unser würdig und des großgesinnten Volkes, welches zu regieren uns die Vorsehung anvertraute. Das Gesetz vom 28sten Mai 1826 ließ die Herstellung des Gleichgewichts der Ausgaben und Einnahmen hoffen; aber diese Hoffnung ist getäuscht worden. In Folge der Begebenheiten von 1820 bestand ein Deficit, wel-

ches ſich jährlich durch die Zinſen noch vermehrte. Unter dem geheimnißvollen, in den neueren Finanztheorien angenommenen Namen einer ſchwebenden Schuld, beſtand ein Übel, welches immer eine Schuld blieb, und zwar um ſo härter und läſtiger, weil die Hülfsmittel zu einer dauernden Verminderung fehlten, und die fälligen Zahlungen ſich nicht immer aufſchieben laſſen. Die Summe dieſer Schuld beträgt 4,345,000 Dukati, und das Deficit noch immer über eine Million Dukati u. ſ. w.

In Beziehung auf die Staatsſchulden tritt noch ein doppelter-Übelſtand hinzu: erſtens daß zwei Drittel im Auslande gemacht und dahin zu verzinſen ſind; zweitens daß keine Herabſetzung der Zinſen möglich iſt, weil im Lande der Zinsfuß noch ſo viel höher ſteht, daß jeder gern das dargebotene Kapital annehmen würde.

Jedenfalls iſt unter der Regierung des jetzigen, ſehr ſparſamen Königs, viel zur Verbeſſerung des Staatshaushaltes geſchehen; was im Einzelnen nachzuweiſen jedoch hier nicht paſſend ſeyn dürfte. Nur die Voranſchläge für . . . 1834 1838 u. 39 mögen Platz finden:

	Dukaten.	Dukaten.
Geſammteinnahme . .	26,150,000.	26,670,000.
Miniſterrath (Ausgabe) .	40,000.	44,000.
Auswärtige Angelegenheiten	239,000.	251,000.

	1834. Dukaten.	1838 u. 39. Dukaten.
Juſtizminiſterium . . .	628,000.	727,000.
Geiſtliches Miniſterium .	40,000.	40,000.
Finanzen, königliches Haus und Staatsſchuld . .	14,490,000.	14,236,000.
Inneres	1,846,000.	—
Krieg	7,200,000.	—
Flotte	1,330,000.	1,721,000.
Polizei	205,000.	200,000.

So gewöhnt man auch iſt im heutigen Europa zu ſehen, daß die Staaten ſelbſt im Frieden durch übermäßige Kriegsausgaben erſchöpft und zu Grunde gerichtet werden; fällt es doch auf zu finden, daß in Neapel für dieſelben über 8½ Million Thaler verwandt werden, während dem geiſtlichen Miniſterium ſpottwenig Geld zugewieſen iſt *). Die Vermuthung: dies ſey auf andere Weiſe reichlich begabt, findet keine Beſtätigung, wenn wir auf das zurückblicken was über das Schulweſen geſagt iſt, und ich über das Armenweſen noch bemerken werde. — Auch die Staatsſchuld und das königliche Haus nimmt viel (das letzte etwa 2 Millionen) hinweg; ſo daß nach Abzug deſſen was die Vergangenheit zu viel verbraucht hat, und was

*) Und außerdem laſten ja noch viele Kriegsausgaben auf den Gemeinen und den Einzelnen.

man aus Furcht für die Zukunft ausgiebt, noch nicht ein Viertel der gegenwärtigen Staatseinnahmen, wirklich für die Gegenwart verwandt wird. Ists ein Wunder, wenn das lebende Geschlecht bei solchen Verhältnissen oft unzufrieden wird, obgleich es über Gründe und Gegenmittel nicht im Klaren ist?

Ich will an dieser Stelle noch Einiges über die Einnahmen und Ausgaben der Stadt Neapel beibringen. Sie betragen jährlich etwa 407,000 Dukati. Die wichtigsten Einnahmen sind in runden Summen folgende:

	Duk.
Von Mühlen und der Mahlsteuer etwa .	39,000.
Maaß- und Gewichtgeld	6,700.
Zins-, Markt- und Standgeld	19,000.
Abzug an Gehalten	8,600.
Zuschlagsgeld zur Grundsteuer	8,800.
Antheil an der Salzsteuer	8,600.
Antheil (von der Regierung bezahlt) an den Verbrauchssteuern	260,000.

Unter den Ausgaben sind folgende die erheblichsten:

Stadtverwaltung jeder Art an	50,000.
Schulen	13,000.
Straßen, Brunnen, Wasserleitungen u. s. w.	45,000.
Erleuchtung und Feueranstalten	66,000.
Pensionen	8,000.

	Duk.
Erhaltung der Chiaja	3,000.
Öffentliche Baue und Arbeiten	53,000.

Für die Geistlichen, die Armen und an Unterstützungen finden sich viele kleinere und größere Posten.

Viele Jahre hindurch hat die Stadt Neapel (gleichwie der Staat Neapel) mehr ausgegeben, als eingenommen; eine Folge zum Theil unabweisbarer Noth und Gewalt, zum Theil aber auch des Mangels an strenger Ordnung und weiser Ersparung. Mürat übernahm die Stadtschulden, sprach sich aber zu gleicher Zeit einen noch viel größeren Werth an Grundstücken und Steuern zu. Die neueren Schulden beziehen sich meist auf kostspielige Unternehmungen, Baue u. dgl. Hier mehr aus dem weitläufigen Voranschlage aufzunehmen, halte ich für unpassend.

Vergleichen wir das Verhältniß mehrer italienischer Städte zu den von ihnen aufgebrachten Verbrauchssteuern, so ist dasselbe sehr verschieden. Triest z. B. bezieht dieselben ganz und giebt der Regierung nur eine bestimmte Summe ab; während diese in Turin und Neapel die ganze Einnahme an sich nimmt, und den Städten nur eine feststehende Summe zuweiset. Beide Formen unterliegen dem wichtigen Bedenken: daß im Falle des Steigens, oder Sinkens der Städte, feststehende Summen unangemessen, und für die Regierung, oder für die Stadt, zu groß, oder zu klein

erscheinen. Würde dagegen ein Antheil, eine Quote der Gesammteinnahmen, dem Staate oder der Stadt ausgezahlt; so stiegen, oder sänken die Summen für beide Theile, nach Maaßgabe der wirklichen Verhältnisse.

Daß in den Städten und Landschaften, durch die Regierung und die Gemeinen große Verbesserungen sind vorgenommen worden, habe ich bereits erwähnt. Den Provinzialräthen steht hierüber der Vorschlag zu; die Ausführung leiten in der Regel, drei von jenem Rathe erwählte Männer. Weil jedoch hiebei Streit, Übelstände, Mißgriffe und Mißverwendung des Geldes selten ausblieben, hat die Regierung meist Sachverständige zugeordnet, und dem Intendanten die höhere Aufsicht überwiesen.

Hundertunddreizehnter Brief.

Neapel, den 25sten Julius.

Es giebt gar viele Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen, Gesetze eines Volkes, welche in der Ferne thöricht erscheinen, welche man aber in der Nähe begreifen lernt und natürlich findet; es giebt umgekehrt aber auch etwelche, die in der Nähe wie aus der

Ferne irrig sind, und als Vorurtheile und Mängel bezeichnet werden dürfen. Zuweilen haben Schriftsteller (dem Volke, oder der Regierung, oder beiden entgegentretend) derlei Irthümer bekämpft und zuletzt den Sieg mehr, oder weniger davon getragen; zuweilen sind sie in denselben Vorurtheilen befangen und suchen diese mit dem Scheine der Weisheit zu bekleiden, oder Vorwände aller Art zu ihrer Rechtfertigung aufzusuchen. Ein in solcher Weise bald verständig, bald unverständig behandelter Gegenstand, ist das Armenwesen.

Ich will das nicht wiederholen, was ich in meinen Briefen aus England über die allgemeinen Standpunkte gesagt habe, aus welchen die Armuth betrachtet werden kann*); sondern meine Bemerkungen über die hiesigen Verhältnisse an eine neapolitanische, so eben erschienene Schrift anreihen. In dieser Schrift: Egoismus und Liebe betitelt, behauptet Hr. Rotondo mit vollem Rechte: der Staat könne und solle nicht das gesammte Armenwesen unbedingt leiten; dem Einzelnen müsse (neben den öffentlichen Beamten) auch eine unmittelbare Einwirkung, eine christlich liebevolle Unterstützung seiner nothleidenden Brüder verstattet seyn. — Ich kenne aber keinen Staat und keinen Schriftsteller, der dies jemals praktisch verhindert, oder theoretisch geläugnet hätte. Der Streit begann nur über das Maaß

*) Band I, S. 152.

der amtlichen Einwirkung, und die Art der persönlichen Hülfe; wobei kein Grund vorhanden ist, die eine, oder die andere Ansicht von vorn herein als egoistisch zu bezeichnen und ihr eine levis notae macula anzuhängen.

Es ist nicht meines Amtes das Werk des Grafen Petitti über das Armenwesen zu vertheidigen, welches Hr. Rotondo in wohlgemeintem Eifer überheftig angreift: meines Erachtens wird es dem Grafen nicht schwer werden nachzuweisen, welche Mißverständnisse hiebei obwalten; ich begnüge mich einige andere Punkte hervorzuheben. - Rotondo vergleicht das englische, und das italienische Armenwesen, findet beide in allen Punkten verschieden, und giebt dem letzten unbedingt den Vorzug. Hiebei drängt sich zuvörderst die Frage auf: weshalb Rotondo die italienischen Einrichtungen, lediglich mit denen vergleicht, welche fast allgemein als sehr mangelhaft anerkannt worden sind? Auf diese Weise gelangt man nicht zu einer Verherrlichung des italienischen Verfahrens; sondern höchstens zu der Überzeugung: die altenglische Methode sey noch schlechter, als die jetzige italienische; — in der That ein sehr geringes Lob.

Hiezu kömmt daß Rotondo, die früheren englischen Einrichtungen nicht genügend kennt, und ihnen Vorwürfe macht welche sie nicht verdienen: z. B. die englische Regierung habe alle milde Stiftungen zerstört

und das ganze Armen- und Almosenwesen in ihre Hände genommen. Gerade umgekehrt: England ist an milden Stiftungen so reich wie Italien, und beide Länder verdienen in dieser Beziehung gleiches Lob, oder gleichen Tadel. Ferner hat sich die englische Regierung, bis auf die neueste Zeit, eher zu wenig als zu viel um das Armenwesen bekümmert: daher entstanden so große Mißdeutungen der Gesetze, so große Verschiedenheiten in den einzelnen Theilen des Landes und (aus falsch angewandter christlicher Liebe) so viel Ungerechtigkeiten und Thorheiten. Lassen wir indeß die älteren englischen Mängel zur Seite; warum spricht Rotondo nicht von dem neuen englischen Armengesetze und seinen Wirkungen, nicht von den schottischen und deutschen Einrichtungen, nicht von der irländischen Noth u. s. w.? Dann aber würde sich freilich die Schattenseite des italienischen Verfahrens, und das Ungenügende der von ihm vorgeschlagenen Hülfsmittel, deutlich ergeben haben.

Hiemit steht eine andere Behauptung Rotondos in wesentlicher Verbindung. Er sagt nämlich: der Zweck aller Anstrengung, alles Fleißes, aller menschlichen Thätigkeit, sey die Muße, das Nichtsthun: als wenn die Thätigkeit ihren Zweck und Lohn nicht wesentlich in sich trüge; sondern das Höchste für den Menschen, in dem Aufhören der Thätigkeit, in einer bloßen Verneinung läge. Allerdings ist nach gethaner

Arbeit gut ruhen, und dem ſchwach gewordenen Alten, der Rückblick auf ſein früheres Leben, ein großer Troſt und ein edler Genuß. Stelle ich aber die Muße götzendieneriſch als das Erſte und Letzte dar; ſo wäre der, welchem die Verhältniſſe von Hauſe aus das Faullenzen erlaubten, viel glücklicher und klüger, als der welcher ſein Brot im Schweiße ſeines Angeſichts äße. Der Gelehrte, der Künſtler, der Staatsmann, muß den höchſten Inhalt und Genuß ſeines Lebens, in der Thätigkeit und in den Werken ſeines Lebens finden; ſonſt wird er auch am Schluſſe nicht otium cum dignitate genießen.

Eine richtige Deutung der Lehre von Arbeit und Muße, und ihrer Wechſelwirkung, iſt keineswegs unmöglich; wenn aber ſelbſt gebildete Männer hier oft in Mißverſtändniſſe hineingerathen, ſo kann man ſich kaum wundern, daß Geringere ſie in das Ordinaire und Gemeine überſetzen und ausdeuten, wonach Betteln beſſer iſt, als Arbeiten. Und dieſe den Menſchen herunterbringende Anſicht, iſt wohl nirgends verbreiteter als in Italien, wobei Regierungen und Schriftſteller nicht ohne Mitſchuld ſind, inſofern ſie Armenweſen und Bettelei in einen Topf werfen, und meinen eines gehöre nothwendig zum anderen. Ganze Völker Europas beweiſen (unbeſchadet der chriſtlichen Liebe) gottlob das Gegentheil.

Ein anderer neapolitanischer Schriftsteller mag hier als Zeuge auftreten *). Matteo de Augustinis sagt: „Man muß Armuth, von der Bettelei (mendicità) unterscheiden. Diese findet öffentlich und auf den Straßen statt, oder insgeheim und durch Vermittelung. Unzählige betteln ohne Noth, der Muße (oder vielmehr des Müßiggangs) halber und um ein bequemeres Leben zu führen. Täglich wird jeder von Landleuten und Städtern angesprochen, welche stark, gesund und zur Arbeit tauglich, oder auch wirklich Arbeiter sind. Ja, es ist dahin gekommen, daß viele Personen beiderlei Geschlechts welche ihren Geschäften nachgehen, sogleich Almosen fordern, sobald sie nur jemand ansichtig werden, den sie für wohlwollend halten. Noch Andere treiben dies (besonders in großen Städten) als ein eigenes Gewerbe; und wenn man ihnen eine Gabe verweigert, so gehen sie von den beweglichsten Bitten, über zu Vorwürfen und Beleidigungen, ja bisweilen zum Fluchen und Schmähen."

In ganz ähnlicher Art erweiset Morichini in seinem trefflichen Werke über die milden Anstalten Roms, daß deren Übermaaß die Zahl der Armen vermehre. Noch trauriger, fügt er hinzu, sind die Folgen der Bettelei für die Sittlichkeit. Sie befördert

*) Della condizione economica del regno di Napoli, p. 116.

den Müßiggang, und unterſtützt die Laſter welche ſtets die unſichtbaren Begleiter derſelben ſind.

Ich halte dies ſyſtematiſche, legaliſirte Bettelweſen für eine der größten und gefährlichſten Krankheiten des heutigen Italien; um ſo größer und gefährlicher, da ſo viele Regierungen und ſo viele nicht bettelnde Italiener es als ein Kennzeichen edler Mildthätigkeit und ächten Chriſtenthums betrachten. Tritt man der Sache unbefangen näher, ſo ſchwindet ſelbſt der ſchwache Schein welchen man darüber zu verbreiten ſucht.

Nichts untergräbt und vertilgt mehr den Werth, die Würde, das Selbſtgefühl des Menſchen, als ſtetes Betteln. Sogar das Verbrechen (begangen im Augenblicke der Noth, oder der Leidenſchaft) führt nicht ſolche moraliſche Auflöſung mit ſich, iſt nicht ein ſolcher unheilbarer Krebs für die Sittlichkeit. Es bleibt alſo die größte Härte und Barbarei, einen wahrhaft Hülfloſen, auf die Straße zum Betteln hinauszuweiſen, ſtatt mit größerer chriſtlicher Liebe auf eine würdige Weiſe für ihn zu ſorgen; es iſt eine verdammenswürdige Nachläſſigkeit, die Bettelei der nicht Hülfsbedürftigen, zu deren eigenem Verderben ungeſtört einreißen zu laſſen. Beides geſchieht in Italien, damit (ſo ſagen Etliche) der Chriſt immer Gelegenheit habe, das Verdienſt der Mildthätigkeit zu erwerben. Alſo nach dem Sprichworte: fiat experimentum in

corpore, oder in anima vili, soll der Arme als Reizmittel für die Tugend des Reichen verbraucht und geopfert werden! Ist dies der höchste Zweck, so taugen alle milden Anstalten nichts, sondern die darin Aufgenommenen müßten (zur Vermehrung der Barmherzigkeit) ohne Ausnahme auf die Straßen hingelegt werden. Trifft man aber eine Auswahl, nach welchem Rechte und nach welchen Grundsätzen decimirt man denn die Hinausgeworfenen?

Ist es christliche Liebe: dem Zufalle zu überlassen, ob der Straßenbettler nichts, wenig, viel oder zuviel erhalte? Findet nicht Streit statt über die vortheilhaftesten Plätze; sind nicht die einträglichsten (z. B. an einigen Kirchthüren) als Erwerbszweige betrachtet und selbst in eine Art von Pacht genommen worden?

Bettelei, wie man sie in den meisten Städten Italiens antrifft, vermehrt nicht die christliche Liebe, sondern führt durch ihr Übermaaß zur Hartherzigkeit; sonst wäre es nicht möglich, daß mit den schrecklichsten Krankheiten Behaftete sich Jahre lang an derselben Stelle in ihrem Elende umherwälzen. Und eben so unwahr, als daß diese Bettelei die Liebe erhöhte, ist die Behauptung: daß durch Almosen an Straßenbettler gegeben, jemals Bettelei und Noth abgeschafft und vertilgt worden sey.

Ein Volk, das sich auf seinen Schönheitssinn so viel zu Gute thut, sollte auch die ästhetische Seite

nicht ganz unberücksichtigt lassen, und das Eckelhafte keineswegs überall ausstellen. Ich habe gesehen, daß ein Weib, dessen Gesicht durch böse Krankheiten ganz zerfressen war, schwangere Frauen unablässig verfolgte und ihnen widerwärtig nahe kam, um von den Furchtsamen etwas zu erpressen. Gerade vor dem Palaste des Königs hält sich hier ein Kerl auf, der seine Beinkleider öffnete und mir mehre Male ein Gewächs oder einen Bruchschaden von der Größe eines Flaschenkürbisses fast in die Hand legte, so daß ich vor Eckel einen Seitensprung machte. Von christlicher Liebe (ich wills nicht läugnen) fühlte ich in diesen Augenblicken gar nichts, sondern weit mehr die Neigung mit meinem Stocke dem Unverschämten eins überzuziehen.

An einer anderen Stelle seines Buches sagt Rotondo: in London würden jährlich 20,000 Kinder ausgesetzt. Ich weiß nicht wer ihm eine so völlig unwahre und unglaubliche Nachricht aufgebunden hat; und wünsche, daß meine Nachrichten über die italienischen Findlinge nicht an ähnlichen Mängeln leiden. Aus Florenz erhalte ich nachträglich die Belehrung: am Schlusse des Jahres 1838 habe das dasige Findelhaus (für etwa $^2/_3$ von Toskana) 7600 Kinder verpflegt, von denen nach einer Schätzung etwa 3400 unehelicher, die übrigen ehelicher Geburt waren. Die Zahl der jährlich ausgesetzten Kinder beträgt etwa

1200. Die Sterblichkeit, welche sich früher bis auf 80 Procent belief, hat abgenommen, seitdem man die Verpflegungsgelder steigerte, das heißt, die Ausgaben sehr erhöhte. In Neapel wurden ausgesetzt im Jahre

1824	1977,	davon	starben	1471
1827	1891	„	„	1457
1828	1893	„	„	1503
1838	2022	„	„	1440.

Die Richtung der christlichen Liebe ist bei den Findelhäusern so irrig und schlecht angewandt, wie bei der Straßenbettelei. Anstatt meine schon häufig über diesen Gegenstand ausgesprochenen Klagelieder zu wiederholen, erwähne ich nur den Einwand einer Dame: „ohne Findelhaus kann ein Mädchen das geboren hat, den Verlust ihrer Jungfrauschaft nicht verheimlichen und wird dann keinen Mann bekommen." — Diese Ansicht: daß Regierungen durch öffentliche Anstalten, den Hehler für Unkeusche machen sollen, damit ein unschuldiger Bräutigam desto leichter betrogen werde; — war mir neu und unerwartet. Abgesehen aber davon, daß hienach ein schlechtes Mittel zu angeblich gutem Zwecke angewandt, und die Lüge fast zur Grundlage der Ehe gemacht würde; verfehlt man den Hauptzweck: weil da, wo solch Lügen und Verheimlichen unmöglich ist, die Geschwächte weit häufiger und von Rechts und Natur wegen, den Vater ihres Kindes heirathet, wo dann ohne Ver-

gleich besser für dasselbe gesorgt wird, als durch die großen privilegirten Mordanstalten, welche man Findelhäuser nennt!

Hundertundvierzehnter Brief.

Neapel, den ersten August.

Kein Mensch von Verstande und natürlichem, unbefangenem Gefühle, kann ohne innige Theilnahme die Klagen der Irländer darüber anhören, was ihr geliebtes, grünes Vaterland seyn könnte, und was es ist. Der Schmerz der Sicilianer und ihrer Freunde muß aber, wo möglich noch größer seyn: denn auf dem tragischen Hintergrunde der abgebildeten Gegenwart, sehen wir zugleich was Sicilien einst war, wie vollendet der Anbau des Landes, wie vielseitig die geistige Entwickelung, wie rastlos die Thätigkeit. Und wollten Menschen in stumpfer Gleichgültigkeit darüber schweigen, so reden in ihrer Riesenschrift die Steine: te saxa loquuntur!

Woher dieser unselige Verfall? Einst die Kornkammer Roms, jetzt oft selbst Mangel leidend, Wü-

sten statt bebauter Felder, kahle, verbrannte Strecken statt baumreicher Haine, und umgestürzte Säulen und Tempel als einziger Gegenstand der Aufmerksamkeit, Forschung und Bewunderung; während die Gegenwart nichts bietet als schwarze, sich über das Ganze hinlagernde Schatten, damit das Bild durch den Gegensatz nur noch dunkler und erschreckender werde!

Woher dieser unselige Verfall? da Sicilien nicht (wie Kleinasien) Jahrhunderte lang durch wilde Horden beherrscht und zu Boden gedrückt ward; da der muhamedanische Halbmond mit seiner Sichel das christliche Land nur vorübergehend berührte; da geistige Bildung nach kürzerem Schlummer schon im 12ten, 13ten Jahrhunderte wieder emporleuchtete, und unter den Herrschern sich einzelne befanden, fähig wie Kaiser Friedrich II Jahrhunderte in neue Bahnen zu weisen; da die Verfassung nie (wie in Neapel) ihre Bedeutung verlor, und das Meer gegen so manche Störungen und Gefahren schützte, denen das Festland ausgesetzt war?

Das Räthsel wird noch größer, wenn wir die letzten funfzig Jahre ins Auge fassen, und das Schicksal Siciliens mit dem Neapels vergleichen. Dieses Land litt durch Umwälzungen, Kriege, Kriegssteuern, Handelssperren, Aufopferung für fremde Zwecke u. s. w. Sicilien hingegen blieb geschützt gegen diese Übel, erfreute sich der so lang entbehrten Anwesenheit des

Hofes und der Behörden, bezog durch freien Handel und die Anwesenheit der Engländer große Summen, erhöhte den Preis seiner Erzeugnisse, den Werth seines Bodens u. s. w. u. s. w.

Trotz jener Leiden hat Neapel in vieler Beziehung wesentlich gewonnen, durch Änderung mancher unzeitigen Gesetze, freieren und schnelleren Geldumlauf, Veräußerung von Kron- und Klostergütern u. s. w.; während in Sicilien sich nach Abschluß des Friedens viele Verhältnisse schlechter stellten als in Neapel.

Einige läugnen alle Übel in Sicilien und nennen alle Klagen unbegründet, weil einzelne Besserungen (z. B. an Straßen und Häfen) stattfanden, oder die Bevölkerung hie und da zunahm. Andere läugnen alle Fortschritte, weil dieselben nach Abzug der Rückschritte nicht bloß verschwänden, sondern die allgemeine Verschlechterung offenbar werde. Ohne in diese Bruchrechnungen von Plus und Minus einzugehen, genügt es in dieser Einleitung meiner Mittheilungen die Wahrheit auszusprechen: daß die Zustände in Sicilien und die Verhältnisse des Landes zu Neapel ohne Zweifel äußerst mangelhaft sind, weil eben das Gefühl, die Überzeugung von dieser Mangelhaftigkeit in Sicilien so lebhaft als allgemein ist, und weil zwischen beiden Haupttheilen des Reiches sich eine Abneigung, ein Haß, eine Verachtung offenbart, welche (wenn keine rasche und wesentliche Hülfe und Besse-

rung eintritt) auch den gesundesten Staat auflösen und zu Grabe führen müßten.

Wer trägt die Schuld? Ein Theil weiset sie dem anderen zu: die Neapolitaner den Sicilianern, die Sicilianer den Neapolitanern, die Regierung dem Volke, das Volk den Königen und Ministern. A priori kann der Philosoph, durch unzählige Erfahrungen kann der Historiker im Voraus wissen, daß Alle an der Schuld Theil haben; aber in welchem größeren, oder geringeren Maaße, ergiebt sich erst bei Prüfung des Einzelnen.

Zwei Fragen will ich an dieser Stelle nicht beantworten, sondern nur aufwerfen; weil sie sich bei jedem einzelnen Gegenstande wiederholen lassen und bei jedem Schritte eine Art von Wegweiser, oder Prüfstein abgeben können. Hat Sicilien mehr gewonnen oder verloren, daß es außerhalb der großen Weltbewegungen der neuesten Zeit lag, und den Leiden, den Anstrengungen, der Erziehung, dem Fegefeuer entging, welchen fast alle anderen Völker ausgesetzt waren? Hat Neapel aus all diesen Verhältnissen den Vortheil einer wahren Wiedergeburt der Herrscher und des Volkes gezogen; oder gehen jene (nach wie vor) in der Irre, und ist dieses in den Grundlagen des Charakters und der Gesinnung noch immer das alte und ehemalige geblieben?

Sowie manche ärztliche Schule alle Krankheiten

und alle Heilmittel auf ein Paar Hauptformen zurückführt, so unsere Zeit die Krankheiten und Heilmittel der geselligen Verhältnisse meist auf die Formen der Verfassung. Sprechen wir deshalb zuerst von dieser. Seit dem Mittelalter bestand in Sicilien eine Verfassung, wesentlich auf die bekannten drei Stände gegründet, Adel, Geistlichkeit und Städte. Diese so löbliche, natürliche Grundform erkrankte aber bald an den gewöhnlichen Übeln.

Erstens nämlich sahen die Könige darin meist nur ein Hinderniß ihrer Willkür, oder ihres verständigen, guten Willens; und es gelang ihnen die Thätigkeit und Einwirkung der Stände fast auf Nichts herabzudrücken. Wo aber

Zweitens diese Einwirkung noch hervortrat, war sie meist nur eine einseitige und nachtheilige, durch das gewaltige Übergewicht der beiden ersten Stände, und die ungenügende, mangelhafte Vertretung des dritten Standes. Bei weitem der größte Theil des Grundvermögens blieb in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, und obendrein durch kirchliche Gesetze, Fideicommisse, Majorate, Erbrecht u. s. w. einer förderlich entwickelnden Bewegung fast ganz entzogen. Die Erstgeborenen wurden Haupterben, und erschöpften deßungeachtet ihr Vermögen sehr oft durch unverständigen Aufwand und leichtsinniges Schuldenmachen. Selten lebten sie auf dem Lande, und noch seltener beschäftigten sie sich mit der

Bewirthschaftung ihrer Güter. Auch die nachgeborenen Adlichen ergriffen fast niemals ein wahrhaft erzeugendes Gewerbe; sie wurden in der Regel Advokaten, Soldaten, oder Mönche.

Um das Ende des 18ten Jahrhunderts war also die Verfassung in gar keiner, oder in einer nachtheiligen Thätigkeit, und die Ansichten der Regierung stimmten in keiner Weise zu denen des Adels und der Geistlichkeit. Jene wünschte das neuere Kriegs-, Steuer- und Verwaltungssystem einzuführen; diese wünschten alle Vorrechte, das alte Lehns- und Kirchenwesen, die Unbeweglichkeit des Grundeigenthums, die strenge Abhängigkeit des Volks u. s. w. zu erhalten. Über die Vorzüge des einen, oder des anderen Systems mochten die Meinungen verschieden seyn; gewiß aber war es unmöglich beide nebeneinander in voller Ausdehnung bestehen zu lassen, oder miteinander zu verbinden.

Seit der Verlegung des Hofes nach Sicilien traten dessen Ansprüche immer bestimmter heraus, und die Aristokratie sah in ihm ihren größten und gefährlichsten Feind. Weil nun die damals in Sicilien anwesenden Engländer oft ebenfalls mit dem Hofe unzufrieden waren, so suchten jene Vornehmen Hülfe bei denselben wider König und Regierung; sie glaubten eine, der englischen Verfassung nachgebildete, müsse ihnen, dem Könige gegenüber eine weit größere Macht,

die Macht des Oberhauses verleihen. Die Engländer gingen auf diesen Gedanken ein, theils aus Vorliebe für ihre eigene Verfassung, theils weil sie hofften auf diesem Wege nicht bloß den Adel, sondern alle Einwohner Siciliens für sich zu gewinnen. In der That freuten sich diese aus ihrer zeitherigen Nichtigkeit hervorzutreten, sie hofften (so gering auch der Anfang sey) sich eine einflußreichere Bahn zu eröffnen; Alle endlich waren zufrieden daß in Bezug auf das Staatsrecht nochmals eine völlige Trennung von Neapel ausgesprochen werde.

So kam die Verfassung von 1812 unter Mitwirkung des Lords Bentink zu Stande, mit einem erwählten Unterhause und einem Oberhause aus Baronen und Bischöfen zusammengesetzt.

In dem Maaße aber als alle Stände zu gewinnen hofften, glaubte der König und die Königinn zu verlieren. Jener übertrug mißvergnügt am 16ten Januar 1812 die Regierung seinem Sohne, und die Königinn zerfiel so mit den Engländern, daß sie Sicilien verließ und sich über Konstantinopel nach Wien begab. Diese offenbare Unzufriedenheit, dies völlige Zurückziehen des Königs und der Königinn, ward der neu eingeführten, unbefestigten Verfassung sehr nachtheilig. Täglich wucherten Ränke und Mißverständnisse hervor, unter den scheinbar Einträchtigen entstand Zwist, und die große Schwierigkeit sich in ganz neue

gesellige Verhältnisse hineinzufinden und sie mit Mäßigung weiter auszubilden, ward in Sicilien nicht minder gefühlt, wie in anderen Ländern. Der Adel glaubte: ihm erwachse im dritten Stande, oder in der zweiten Kammer ein neuer Feind, viel gefährlicher als der König; und während im Oberhause einige Führer verständige Nachgiebigkeit laut anempfahlen, sahen Andere in unbedingter Verweigerung und Zurückweisung jedes Vorschlages, das einzige Rettungsmittel. Nicht minder uneinig, leidenschaftlich und ohne Erfahrung waren viele Liberale; was dann (wie gewöhnlich) den Journalisten und Zeitungsschreibern einen Tummelplatz für Leidenschaften aller Art eröffnete.

Fast kein einziger Beschluß des Unterhauses (z. B. über Fideicommisse, Lehnsabgaben, Ackerbau, Getraidehandel, Regierung der Städte u. dgl.) erhielt die Bestätigung des Oberhauses. Da nun die allgemeinen Besserungen und Vortheile, welche man so lebhaft erwartet hatte, ausblieben; so ward das Volk gleichgültig gegen die neue Verfassung, und auch viele höher Gestellte verloren Lust und Zutrauen, während nur Wenige zu Ausdauer, Mäßigung und Geduld ermahnten, und tadelten daß man nach wenigen Wochen das ärndten wolle, was erst nach Jahren erwachsen und reifen könne.

Diese sicilianischen, sowie andere europäische Verhältnisse machen es begreiflich, wie der König nach

seiner Herstellung, im December 1816, die alte und die neue sicilianische Verfassung aufheben konnte, ohne Widerstand, ja ohne vielen Widerspruch zu finden. Doch darf man nicht vergessen, daß zu gleicher Zeit wichtige Versprechungen gegeben wurden: in Sicilien sollen bloß Sicilianer angestellt und die hohen Ämter, nach Maaßgabe der Bevölkerung, zwischen ihnen und den Neapolitanern getheilt werden. Nur am Hofe und im Heere findet keine strenge Sonderung statt. Das Lehnswesen bleibt abgeschafft und neue Abgaben werden nicht ohne Beistimmung des Parlamentes erhoben. Der Statthalter Siciliens soll aus der königlichen Familie, oder ein ausgezeichneter Mann sein.

Obgleich diese Versprechungen in mancher Beziehung Sicilien zu begünstigen schienen, ließen sich doch schon im ersten Augenblicke manche Bedenken erheben. Gewährt die Anstellung der höheren Beamten nach der Bevölkerung (1/4 zu 3/4), den Sicilianern irgend eine genügende Gewähr, daß ihre nationalen Wünsche und Zwecke jemals durchgehen werden? Was heißt es: das Lehnswesen sey abgeschafft? Wo ist, nach Aufhebung der alten und neuen Verfassung ein Parlament zu finden? Wie wird man es gestalten? Wird man eins berufen? Warum ist nicht gesagt: der ausgezeichnete zum Statthalter Siciliens bestimmte Mann, müsse immer ein Sicilianer seyn u. s. w. u. s. w.

Gewiß geschah in den nächsten Jahren gar Nichts

zur Ausbildung des Staatsrechtes und einer Verfassung: durch welche Gleichstellung mit Neapel, die Sicilianer sich in ihren Rechten für verletzt und in ihrem Nationalstolze für beleidigt hielten. Hiezu kam, daß die Verwaltungsweise anstatt diese Unzufriedenheit zu vermindern, nur neue Gegenstände des Mißvergnügens hervorrief und entgegensetzte Wünsche und Richtungen offenbarte. Die neapolitanische Regierung nämlich behielt daheim manche Einrichtungen bei, welche die Franzosen zwar in willkürlicher Art, aber doch zum Besten größerer bürgerlicher Freiheit und Gleichstellung gegeben hatten, sie wollte diese Einrichtungen auch nach Sicilien verpflanzen. Hiemit waren aber die beiden ersten Stände, welche die Beibehaltung aller alten feudalen Vorrechte wünschten, sehr unzufrieden; und so sehr den Freunden des Neueren auch der Inhalt der Gesetze behagen mochte, gesellten sie sich doch in vieler Beziehung ebenfalls zu den Gegnern der Regierung. Man klagte also, daß diese (bei allem laut erklärten Hasse gegen das Französische), doch deren Centralisationswuth theile, ja überbiete und Sicilien gleichsam durch Eroberung in Jeglichem mit Neapel gleich stellen wolle. Warum nicht die seit Jahrhunderten in Sicilien bestehenden Einrichtungen um so mehr unangetastet lassen, da man nichts mehr fürchte, als eine Unterordnung unter das Neapolitanische? Warum diese Gleichmacherei, diese Einmischung der Be-

hörden in Alles und Jedes, dieſe beſchränkende Aufſicht über die Gemeinen, dieſe Einführung neuer Laſten vor Aufhebung der alten, zu einer Zeit wo das Land durch Umſtellung des Handels leide, und die Preiſe aller Erzeugniſſe fielen?

So die Anſichten und Stimmungen in dem Augenblicke, wo zu Neapel die Revolution des Jahres 1820 ausbrach. Sie offenbarte daß in Sicilien hinter gleichartigen Beſchwerden, doch ganz verſchiedene Meinungen darüber obwalteten, wie ſie abzuſtellen wären, und wie man ihnen für die Zukunft vorbeugen könne. Nur über *einen* Hauptpunkt war man einig: daß Sicilien ein volles Recht auf eine Verfaſſung habe, und die Regierung keineswegs durch einen willkürlichen Beſchluß, Land und Volk dieſes unſchätzbaren Gutes berauben dürfe. Nur Wenige aber dachten an eine Herſtellung der ganz alten Verfaſſung; während den Meiſten eine ſolche ultraconſervative Vorliebe für das anerkannt Mangelhafte, ſehr unverſtändig erſchien. Etliche Mitglieder der erſten Stände fühlten, daß man den Wünſchen und Bedürfniſſen der Zeit wenigſtens in Etwas nachgeben müſſe, und hätten ſich jetzt die (ihnen früher verhaßte) Verfaſſung von 1812 wohl gefallen laſſen; aber Vielen genügte dieſelbe nicht mehr, obwohl auch die Liberalen in ihren Planen keineswegs übereinſtimmten. Eine (in Palermo vorherrſchende) Partei drang nämlich auf völlige Unab-

hängigkeit Siciliens, und verwarf die ſpaniſche Verfaſſung nicht bloß ihrer Mängel halber; ſondern auch weil ſie von Neapel aufgedrungen werde, und das alte, ſelbſtändige, eigenthümliche Königreich, in eine bloße Landſchaft nach dem gleichartigen Zuſchnitte aller anderen verwandele. — Eine zweite Partei (vorherrſchend in Meſſina) drang dagegen auf Annahme der ſpaniſchen Verfaſſung; theils aus Widerſpruch gegen Palermo, theils weil ſie lieber in Verbindung mit Neapel treten, als abhängig von den ſicilianiſchen Baronen bleiben wollte.

Nach dem Siege der Öſterreicher bei Rieti und der Rückkehr des Königs nach Neapel, fielen, alle dieſe Plane zu Boden, und von Staatsrecht und Verfaſſung war ſeitdem nicht mehr die Rede. Denn in der Einführung der neapolitaniſchen Städte- und Kreisordnung ſahen die Sicilianer eine Beſchränkung oder Vernichtung größerer Rechte, und nur ein Geſetz vom 19ten December 1838, wodurch das Lehnsweſen nochmals aufgehoben ward, bewegt ſich zum Theil auf jenem ſtaatsrechtlichen Boden. Das ſchon öfter Vorgeſchriebene, zeither meiſtentheils Umgangene, ſollte endlich in größerem Maaße zur Ausführung kommen. In der Einleitung zu jenem Geſetze heißt es: „der Ackerbau kann nicht blühen, ohne ein ſolch unbedingtes Eigenthum der Grundſtücke, daß jedem Dritten verboten werden kann dieſelben zu betreten. Das Land

gewinnt nur da Werth, wo viele wohlhabende Bebauer vorhanden ſind, welche Liebe zum Eigenthum an den Boden feſſelt. Die großen, kahlen, wüſten, unbebauten Strecken, welche ſich in Sicilien finden (ungeachtet der natürlichen Fruchtbarkeit und des günſtigen Klimas), können nicht verbeſſert werden, ſolange mehrere Herren deſſelben Bodens vorhanden ſind."

Dem gemäß folgen neue Vorſchriften, welche ſchnellere und zweckmäßige Gemeinheitstheilungen und Auseinanderſetzungen begünſtigen. Auch die ſehr großen Ländereien derjenigen Kirchen, wo der König Patron iſt, ſollten nach den allgemeinen Vorſchriften behandelt und in Zins ausgethan werden. Obgleich dies Geſetz binnen wenig Monaten noch nicht umfaſſend wirken konnte, und von einer Seite her noch immer auf große Schwierigkeiten ſtößt, bahnt es doch den Weg zu weſentlichen Verbeſſerungen, und wird den verdienten Beifall gewinnen, welcher ähnlichen Maaßregeln (nach anfänglichem Widerſpruche) immer zu Theil geworden iſt.

Nachdem die Verfaſſung Siciliens aufgehoben ward, blieb den Bewohnern nur eine eigenthümliche, von neapolitaniſchen Behörden unabhängige Verwaltung, über welche ſie mit verdoppelter Aufmerkſamkeit dergeſtalt wachten, daß ihnen jede ſeit Jahren eintretende kleinere Veränderung, ſchon als Andeutung größerer Gefahr erſchien. Dieſe Beſorgniß war nicht

unnatürlich und iſt in Erfüllung gegangen. Ich übergehe der Kürze halber die früheren Beſtimmungen und theile nur den Hauptinhalt des Geſetzes von 1837 mit, wonach die ſicilianiſche Verwaltung ganz mit der neapolitaniſchen verſchmolzen wird. Es heißt daſelbſt: die zeitherige Trennung der Verwaltung hat nicht die erwarteten Vortheile gebracht, während ſich annehmen läßt, ein entgegengeſetztes Syſtem, werde für Rechtspflege, Steuerweſen, Geſinnung, gleiche Vereinigung um den Thron u. ſ. w., äußerſt vortheilhaft wirken. Deshalb wird der König in Zukunft alle weltlichen und geiſtlichen Ämter in allen Theilen ſeines Reiches nach Belieben mit Neapolitanern oder Sicilianern beſetzen; in der Regel jedoch ſoviel von jenen in Sicilien, als von dieſen in Neapel anſtellen. Fernerhin giebt es weder in Sicilien, noch in Neapel beſondere Miniſter und Miniſterien für jenes Land; vielmehr werden alle Geſchäfte unter die für das ganze Reich angeſtellten Staatsminiſter vertheilt, und von ihnen nach Sicilien hin verfügt, ſowie aus Sicilien an ſie berichtet. Es genügt, dem Statthalter in Palermo gewiſſe Hülfsarbeiter für die verſchiedenen Zweige der Verwaltung zuzuordnen.

Ob eine ſolche Verwaltung des ganzen Reiches von einem einzigen Mittelpunkte aus, vorzuziehen ſey verſchiedenen, mehr localiſirten Verwaltungen, läßt ſich im Allgemeinen und a priori gar nicht entſcheiden.

Jedes System hat nämlich im Allgemeinen seine Licht- und Schattenseite, und das Übergewicht der Gründe wird sich hieher, oder dorthin wenden, nach Maaßgabe von Land, Sitten, Gesinnungen, Wünschen u. s. w.

Gewiß sieht die große Mehrheit der Sicilianer in der neuen Einrichtung einen neuen Verlust, fürchtet die Parteilichkeit und Unwissenheit der entfernten Behörden, schilt die angebliche Vereinfachung der Geschäfte, eine verdoppelte, Zeit kostende Schreiberei, und hält die als Lockspeise angerühmte Versetzung von Sicilianern nach Neapel für keinen Gewinn, sondern für einen wesentlichen Verlust. Die Beamten, sagt man, werden hiedurch in Sklaven verwandelt und gezwungen sich von Vaterland, Eigenthum, Sitten, Verwandten, Freunden u. s. w. zu trennen, sobald es einem Minister einfällt, sie willkürlich bald da, bald dort hin zu schicken.

In denjenigen Ländern wo man nicht bloß die Versetzbarkeit, sondern auch die willkürliche Absetzbarkeit aller Beamten vertheidigt; wird man diese Betrachtungsweise der Sicilianer veraltet, ja abgeschmackt und thöricht nennen. Hat sie denn aber nicht ihre natürliche, edle, menschliche Seite, und ist es nicht vielmehr ein bloßer Aberglaube der neuesten Zeit: je mehr man jenes Natürliche, Edle, Menschliche untergrabe und ausrotte, je mehr man den Beamten in ein willenloses Rad der verwickelten

Maschine verwandele; desto vollkommener sey die Oberleitung der Regierung, desto besser stehe es um die geselligen Verhältnisse der Menschheit. Wahrhaft weise und gerechte Regierungen fahren sich nicht auf derlei Abstraktionen fest; sondern wissen das allgemeine Wohl, auch an dieser Stelle mit dem persönlichen Wünschen und Wohlbefinden auszusöhnen.

Hundertundfunfzehnter Brief.

Neapel, den 2ten August.

Indem ich meinen vorigen Brief wieder ansehe, finde ich in demselben mehr des Schattens, als des Lichts, und außerdem werden wir noch durch andere dunkele Gegenden wandern müssen. Deshalb möchte ich gar gern einige hellere Stellen aufsuchen und einschieben.

Die Bevölkerung hat in den letzten Zeiten gewiß und fast mehr als im Neapolitanischen, zugenommen; sie beträgt jetzt an zwei Millionen. Indessen ist eine solche Vermehrung, wie gesagt, nicht immer Beweis zunehmenden Glückes; auch werden Manche

den Kopf ſchütteln, wenn ſie hören: unter dieſer Bevölkerung zähle man 127 Prinzen, 78 Herzöge, 130 Marcheſes, unzählige Grafen, 28,000 Mönche, 18,000 Nonnen *). Verhältnißmäßig groß (zum Theil durch Aufnahme des Landvolkes) iſt die Bevölkerung der Städte. Smith giebt in ſeiner Reiſe von 1824 folgende, vielleicht nicht ganz beglaubigte, Zahlen: Taormina 3500, Bronte 9000, Alicata 11,000, Caſtrogiovanni 11,000, Monreale 12,000, Syracuſa 13,000, Piazza 13,000, Acireale 14,000, Girgenti 15,000, Caltaniſetta 16,000, Caltagirone 20,000, Marſala 21,000, Modica 21,000, Trapani 25,000, Meſſina 61,000, Catanea 74,000, Palermo 180,000; — und dieſe Summen hatten ſich ſeitdem noch erhöht, bis die Cholera einen böſen Rückſchritt herbeiführte. Zu jener Vermehrung hat gewiß beigetragen, die Aufhebung beſchränkender Monopole und Zünfte, die Verminderung hochadlichen Einfluſſes, das Emporkommen des niederen Adels und des dritten Standes, die Auflöſung oligarchiſcher Gemeineverwaltungen u. ſ. w. Termini z. B. welches früher aus ſeinen Gemeinegütern gar keine Einnahme hatte, bezog 1821 jährlich ſchon 80 Unzen, Marſala ſtatt 30 nun 300, Mazara ſtatt 31 nun 318 u. ſ. w. **). Dies war

*) Karaczay manuel du voyageur.

**) Eine Unze iſt etwa 3 Thlr. 10 Silbergroſchen.

theils Folge der Aufhebung von Weidegerechtigkeiten, theils anderer Maaßregeln, wodurch eigennützige Verpachtungen erschwert, oder unmöglich gemacht wurden.

Daß in Sicilien keine Zwangseinstellung von Soldaten stattfindet, wird von Vielen als ein großes Vorrecht betrachtet; und doch sollte der Mangel aller kriegerischen Ausbildung eher als ein wesentlicher Verlust bezeichnet werden. Gewiß führte jenes Privilegium zum Anwerden schlechten Volkes, und zum Hinübersenden vieler Neapolitaner, insbesondere neapolitanischer Officiere nach Sicilien. Auch behaupten die Neapolitaner: zu dem jährlichen Bedarf von 8000 Mann, müsse Sicilien eigentlich 2000 stellen. Jenes unbillige Vorrecht erhöhe also die neapolitanischen Lasten, insofern 2000 Menschen mehr Soldaten werden, oder Stellvertreter theuer bezahlen müßten. — Auf diese Klagen antworten die Sicilianer: eine solche Berechnung sey ungerecht, weil sie uralte Rechte als nicht vorhanden behandele. Im Laufe der Zeit, entgegnen nochmals die Neapolitaner, müßten derlei ungerechte, den Staat schwächende, ja zu Grunde richtende Vorrechte, eben vernichtet und ein gleichartiges geselliges Leben begonnen werden.

Von hier bietet sich der Übergang zu einem

neuen Streitpunkte: die Gensdarmerie und Polizei. Im Jahre 1833 erging ein Gesetz über die Bildung einer Körperschaft von Wächtern für die innere Sicherheit Siciliens. Nach Maaßgabe der Bevölkerung sollten in jeder Stadt 30 bis 200 ernählt werden, aus Beamten, Eigenthümern, Kapitalisten, Kaufleuten und anderen unbescholtenen Leuten. Sie dienen umsonst und an ihrer Spitze steht ein, vom Intendanten abhängiger Hauptmann. Die Wahl erfolgt durch eine Commission bestehend aus dem Ortsrichter, Bürgermeister, Pfarrer und zwei vom Intendanten ausgesuchten Dekurionen. Höchstens alle 10 Tage übernehmen 3 bis 12 Personen die Nachtwache, und leisten überall Hülfe, wo sie zu Erhaltung der öffentlichen Ruhe nöthig erscheint.

Durch spätere Gesetze von 1837 und 1838 wurden bei Gelegenheit einer neuen Organisation der Gensdarmerie in Neapel, diese Einrichtungen in einigen Punkten verändert, vor Allem aber die sogenannten Waffencompagnien in Sicilien aufgehoben und die gesammte Sicherheitspolizei in die Hände der Gensdarmerie gelegt.

Diese Compagnien waren zur Erhaltung der Sicherheit im Lande vor fast 100 Jahren gestiftet und im Jahre 1812 weiter ausgebildet worden. An

der Spitze einer jeden ſtand ein Hauptmann, der ſeine Leute nach Belieben auswählte und für ſeinen Bezirk verpflichtet war allen Raub und Diebſtahl zu erſetzen, der bei Tage auf den großen Straßen begangen ward. Die Beſoldung der Compagnien erfolgte aus öffentlichen Kaſſen. Schon im Jahre 1816 trat die Gensdarmerie neben ihnen auf, aber erſt jetzt nahmen ſie ein Ende. Die ganze Einrichtung, ſagten ihre Gegner, ſtammt aus einer Zeit wo die Regierung ſchwach, kein Mittelpunkt vorhanden und zu viel den Gemeinen überlaſſen war. Die neue Einrichtung hat allgemeinere Zwecke, und bezieht ſich nicht bloß auf Raub und Diebſtahl an hellem Tage begangen. Sie wird jeden, bei Tage und bei Nacht, in den Schranken der geſetzlichen Ordnung erhalten, welche die Sicilianer in der neueſten Zeit nur zu oft überſchritten haben.

Die Sicilianer hingegen, ſprechen klagend alſo: die alten Einrichtungen führten zum Zwecke, die neuen müſſen ihn verfehlen. Denn jene Bürgſchaft auf Erſatz des durch Raub, Diebſtahl u. dgl. angerichteten Schadens nimmt ein Ende. Die zeither hiezu Verpflichteten kannten Land, Menſchen, Lebenswandel, Verbindungen, Schlupfwinkel, Hehler u. ſ. w.; — die hergeſandten Neapolitaner wiſſen dagegen von dem Allem nichts und mühen ſich ab ohne Erfolg, während Raub und Plünderung über-

hand nehmen. Es war nicht der geringſte Grund zu dieſen Veränderungen vorhanden; es ſey denn daß man überall das Sicilianiſche zu vernichten und Alles verkehrter Weiſe über einen Leiſten zu ſchlagen ſucht. Zur Vermehrung des Übels kommt noch: daß man die Hauptpolizeibehörde, welche in Palermo für die ganze Inſel beſtand, aufgehoben und anbefohlen hat, daß jeder Intendant und Unterintendant unmittelbar mit den Miniſtern in Neapel in Verbindung trete. Daher kennt jetzt niemand die Verhältniſſe über ſeinen Bezirk hinaus, und für Spitzbuben und Räuber beginnt eine gute Zeit.

Von der Rechtspflege aus, laſſen ſich dieſe Übel um ſo weniger abſtellen, da die Sicilianer ſelbſt deren Mängel, die Überzahl der Advokaten und eine ungemäßigte Prozeßluſt ihrer Landsleute eingeſtehen.

Hundertundſechzehnter Brief.

Palermo, den 8ten Auguſt.

Wenn man von dem Verfalle eines Landes ſpricht, pflegt man die Gegenwart mit der nächſten, oder doch nicht ſehr entfernten Vergangenheit zu vergleichen, und den Grund der neueren Übel aufzuſuchen, ſowie ſich über die dabei obwaltende Schuld auszuſprechen. Siciliens Verfall beginnt aber ſchon mit den Kriegen wider Karthago, er reicht noch über Verres hinauf. Seitdem zeigt ſich ein wiederholtes Steigen und Sinken; obgleich das Land nie wieder den erſten Glanz erreichte, und deshalb vorzieht ſich in dem Widerſcheine deſſelben abzuſpiegeln und aus der Vergangenheit Nahrung für den großen Nationalſtolz zu ziehen, als dieſe Vergangenheit durch Anſtrengungen der Gegenwart zu überbieten, oder doch ihr gleich zu kommen. Daß dies nicht geſchah und geſchieht, das (behaupten die meiſten Sicilianer) war und iſt Schuld der ſchlechten Regierungen, und nicht der Einzelnen, oder des Volkes. Mir hingegen ſcheint es immer ſehr bedenklich, einen ſolchen unbedingten Gegenſatz, eine ſolche ſcharfe Trennung

aufzuſtellen, und hiedurch die wechſelſeitige Einwirkung, ſowie die Vertheilung von Ehre und Unehre zu läugnen. Viele Dinge laſſen ſich ohne die Regierungen beſſern, und ſelbſt einer ſchlechten, parteiiſchen müßten ſolcherlei Veränderungen willkommen ſeyn. Anlegung von Landſtraßen, Gründung von Schulen, Verbeſſerung des Zuſtandes der Landleute, muſterhafte Theilnahme der Vornehmen am Ackerbau, Einführung trefflicher Viehſtände, ſorgfältigere Düngung, Abſchaffung vieler Mißſtände des Lehnsweſens, Übergang aus kurzen zu längeren Pachtungen, Gemeinheitstheilungen und Ablöſungen, Verleihung des Eigenthums, Vermeidung alles Schuldenmachens, aller unnützen Prozeſſe: — dies und Ähnliches was man in Sicilien vermißt, wo das von Natur begünſtigte Land, mit weniger begünſtigten keineswegs gleichen Schritt gehalten hat; iſt nicht von der Regierung verhindert worden, kann von keiner Regierung verhindert werden. Wenn ſich alſo zu den Klagen der Sicilianer über die Regierungen, etwas mehr ernſte Selbſterkenntniß geſellte, und die Thätigkeit zur Erwerbung eigener, neuer Lorbern ſich ſteigerte; ſo wäre dem Lande und den Bewohnern damit weſentlich geholfen, und den einſeitigen Geſetzen könnte man mit doppeltem Rechte und doppelter Kraft entgegentreten.

Sowie meine, durch keine Nebengründe bestimmte Betrachtung, sowie, ich möchte sagen, mein Gewissen mich trieb vorstehendes, vielleicht Manchen verletzendes Urtheil auszusprechen; will ich nun an zwei wichtigen Gegenständen zu zeigen suchen, daß die einseitigen Klagen der Regierung über Eigensinn und Widerspenstigkeit der Sicilianer ebenfalls viel zu weit gehen, ja daß hier die letzten in Hinsicht auf das Wesentliche in vollem Rechte sind, wenn sich auch Einzelne mit zu Irthümern und Verkehrtheiten fortreißen ließen. Ich spreche von der sogenannten freien Schiffahrt (libero cabotaggio) und dem Handel mit Schwefel.

Die unläugbare Wahrheit: daß eine Verbindung von Ackerbau, Gewerbe und Handel vielen Völkern ungemein vortheilhaft geworden ist, konnte auch in Sicilien nicht unbemerkt bleiben, und der Wunsch sich ebenfalls auf dieser Bahn zu bewegen, war natürlich und löblich. Bald aber gerieth man in die so oft widerlegten, und immer wiederkehrenden Irthümer: man wollte plötzlich Fabriken erschaffen, für welche es an Kapital, Vorübung und tausend anderen Erfordernissen und Verhältnissen fehlte; man wollte sich, weil dies Alles fehlte, durch außerordentlich hohe Schutzzölle nicht bloß von fremden Ländern, sondern auch von Neapel absperren;

man vergaß in neuem übertriebenen Eifer um weniger Begünstigter willen, die ungeheure Besteuerung derer, welche die Besitzer erkünstelter Fabriken bereichern sollten. Manche Neapolitaner stellten sich auf denselben Boden, und wollten ähnlicher Weise gegen Einfuhr sicilianischer Erzeugnisse, z. B. des Weins, des Getraides geschützt seyn.

So einseitige Grundsätze die neapolitanische Regierung auch bei dem Zollsysteme gegen das Ausland noch immer anwendet, hatte sie doch vollkommen Recht, wenn sie die Sperrungen, die Binnenlinien zwischen Neapel und Sicilien aufheben und freien Handel begründen wollte. Diejenigen Sicilianer dagegen hatten Unrecht, welche dem unfreien Handel das Wort redeten, und in der Absperrung von der ganzen übrigen Welt die Grundlage unendlicher Fortschritte sahen; sie hatten Unrecht statt auf volle Anwendung der Grundsätze des freien Handels, und Abstellung einzelner Mängel zu dringen, ein Continentalsystem für ihre kleine Insel herbeizuwünschen, wobei zuletzt Dorf von Dorf abgesperrt werden müßte.

Eben so irrig bezogen sich manche Neapolitaner auf die englischen Korngesetze, um so die Zurückweisung des sicilianischen Waizen, wie die Sicilianer eine Zurückweisung der neapolitanischen Fa-

brikate zu rechtfertigen. Vielmehr beweisen jene englischen Gesetze, wie große Mühe es kostet, einen erkünstelten Zustand, auf den natürlichen zurückzuführen. — Oder ein näher liegendes Beispiel: Die erhöhte Besteuerung des genuesischen Papiers hat nur eine monopolistische Steigerung der neapolitanischen Preise herbeigeführt. Sogleich fertigten die Genueser wohlfeilere Papierkisten, bemächtigten sich des Handels mit Südfrüchten nach Triest, und die meisten sicilianischen Häuser gingen, in Folge übermäßiger Beschützung, zu Grunde.

Wo liegt also der Fehler, wo der rechte Grund der Klagen über den, seit 1824 eingeführten freien Handel zwischen Neapel und Sicilien? Er liegt darin: daß ungeachtet all der schönen Anpreisungen der Freiheit und Gleichheit, dieselbe nicht vorhanden ist; sondern noch gar viele Beschränkungen, meist zum Nachtheile Siciliens, obwalten. Hieher muß sich die Prüfung richten, auf wahrhafte Durchführung des neuen Systems müssen die Sicilianer dringen, nicht (aus ungeduldiger Verzweiflung) auf eine Rückkehr, oder gar auf eine Steigerung der alten Verkehrtheiten.

Sicilien ist also z. B. im Nachtheile, daß neapolitanische Regierungsmonopole (Tabak, Salz, Pulver) die Ausfuhr aus Sicilien nach dem Festlande verhindern; während allen neapolitanischen Erzeugnissen kein

ähnliches Hinderniß in Sicilien entgegenſteht. Ferner zahlt der ſicilianiſche Wein bei der Einfuhr in Neapel eine bedeutende Abgabe, nicht aber der neapolitaniſche, wenn er nach der Inſel verſchifft wird. Zur Rechtfertigung dieſes Verfahrens hat man geſagt: der ſicilianiſche Wein ſey beſſer wie der neapolitaniſche, müſſe alſo höher beſteuert werden. Worauf die Sicilianer antworten: ihr Ertrag ſey, bei höheren Erzeugungskoſten dennoch geringer. Durch Rechnereien ſolcher Art kommt man nie zu einem einfachen, vernünftigen Beſteuerungsſyſteme; vielmehr müßte z. B. jede Weinſorte (von der Somma, Iſchia, Capri, Kalabrien u. ſ. w.) ihren eigenen Zollſatz haben, und die Zahl der Douanenlinien, Abſperrungen, oder Nachſteuern ſich ins Unendliche vermehren. Mehr Nachdruck dürfte darauf zu legen ſeyn, daß die Staatsmonopole nur in Neapel, nicht aber in Sicilien beſtehen, wodurch dies Land ſich in anderer Beziehung im Vortheile findet. Irrig hingegen iſt die Behauptung: die Weinſteuer in Neapel ſey eine bloße Stadtſteuer, da der Staat bei weitem den größten Theil für ſich behält.

Als einen weiteren Beweis, wie ſehr man trotz des Redens überhaupt noch vom freien Handel entfernt ſey, theile ich Euch folgende Stelle aus dem Briefe eines Sachverſtändigen mit. Sämmtliche ausländiſche Waaren, welche von Neapel nach Sicilien

verſandt werden, zahlen bei ihrer Ankunft zum zweiten Male den ganzen Zoll; gleichviel ob ſie bereits mit königlich neapolitaniſchem Blei verſehen ſind, oder nicht. Eben ſo verhält es ſich mit ähnlichen Sendungen aus Sicilien nach Neapel.

Die ganze Inſel zahlt 10 Procent weniger Zoll, als die Hauptſtadt Palermo; was hingegen hier die 10 Procent zahlte und wieder hinausgeht, hat auf Rückvergütung keinen Anſpruch.

Gegenſtände die dem Plombiren nicht unterworfen ſind (z. B. Quincailleriewaaren), zahlen bei Verſendungen aus der Stadt Meſſina nach Palermo, und umgekehrt, jedesmal von neuem den ganzen Zoll.

Hundertundſiebzehnter Brief.

Malta, den 20ſten Auguſt.

Ihr erinnert Euch gewiß aus früherer Zeit daß man der lieben Schuljugend zuweilen lateiniſche Aufſätze einhändigte, in denen mit Vorſatz alle nur mögliche

Fehler gegen Grammatik und Syntax gemacht waren; damit man dieſelben herauscorrigire und einſehen lerne, wie man nicht latein ſchreiben müſſe. Daſſelbe Verfahren ſcheint man in Neapel bei Anordnung des ſicilischen Schwefelhandels eingeſchlagen zu haben; es läßt ſich an den neueren Geſetzen und Verträgen vollſtändig nachweiſen, wie man zu Folge ächter Wiſſenſchaft und Erfahrung, Dinge dieſer Art nicht leiten und behandeln ſoll. Insbeſondere iſt der Vertrag zwiſchen der Regierung und der Geſellſchaft Tair und Arcard, ein monstrum horrendum, ingens, cui lumen ademptum, wie es in der neueren Finanzgeſchichte Europas ſchwerlich zum zweiten Male vorkommt. Beſchuldigungen ſolcher Art ſind hart; es wird aber nicht ſchwer werden dieſelben zu beweiſen.

Als vor einigen Jahren der Preis des Schwefels, des wichtigſten Ausfuhrartikels von Sicilien, aus mancherlei natürlichen Gründen ſank, klagten (wie gewöhnlich) alle Verkäufer, und manche drangen darauf: die Regierung ſolle etwas thun damit Preis und Gewinn ſich erhöhe. Dieſen Irthum, als könne irgend eine Regierung, die Einkaufs- und Verkaufspreiſe der Waaren nach Belieben regeln, benutzten Eigennützige und ein Hr. Tair übergab einen großen Plan, wie jenen Verkäufern zu helfen ſey. Er lief im Weſentlichen auf das hinaus, was wir ſogleich

werden kennen lernen. Ungeschreckt dadurch daß sicilische Beauftragte diesen Plan aus sehr guten Gründen verwarfen, trat Hr. Aycard mit einem zweiten und endlich mit einem dritten hervor, worin es hieß: es sey thöricht den Eigenthümern der Schwefelminen zu verstatten, dieselben durch übermäßigen Anbau zu erschöpfen; der Staat müsse ordnend dazwischen treten, den Eigennutz bändigen und den leeren Traum von freiem Handel verscheuchen. Er müsse das Monopol des Schwefelhandels, welches die Natur der Insel gegeben, wider das Ausland sichern und festhalten. Es sey ein Glück wenn Sicilien wenig Schwefel erzeuge, und für dies Wenige viel Geld erhalte. Eine geschlossene Handelsgesellschaft könne allein zu so herrlichem Ziele führen, und die Herren Tair, Aycard und Compagnie, wollten aus bloßer Großmuth ein so gefährliches Geschäft übernehmen, und obenein Straßen bauen, Almosen geben, Eigenthümer entschädigen und ein mineralogisches Kabinet in Palermo gründen!

Redensarten und Lockvögel solcher Art gewannen manchen Unverständigen, Mittel anderer Art wurden an anderen Stellen angewandt, eine Prüfung in vollem Staatsrathe aber vermieden und die Führung der Sache meist einem Minister anvertraut.

Gleichzeitig gingen aus Sicilien laute Klagen ein, über die in neueren Zeiten sehr erhöhte Mahlsteuer, und gewisse Leute drangen auf Verminderung derselben;

nicht aus Gefühl der Gerechtigkeit, oder weil man die Einnahme entbehren konnte; ſondern weil man alsdann dem saltomortale zur Gründung einer Schwefelgeſellſchaft nicht mehr entgehen könne.

So erſchien denn am 27ſten Junius 1838 eine königliche, vom Miniſter S. Angelo gezeichnete Verfügung, in deren Einleitung es heißt: Zum Beſten unſerer geliebten Unterthanen, um in Sicilien Schulden zu bezahlen, Laſten zu erleichtern, großen Reichthum zu verbreiten und überall öffentliche Werke hervorzurufen, deren die Inſel ſo ſehr bedarf, wird (ohne den Planen von Privilegien und Vorrechten Gehör zu geben) mit Taix, Aycard und Compagnie auf zehn Jahre ein Vertrag geſchloſſen, im Weſentlichen folgendes Inhaltes:

1) Da die große Produktion des Schwefels alles Unglück in Sicilien erzeugt, ſoll dieſelbe von jährlich 900,000 Centnern auf 600,000 hinabgebracht, alſo um ein Drittheil vermindert werden.

2) Der Durchſchnittsertrag vo 183⁷/₇ beſtimmt das Maaß der zwei Drittheile über welche hinaus man künftig keinen Schwefel zu Tage fördern darf.

3) Der Preis zu welchem die Geſellſchaft einkauft und zu welchem ſie verkauft, wird amtlich beſtimmt.

4) Sie bezahlt dem Könige jährlich 400,000 neapolitaniſche Dukaten.

5) Die Eigenthümer haben volle und unbeſchränkte

Freiheit ihren Schwefel zu verkaufen an wen sie wollen, und zu verschicken wohin sie wollen, sofern sie nicht geneigt sind ihn der Gesellschaft zu überlassen.

So der Freiheit günstig, lautet diese Vorschrift in der Verfügung vom 27sten Junius 1838; in dem von S. Angelo am 8ten August mit Tair abgeschlossenen Vertrage, ist jedoch nach dem Worte überlassen, eine einzige kleine Zeile hinzugefügt worden: „vorausgesetzt daß die Eigenthümer, 20 Karlinen für den Zentner an die Gesellschaft zahlen."

So das Wesentliche eines Vertrages, der (ich wiederhole es) schwerlich seines Gleichen in der Finanzgeschichte hat. Obwohl er keiner Erläuterung bedarf, mag ich ein Paar Bemerkungen nicht unterdrücken.

1) Allerdings kann die Menge des Erzeugnisses, über den Bedarf und die Nachfrage hinaussteigen. Dann sinken die Preise, und dies vorübergehende oder dauernde Zeichen, dient jedem verständigen Producenten und Fabrikanten dazu, seinen Betrieb hier oder da, mehr oder weniger, oder (in der Aussicht auf einen günstigen Wechsel der Dinge) auch gar nicht einzuschränken. Bei der tausendfachen Verschiedenheit sachlicher und persönlicher Verhältnisse, kann nur der Einzelne hierüber angemessene Beschlüsse fassen; es ist eine handgreifliche Thorheit sie für Unzählige gleichmäßig vorschreiben zu wollen. Jede Festsetzung der Art be-

ruht immer auf bloßer Willkür, zeigt immer ein Zuviel, oder Zuwenig.

2) Es iſt einer der größten Irthümer, den Reichthum eines Volkes dadurch erhöhen zu wollen, daß man durch Geſetze die Verminderung der Erzeugniſſe und der Thätigkeit allgemein anbefiehlt. Das alte fabelhafte Geſchichtchen: die Holländer hätten die Gewürze ins Meer geworfen, um die Preiſe zu erhöhen, wiederholt ſich in unſeren angeblich aufgeklärten Tagen, völlig erwieſen und in größerem Style. Folgerecht, wird man auch zum Wohle Siciliens die Erzeugung des Öls, Weins, Waizens u. ſ. w. beſchränken; Alles um Reichthümer zu erwerben, Schulden zu bezahlen u. ſ. w. u. ſ. w. Welcher weiſe Zauberer, welches Orakel nur den Normalſatz von zwei Dritteln und einem Drittel inſpirirt und offenbart haben mag? Wenn ein engliſcher Miniſter ähnliche Maaßregeln in Hinſicht auf den Betrieb der Kohlenminen in Antrag brächte; man würde es ganz angemeſſen finden, daß er nach Bedlam geſchickt würde.

3) Aus einem Irthume folgt der andere. Der Durchſchnittsertrag dreier Jahre, beſtimmt den künftigen Umfang des Gewerbes; ohne Rückſicht auf gute oder ſchlechte Zeiten, beſchränkte oder ſteigende Kapitalien, ohne Erlaubniß zu Fortſchritten. Sowie man die zwei Drittel auf Pfund und Loth zu Tage gefördert hat, ſteht das Gewerbe ſtill; ja ein Drittel aller

Arbeiter wird zur Mehrung des Reichthums plötzlich brotlos und muß sich aus Hunger fast auf Rauben und Stehlen legen. Die Regierung selbst hat das Geschäft übernommen, eine unerschöpfliche Pflanzschule von Unglücklichen und Verbrechern zu gründen, und der schlechte Gewinn geht großentheils schon dadurch verloren, daß man Regimenter Soldaten, zur Aufrechthaltung der Ordnung, nach Sicilien senden mußte. Je mehr man bei diesen Dingen ins Einzelne geht, desto einleuchtender tritt die Thorheit hervor. So hat ein amerikanisches Haus sehr große Summen zur Anlegung von Schwefelminen verausgabt, in den Jahren 183⅞ aber noch gar keinen Ertrag bezogen. Dabei bleibt es, zu Folge des weisen Gesetzes, nun auch in der Zukunft. Von Willkür, Verheimlichung, Betrug, Unmöglichkeit der Aufsicht, und doppeltem Leiden der kleinen Eigenthümer, werden nur zu viele Beispiele angeführt.

4) Wie tyrannisch und verkehrt es ist, Einkaufs- und Verkaufspreise auf Jahre hinaus festsetzen zu wollen, weiß jeder, der auch nur das A-B-C der Nationalwirthschaft kennt; und die Gesellschaft, welche so gut für sich zu rechnen glaubte, wird sich zuletzt dennoch verrechnet haben. Wenn sie aber

5) auch gar keinen Gewinn machte, wären die 400,000 Dukaten, die man (zur Vermehrung ihres Reichthums) den Eigenthümern der Schwefelgruben

abnimmt, doch eine über alle Maaßen drückende, ungerechte Steuer. Kaum aber kann man ſagen, ob es nicht am bitterſten und widerwärtigſten iſt: daß derjenige welcher obige Geſetze entwarf, mit unglaublicher Dreiſtigkeit, vom Haſſe gegen Vorrechte und Privilegien ſpricht, und die völlige Freiheit des Handels lobpreiſet; während er in den 20 Karlinen für den Zentner Schwefel, der Geſellſchaft ein Monopol ertheilt und jedem Eigenthümer den freien Verkauf völlig unmöglich macht.

Zu gleicher Zeit weiß die Geſellſchaft den Einkauf zu den beſtimmten Preiſen zu umgehen; überall ſucht man außerhalb Siciliens Schwefel aufzufinden, und eine in Mancheſter gemachte Entdeckung dient ſchon für viele Zwecke als Erſatz. Trotz aller Reue und aller Abänderungen, werden unverſtändige Machthaber binnen kurzer Zeit den Haupthandel Siciliens ſo zerſtört haben, daß für dies, ohnehin ſo unglückliche und unzufriedene Land, keine Herſtellung möglich iſt. So abgeneigt ich bin in die, nur zu häufigen, Klagen gegen Behörden einzuſtimmen, offenbart ſich doch hier eine grenzenloſe Unwiſſenheit; oder es haben noch unſittlichere Gründe entſchieden, über welche man ſich in Neapel und Sicilien ſo laut und perſönlich ausſpricht, daß ich es nicht zu wiederholen wage.

Aber die Sicilianer ſind ebenfalls nicht ohne Schuld. Denn wenn man es Vielen auch nicht zu hoch an-

rechnen will, daß ſie die ächten Grundſätze der Staatswirthſchaft nicht kannten, hätte doch die raſch eintretende Erfahrung und das Nothgeſchrei des Landes ſie aufklären ſollen. Statt deſſen überreichten nicht Wenige, ſelbſt aus den erſten Familien, dem Könige bei ſeiner Anweſenheit in Sicilien, eine Dankſagung für Gründung der Schwefelgeſellſchaft. Mag nun Unwiſſenheit, Irthum, Feigheit, Schmeichelei, Eigennutz, oder dies Alles zuſammengenommen, dieſen Schritt herbeigeführt haben; gewiß ſteht dieſen thörichten Lobrednern kein Recht mehr zu, ſich zu beklagen; oder die angegriffenen Machthaber werden ihnen ihre eigene Handſchrift hohnlächelnd wie ein Meduſenhaupt entgegenhalten. — Daß unterdeſſen Vaterland und Volk immer tiefer ſinken, wen kümmert es? Oder die es kümmert, denen ſtehen keine geſetzlichen Mittel der Abhülfe zu Gebote, und ſie ſcheuen von Rechtswegen die ungeſetzlichen.

Hundertundachtzehnter Brief.

Meſſina, den 23ſten Auguſt.

Das was ich Euch in meinem vorigen Briefe über das Schwefelmonopol ſchrieb, übertrifft (ſo geht man rückwärts) weit alle die Sonderbarkeiten und Thorheiten, welche früher zum Verderben des Getraidehandels ſtattfanden, und allmählig abgeſtellt wurden. In der Mitte des Monats Auguſt traten nämlich ehemals obrigkeitliche Perſonen zuſammen, beſtimmten was das Getraide im laufenden Jahre gelten ſolle, wie viel die Regierung für das Land, wie viel die Ortsobrigkeit für den Ort mit Beſchlag belege, wie viel zur Ausfuhr in die großen Magazine (caricatoji) in Catanea, Girgenti, Sciacca, Termini und Alicata abgeliefert werden müſſe u. ſ. w. — Willkür, Betrug, Beſtechungen, Scherereien aller Art, waren mit dieſen Einrichtungen nothwendig verbunden, und richteten den Ackerbau zu Grunde. Und noch jetzt fehlt es dieſem in Sicilien an all den Fortſchritten, welche andere Länder aus beſſeren Theorien und reichen Erfahrungen bezogen haben; und gleiche, ſehr große Unvollkommenheiten werden bei der Bereitung des Schwefels von Sachverſtändigen gerügt, ohne daß man ihren richtigen Rath zur Erhöhung des Ertrages

benutzt. Daß die Klagen über Holzverwüſtung gegründet ſind, zeigt der Anblick der kahlen ſicilianiſchen Berge.

Nach dem Sinken der Getraidepreiſe, wurden die Klagen über die Höhe und ungleiche Vertheilung der neueren Grundſteuern ſo laut, daß man zu Berichtigung der Heberegiſter ſchreiten, und den Durchſchnittsertrag von $18^{70}/_{30}$ zum Grunde legen mußte. Es ſoll hinſichtlich des Ackerbaues bis 1880, und hinſichtlich der Ölbäume und Wälder bis 1900 keine Erhöhung oder Änderung des Kataſters vorgenommen werden. Ob die Grundſteuer verhältnißmäßig in Neapel, oder in Sicilien höher ſey, darüber ſind (wie über tauſend andere Dinge) die Meinungen der Einwohner in beiden Ländern ſehr verſchieden. Daſſelbe gilt von der Frage: ob die Staatseinnahmen von Sicilien in höherem Maaße geſteigert ſind, als das Volkseinkommen und Vermögen, oder die Zahl der Einwohner. Laut und gerecht iſt die Klage: daß die Regierung die Ausbreitung des verderblichen Lotto bis in die kleinſten Dörfer befördert, und ſelbſt die Ärmſten verführt habe, ſich täuſchenden Hoffnungen hinzugeben.

Für Palermo, Meſſina, Catanea und Calatagirone ward die Mahlſteuer in voller Höhe beibehalten, für das übrige Land verringert. An die Stelle einer Art von Abkauf, oder Perſonenſteuer (welche an den meiſten Orten ſtattfand) iſt aber jetzt die Erhebung auf

den Mühlen, ſelbſt für das platte Land wieder eingetreten. Viele ſehen hierin (und wohl mit Recht) einen ſehr unbequemen Rückſchritt.

Um Straßen anzulegen (welche in Sicilien mehr fehlen, als in einem irgend gebildeten Lande der Welt) darf man jetzt 1½ Procent der Grundſteuer erheben; auch iſt die Erlaubniß ertheilt worden hiezu eine Million Thaler zu 5¾ Procent anzuleihen.

Als Zuſatz zu dem, was ich oben über die Bevölkerung anführte, theile ich folgende mir ſo eben zugekommenen Nachrichten mit.

Es hatte Einwohner	1798.	1831.	1836.
Palermo . . .	140,000.	173,000.	175,000.
Meſſina . . .	46,000.	58,000 *).	
Catanea . . .	45,000.	52,000.	56,000.
Girgenti . . .	14,000.	17,000.	1833.
Sicilien . . .	1,660,000.	1,943,000.	1,927,000.

Auf 254 Perſonen rechnete man einen Mönch!

Daß die Verwaltung in den Städten Siciliens einer Aufſicht bedürfe, erweiſen ältere und neuere Erfahrungen, ſo auch der Voranſchlag (stato discusso) für die Stadt Palermo von 1838. Er bildet einen großen Folianten und enthält außer dem eigentlichen Entwurfe, die Bemerkungen der ſtädtiſchen Steuercommiſſion, des Intendanten, der Miniſter und

*) Andere ſprechen von 83,000.

endlich die königliche Entscheidung. Viele Jahre hindurch hat die Stadt mehr ausgegeben, als eingenommen, und ist auch jetzt in dieser Beziehung nicht in gebührender Ordnung. Die Einnahme von 186,000 Unzen, oder etwa 620,000 Thalern, entsteht meist aus Grundvermögen, Grundsteuern und Verzehrungssteuern; so z. B. 50,000 Unzen vom Gemahl, 18,000 vom Schlachtvieh, 5,000 von Fischen, 32,000 von Wein u. s. w. — Unter den Ausgaben finden sich (die Unze nur zu 3 Thalern gerechnet) nicht bloß die gewöhnlichen (Gehalte, Pensionen, Baukosten, Zinsen 18,000 Thaler, Erleuchtung 30,000 Thaler u. dgl.), sondern auch einige eigenthümlicher Art. So z. B. ungeachtet der reichen Dotationen, noch 24,000 Thaler für Kirchen, Klöster und für Feste aller Art, von denen das der heiligen Rosalie allein 12,000 Thaler kostet. Noch auffallender sind zwei Posten, nämlich 12,000 Thaler für Heilung kranker Huren und 30,000 Thaler für Findlinge, während die Volksschulen mit 3,000 Thalern abgefunden sind. Ob es wahr sey daß in Palermo und anderen sicilianischen Städten, das zu diesem oder jenem Zwecke bestimmte Geld, andere Auswege finde, kann ich nicht entscheiden; wohl aber darf ich behaupten, daß eine strenge Finanzwirthschaft (bei der Verschuldung und sehr hohen Besteuerung der Stadt) manche Ausgabe vermindern, oder unter ihnen ein anderes Verhältniß aufstellen sollte.

Die Einnahmen und Ausgaben der Stadt Meſſina, belaufen ſich jährlich auf 120,000 Thaler, wovon 100,000 etwa durch Verzehrungsſteuern einkommen, 10,000 aus dem Schneeverkaufe und das Übrige aus Einnahmen von eigenen Gütern, Gerichtsgebühren u. ſ. w. Verbrauchsſteuern werden erhoben von Öl, Tabak, Fleiſch, Fiſchen, Wein, Moſt, Eſſig, Branntwein u. ſ. w. Wein zahlt 4 Tari von der Salma, Öl ein Tari vom Cafiſſo (gleich 156 Pfund wiener Gewicht), Fleiſch 8 Gran vom Rotolo, und zwar vier für den König und vier für die Stadt, welche durch zwei beſondere Behörden erhoben werden.

Auch die Getraideſteuer iſt doppelter Art. Erſtens bezahlt der Salm Getraide beim Eingange in Meſſina für die Stadt, 16 Tari und 3⅓ Gran. Dieſe Hebung iſt gegen jährliche Zahlung einer beſtimmten Summe, an Privatperſonen (campioti) veräußert worden. Zweitens, werden vom Salm Waizen, Mais und Gerſte für den König auf der Mühle erhoben, 13 Tari und 12 Gran. Der Salm zahlt alſo überhaupt 30 Tari und 8⅓ Gran.*). Zweiundvierzig ländliche, zu Meſſina gehörige Landgemeinen, ſind denſelben hohen Steuern unterworfen.

*) Ein Salm hat 18 Tomoli oder etwa 5¹, wiener Metzen. Ein Cantaro, oder 100 Rotoli, iſt gleich 141⅓ Pfund wiener Gewicht. Ein Tari beträgt etwa 3¹, Silbergroſchen.

Die von der Stadt bezahlten Gehalte belaufen ſich auf 16 bis 17,000 Thaler. Eine Hauptausgabe verurſachen die, meiſt zu fünf Procent verzinsbaren Schulden. Es fehlt an Gelde zur Abbezahlung derſelben. Für die Bibliothek ſtehen jährlich 90 Thaler in Ausgabe; dagegen 3,000 für das Marienfeſt am 15ten Auguſt, und 5,000 für die Findlinge. Die Zahl derſelben beträgt in der einen Stadt Meſſina, monatlich 30 bis 50: denn ſelbſt reiche Männer ſchämen ſich nicht ihre unehelichen Kinder zur bequemen Verſorgung, oder vielmehr Tödtung, ins Findelhaus zu ſenden!

In einer palermitaner Überſicht für 1836 ſind, die lebendig gefundenen Kinder ungerechnet, folgende drei Poſten, oder Klaſſen aufgeführt:

Im Drehrade wurden todt gefunden . . . 21;
halbtodte Kinder, welche ſehr bald darauf ſtarben 45;
durch Fehlgeburt und Abtreibung umgekommene 36.

So die Ergebniſſe dieſer, Mord, Sünden und Unglück aller Art befördernden, von Staat, Stadt und Kirche beſchützten und geprieſenen Anſtalten!!

Hundertundneunzehnter Brief.

Florenz, den 2ten Sept.

Man hat in Rom ausgebracht: „mir ſey eine geheime Miſſion übertragen worden, um am päpſtlichen Hofe auf dem von Hrn. B. betretenen Wege weiter zu intriguiren. Einer ſo feindſeligen Abſicht halber, ſey mir das Archiv natürlich verſchloſſen worden.“ — Dieſe Erfindung, oder Ausrede iſt gar zu thöricht. Niemand hat daran gedacht mir auch nur den kleinſten politiſchen Auftrag zu geben, und ich habe nicht das Geringſte geſagt oder gethan, um ſolch einen Irthum auch nur in der entfernteſten Weiſe zu veranlaſſen. In Rom ruft man mir entgegen: du Ketzer; in Berlin: du Kryptokatholik! Kein Wunder, wenn ich die Tramontane verlöre und nicht mehr wüßte, wo mir der Kopf ſteht. Nehmt alſo nachſichtig auf, was ich (ſchwachen Kopfes) heute noch weiter ſchreibe, da ich einmal auf dieſe Fährte hingedrängt bin. Ihr kennt meine Anſichten über den Streit zwiſchen Preußen und Rom; deshalb will ich alles Einzelne bei Seite ſetzen und mich vielmehr zum Allgemeinen wenden.

Betrachte ich die Geſchichte, ſo findet ſich Tyrannei

zu Zeiten wo Staat und Kirche einig und wo sie uneinig waren; es findet sich Tyrannei auf katholischer und auf protestantischer Seite. Darum sollte kein Theil von vorn herein Recht, Freiheit und Weisheit allein für sich in Anspruch nehmen. Im Chalifate, das die weltliche und geistliche Herrschaft ganz in eine Hand legte, kann ich so wenig ein Musterbild für christliche Einrichtungen entdecken, als wenn Staat oder Kirche über ihre natürlichen Kreise hinausgreifen. Deren Gränze ist kein unbedingt für alle Zeiten und Völker Feststehendes; sie ist beweglich gewesen, und wird so bleiben. Aber nicht eine Partei allein kann die Gränzbestimmungen vornehmen, oder das Bestimmte willkürlich verrücken.

Allerdings sind die Ansprüche der Hierarchie unbeschränkt, und nur durch Klugheit und die Macht der Verhältnisse bedingt. Daher erscheint nicht bloß stete Aufmerksamkeit, sondern oft ernster Widerstand von Nöthen, um nicht von dem wohlgeordneten, immer schlagfertigen Heere besiegt zu werden. Ists aber nicht natürlich: nach so vielen verunglückten, oder willkürlich zerschlagenen staatsrechtlichen Formen, einmal Hülfe bei den kirchlichen Formen zu suchen? Und wie kann man den alten, folgerechten, tiefsinnigen Absolutismus des Papstes jemals mit Erfolg bekämpfen; wenn man daneben den willkürlichen und oberflächlichen weltlicher Herrscher, des — und — hätschelt und beschützt?

Will man alſo die Dinge, von einem Streite der zu Nichts führt, auf einen höheren Standpunkt erheben und für größere Zwecke wirken; ſo muß das Unternehmen aus einem Stücke ſeyn, und nicht eine Richtung der anderen ſchnurſtracks widerſprechen. Jeder abſolutiſtiſche, büreaukratiſche, unduldſame Proteſtantismus iſt inconſequent.

Andererſeits irrt man ſehr in Rom, wenn man meint: wer das Verfahren des preußiſchen Hofes nicht in allen Theilen billige, ſey deshalb ein Katholik, oder gar ein Vertheidiger der unduldſamen Grundſätze gewiſſer Eiferer. Es iſt recht Schade, ſagte mir ein Römer, daß die katholiſche Kirche *nothwendig unduldſam ſeyn muß.* Gewiß ein arger, verdammlicher Irthum, wenn hiemit mehr als Feſtigkeit der Überzeugung und liebevolle Erziehung; wenn das Recht und die Pflicht zum Verfolgen, ja Verbrennen abweichend Geſinnter ausgeſprochen ſeyn ſoll.

Unbedingter Abſolutismus, iſt aber keineswegs die Alles umfaſſende Form der katholiſchen Kirche. Sie hatte das, was man jetzt Verfaſſung nennt, ſchon vor Jahrhunderten mit bewundernswerther Geſchicklichkeit ausgebildet. Jede Theokratie iſt jedoch zu Grunde gegangen, ſobald ſie nicht mehr an der Spitze einer fortſchreitenden Entwickelung des menſchlichen Geſchlechtes ſtand; jede Oppoſition hat ſich aufgelöſet, ſobald ihr ein zuſammenhaltender Inhalt und Zweck fehlte.

Wen hier aus ließe ſich viel über Fortdauer und Fortſchritt des Katholicismus und Proteſtantismus vermuthen und ſchließen. Wer nicht begreift daß Beharren und Bewegen weſentlich zu einander gehört, deſſen Lebenskraft verſchwindet; es entweicht die wahre Geſchicklichkeit zum Herrſchen, und die rechte Geſinnung um zu gehorchen.

Der letzte Zweck des Katholicismus (behaupten Viele) iſt, den Proteſtantismus, und des Proteſtantismus, den Katholicismus zu vertilgen: Ließe ſich nicht eben ſo gut ſagen: der Zweck des Einathmens iſt, das Ausathmen zu vertilgen, und umgekehrt? Beruht nicht Leben und Entwickeln auf dieſer doppelten Bewegung, und müßte man nicht wenn eines ganz verſchwinden wollte, es gereinigt und verklärt herſtellen, wie his Majestys opposition?

Nicht in äußerem gewaltſamen Wege läßt ſich auf die Dauer etwas wider den Katholicismus oder Proteſtantismus ausrichten; die Mittel, die Zwecke müſſen geiſtig, müſſen chriſtlich im höchſten Sinne ſeyn. Werden aber nicht in unſeren Tagen manche hartherzige Tyrannen des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu Helden umgeprägt? Wird nicht geläugnet daß Jeſuiten, oder Puritaner Unrecht thaten, weil die Nemeſis des Unrechtleidens auch über ſie kam? Traurig iſt die erneute Erfahrung: daß religiöſer Fanatismus unter ſo leichter, dünner Decke verborgen liegt wie politiſcher

Fanatismus und die Kraft des Fieberkranken dann für größer und edler gilt, als die des Gesunden. Wehe den protestantischen, oder katholischen Eiferern, welche die weitere Entwickelung nicht auf dem Boden des Geistes mit Liebe und Mäßigung fördern; sondern den Kampf mit den Mitteln führen und erneuen wollen, welche Deutschland dreißig Jahre lang zerrütteten, und es habsüchtigen Fremden als leichte Beute preisgaben*).

Italien ist weder deutsch, noch protestantisch gesinnt, aber dennoch mehr ghibellinisch als im 12ten und 13ten Jahrhunderte. Ja viele Italiener behaupten: das Guelfenthum habe Land und Volk aufgelöset und zu Grunde gerichtet; während ein stärkeres Kaiserthum die Italiener wieder zu Herrn aller Völker erhoben hätte. Lassen sich denn aber nicht manche, sonst auf ihre Unabhängigkeit sehr eifersüchtige Völker, gutwillig durch italienische Päpste und Kardinäle lenken, als gehöre dies Indigenat zum Begriffe der katholischen Kirchenregierung?

Die großen, beseligenden Wahrheiten des Christenthums über welche alle Bekenntnisse einig sind, mögen der Kern ächter Duldung und Versöhnung bleiben. Wie sich Eiferer verschiedener Art auch gebaren: die von Gott angeordnete Entwickelung wird das

*) Dasselbe geschah in Frankreich, England, den Niederlanden u. s. w.

menschliche Geschlecht weder ins 13te, noch ins 16te Jahrhundert zurückführen; sondern (wie Andere sich ausdrücken) nach dem petrinischen und pauliniſchen Charakter des Christenthums, der johanneiſche in den Vordergrund treten.

Wozu (sagen vielleicht Manche) dies unnütze, verwirrte Hinundher-, Fürundwiderreden. In Zeiten des Kampfes muß man (wie schon Solon verlangte) Partei ergreifen und den Krieg ernſt mit führen helfen; nicht ſich unthätig, oder überweiſe zwiſchen zwei Stühle ſetzen *). — Bleibt denn aber die Wahl immer nur

*) Man ſollte den Ausdruck rechte Mitte lieber vermeiden, weil das letzte Wort, ſeit Ariſtoteles (trotz aller Erklärungen und Warnungen), ſo oft mißverſtanden und mißdeutet wird. Mancher meint z. B.: die Mitte ſey nicht das Poſitivſte, ſondern die bloße Verneinung und ihr Vertheidiger ſtehe, dem Eſel gleich, zwiſchen zwei Bunden Heu. Oder ſie finde ſich gleich weit von zwei Endpunkten, ſo daß man nicht durch die, an einer Seite befindliche Thür gehen dürfe, ſondern mit dem Kopfe gegen die Mitte der Mauer rennen müſſe; oder von zwei Groſchen und vier Thalern ſey die Summe ſechs und die Hälfte drei; oder ein Richter habe das Rechte gethan und die Mitte gefunden, wenn er jeder Partei die Hälfte des Streitigen zuſpreche u. ſ. w.

Beſſer vielleicht, man legte auf das Hauptwort: Mitte, weniger Nachdruck, und trachtete zunächſt nach dem Beiworte, dem Rechten, an welchem Punkte ſich dies auch offenbaren und herausſtellen möge. Dann wird man nicht mehr zweifeln:

zwiſchen zwei Parteien? Giebt es nur ein Rechts oder Links, kein Gegenüber oder Vorwärts? Bedarf man nicht, ſelbſt während des Krieges, einer Hinweiſung auf den höheren Frieden? Daß die Liebe über den Haß obſiegen ſolle, dies iſt der Polarſtern, welcher in allen Kämpfen nicht verſchwinden darf; und wer auf ihn hinweiſet, iſt nicht ſo unnütz wie diejenigen glauben, die, im Handgemenge begriffen, aufwärts zu ſchauen keine Luſt oder Muße haben.

— — — — Die Streitigkeiten können weder unbedingt nach dem Landrechte, noch unbedingt nach dem Corpus juris canonici entſchieden werden. — Sind es denn überhaupt nur preußiſche, oder gar nur kölniſche und poſenſche, und nicht vielmehr deutſche, ja europäiſche Streitigkeiten? Dreißigjährige Kämpfe führten zum weſtphäliſchen Frieden, 23jährige zu den wiener Beſchlüſſen. Hier liegen die durch unzählige Anſtrengungen und Leiden erkämpften Grundſätze, hier ſind (neben materialen Beſtimmungen) auch die wichtigſten Ergebniſſe der europäiſchen Geiſtesentwickelung, unmittelbar oder mittelbar, für Staat und Kirche ausgeſprochen, oder angedeutet. Dadurch daß man dieſe

---

Unparteilichkeit und verſtändige Überlegung ſeyen nothwendig, ſowohl um das fremde, als das eigene Recht zu erkennen, und für Beſchlüſſe und Thaten, die ächte Grundlage und Begeiſterung zu gewinnen.

läugnet und verwirft, sind sie noch nicht widerlegt und außer Kraft gesetzt; dadurch daß man auf sie schwört, ist ihre Wahrheit noch nicht für alle Zeiten und Völker erwiesen.

Möge man dereinst noch tiefer in das Wesen des Staats und der Kirche eindringen, gesellige und christliche Verhältnisse noch besser begründen; jetzt, in diesem Augenblicke, kann jene Grundlage, jenes neue, europäische Kirchenstaatsrecht nicht unberücksichtigt bleiben, und Zweifel welche ganz Deutschland (ja Europa) über ihre Angemessenheit, Deutung und weitere Entwickelung ergreifen, sollten nicht bloß von Einzelnen, sondern von allen Contrahenten vertreten und entschieden werden. Insbesondere ist hier recht eigentlich Gelegenheit und Veranlassung daß zunächst der deutsche Bund freundschaftlich prüfe, rathe, vermittele, durch Milde und Billigkeit die Parteien im gemeinsamen, ehrwürdigen Vaterlande versöhne und den allgemeinen Frieden herstelle. Gehört dieser Wunsch etwa auch zu denen welche man fromm (das heißt thöricht und unmöglich) nennt, weil es an der Weisheit und Mäßigung, an dem Muthe und Gemeinsinne fehlt, welche Deutschland allein kräftigen und von inneren und äußeren Gefahren erretten können?

— — Doch ich breche ab, da das Geschriebene nicht einmal mir gefällt, wie viel weniger Anderen gefallen wird.

Hundertundzwanzigſter Brief.

Florenz, den 3ten Sept.

Von meinem Schnell- und Dauerlauf nach Malta und zurück, habe ich Euch Bericht erſtattet. Seit Neapel ſetzte ich ihn mit nicht minderer Schnelligkeit (jedoch ohne übermäßige Anſtrengung) fort, und will in höchſter Kürze, Art und Richtung angeben. Freitags, den 30ſten Auguſt (um die Zeit wo wahrſcheinlich in Berlin Briefe von mir vergeleien wurden) beſtieg ich in Neapel den Wagen, ſah im Mondenſcheine Gaeta, bei Anbruch des Tages das ärmliche, und doch ſchöne Itri und Fondi, drauf Terracina mit ſeinen gelbrothen Felſen, und die pontiniſchen Sümpfe. Ihr Anblick iſt grüner und heiterer, als der mancher geprieſenen Gegend, und ſie könnten (wäre nur die ungeſunde Luft nicht) mit unſeren Wieſenbrüchen verglichen werden. Von Velletri bis Albano, wohlbebaute, ſchöne Hügel; nun die claſſiſche Campagna di Roma. Ich will meiner ketzeriſchen Zunge Einhalt thun, um nicht eingefangen und am äſthetiſchen Stricke ſo lange umhergeführt zu werden, bis ich pater peccavi ſage und meinen Glauben aus Feigheit, oder Langeweile verläugne. Den 31ſten Abends zwiſchen

5 und 6 Uhr Ankunft in, um 12 Uhr Abfahrt von Rom. — Ich machte einige Anſtalten in eine Stimmung wehmüthiger Bewunderung und Sehnſucht zu gerathen, aber es gelang nicht: der Geiſt war willig, und das Fleiſch ſchwach. Solche Zuſtände verleiten (um ſich zu rechtfertigen) zur Oppoſition. Und ſo drückte ich innerlich mein Miſſfallen über die römiſche Kaiſerzeit aus, welche ſich hier mit Säulen, Triumphbogen, Koloſſen, Bädern u. ſ. w. faſt allein breit macht, legte das Papſtregiment des 16ten Jahrhunderts als Schatten über die Werke Raphaels und Michel Angelos, und verlor die erhabene Idee der katholiſchen Kirche, faſt über die Erinnerung an den Kamaſchendienſt des geiſtlichen Exercierplatzes. In dieſen verkehrten Gedanken ward ich unterbrochen, oder dafür beſtraft; denn der Poſtillion ſtürzte mit beiden Pferden in den Graben, und hätten die drei Kreaturen nicht ſo ſtill gelegen, daß wir hinausſpringen und die Stricke abſchneiden konnten, wäre alles Denken in dieſer Zeitlichkeit wohl zu Ende geweſen. Nach beſeitigter Gefahr gerieth ich in den alten Trab. Statt mich in Viterbo nach der Örtlichkeit, in Bezug auf die Belagerung Friedrichs II umzuſehen; bemerkte ich bloß die erbärmliche Beſchaffenheit aller Thüren, Schlöſſer und Fenſter, verhärtete mich gegen die Schwärme der Bettler, hatte (unten vorbeifahrend) kaum ein trockenes Vergnügen an dem hoch belegenen

Montefiascone, fand Radicofani fruchtbar im Vergleich mit den Gefilden des Ätna, verſchlief Siena, ward aber den 2ten Morgens, in der Nähe von Florenz wieder friſch und lebendig.

Hunderteinundzwanzigſter Brief.

Verona, den 5ten Sept.

Mein erſter, oder doch mein wichtigſter Gang am 3ten September, war in Florenz nach der Tribune, und den übrigen Kunſtwerken. Was ich in Rom und Neapel wieder ſah, hat meine Bewunderung für die Venus und die Niobe nicht verringert. Selbſt die eine, ſogenannte, Venus von Titian in der Tribune, iſt nur das Bildniß einer nackten, noch mehr eitelen, als ſchönen Frau; der Leib zu dick, die Knie ohne Feinheit und Rundung. — — Doch ne sutor ultra —

Mittag aß ich bei dem höchſt gefälligen G. S—. Als mir, ich weiß nicht wie, das Wort ſentimental in den Mund kam, ſagte Hr. — lächelnd: er habe am wenigſten vermuthet, je dieſe Richtung an mir zu bemerken

Freilich, wenn ich darüber Thränen vergießen ſoll, daß braune Semmeln zu nahe ans Feuer gekommen ſind, oder die Butterfliegen nicht ewig leben; ſo bin ich nichts weniger als ſentimental. Meine Sentimentalität liegt mehr in der Richtung, wie die des Souffleur im Wilhelm Meiſter, und überläßt gern die andere Sorte, anderen Leuten.

Der Kurierwagen von Florenz nach Mantua hat nur zwei Plätze; die Poſt findet es aber weiſe, eiligen Leuten einen dritten Platz zu verkaufen, daher ſaß ich eng und ſchlecht. Um 5 Uhr Abends fuhr ich ab, meiſt bergan. Ein ſtarkes Gewitter ging vor uns her, erleuchtete die dunkelen Gipfel der Apenninen, und ſchützte uns überall gegen Staub, ohne uns ſelbſt zu durchnäſſen. Beim Hinabfahren gen Bologna erfreute ich mich um ſo mehr an begrünten und bebauten Bergen, als mir die ganz kahlen Höhen vieler ſüdlicheren Gegenden noch lebhaft vor Augen ſtanden.

Man braucht nur einmal durch die Straßen Bolognas zu gehen, um zu fühlen, ja einzuſehen, daß dieſe Stadt einen von Rom ganz verſchiedenen Charakter hat, daß beide nicht zuſammenpaſſen. Dem Äußeren nach würde man in Modena heitere Zufriedenheit ſuchen; in den Buchläden bot man vorzugsweiſe kirchliche und aſcetiſche Schriften aus. Die fruchtbare, trefflich angebaute lombardiſche Ebene, iſt nicht ſo anmaßlich ſich für maleriſch auszugeben; ſie

überläßt anderen alle Schönheiten der Vergangenheit, und begnügt ſich mit der reichen Gegenwart. Als ich über den ſtillen Po fuhr und zuerſt die Alpen erblickte, flogen die Gedanken leicht bis in die Heimath. Auch war mirs, beim Überſchreiten der öſterreichiſchen Gränze, als beträte ich nun ein Land wo es geſellige Verhältniſſe und eine Regierung gäbe; das Südliche ſey nur ein Naturſpiel, lusus, oder abortus naturae. Ich weiß ſehr wohl, daß man einwenden wird: durch Äußerungen ſolcher Art offenbare ſich nur meine Wahlverwandtſchaft zur Bornirtheit und Philiſterei. Ich habe indeß auch noch Fantaſterei genug, mir ein Götzenbild altioris indaginis aufzubauen: den — mit einem Fuße auf dem Tavoliere Apuliens, mit dem anderen jenſeit des Faro auf den Schwefelminen Siciliens ſtehend; auf der Bruſt ſtatt des Sonnenkreiſes, ein reiches Münzcabinet, in der linken Hand die Verfügungen und Abſtimmungen über den Tavoliere und die Centraliſation Siciliens, in der rechten den arig denkwürdigen Vertrag mit dem Hrn. Taix über das Schwefelmonopol! Vor dieſem Koloß müſſen Fürſt Metternich und ſeine Kollegen, dieſe ſogenannten Philiſter, niederfallen und von ihm lernen wie man die enge Welt beſchreiten und regieren müſſe.

Den 4ten September Abends erreichte ich Mantua und fuhr den anderen Morgen um halb 3 Uhr ab nach Verona, um ſogleich meine Reiſe über den Bren-

ner fortzuſetzen. Warum ich dieſen Weg erwählte, ſetze ich Euch mündlich auseinander; doch ward meine Nachhauſehaft, durch die weiſere Fügung der Poſten, oder vielmehr des Himmels ermäßigt, und ich zu einer unruhigen Ruhe in Verona gezwungen. Ich durchſtrich die Stadt in allen Richtungen, erfreute mich zum vierten Male ihres lebendigen Betriebes, und ihrer ungemein ſchönen Umgebungen. Von höheren Bergen kommend, eilt die Etſch zwiſchen mannichfachen, reich bebauten Hügeln hindurch, nützt und verſchönert die Stadt, und beruhigt ſich erſt nach gethaner Arbeit in der Ebene.

Leider habe ich in Verona wieder eine Beſtätigung der oft ausgeſprochenen Klage gefunden: die öſterreichiſche Regierung ſorge nur für die materiellen Intereſſen, vernachläſſige, oder untergrabe dagegen alles Höhere. Bei meinem ſtundenlangen Umhergehen in den gröſſeren wie in den kleineren Straßen, habe ich auch nicht einen Bettler geſehen; es hat mich (obwohl ich als Reiſender ſehr kenntlich war) niemand um eine Gabe angeſprochen. Was beweiſet dies anders, als daß die öſterreichiſche Regierung, für das ganz Unbedeutende (für Beſchäftigung der Geſunden und Verpflegung der Bedürftigen) ſorgt, ihren Unterthanen aber das Edelſte entzieht, nämlich die Gelegenheit chriſtliche Tugenden auf der Straße zu üben? Die anderen Regierungen Italiens ſchlagen in tiefſinniger

Weisheit den umgekehrten Weg ein, und ihre Unterthanen eignen sich wiederum (scharfsinnig und gehorsam zugleich) das Tiefsinnigste aus dem Tiefsinnigen an. Das heißt: sie sorgen dafür daß die Kranken und halb Verweseten, gleich den Unverschämten, Jahr aus Jahr ein auf der Straße bleiben müssen, damit keinem Christenmenschen jemals die Gelegenheit zur Übung christlicher Tugenden fehle!

Aus einer Kirche scholl mir heitere Kriegsmusik entgegen: ich fand daß das Stadtgymnasium eine poetische Akademie gebe, wo 28 Gedichte in Silbenmaaßen aller Art zu Ehren der Scaliger herdeklamirt wurden. Welche Produktionskraft, welche Mannichfaltigkeit in der Einheit, werden Bewunderer sagen. Was ich hörte, erinnerte an Lichtenbergs tiefen Geschwulst; das Schreien, Überschreien und Handthieren fand indeß so viel Beifall, als bei uns zuweilen das Langweilige tout pur. Insbesondere klatschte eine Heerde kleiner vergnügter Jungen so lange bis ihnen die Hände roth wurden, und die Trompeten ihr Fortissimo noch übertönten. Sagt Ihr: du hast gerade das Beste nicht gehört; so will ich dieser milden Deutung keineswegs widersprechen.

Zum Beweise, bis zu welcher Vollkommenheit gewisse Regierungsanstalten in Italien gebracht sind, und wie viele Leute sich bestreben die Bekanntschaft

eines ehrlichen Mannes zu machen, gebe ich Euch das Verzeichniß der Viſa meines Paſſes ſeit Neapel.

1) Der preußiſche Geſandte in Neapel.
2) Der öſterreichiſche Geſandte in Neapel.
3) Der päpſtliche Geſandte in Neapel.
4) Die Polizei in Neapel.
5) Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.
6) Die Thorwache beim Ausgange aus der Stadt.
7) Die Behörde an der Gränze.
8) Die päpſtliche Behörde an der Gränze.
9) Die Thorwache in Rom.
10) Der preußiſche Geſandte daſelbſt.
11) Der öſterreichiſch-florentiniſche Geſandte.
12) Die Polizei.
13) Die Stadtwache beim Ausgange.
14) Die römiſche Gränzwache beim Ausgange.
15) Die florentiniſche Gränzwache.
16) Die florentiniſche Thorwache.
17) Der preußiſche Geſandte in Florenz.
18) Der öſterreichiſche Geſandte in Florenz.
19) Der päpſtliche Geſandte in Florenz.
20) Die Polizei in Florenz.
21) Die Wache beim Ausgange aus der Stadt.
22) Die Gränzbehörde.
23) Die päpſtliche Gränzbehörde.
24) Die Polizei in Bologna.
25) Die Gränzbehörde beim Ausgange.

26) Die Gränzbehörde von Modena.
27) Die Polizei daſelbſt.
28) Die Gränzbehörde beim Ausgange.
29) Die öſterreichiſche Gränzbehörde.
30) Die Polizei in Mantua.
31) Die Polizei in Verona.

Manche dieſer Viſa (ſo die preußiſchen und öſterreichiſchen) ſind unentgeltlich, andere, beſonders die neapolitaniſchen und römiſchen, ſind deſto theuerer. So nimmt z. B. der neapolitaniſche Conſul in Malta 1 Thlr. 15 Sgr. für ſeine Namensunterſchrift. Da man ferner außerdem jedesmal Soldaten, Polizeidiener, Lohnbediente u. dgl. bezahlen muß; ſo wird dies Paßweſen (verbunden mit den Raubvögeln der Zollbedienten und Sünder) zu einer ſo hohen und verdrießlichen Steuer, daß ſie oft mehr koſtet als Eſſen und Trinken, und man beſſer wegkäme einmal en gros, als ſo oft en détail geplündert zu werden.

Hundertzweiundzwanzigster Brief.

München, den 9ten September.

Von Verona bin ich das Etsch- und Eisachthal aufwärts, über den Brenner nach Inspruck und über Zirl und Partenkirch hieher gefahren. Eine Reise (mit Ausnahme der Umgegend von München) recht eigentlich gemacht das Herz zu erfreuen und sich zu erquicken. Berge der mannichfachsten Art; erhaben, schön, neckisch, einzelne glänzende Wände und Spitzen, das meiste bewachsen und begrünt bis zu den Gipfeln. Üppige Wiesen, glänzende Blumen, springende Quellen, murmelnde Bäche, rauschende Ströme, schattige Bäume, Häuser und Heerden, Hirten und Jäger. Sollte ich vergleichen; — aber wer zwingt mich dazu? Darum will ich in vieldeutiger Weise nur sagen: kein Tiroler brauche sich vor einem Sicilianer zu fürchten. Auch der Garten in Inspruck, nicht vor der Flora in Palermo. Inspruck zwischen ernsten Bergen so heiter ausgebreitet, kann man nicht ohne Vorliebe betrachten, und der biderbe Menschenschlag zeigt eine deutsche Gegenwart und eine deutsche Zukunft. Tiecks Krankengedichte und sein Tischler begleiteten mich in Gedanken auf dem Wege von Aqua-

pendente, bis ins Vaterland. „Die ſchwarzen Manderl" in der Kirche gaben Zeugniß für Staat und Kunſt, die Martinswand erinnerte an das edele Gemüth eines deutſchen Kaiſers, und das deutſche Gränzzollamt in Mittenwalde erlöſete den Reiſenden, von Zöllnern bis zur Heimath. Ich muß den dortigen Zollbeamten das Zeugniß geben: ſie haben nicht mehr und nicht weniger unterſucht als ihre Pflicht erfordert; ich gab ihnen nichts, und ſie haben in keiner Weiſe angedeutet, daß ſie etwas erwarteten. — — —

Hundertdreiundzwanzigſter Brief.

München, den 16ten September.

— — Die ſehr freundliche Aufnahme, welche ich hier finde, und die überaus großen Kunſtſchätze, halten mich feſt, troz der Sehnſucht nach der Heimath. — Wann (fragte ich den Kellner) wird die Bibliothek geöffnet? — Sie (antwortete er) wollen ſagen: die Glyptothek. — Hieraus läßt ſich viel auf den hieſigen Stand der Philologie ſchließen, und auf das Verhältniß der Kunſt zur Wiſſenſchaft. Geſchähe für

die lehte ſo viel wie für die erſte, es würde nicht minder treffliche Früchte tragen.

Wenn die münchener Malerſchule ſich das Epos und die Tragödie angeeignet, und die düſſeldorfer mehr der Elegie und Idylle ergeben hat; ſo liegt dies zum Theil wohl in der Natur der leitenden Meiſter, zum Theil aber auch daran, daß für großartige Entwickelung der Freskomalerei äußere Begünſtigungen hinzutreten müſſen, welche zeither faſt nur der König von Baiern darbot. — Im Vergleiche mit dem Reichthume und der Großartigkeit dieſer münchener Freskomalereien von Cornelius, Heß, Schnorr und Anderen erſcheinen gar viele anderwärts bewunderte Bilder, beinahe nur wie ein anmuthiges Spiel, oder eine geſchickte Fabrik, zur Befriedigung von vielerlei Nachfrage. — Mancher Maler kann dem Teniers, dem Denner, dem Carlo Dolce gegenüber ſagen: anch' io sono pittore! Cornelius darf dies dem Michel Angelo zurufen, und dieſer wird ihn nicht zurückweiſen, ſondern anerkennen und ihm die Hand reichen. Doch von dem Allem will ich mündlich Bericht erſtatten.

Trotz des Übergewichts der Kunſtbetrachtungen in München, konnten doch manche andere Punkte nicht ganz unberührt bleiben, welche, in dem Maaße als jene erfreuten, mich mit tiefem Schmerze erfüllten. Deutſchland, der Kern, das Herz Europas, iſt durch Eiferer aller Art, auf dem Wege wiederum in reli-

giöſe und politiſche Gegenſätze zu zerfallen, uneingedenk der entſetzlichen Zeit des dreißigjährigen Krieges, und der Habgier öſtlicher und weſtlicher Nachbarn! Statt des Wahlſpruchs aller Bundesſtaaten: vis unita fortior, Eintracht giebt Macht; ſcheint der entgegengeſetzte zum Verderben Deutſchlands überall empor zu wachſen und zur Anwendung zu kommen.

Dem Bunde, auf welchen die gläubigſten und gemüthlichſten Deutſchen ihre Hoffnung ſtellten, entſchwindet alle zuſammenhaltende Kraft. Er erklärt den ſeit Jahren erkrankten, dringend um Arznei und Hülfe bittenden Gliedern: ihr Leiden ſey ein örtliches und gehe das Ganze wenig, oder nichts an! — Wenn jedoch den Vernachläſſigten, ſich ſelbſt Überlaſſenen zuletzt die löbliche Mäßigung und Geduld einmal ausgehen ſollte, ſo wird man ſchreien: Revolution, Revolution! — Wer aber hat dieſe dann herbeigeführt, und wer trägt die Schuld?

Hundertvierundzwanzigſter Brief.

Verona, den 6ten September

Eure Bemerkung: daß meine Mittheilungen über Italien zerſtreuter und abgeriſſener ſind, als die über England, hat ihre vollkommene Richtigkeit. Liegt dies aber nicht zum Theil in den Dingen und Verhältniſſen, welche eben große Verſchiedenheit zeigen und ſich ſchwer unter einen Geſichtspunkt bringen, oder zu einem Gemälde vereinigen laſſen? In dieſer und ſo mancher anderen Beziehung könnte man eher Deutſchland und Italien zuſammenſtellen und vergleichen, als (wie einſt Archenholz that) England und Italien. Anziehend und belehrend iſt dieſe Aufgabe gewiß; wäre ſie nur andererſeits nicht ſehr ſchwer und in ſo fern meiſt undankbar, daß in der Regel kein Theil mit den Ergebniſſen, dem Lobe oder Tadel, zufrieden iſt.

Nachdem ich ſo viel in Italien geſehen und durch fremde Hülfe gelernt habe, fühle ich das Bedürfniß, den einzelnen Bemerkungen und Erörterungen, eine Art von Geſammtüberſicht folgen zu laſſen, um mich zu orientiren und die Eindrücke des Augenblicks wo möglich zu läutern, damit die allgemeinere, objektive Wahrheit ans Licht komme. Indem ich aber dieſer

Neigung folgen will, tritt mir die Gefahr und die gerechte Beſorgniß entgegen: auf dieſem Wege werde leicht mehr verloren, als gewonnen. Denn der einzelne Eindruck, die augenblickliche Stimmung hat wenigſtens bedingte Wahrheit und Werth; läßt man ſich aber verführen auf jene Eindrücke und Stimmungen, nun allgemeine Urtheile und Ausſprüche zu gründen, ſo verſchwindet in der Regel jene bedingte Wahrheit, ohne daß man dafür eine höhere eintauſchte. Wer hat denn auch ſo viel Kenntniſſe und Scharfſinn, daß er über ein großes Land und Volk, nach allen ſeinen Beziehungen, Verhältniſſen und Thätigkeiten aburteln, ſelig ſprechen, oder verdammen dürfte?

Trotz dieſer gewichtigen Einwendungen mag ich es mir nicht verſagen, auf meine italieniſche Reiſe zurückzublicken und einzelne Punkte nochmals in kurze Erwägung zu ziehen. Wenn ich mich in den folgenden Bruchſtücken vielleicht ſchärfer und beſtimmter ausdrücke, als es ſich gebührt; ſo iſt zu bedenken daß abſchwächende Höflichkeitsformeln, welche ſich ſo leicht darbieten, die Darſtellung nur länger und langweiliger machen. Auch iſt ja Alles was ich ſage, eben nur eine perſönliche Meinung, ein Gutachten, an deſſen Anfang und Ende geſchrieben ſteht: salvo meliori!

Zum Beweiſe, wie leicht man in den Fehler des Zuviel, oder Zuwenig verfällt, ſtelle ich zwei entge-

genſtehende Ausſprüche über Italien hier voran. Ein nordalpiſcher Schriftſteller ſagt: aller Ruhm iſt über die Alpen hinübergezogen; in Italien iſt nichts Eigenes geblieben, als das bloße Unglück! — Hierauf antwortet ein Neapolitaner: Schlecht iſt der berathen, welcher verſucht Italien den alten und verdienten Ruhm zu rauben, daß es zu jeder Zeit die Meiſterinn (maestra) der Völker geweſen iſt. — Wer zuviel beweiſet, beweiſet nichts; möge es mir nicht eben ſo ergehen!

Nicht um den Beifall der Italiener zu gewinnen, oder als captatio benevolentiae; ſondern um der inneren Wahrheit willen, räume ich ein daß (Alles zu Allem gerechnet) der einzelne Italiener, als ſolcher und ſelbſt ohne alle Schulbildung, klüger und (wenn er will) mehr mit ihm anzufangen iſt, als im Durchſchnitt mit einem einzelnen Menſchen aus irgend einem anderen Volke; ich räume ein, daß die Geſchichte Italiens älter, und bis zum 16ten Jahrhunderte reicher und mannichfaltiger ſey, als die irgend eines anderen europäiſchen Volkes. Aber eben dieſe Wahrheit, dieſe Theilnahme, dieſe Bewunderung, ſteigert andererſeits das Maaß der Forderungen und die Strenge des Urtheiles. Nicht aus Abneigung und Haß, ſondern aus Zuneigung und Vorliebe, wächſt der Zorn und der Tadel manches Italieniſchen hervor, und je größer

und würdiger der Gegenſtand iſt, deſto unwürdiger Schmeichelei und Verhätſchelung *).

Mir iſt in Italien oft der Gedanke emporgeſtiegen: ob das Glück eine lange, glorreiche Geſchichte zu haben, einem Volke nicht auch zum Unheile gereichen könne? Das lebende Geſchlecht ſummirt dann wohl alle Thaten der Vorfahren, freut ſich derſelben und begnügt ſich mit dem Erzählen und Lobpreiſen, ohne die ererbten Schätze durch eigene Kraft und Thätigkeit zu vermehren. Ein junges Volk hingegen kann ſeine Zeit keineswegs mit Betrachtung und Zerlegung des Vergangenen ausfüllen; ſeine Sterne liegen vielmehr gegen Morgen und in der Zukunft, es kümmert ſich nicht um alte Erbſchaften; ſondern um neue Thaten. Erſt wenn man jedem Geſchlechte das Seine zuweiſet, ergiebt ſich Verdienſt, Werth, Fortſchritt, oder Rückſchritt; ohne dies ſtrenge, oft ſchmerzliche Geſchäft, gelangen ältere Völker nicht zur rechten Selbſterkenntniß, ſondern ſchmücken ſich mit fremden Federn.

In neueren Zeiten iſt es zu ſehr Mode geworden, den Ruhm eines Volkes, bloß in einer Richtung zu ſuchen; während doch jedes Volk eben ſeine eigene Natur und ſeinen eigenen Ruhm hat. Wem nur

*) Niemand kann aufrichtiger wünſchen als ich, daß etwa von mir nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ausgeſprochener Tadel, nur auf Irthum beruhe.

Krieg, oder nur Handel, oder nur die Fabrikation es ſey von Baumwollenwaaren, oder Verfaſſungen, Werth hat; der mag (wie jener Schriftſteller) in Italien Nichts, oder nur Unglück ſehen. Mir hingegen ſcheint ein nachäffendes Pfuſchen in fremden Kreiſen dem ſchönen Lande bereits mehr Nachtheil gebracht zu haben, als wenn es ſeiner Natur ganz treu geblieben wäre.

Zum Beweiſe wie viel Italien noch in den letzten hundert Jahren für Künſte und Wiſſenſchaften gethan habe, nennen die Italiener unzählige Namen, von denen man nordwärts der Alpen ſelten etwas hörte. Sie mögen zum Unterbau gedient und genützt haben; wenn aber von Hunderten nur ein Paar durch die Jahrhunderte leuchten, iſt der Werth nach Abfall der Anderen (wie bei den ſibylliniſchen Büchern) nicht geringer, ſondern größer geworden. Ernſter wird die Betrachtung, wenn wir Geſchlecht mit Geſchlecht, Jahrhundert mit Jahrhundert vergleichen. Dann zieht ſich das übermäßige Lob, welches in Italien nur zu oft aus mancherlei Gründen dem kaum Mittelmäßigen ertheilt wird, gar ſehr zuſammen, und das Lobhudeln wirkt auf Künſtler und Schriftſteller, wie zu vieles Begießen auf die Pflanzen: beide verfaulen. Ich will das entgegengeſetzte Verfahren, welches in Deutſchland vorherrſcht und Manchen abſchreckt, oder niederdrückt, nicht loben; doch iſt die ſtrengere Methode ein

beſſerer Prüfſtein der Geiſter und ihrer wahren Lebenskraft.

Ergiebt ſich denn (ſo kann man fragen) ein Fortſchritt in Italien, wenn wir Filangieri mit Thomas von Aquino, Genoveſi mit Jordano Bruno, Canucini mit Raphael u. ſ. w. u. ſ. w. vergleichen? — Warum ſtellſt du (wird der Italiener entgegnen) den Vergleich ſo abgünſtig? Warum erinnerſt du nicht vielmehr an Canova, Volta, Galvani, Pazzi, Muratori, Manzoni und Andere; welche unſer Jahrhundert, vollgültig früheren Jahrhunderten und anderen Völkern gegenüberſtellen kann? — Darum iſt es beſſer ſolche einzelne Vergleiche zurückzuſtellen, und um ſo mehr zurückzuſtellen, da man behaupten kann und darf: Gott der Herr erſchaffe in ſeiner Gnade ſolcherlei Geiſter, oder verweigere ſie nach Gefallen; der Einzelne und das Volk ſey hierüber zu keiner Rechenſchaft verpflichtet.

Es giebt indeß andere Richtungen, wo die Einzelnen und das Volk ihre Hände nicht dergeſtalt in Unſchuld waſchen dürfen, ſondern mitſchuldig und verantwortlich ſind. So (und dies iſt ein wichtiges Beiſpiel) hinſichtlich der Muſik. Die erhabenſte, die heiligſte Seite dieſer wirkſamſten aller Künſte, iſt in Italien faſt ganz verſchwunden und an ihre Stelle der frivolſte, unſchicklichſte Tand getreten. Die dramatiſche Muſik hat ſich in bloßen, die Ohren kitzelnden Zeitvertreib verwandelt; ja es wird als ein Fort-

ſchritt zur wahren Freiheit gerühmt, daß Text und Muſik ſich um einander nicht kümmern, und die Kunſt ihre unbequemen Anſprüche und Bedingungen bei Seite ſetzen, oder doch nach dem Behagen der Zuhörer einrichten müſſe. Die Überzeugung: ein Kunſtwerk ſey die erhabenſte, dauerndſte Schöpfung des menſchlichen Geiſtes, und es bedürfe aller Kräfte der Beſchauer und Hörer es ganz zu verſtehen und ſich anzueignen; dieſe Überzeugung gilt faſt allgemein für einen beſchwerlichen Aberglauben, welchen abzuſchütteln jeder die Erlaubniß, ja die Pflicht habe. Der Tag, meint man, nähre den Tag und lebe vom Tage, und dieſen Grundſätzen gemäß ſind dann auch die jetzigen Opern, oder Solfeggien, angefertigt. Es bedarf keines Beweiſes, daß die Kunſt auf dieſem Wege unausbleiblich ihrem Verfalle entgegengeht; ja daß dieſer eigentlich ſchon eingetreten iſt. Ein Vergleich der deutſchen und italieniſchen Theaterrepertorien zeigt augenſcheinlich, daß dort das Werthvollſte unter den dramatiſchen und muſikaliſchen Werken aller, oder doch vieler Zeiten und Völker, Anklang und Verſtändniß findet; während man in Italien die einheimiſchen Sommerpflanzen des letzten Jahres allein zur Ausſtellung bringt.

Hundertfünfundzwanzigster Brief.

München, den 10ten September.

Das Volk und der Staat erwächst aus den Familien. Sind diese, ist das Familienleben nicht gesund, nicht sittlich und christlich geordnet; so fehlt die Grundlage für alles Größere und Allgemeinere, ja der Hauptinhalt des Lebens selbst. Ich weiß, daß ich hier bei einem noli me tangere stehe, wo genaue, vollständige Kenntniß unmöglich, und falsche Urtheile so häufig sind. Sofern jedoch diese Unvollständigkeit der Kenntniß bei Beurtheilung aller Völker wiederkehrt, setzt sich das Maaß der Wahrheit und des Irthums in eine Art von Gleichgewicht, und eine Verschiedenheit, z. B. des englischen und italienischen Familienlebens, der englischen und italienischen Frauen springt jedem Beobachter in die Augen. Ich will mich indeß auf einige allgemeinere Erscheinungen beschränken.

Das Cicisbeat, sagen manche Italiener, besteht noch jetzt wie sonst. Es besteht nicht mehr, entgegnen Andere; es besteht noch, aber unter veränderten Formen, behauptet eine dritte Partei. Meines Amtes ist es nicht diesen Streit zu schlichten; wohl aber darf ich behaupten: das Cicisbeat sey (leichtsinnig betrach-

tet) eine Fratze, (ernsthaft beurtheilt) ein widerwärtiger Skandal. Eher ist ein einzelnes, durch Leidenschaft hervorgetriebenes Verbrechen zu begreifen und zu entschuldigen, als diese kalte Ordnung, diese nüchterne Störung, dieser klägliche Zeitverderb, diese unmännliche Sklaverei.

Die rechte Ehe erlaubt, ja verlangt, daß Freunde und Freundinnen sich dem Ehepaare zugesellen, und den Übergang aus dem Hause in weitere Kreise vermitteln; aber jenes Einem eingeräumte Monopol, diese seminae adscriptio, diese Entmannung des Ehemanns und des Cicisbeo, ist die kläglichste Erfindung und Einrichtung, welche die Geschichte des Familienlebens aufzuzeigen hat. Nehmen wir indeß an: sie sey abgeschafft, oder gehe ihrem Ende entgegen, so wächst ein anderes Übel mit verdoppelter Kraft empor.

Ich weiß nichts auf Erden, was ein so furchtbares Entsetzen hervorruft, mit so bitterem, herzzerreißendem Mitleiden erfüllt, als das Aussetzen vieler Tausende von Kindern. Was ich (in jeder Landschaft, in jeder Stadt Italiens neu aufgeregt) darüber schon so oft zu schreiben mich gedrungen fühlte, will ich nicht wiederholen; sondern nur die Überzeugung aussprechen: es offenbare sich hier eine furchtbare Ausartung der menschlichen Natur, deren völlige Ausrottung die erste, unerläßlichste Bedingung einer Wiedergeburt Italiens sey. Man ruft nach Verfas

sungen, Kammern, Wählern, Repräsentanten u. dgl., als könne dieser künstliche Ausbau geselliger Verbindungen in der Luft schweben, ohne Väter, Mütter, Kinder, Brüder, Schwestern und Familienleben.

Es ist, und nicht ohne Grund, behauptet worden: manche Staaten gingen großentheils an der kostspieligen Kriegsverfassung, an den überzahlreichen Heeren stehender Soldaten, zu Grunde. Italien leidet an diesem Übel in vierfacher, also vierfach lastender Gestalt. Erstens die Soldaten (wie anderwärts); zweitens, die Bettler; drittens die Findelkinder; viertens die Überzahl der unverehelichten Geistlichen und Mönche *). Ich habe mich der letzten zu einer Zeit angenommen, wo es nicht Mode war sie zu loben oder Klöster zu gründen; aber es kann auch des Guten zu viel geben, und daß in Italien keineswegs Alles in dieser Beziehung gut und heilsam sey, wäre sehr leicht zu erweisen, wenn ich mich hier auf so breite Untersuchungen einlassen dürfte, oder überhaupt ein Erweis nöthig wäre.

Noch weniger kann ich auf die höchst wichtige, seit Jahrhunderten erörterte und verschieden beantwortete Frage eingehen, über den Einfluß der christlichen

*) Spötter behaupten: die Empfehlung der Findelhäuser durch die Geistlichen, stehe mit ihrem Cölibate im genauesten Zusammenhange.

Bekenntniſſe auf die Staaten und Völker. Jede Partei nimmt für ſich die Lichtſeite in Anſpruch, und weiſet die Schattenſeite der anderen zu: und doch iſt nur da Schatten, wo auch Licht iſt. Wer innerhalb der Gränzen einer Partei beharrlich feſtſteht, iſt ein guter Kämpfer; aber kein guter Beobachter und Geſchichtſchreiber, welchem obliegt die Dinge von einem umfaſſenderen Standpunkte aus zu betrachten, und ſich (wie es auch dem dramatiſchen Dichter obliegt) gleichſam in mehre Perſonen zu verwandeln.

Hier mögen ein Paar Bemerkungen genügen. Neben den wahren, ächten, ich möchte ſagen idealen Katholiken, haben ſich in Italien nach zwei verſchiedenen Seiten hin, zwei Zugaben, oder Auswüchſe gebildet. Die Maſſen (beſonders im ſüdlichen Italien) hegen gar mancherlei Aberglauben, welcher, nur unter veränderten Namen und Formen, bis in das baare Heidenthum hineinführt und den Spruch: Gott iſt ein Geiſt u. ſ. w., in den Satz: Gott iſt ein Leib u. ſ. w. zurücküberſetzt. Geiſtliche und Regierungen geben ſich keine Mühe, einen höheren Spiritualismus zu begründen; theils weil ſie ihn ſelbſt nicht kennen, theils weil er für das Volk nicht paſſe und der Aberglaube ſelbſt ein Mittel leichteren Regierens ſey.

Eine zweite Partei, die ſich meiſt in den höheren Ständen entwickelt, ſcheint alle Lehren und Gebräuche der Kirche anzunehmen und ohne Widerſpruch zu be-

folgen oder auch ſie eigennützig geltend zu machen; in Wahrheit ſind ihr aber die tieferen Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens unbegreiflich und gleichgültig geworden. Sie findet ſich, des äußeren Friedens halber, mit der Kirche ab; würde aber (in den Palaſt der Wahrheit verſetzt) eher dafür ſtimmen Voltaire, als Thomas von Aquino heilig zu ſprechen.

So entſteht die Frage: ob Italien, durch das völlige Zurückweiſen und Erdrücken aller reformatoriſchen Bewegungen, nicht mehr verloren, als gewonnen hat? Abgeſehen von dem größeren Werthe, oder Unwerthe der Bekenntniſſe und Ergebniſſe, iſt die ungeheure Arbeit des Geiſtes welche ſich ganze Völker durch mehre Geſchlechtsfolgen hindurch auflegten, nicht fruchtlos geweſen; ſie hat (trotz aller Auswüchſe, ja Verbrechen) gegen unfruchtbare Gleichgültigkeit, anmaßliche Faulheit und gedankenloſes Ermatten geſchützt. Die Religion iſt in letzter Stelle allerdings eine Gabe, die von oben herab kommt; die Menſchen zeigen ſich aber verſchieden in der Art wie ſie ſich für den Empfang vorbereiten, und wie ſie nach dem Empfange die Gabe behandeln und benutzen. — Wo (wie meiſt in Italien) die Religion als etwas ganz Fertiges, Abgemachtes dargeboten und hingenommen wird, und die geiſtigen Zollbehörden ein unbedingtes Sperrungsſyſtem aufſtellen, entſteht freilich keine Gährung des Zweifels, aber auch keine höhere Verklärung, wie in

Paulus und Auguſtinus. Das Denken und Erkennen, dieſe edelſte Arbeit des Menſchen, ſoll zum Glauben hinzutreten; Völker, die ſich mit einer Hälfte begnügten, geriethen in Irthum und blieben in den Bahnen der Entwickelung zurück. Faſt noch mehr als aus der Geſchichte Italiens, möchte ſich aus der Geſchichte Spaniens entnehmen und erweiſen laſſen, was ich andeuten wollte.

Es ſey erlaubt hier eine andere Bemerkung anzureihen. Völker mit geringer und wenig ausgebildeter Eigenthümlichkeit, können durch den Einfluß überlegener Nationen für immer untergeordnet werden; Völker, welche geiſtig reich und entwickelt ſind, haben dagegen Unrecht, das Fremde zu ſcheuen, oder zu verachten. Dieſe Abneigung gegen Anſtrengung, oder dieſe anmaßliche Allgenugſamkeit, ſtraft ſich zuletzt immer ſelbſt. Es iſt gewiß ein Fortſchritt, daß die Italiener nicht mehr jenſeit der Alpen bloße Barbarei vermuthen; ſondern endlich anfangen zu reiſen und fremde Sprachen zu lernen. Doch wird deutſche Sprache und Literatur noch immer gar ſehr vernachläſſigt; woraus tauſend Mißverſtändniſſe faſt unausbleiblich hervorgehen, und gerade leider da hervorgehen, wo begründete Einſicht in die Natur und das Weſen beider Völker ſo heilſam wirken müßte. Für die meiſten Italiener iſt ein öſterreichiſcher Beamter oder Lieutenant, die Urform worin ſie ſich alle Deutſchen

ausgeprägt denken; und sie glauben hiemit sey Grund genug zu Spott und Geringschätzung gegeben. Das nördliche, das protestantische Deutschland ist den Meisten völlig unbekannt, oder gilt für einen Sitz unzähliger Gräuel. Und doch könnte man behaupten: die Italiener würden sich leichter mit den Norddeutschen verständigen, als mit den Österreichern. Gewiß wäre schon die Untersuchung so wichtig als lehrreich: warum denn jene verachteten Österreicher in Italien regieren, und besser regieren als in den meisten Landschaften die viel klügeren Italiener? Es dürfte sich vielleicht ergeben, daß manche Art von Klugheit, das Gegentheil der wahren Weisheit ist.

Unsere Jugend, sagte mir ein hoch gepriesener Italiener, studiert und arbeitet nicht; sie kennt und ehrt nur die Weisheit und das Urtheil der Journale. Da wäre denn freilich die falsche Begeisterung, welche zuweilen aus einem Mißverstehen der großen Griechen und Römer hervorgeht; immer weit besser, als die welche aus dem Götzendienste mit italienischen und noch mehr mit französischen Journalen entspringt.

Wo es auf persönliches Talent, auf Überlegenheit der Individualität ankömmt, haben die Italiener oft den Reigen angeführt; aber gerade dies Wissen und Fühlen der Überlegenheit in den Einzelnen, macht sie ungeschickt sich anzuschließen und abgeneigt sich irgendwo und wie unterzuordnen. Dieser Behauptung

scheint die frühere, große Vorliebe der Italiener für städtische, municipale Einrichtungen zu widersprechen; war denn aber das Bestimmende, Antreibende, Zusammenhaltende, nicht wiederum etwas abgeschlossen Individuelles, Einzelnes, nur breiterer Art, z. B.: der höhere oder niedere Adel, die reichere oder ärmere Bürgerschaft u. s. w.? Die wechselseitige Stellung und Berechtigung mehrer Stände, das Ineinandergreifen der kirchlichen, monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elemente, ist niemals unbefangen gewürdigt, gehegt und gepflegt worden; sondern das Bemühen ging immer nur darauf hinaus, der einen oder der anderen Richtung ein unbedingtes Übergewicht zu verschaffen, und dies Bestreben ist nur zu sehr gelungen.

In neueren Zeiten hat das Monarchische ein entschiedenes Übergewicht gewonnen, und das, als republikanischer Zusatz hingestellte, ist meist nur ein Schatten ohne Wesenheit und Gewicht. Wenige Regierungen begreifen: es sey da leichter und besser regieren, wo wohlgeordnete Corporationen vorhanden sind, als wo man mit unverbundenen Einzelnen, mit regellosen Atomen zu thun hat.

Sind denn aber jetzo die Bestandtheile vorhanden, aus welchen man Verfassungsformen aufbauen könnte? Ohne Zweifel: sobald man nur die, hiebei

sehr ungenügende Arithmetik mit unbenannten Zahlen, oder bloße Quantitäten in Thätigkeit setzt. Schwieriger erscheint die Sache, sobald man an lebendige Qualitäten denkt, oder diese doch den Quantitäten zugesellen will.

Zuvörderst fehlt fast überall ein freier, Eigenthum besitzender Bauernstand. Zu frei oben, zu gedrückt unten; das giebt Stoff zu Revolutionen, nicht zu ruhiger Entwickelung. Erwählte Repräsentanten freier Bauern (wie sie z. B. auf den Landtagen im Preußischen erscheinen) sind in Italien unmöglich; ja es fehlt an Mitteln dem, nach Gesetzen möglichen Untergang des Bauernstandes zuvorzukommen *). Wir stehen hier wieder an der so wichtigen, als gefährlichen Stelle: in wie weit das Staatsrecht, den Gefahren eines unbedingten Privatrechtes vorbeugen, und dieses heiligen und verklären könne, ja müsse.

Im Bürgerstande erblicken wir in mehren Landschaften lauter Einzelne; als sey die Gewerbefreiheit und die Abschaffung alter Zunftmißbräuche, un-

*) Auch im Preußischen ist die Frage noch nicht durch Gesetze gelöset: wie ein tüchtiger Bauernstand, mit den natürlichen und unabweisbaren Fortschritten des Ackerbaues, der Industrie, des Handels u. s. w. zu verbinden und zu versöhnen sey.

verträglich mit allem Gemeinschaftlichen, und wirksamen Communalordnungen.

Der Adel entspricht vielleicht noch weniger seinem Begriffe. Überreich, oder heruntergekommen; fast immer unthätig. Die einfachste, edelste und natürlichste Beschäftigung, der Landbau, welche in England und Deutschland den Adel erhält und fördert, wird in Italien verschmäht. Eben so selten wollen die Vornehmen in Staatsdienst treten; und die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft ist nicht jedermanns Sache. Nur zu viele Italiener suchen die Freiheit äußerlich, während es doch nothwendig ist, sie von innen heraus zu finden. Sie geht hervor aus Anstrengung und Entsagung, nicht aus Unthätigkeit und Genuß; und in dieser Beziehung steht das italienische Volk den meisten Vornehmen des Landes voran.

Der deutsche Adel, welchem es unmöglich war ein thätiges Landleben zu führen, erwählte meist nach uralter Weise den Kriegsstand; ein Ausweg, welcher dem italienischen Adel seltener dargeboten, und noch öfter verschmäht ward. Ohne an dieser Stelle die bekannten Mängel eines übermäßigen Soldatenwesens hervorzuheben, darf man daran erinnern: daß die Kriegszucht doch eine Haltung und ein Gesetz giebt, welches der anmaßlichen Nichtsthuerei sonst fehlt, und die sich ein Einzelner freiwillig selten auf-

legt. Auch folgte den bequemen Friedensjahren wohl die ernstere Zeit eines Krieges, welcher den Kleinigkeitsgeist beseitigte und Gelegenheit zur Übung ächter Tugend gab. Man darf wohl bezweifeln: ob es für den Einzelnen und für Alle, für die persönliche Entwickelung und die Lebensdauer und Lebenskraft des ganzen Volks besser war und ist, wenn die nachgeborenen, italienischen Edelleute freiwillig ins Kloster gehen, oder hineingeschickt werden? Bei einem durchaus tapferen und kriegslustigen Volke (wie z. B. das französische) wird der Gebrauch von Stellvertretern (remplaçants) im Heere, dem kriegerischen Geiste keinen Nachtheil bringen; in Italien, besonders dem südlichen, geht aber auf diesem Wege eine Erziehung verloren, welche Allen Noth thäte, und die in Preußen den angeborenen Kriegsmuth und die Kriegsgeschicklichkeit wesentlich erhöht hat.

Hundertsechsundzwanzigster Brief.

München, den 12ten September.

Wenn man die Andeutungen in meinen beiden letzten Briefen mit dem zusammengestellt, was ich früher, hie und da zerstreut aussprach; so wird sich manches Lückenhafte vielleicht ausfüllen. Nach Berührung einiger allgemeinen italienischen Verhältnisse, dürfte es rathsam seyn nun auch die einzelnen Staaten noch einmal vorüberzuführen und an ihre Eigenthümlichkeit, an ihr jetziges Seyn oder Nichtseyn zu erinnern.

Beginnen wir mit dem Süden und zwar mit Sicilien, so wird man den Bewohnern eher eine zu grosse, als eine zu geringe Vaterlandsliebe vorwerfen können. Dies mindert indessen keineswegs die Einsicht in die Mängel der Gegenwart, oder das Gefühl derselben; vielmehr stellt man die poetisch verklärte Vergangenheit in ein doppelt helles Licht, und legt das Dunkel spätrer Zeiten, wesentlich der neapolitanischen Regierung zur Last. Zum Beweise, bis zu welcher unglaublichen, höchst ungerechten Höhe sich Argwohn und Vorwürfe gesteigert haben; darf ich nur anführen, daß die Behauptung bei nicht We-

nigen Glauben fand: jene Regierung habe die Cholera vorſätzlich nach Sicilien verpflanzt, um ſich zu rächen und die Einwohner hinzuopfern!

Stellen wir aber auch dieſe Ausgeburt der Furcht und Leidenſchaft ganz bei Seite; ſo folgen in mannichfachen Abſtufungen, doch Erklärungen der gegenwärtigen Zuſtände, welche ohne Ausnahme deren ſchwere Erkrankung beweiſen. Wenn die Regierung (ſprechen ſehr Viele) die Einwohner auch nicht geradehin vergiften will, ſo will man dieſelben doch offenbar in Armuth und Elend ſtürzen, man will ſie in einer unerhörten Weiſe zu Grunde richten, damit aus der Noth blinde Unterwürfigkeit, oder aus der Verzweiflung ein Aufſtand hervorgehe, und den Vorwand zur äußerſten, willkürlichſten Tyrannei darbiete. — Die Regierung wird (fügen Andere hinzu) ohne es zu wiſſen, in dieſen verdammlichen Maaßregeln von den Carbonari beſtärkt, welche im Neapolitaniſchen noch immer fortbeſtehen. Während der Zeiten früherer Gefahren war Sicilien für die Könige ein ſicherer Zufluchtsort, ein Stützpunkt von wo aus Neapel immer wieder gewonnen wurde. Iſt dagegen Sicilien ſeinen Herrſchern entfremdet und in Haß und Aufſtand hineingezwungen; ſo haben die neapolitaniſchen Revolutionaire den Rücken frei und doppelte Kraft zur Ausführung ihrer Plane! Sie wünſchen, daß Sicilien den Anfang mache und die Initiative über-

nehme, um dann bequemer und ſicherer nachfolgen zu können. — Mit all dieſen Anſichten ſtehen Hoffnungen, oder Träume, von völliger Unabhängigkeit, europäiſchen Umwälzungen, engliſchem Beiſtande, ja (bei Einigen) von engliſcher Herrſchaft in Verbindung: — welche, in der That, den Zuſtand der unglückſeligen Inſel vielleicht am erſten verbeſſern könnte.

Irland, das engliſche Sicilien, könnte von ſolchen Gedanken zurückſchrecken; doch ſind dort eigenthümliche Gründe der Mißregierung vorhanden, und die Zukunft Siciliens, iſt noch weit hoffnungsloſer als die Irlands. Je mehr ich theilnehmend hierüber nachdenke, deſto mehr ſchwindet mir Licht und Ausſicht. Eine ſo vielſeitige, ſo gänzliche Umgeſtaltung und Wiedergeburt, wie ſie Sicilien bedarf, iſt wohl ganz unmöglich. Landvolk, Städter, Adel, Geiſtlichkeit, Kloſterweſen, Verwaltung, Verfaſſung, Alles müßte geändert, von innen heraus erneut werden und ein Reinigungsfeuer, ein Purgatorium erleiden, welches jeder dem anderen zuweiſet, ohne es ſich ſelbſt auflegen zu wollen.

Am unbegreiflichſten, wie am ſchuldigſten, iſt die Regierung, wofür ich früher aus vielen Beweiſen nur einige der ſchlagendſten ausgehoben habe. Die neueſte Geſchichte Europas bietet Beiſpiele in Menge von unbequemen, unverſtändigen, verbrecheriſchen Verfaſſungsformen, und hat Manchen dahin gebracht alle Hülfe

allein in einer guten Verwaltung zu ſuchen. Wer aber die Leiden, wer das Verderben kennen lernen will, was da entſteht wenn alle und jede Formen der Verfaſſung willkürlich zur Seite geworfen werden, und eine unverſtändige, eigennützige Bureaukratie ſich auf den Thron ſetzt, der gehe nach Sicilien. Nicht als wenn es an verſtändigen und uneigennützigen Beamten, an löblichen Planen und nützlichen Maaßregeln ganz fehlte; aber man müßte mehr als ein Herkules ſeyn um dieſen Augiasſtall zu reinigen.

Daß man ſich dem Allem unterwirft, daß es nicht überall zu dem äußerſten Widerſtande kommt; davon iſt nicht Liebe, Vertrauen, Pietät, Gewiſſen die Urſache; ſondern Furcht daß der losgelaſſene ſicilianiſche Pöbel in Rache und Strafe kein Maaß halten, und auch diejenigen ausplündern und ermorden möchte, welche ihn gegen die gehaßten Neapolitaner in Bewegung ſetzen. So ſieht es (nach den eigenen Bekenntniſſen der Sicilianer) aus in Sicilien mit den Zuſtänden und den Bürgſchaften der geſelligen Verhältniſſe!

In Neapel erſcheinen die Dinge, bei der heiteren und leichtſinnigeren Natur der Einwohner, weniger ernſt; auch ſind dieſe ja, den Sicilianern gegenüber, die Tonangeber und Herrſcher. Daß man aber auch hier kaum Einen findet, der die Regierung liebt, ehrt und vertheidigt, iſt für den theilnehmenden Beobachter etwas ſo Ängſtliches und Schmerzliches, daß der

ganze Reichthum der wunderſchönen Natur dazu gehört, es wenigſtens auf einige Stunden zu vergeſſen. Dann aber macht ſich der Gegenſatz des von Gott Gegebenen, und des von Menſchen Eingerichteten doppelt geltend, und tönt wie eine unaufgelöſete Diſſonanz in den Wohllaut und die Harmonie der Natur hinein.

Zwiſchen der Betrachtungsweiſe der älteren und der jüngeren Neapolitaner, findet ſich indeſſen ein merkwürdiger Unterſchied. Jene wurden einſt verfolgt, litten durch mancherlei Umwälzungen, ſehnen ſich nach Ruhe, und danken es der Regierung wenn ſie dieſe, ſelbſt durch getadelte Mittel, erhält. Die jüngeren Männer kennen dagegen die ältere Zeit nicht aus unmittelbarer Erfahrung, halten es für kein Verdienſt der Regierung daß ſie nicht verfolge, meinen man habe es mit den Beſſerungsverſuchen thöricht angefangen, und leben der Überzeugung ſie würden Alles klüger leiten und zum Ziele führen. Jeden Falls ſey der wahrſcheinliche Gewinn größer, als der zu beſorgende Verluſt. Dieſe Partei wächſt täglich, während jene erſte abnimmt. Zwiſchen beide hingeſtellt, hat die Regierung keinen beſtimmten Gang, kein feſtes Ziel, und meint durch die Polizei (welche immer nur negativ und nur auf Einzelne wirkt) die Geſundheit des Ganzen zu erhalten und herzuſtellen. Man findet ſo viel Unzuſammenhangendes, Unfertiges, Widerſprechendes in den Geſetzen und deren Anwendung,

daß es sehr schwer hält, oder vielmehr unmöglich ist, das Warum und Wozu aufzufinden. Hiezu kommt (wie man behauptet) eine unglückselige Scheu der Regierung vor allem Ausgezeichneten. Burke hatte ganz Recht, wenn er sagte: das bloße Talent neige sich zum Jakobinismus. Anstatt aber dasselbe durch praktische Thätigkeit einzuüben und abzuklären, wird es überall zurückgesetzt und fast zu anmaßlicher Unzufriedenheit gezwungen. Diese Scheu vor dem Geiste, diese Vorliebe für die geringhaltigste Mittelmäßigkeit wirkt um so nachtheiliger, da es in Neapel keineswegs an sehr ausgezeichneten, gebildeten Männern fehlt. Von dem ihnen aufgezwungenen Standpunkte aus, verwechseln aber Manche bloße Leidenschaft mit Begeisterung, und meinen ihre gewandte Beweglichkeit, mache Festigkeit und Charakter entbehrlich. Und doch zeigt gerade die neapolitanische Geschichte sehr augenfällig, daß darohne weder die Einzelnen noch die Völker, ein großes Ziel erreichen können.

Wenn in Sicilien revolutionaire Ausbrüche durch die Furcht vor dem einheimischen Pöbel zurückgehalten werden; so tritt in Neapel die Furcht vor den Österreichern hinzu. In der ganzen Weltgeschichte (sagte mir ein Neapolitaner) giebt es nichts Größeres, Weiseres, Gemäßigteres, Bewundernswertheres, — als die neapolitanische Revolution von 1820. Dies Wunderwerk haben die Österreicher zerstört. — Aber selbst diejenigen, welche dies sogenannte Wunder-

werk für ein Narrenwerk halten, danken den Österreichern nicht für die Zerstörung desselben. Insbesondere schämt sich die Regierung ihrer Schwäche, und daß sie lediglich durch die Kraft der Fremden erhalten und wieder eingesetzt wurde. Allerdings wollen die Österreicher in Süditalien keinen Heerd des Aufstandes, keine revolutionairen Verfassungen dulden; es ist aber unvernünftig zu behaupten, sie förderten, sie betrieben unvernünftige Maaßregeln, welche ganz das Gegentheil von dem sind, was sie selbst sehr preiswürdig im lombardischen Königreiche zur Anwendung bringen! So ist z. B. die unglückselige Neigung zu centralisiren und Neapel und Sicilien über einen Leisten zu schlagen; das vollkommene Gegentheil von dem, was die österreichische Regierung in ihren Ländern thut.

Wir sind, sagte mir ein hochgestellter österreichischer Beamter, ganz außer Stande irgend einen heilsamen Einfluß in Neapel auszuüben; die Regierung würde mehr Rücksicht auf die Vorschläge des Dey von Tunis nehmen, als auf die unseren. — So meint man Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu zeigen, und sich doch des Schreckbildes der Österreicher gegen die, leider mit Recht Unzufriedenen, zu bedienen.

Hundertſiebenundzwanzigſter Brief.

München, den 15ten September.

Über keinen Staat iſt es ſchwerer ein Urtheil zu fällen, als über den römiſchen, weil die weltliche und die kirchliche Herrſchaft ſo mannichfach ineinander greifen, und man von den verſchiedenſten Standpunkten, Lob und Tadel ausſpricht. Den Tadel jedoch in ſo verwaltendem, überwiegenden Maaße, daß man zweifelhaft wird ob er auf allgemeiner Wahrheit, oder allgemeinen Vorurtheilen beruht. Zuvörderſt verwerfen nicht Wenige, allé und jede geiſtliche Herrſchaft; dergeſtalt daß auch die allervortrefflichſte Regierung eines Papſtes, eben deshalb gar keine Gnade vor ihren Augen finden würde, weil er ein Kirchenfürſt iſt. Hiebei drängt ſich zuvörderſt die unabweisliche Frage hervor: ob Rom nicht gar ſehr verlieren würde, wenn es nur eine weltliche Stadt und nicht mehr Mittelpunkt der katholiſchen Chriſtenheit wäre, oder wenn man den Papſt irgend einem weltlichen Herrſcher unterordnete? Gewiß wird der Papſt weſentlich getragen und emporgehalten durch ſeine kirchliche Stellung und durch fremden Schutz; zöge man eine unüberſteigliche Mauer um den Kirchenſtaat, ſo würde ſich die gröſte Mehrzahl der Einwohner (beſonders in den Legationen)

gegen die päpstliche Regierung aussprechen und ihr unverzüglich ein Ende machen. Dieser Zustand ist (woher er auch entstehe) gewiß ein höchst beklagenswerther, und es erfordert die besonnenste, gründlichste Untersuchung, wie er verbessert werden könne. Denn daß man sich aus eigener Kraft in der bisherigen Weise noch lange fortbewegen könne, ist schwer zu begreifen.

Gesteht man auch dem geistlichen Elemente gern seine vollen, und im Kirchenstaate überwiegende Rechte zu; so kann man doch den gewichtigen Zweifel nicht unterdrücken: ob es nothwendig sey, fast die gesammte Verwaltung aller Zweige in die Hände von Geistlichen zu legen. Heilsam ist es gewiß nicht; so wenig als wenn man in einem sogenannten militairischen Staate, alle Ämter ohne Ausnahme mit Officieren besetzte. Sollte es denn nicht möglich seyn, den geistlichen und kirchlichen Charakter in allen wesentlichen Beziehungen festzuhalten, und zugleich manchen keineswegs unbilligen Forderungen der Laien zu genügen und die, leider fehlende, Zufriedenheit zu erzeugen?

Freilich müßten mit den persönlichen Veränderungen, auch manche sachliche in Verbindung treten; nicht um bei dem Willkürlichen und Revolutionairen, sondern bei dem wahrhaft Zeitgemäßen anzulangen. An gutem Willen hat es in den neueren Zeiten den Päpsten gewiß nicht gefehlt und ihre Geschichte ist rei-

ner, löblicher, als die mancher Vorgänger aus früheren Zeiten; daß aber der gute Wille noch nicht die rechte Regierungskunſt in ſich ſchließe, hat die Geſchichte nur zu oft, und auch hier erwieſen. Die päpſtliche Regierung ſollte in kirchlicher, wie in weltlicher Hinſicht an der Spitze der Weltentwickelung ſtehen. Ob das erſte in rechter Weiſe der Fall ſey, darüber ſind die Meinungen bekanntlich getheilt; den letzten Vorzug hingegen wagt niemand in Anſpruch zu nehmen.

Mag lauter Tadel der Rechtspflege, der Finanzeinrichtungen, des Geſchäftsganges, der Ämterbeſetzung u. ſ. w. (nach Weiſe unſerer Tage) auch übertrieben ſeyn; er iſt gewiß nicht ohne allen Grund, und ein unbedingtes Abläugnen minder rathſam, als ein vorſichtiges Verbeſſern. Leider treten bisweilen kleine Züge hervor, welche auf gröſsere Einſeitigkeit ſchließen laſſen, und ein Mißverſtändniß der Zeit offenbaren, dem Gregor VII und Innocenz III nicht unterlegen wären. Im großartigen Selbſtvertrauen würden ſie kein Bedenken getragen haben, ihr Leben, Schreiben und Wirken offen der Welt und der Weltgeſchichte darzulegen; im Vertrauen auf den Felſen welcher die Kirche trägt, hätten ſie kleinen Perſonen und Sachen nicht groſse Bedeutung zugeſchrieben, oder die Erkenntniß der Natur als verderblich für die Religion behandelt. Einſicht in ältere und neuere Irthümer, Eingeſtändniß der Fehler, Mittheilung alles Geſchichtlichen, würde

das Papstthum eher stärken, als ihm schaden. Denn eben auf diese Weise sondert sich das Mangelhafte, fällt zu Boden und verliert seine Wichtigkeit; während das Gute und Rechte verklärt und mächtig hervortritt. Wer dies läugnet, ist eigentlich vom Katholicismus abgefallen: er verzweifelt an Kirche und Kirchenstaat, und läßt beides dahinsterben, ohne Glauben an dessen Recht, Kraft, und stete Wiedergeburt. Die allzu thätigen, sowie die ganz unthätigen Verehrer der Kirchenherrschaft, arbeiten gleichmäßig ihren Feinden in die Hände.

Mit dem Eintritte in Toskana, zeigt sich Alles heiterer, zufriedener. Die edlen Absichten, die nützliche Thätigkeit, das väterliche Wohlwollen des Großherzogs werden allgemein anerkannt, und zu dieser Anerkenntniß gesellt sich in erfreulicher Weise persönliche Anhänglichkeit, ohne welche jedes Verhältniß zwischen Herrschern und Untergebenen mangelhaft und herzlos bleibt. Das Land erscheint wie eine glückselige Insel, die zwar von den ärgsten Stürmen auch getroffen wird, aber gegen alle kleineren Ungewitter physisch und geistig geschützt ist. Es offenbart sich überall eine Harmonie, ein Wohllaut, ein Zusammenstimmen, ein edles Maaßhalten, das mich oft an Xenophon erinnerte. Aber Xenophon stellt nur eine Seite des Hellenismus dar und steht auf der gefährlichen Gränze, wo man unter das rechte Maaß leicht hinabsinkt, und die be-

neidenswerthe Mittelmäßigkeit, ſich in Schwäche verwandelt. Manche kleine Hemmungen und Störungen verurſachen, daß nicht Alles in Toskana ſo vorwärts geht, wie man wünſchen muß. Die einſt ſo gewaltſamen Naturen ſind, man möchte ſagen, überzahm geworden, und es ſcheint die Stählung des Charakters und die Kraft der Begeiſterung zu fehlen, welche einſt Männer wie Dante und Michel Angelo hervorrief.

Ganz anders in Piemont. — Die Piemonteſer (ſagte mir ein Neapolitaner) ſind keine Italiener; gewiß ſind es keine Neapolitaner. Man wird überraſcht durch die Energie ihres Charakters, die vielſeitige Thätigkeit, den Ernſt gelehrter Forſchung, die Ordnung des Staatshaushaltes, die Tüchtigkeit des Heeres, die Friſche des Volkes. Nichts Abgelebtes, Überlebtes, keine bloße Vergangenheit, ſondern auch eine Gegenwart und eine Zukunft.

Insbeſondere wird Sardinien, durch die Weisheit des Königs und die Thätigkeit des Grafen Villa Marina, in einer preiswürdigen Weiſe zu neuen, unausbleiblichen Fortſchritten emporgerufen; während man das, ohnehin ſo kranke Sicilien, durch Mißgriffe aller Art dem völligen Tode entgegen führt.

Je größer die Freude iſt, mit welcher der theilnehmende Beobachter jene Fortſchritte anerkennt, um ſo mehr muß er wünſchen daß zwei Gefahren vermieden werden, welche von entgegengeſetzten Seiten drohen. Möge die ſar-

dinische Regierung, aus gerechtem Hasse gegen unchristliche Gottlosigkeit, sich nicht verleiten lassen das Christliche nur in gewissen Formen und Richtungen zu sehen; welche (unter Maaß und Zügel gehalten) allerdings ein natürliches Daseyn und einen gewissen Werth haben; die aber (gesetzgeberisch und alleinherrschend an die Spitze gestellt) den Staat unterjochen, die Entwickelung der Völker hemmen, und für Gegenwart und Zukunft keinen anderen Maaßstab, keine andere Richtung anerkennen, als die der Vergangenheit; und auch diese nur in so weit, als sie ihnen gerade behagt und Vortheile zusichert.

Lebhafter Widerspruch, ja bitterer Haß gegen diese böse Gefahr, führt in die Nähe einer anderen. Die Hinneigung zu französischen Ansichten und Zwecken hat nämlich, aus vielen Gründen, sehr abgenommen; doch vergessen noch Etliche des Spruches: timeo Danaos dona ferentes; und Andere gerathen durch stete Beschäftigung mit der französischen Literatur in eine einseitige Richtung, welche selbst den Franzosen oft schädlich ward, für fremde Völker aber gar nicht paßt. Zunehmende Bekanntschaft mit der deutschen und englischen Literatur wird hoffentlich das Gleichgewicht herstellen, und die eigenthümliche Entwickelung alsdann desto freier von Statten gehen.

Hundertachtundzwanzigſter Brief.

München, den 16ten September.

Wenn die Urtheile der Italiener über manche italieniſche Regierung hart ausfallen, ſo tritt ein großer, eigenthümlicher Grund der Unzufriedenheit, in Bezug auf das lombardiſch-venetianiſche Königreich hinzu. Ich ſtelle die Anklagen in ſchärfſter Form voran. Die Öſterreicher (ſo ſprechen die Eifrigſten) ſind ewig haſſenswürdige Fremde, welche darauf ausgehen den Nationalcharakter zu Grunde zu richten, durch ſchlechte Mittel (Spione, geheime Polizei u. dgl.) ihre Herrſchaft zu befeſtigen, die Unwürdigſten zu hohen Stellen erheben, und jeden tüchtigen Italiener zwingen ſich von dem Allem abzuwenden. Es bleibt dieſen nur die Wahl zwiſchen Erniedrigung, oder Tod. — So die heftigſten Vorwürfe, in den ſtärkſten Ausdrücken. Vor aller näheren Prüfung muß ich bemerken: daß ich bei einer viermaligen Anweſenheit in der Lombardei, jedesmal fand, daß die Zahl und die Heftigkeit der Klagenden abgenommen hatte, bis mir vor Kurzem ein ſo kluger als eifriger Italiener in vollem Ernſte ſagte: die öſterreichiſche Regierung iſt in jeder Beziehung ſo vortrefflich, daß wir uns über Nichts zu beklagen haben. Dies iſt aber ein großes Unglück, weil uns alle Gründe und Mittel fehlen die

Massen in Bewegung zu setzen und eine neue Zeit herbeizuführen.

Gehen wir jetzt mit der Gewissenhaftigkeit zur Betrachtung des Einzelnen über, welche so wichtige Gegenstände und so große Gegensätze erfordern. Das Haus Österreich stammt allerdings nicht aus Italien, so wenig wie aus Ungern oder Böhmen; so wenig wie das russische Herrschergeschlecht aus Rußland, das schwedische aus Schweden, das englische aus England, das preußische aus Preußen, das spanische aus Spanien, das neapolitanische aus Neapel. Aus so zahlreichen, merkwürdigen Erscheinungen könnte man vielleicht auf ein tieferes Gesetz schließen, oder darin eine höhere Fügung erkennen; wodurch das Seyn verschiedener Völker vermittelt, Einseitigkeit vermieden, frisches Leben herbeigeführt wird. Ferner ist die österreichische Herrschaft in Italien nicht bloß durch Willkür und Gewalt entstanden; sie hat die Verjährung, dem alten Rechte hinzugefügt, das Land in keiner Weise mit Deutschen überschwemmt, oder jemals bezweckt das Italienische in andere Formen hineinzuzwängen. — Hiegegen läßt sich bemerken: die Klagen der Lombarden beziehen sich nicht auf die Herkunft des Herrscherhauses; sondern darauf daß sich dieses nicht völlig nationalisirt, nicht völlig einheimisch wird, wie es mit den Habsburgern in Florenz und den Bourboniden in Neapel geschehen ist. Daher bleibt Mailand nur ein

untergeordneter Mittelpunkt, während Europa (um nur Eines zu erwähnen) Gesandte nach Florenz sendet.

In letzter Stelle läuft diese Klage darauf hinaus: das lombardisch-venetianische Königreich solle nicht als Glied eines größeren Ganzen betrachtet werden; sondern ein durchaus eigenthümliches Daseyn, eine völlige Unabhängigkeit erhalten. Es ist gewiß ein Gegenstand der ernstesten Prüfung für die österreichische Regierung: ob und in wie weit sie diesen natürlichen Wünschen noch mehr nachgeben, und den übrigen italischen Regierungen in Hinsicht auf ächte, preiswürdige Liberalität (z. B. bei der Censur) noch mehr vorauseilen könne. Die Forderung: sie solle kurzweg der Herrschaft entsagen und dieselbe, ich weiß nicht in wessen Hände niederlegen, ist indessen ungerecht, unausführbar und von der Art daß die Fordernden (in ähnliche Verhältnisse gesetzt) sie niemals bewilligen würden. Gewiß war jene erwünschte Unabhängigkeit zur Zeit des französisch-italienischen Königreichs in keiner Weise vorhanden; und manche, als zweideutig oder grausam getadelten Maaßregeln stellen die Österreicher nur als Nothwehr dar, welche man (wie die jetzt bewilligte Amnestie erweise) bei Seite geworfen habe, sobald sie nicht mehr durchaus nothwendig gewesen wären.

Die Behauptung: Österreich gehe darauf aus den Nationalcharakter zu erniedrigen; steht (abgesehen von der inneren Thorheit und Ungerechtigkeit) in schroffem

Widerſpruche mit den Anſtrengungen für beſſere Volkserziehung und dem allgemeinen Zeugniſſe für die Trefflichkeit der Regierungsweiſe. Iſt die öſterreichiſche Regierung jetzt nicht die beſte und liberalſte in ganz Italien; iſt ſie nicht beſſer als die altrömiſche über beſiegte Völker, die engliſche in Irland und die ruſſiſche in Polen?

Antwortet man: dieſer Troſt iſt ſehr geringer Art, und eine ſchlechte einheimiſche Regierung, ohne Zweifel einer guten Regierung durch Fremde vorzuziehen; ſo eröffnet ſich hier wenigſtens eine Ausſicht dieſe fremde Regierung immer mehr in eine einheimiſche zu verwandeln, weil die Öſterreicher Feinde alles Centraliſirens und ſehr geneigt ſind in jedem Lande Einheimiſche anzuſtellen.

Die Hoffnung: durch Gewalt, durch groſſe Umwälzungen eine heilſame Umgeſtaltung ſeines Vaterlandes hervorzubringen, iſt zwar glänzend, aber in der Regel trügeriſch. Den minder ſcheinbaren, aber ſichereren und löblicheren Weg ſchlägt derjenige ein, welcher die Wiedergeburt bei ſich anfängt und den heilloſen Grundſatz aufgiebt: die Gewalt der Umſtände zwinge ihn ſeinen Pflichten zu entſagen, weil ſie nicht in der Geſtalt des Glorreichen auszuüben ſeyen. Sollte der mailändiſche junge Adel glauben: es ſey groſſartiger ſpazieren zu reiten, Liebſchaften nachzuhängen, in Kaffeehäuſern und Theatern zu frondiren, als zu arbeiten, ſich anzuſtrengen und in untergeordneten Kreiſen für

höhere vorzubilden; so wäre er es selbst, der (im Widerspruche mit den Wünschen Österreichs) seinen und den Nationalcharakter untergrübe und eine Wiedergeburt Italiens immer unmöglicher machte.

Der so oft ausgesprochene Gedanke: diese Wiedergeburt Italiens bestehe in der Verwandlung zu einem Staate, in einer französirten Centralisation mit einer regierenden Hauptstadt und dem neumodischen Heiligenscheine von Journalen und Flugblättern *); — dieser Gedanke ist völlig unpraktisch, unausführbar, verderblich. Nie würden sich, um nur Eines zu erwähnen, die einzelnen Hauptstädte (von denen jede so viel für sich anzuführen weiß) irgend einer herausgegriffenen unterordnen wollen; es würde die begünstigte Stadt am hitzigen Fieber, es würden die anderen an der Auszehrung zu Grunde gehen, und der große eigenthümliche Reichthum der italienischen Entwickelung völlig verschwinden. Wie verkehrt, wie antinational dieser, in abstracto scheinbare, Plan ist, zeigt in neuester Zeit der, an nur zwei Theilen desselben Reiches, an Neapel und Sicilien angestellte, unglückliche Versuch. Der Gedanke von einer Einheit Italiens müßte daher viel tiefer aufgefaßt, viel besonnener durchgeführt, es müßte damit die Mannichfaltigkeit des be-

*) Ich verkenne, um des Mißbrauchs willen, keineswegs die wahren Verdienste der Journalisten, doch geht das Heil und die Erlösung der Welt nicht vorzugsweise von ihnen aus.

sonderen Lebens verbunden und ausgesöhnt werden; sonst dürften die neu hervorbrechenden Mängel mindestens eben so groß seyn als die alten, welche man abzustellen wünscht.

Wahr ist es: die Revolutionen gehen nicht bloß aus der Nachtseite des menschlichen Gemüthes hervor. Es gab auch Revolutionen die den Geist frei machten und von Fesseln löseten, und das Unrecht sowie die Gewalt nicht begründeten, sondern abschafften. Wodurch unterscheiden sich also die verdammlichen, von den heilsamen Revolutionen? Dadurch, daß in diesen der Geist Gottes vorherrscht, und dieser ist kein anderer, als der Geist der Liebe. Ohne dieses Merkmal, diesen Prüfstein, ergiebt man sich nur den Täuschungen des Teufels.

Alles zu Allem gerechnet, ist Italien im Vergleiche mit dem 17ten Jahrhunderte, gewiß in vieler Hinsicht sehr fortgeschritten, doch bleibt nicht wenig zu wünschen übrig. Vielleicht (trotz des scheinbar feindlichen Gegensatzes) manches Deutsche. Gewiß kein abgestorbener, allgemeiner Begriffsstaat, aber ein allgemeines, verbindendes Nationalgefühl und eine Vaterlandsliebe, die den Tod für dasselbe nicht scheut; keine arithmetische Normalverfassung, aber wahrhaft wirksame Berathungen in jedem Landestheile; kein atomistisches Bürgerthum, sondern Vermehrung der Weisheit und Kraft durch corporative Einrichtungen; kein zur Armuth hinabgedrücktes oder auf Betteln hingewie-

senes Volk, sondern eine breite, häusliche, zufriedene Grundlage des Ganzen; keine Findelhäuser, sondern Schulhäuser; kein unthätiger Adel, sondern die Anstrengung steigend mit der höheren Stellung; keine unduldsame Priesterschaft, sondern freie Entwickelung nach verschiedenen, zuletzt dennoch harmonischen Richtungen; keine Furcht vor der Wissenschaft, keine Besteuerung des Geistigen, sondern nur Einwirkung gegen das offenbar Gottlose; keine Trennung der materiellen Interessen, sondern Aufhebung der Sperrungen und Zollinien; keine Leidenschaft, ohne Charakter und Weisheit; kein religiöser Glaube ohne dadurch verklärte Sittlichkeit.

Dies Alles (sofern es nicht in einzelnen Landschaften bereits glücklicherweise erreicht ist) vermögen zur Eröffnung einer neuen, glorreichen Laufbahn, die Herrscher und Völker Italiens, sobald sie ernst wollen. Wollen sie nicht, so werden die Töne des alten Ruhmes zwar nicht verklingen, aber die Herrscher über kurz oder lang zu Grunde gehen, und den Italienern diejenigen Völker zuvoreilen, welche ihr Pfund nicht vergraben, überschätzen, oder vergeuden; sondern es dankbar nutzen, und durch Thätigkeit aller Art vermehren.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler im erſten Bande.

Seite 11 Zeile 4 von oben lies Brunnquelle
— 35 — 12 v. o. l. Venus in
— 130 — 12 v. u. l. jener

Druckfehler im zweiten Bande.

Seite 445 Z. 1 von oben lies Meſſina
— 451 — 4 v. unten l. auf das